Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 1, III. 1. Januar 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

I.

Fern wenig seitab von der großen Touristen-Straße, die durch das schlesische Gebirge führt, in einem der stillen Seitenthäler, die ihre Bäche nach dem Bober schicken, liegt Rodau, ein großes Dorf, das wohl eine Stunde lang die Häuser über malerisches Gehänge und über die üppige Niederung zu beiden Seiten des Baches verstreut. Ein richtiges Bauerndorf, ohne Dominium und ohne Fabriken, mit einer mächtigen, breitthürmigen Kirche, ein paar festgefügten Brücken, drei Wirthshäusern, zwei Schmieden und mehreren Mühlenwerken, — ein freundliches Dorf, in dem einen die Vorübergehenden herzlich grüßen, wo, wenn man an einem Gärtchen mit bunten Blumen bewundernd stehen bleibt, der gutmüthige Häusler heraustritt und einem ein paar Levkoyen oder Ringelrosen mit auf den Weg giebt.

An einem Montag Morgen war es.

Auf dem Lande giebt es keinen blauen Montag. Wenn Sonntag alles geruht hat oder fröhlich gewesen ist, geht es schon nach Sonnenaufgang wieder hinaus mit Pflug und Egge oder Spaten; es öffnen sich die dampfenden Ställe, die Herdfeuer knistern, die Pferde wiehern in den kühlen Morgen hinein, die Pumpenschwengel sausen auf und nieder, die Mäher prüfen am thauigen Grase die Schärfe ihrer Sicheln und ziehen sie über den Stein. Dann geht es an die Heumahd, an das Behäufeln der Kartoffeln, das Umackern eines Lupinen-Feldes, oder was sonst der Dienst erfordert.

Es arbeitet sich köstlich in der Frühe, wenn die Morgenluft Mensch und Thier die Glieder stählt, die Lungen weitet und das Herz froh macht und die dampfende Scholle, getränkt vom Nachtthau, willig dem Werkzeug gehorcht.

An manchen Stellen freilich bleibt die Arbeit an ihr immer beschwerlich: dort, wo das Land aus Ueberreichthum an Quellen sumpfig ist, oder die Erdschwarte nur dünn über steinigem Gehänge liegt, denn das Thal ist wohl breit und sonnig, aber da und dort ziehen sich doch die Felder steil hinauf, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den Wald um ein Stück zurückdrängend.

Noch werfen an manchen Stellen die Bergkegel breite Schatten über das Gelände, aber die Sonne steigt, die Frühnebel zerstreuen sich oder ballen sich zu aufsteigenden Wolken, die Schatten werden kürzer, und hell und glänzend liegt das herrliche Stück schlesischer Erde da, mit seinen Aeckern und Matten, Teichen und Wäldern, seinen blühenden Himbeerhalden und fischreichen Bächen, den jäh aufstrebenden Felsschroffen und bläulichen Gründen. Ein heiterer Luftzug kühlt die Julihitze. Kleine weiße Wölkchen gleiten über die dunkeln Spitzen des Fichtenwaldes herauf, der Dunst, der den Horizont verschleierte, verschwindet, und ein tiefblauer Himmel wölbt sich über die prangende Sommerwelt.

Die da im Schweiße ihres Angesichtes schnitten und pflügten, hatten weder Muße, noch rechten Sinn, all das zu beobachten und sich daran zu freuen. Aber darum blieb es nicht ungenossen.

Einer saß im Schatten eines Nußbaumes auf mäßiger Anhöhe und maß recht mit leuchtenden Blicken das Land zu seinen Füßen, seine Schönheit und Fruchtbarkeit; ein junger Mensch von vierundzwanzig Jahren etwa, schmuck, frisch und blühend, wie die Welt um ihn her, ließ sich einen Schoppen des braunen Doppelbieres schmecken, das der Brauer verzapfte, wischte sich den dunkeln Schnauzbart, strich sich das glänzende braune Haar, seufzte auch einmal, wie begehrlich, auf und sah wieder lachend hinaus in die helle Gegend.

„Ein verflixt hübsches Stückel Land ist das bei Euch!“ sagte er zu dem Wirth, der ihm zwei Cigarren brachte. „Und wie üppig alles steht und gedeiht, Kartoffeln, Gerste, Rüben und Korn; der Klee vollends, knüppeldick und eine Blüthe über und über! Ist das Ihres?“

„Nee, meines liegt da drüben zu, auf den Vogelberg 'nüber; und ich hab' auch meistens bloß Gerste, vom übrigen gerade soviel man in der Wirthschaft braucht.“

„Wem ist denn das?“

„Dem Hendrich sein's.“

„Und der Wald dahinter?“

„Auch.“

„Und hier herüber zu die Wiesen?“

„Auch.“

„Donnerwetter, das ist ja wie im gestiefelten Kater!“

„Dreh'n Sie Sich einmal ein bissel 'rum: das is der Hof dazu.“

„Schockschwerebrett! Schöne Baulichkeiten das, und alle neu!“

„Gelt?“

„Das giebt ja einem Dominium nichts nach! Fehlt bloß das Schloß.“

Eine Weile verging den Zweien in behaglichem Schweigen, das Freude über den Reichthum vor ihnen, gemischt mit ein wenig Neid und Begehrlichkeit, war.

„Es wird heiß,“ sagte der Gast, endlich das Gespräch wieder aufnehmend. „Gut Wetter zum Heumachen.“

Aber der Wirth war noch bei dem alten Thema. „Ja, — und wenn man so bedenkt, daß das alles einmal dem Nesselgrunder Müller in die Suppenschüssel fallen soll, so kann's mich ordentlich boßen. Aber wer weiß, nimmt sie ihn auch?“

„Wer nimmt?“

„Die Hendrich Anna. 's is nämlich eine Erbtochter zu dem allen, Söhne sind keine. Da können Sie Sich denken, wie die Freier hinterher sind.“

„Herrjeh ja!“ sagte der junge Gast, drehte sich den Schnurrbart und ließ seine Augen mit neuem Interesse über das Gelände schweifen. „Wie alt ist denn das Mädel?“

„Nu, ihre achtundzwanzig wird sie sein.“

„Doch? — Hübsch?“

„Da hör' einer!“ lachte der Brauer und zog sich einen der schweren Stühle heran, um neben dem Fremden Platz zu nehmen. „O ja, 's is ein stattliches Frauenzimmer. Hübsch? Nu, 's geht schon.“

„Ein hübsches Gesicht und ein fideler Sinn sind sonst jedes auch ihre zehntausend Mark werth!“

„Zehntausend Mark, — na meinetwegen! Aber Fleiß und ein guter Kopp sind noch mehr werth. Was die Anna betrifft, die hat alles. G'rade fidel, — das wär' zu viel gesagt. Aber sie is auch nich trübetümplig.“

„Achtundzwanzig, — da glaub' ich schon, daß sie nicht fidel ist, weil der Richtige noch nicht gekommen ist. Oder ist dem Alten wohl keiner gut genug?“

„Das grade nich. Der sagt, ihm is egal, wen sie sich nimmt. Aber das Mädel selber is eine Wählige, macht sich nichts aus den Mannsleuten, spricht sie. Dazu hat sie der Alte immer schaffen und schaffen lassen ganz auf ihren Kopp, versteh'n Sie, da hat sie sich halt das Regiren angewöhnt und hat nu nich viel Lust, mit einem zu theilen.“

„Die Lust müßt' man ihr eben beibringen!“ sagte der Fremde, kniff die Augen zusammen und lachte dann hellauf.

Der Brauer, der hinübergesehen hatte, wo ein Rudel Rehe aus dem Walde ins angrenzende Kornfeld trat, drehte sich um, stemmte die Hände auf die Hüften und betrachtete den Fremden wohlgefällig.

„Ein hübscher Kerl sind Sie,“ sagte er dann, „aber das macht bei der keinen Eindruck.“

„Das käm' auf den Versuch an,“ meinte der Jüngere übermüthig.

Der Wirth ließ seine Blicke prüfend über den Anzug des Gastes gleiten, um ihn ein wenig darnach zu taxiren, und legte dann den Kopf auf die Seite. „Na ja, jaja, 's wird ja auch sonst nich fehlen.“

„O nein! Wir haben ein schönes Gut in der Strehlener Gegend, schwerer Boden; auch ein hübsches Stückel Land.“ Es war ja nicht nothwendig, dazuzusetzen, daß es nicht mehr als siebzig Morgen groß war und sich einmal acht Kinder darein theilen sollten.

„Nu da! Das is ja schön, da können Sie schon überall anklopfen!“

„Wohl viel große Bauern hier?“

„'s hat ihr', 's hat ihr'. Aber auch viel Armuth, o je, o je! Da is mancher, der noch vor zehn, fünfzehn Jahren den Kopf hoch trug und lebt jetzt, — kein Mensch weiß nicht wovon: Schmuggel, Felddiebstahl, Wildern.“

„O je!“

„Ganze Familien, die an den Bettelstab gekommen sind! Aber woher kommt das?“ Und nun legte sich der Brauer ins Zeug, wie einer, der auf eine Lieblings-Materie zu sprechen kommt. „Das kommt, weil die großen Herren, die die Gesetze machen, nichts von der Sache verstehen, die Leute, die immer ‚Ansichten‘ haben oder ‚Grundsätze‘, die Politischen wissen Sie. Das müßte so sein, daß die Miterben nichts dürften 'rausgezahlt kriegen, bloß ihren Satz vom Ertrage, wär' der gering, wären die Zinsen gering. So aber —“

Der Brauer schien eben auch Ansichten und Grundsätze zu haben. Der Fremde aber war nicht im mindesten gewillt, sie anzuhören; er lachte wie einer, der nur eine Politik kennt: die des frischen, fröhlichen Zugreifens, und dem dazu jede Einrichtung und jede Stunde und Gelegenheit recht ist.

„Hendrich? Ist das der Schulze hier?“ fragte er, den Wirth dreist unterbrechend.

„Schulze is er nich. Aber einer, vor dem die Leute einen Respect haben über zehn Gemeindevorsteher hinaus.“

„Hm!“

„Einer von denen, wissen Sie, die Glück und nichts als Glück haben im Leben.“

„Die Leute habe ich gern!“

„War Ihnen der Mann zuerst nichts als ein armer Zimmergeselle! Da hat er geerbt und sich hier angekauft, — denn 's is im Grunde kein Hiesiger, — dort das Häusel, sehn Sie 'mal 'nüber, wo die drei bekappten Linden stehn, die bald wie drei Pappeln aussehn, dort in dem Häusel hat er zuerst gewohnt. Dann hat er ein Mädel mit Geld genommen, hat sie begraben und wieder nach Geld geheirath', wieder einmal geerbt und so Jahr um Jahr die Geschichte vergrößert. Wo einer verkaufen wollte, — er nahm's. Wo einer 'ne Hypothek haben wollte, — er gab sie, — mit zwei, zweieinhalb Procent.“

„Sapperment! Und trotzdem reich geworden?“

„Trotzdem! Unser alter Herr Pastor, der sich jetzt zur Ruhe gesetzt hat, sagte immer: ‚Hendrich, Euch giebt's der Herr im Schlafe, auf Euch ruht sein Segen sichtbarlich!‘ Ein braver, alter Herr, bewirthschaftete die ganze Widemuth, vier Pferde, sechs Kühe, jedes Jahr drei Schweine gemäst', dagegen der neue alles in Pacht gegeben hat, alles.“

„So, so.“

„Ach der, — das ist ein Stolzer. 's Offertorium — abgelehnt, wo wir großen Bauern an Feiertagen doch unsere drei Mark und mehr auflegten! Aber der Alte, das war unser Mann!“

„Ueber die zwei Procent komm' ich noch nicht weg. Wie einer dabei reich werden kann.“

„Nu grade! Denn jetzt haben die Leute immer drauf los geborgt, immer geborgt und geborgt. Er, — was wollte er machen? Er hat's halt gegeben. Wenn's den Leuten denn nich zum Segen war, war's seine Schuld?“

„I wo denn!“

„Ja, das müßte eben alles anders sein! Das ist bloß, weil die Gesetze schlecht sind, weil die von den studirten Herren gemacht werden, die nichts haben, als was ihn' der König in die Tasche steckt. Wohnen in hohen Häusern in der Stadt, und regnet's nicht gleich, daß es ihn' den Staub löscht, da lassen sie hübsch Sprengwagen auffahren. Sie sollten einmal zweihundert Morgen Gerste sprengen!“

Der andere lachte und sagte dann leichthin: „Wir werden's nicht ändern, Herr Wirth, wir nicht. Und da ist's immer noch das Gescheidtste, ein jeder sieht, wo er bleibt. Aber ein hübsches Stückel Land habt Ihr doch hier!“ Und die Luft durch die Zähne schlürfend, streckte der junge Mensch die rechte Hand aus, als müsse er fassen und halten können, was da glänzend vor ihm lag.

Der Wirth lachte auch: der gefiel ihm, es war an dem Menschen selbst etwas Funkelndes, Glänzendes und etwas Strammes und Geschmeidiges zugleich.

„Wo haben Sie denn gestanden?“ fragte er.

„O, bei den Garde-Husaren in Potsdam, das war ein feines Ding! War ordentlich schade, daß sie mich mit zwei Jahren losgegeben haben!“

„Als Königs-Urlauber entlassen?“

„Jawohl!“

„Da müssen Sie aber ein verdammt anstelliger und strammer Kerl sein!“

Der Junge lachte noch lauter, mit der fröhlichen Ueberlegenheit, mit der einer lacht, wenn einem anderen die Vorzüge klar werden, deren er sich nicht ohne Eitelkeit bewußt ist.

„Was machen Sie eigentlich hier in der Gegend?“ fragte der Brauer mit neugierigem Interesse.

Der junge Mensch hätte hierauf sehr einfach sagen können, daß er zu einer Hochzeit in der Nähe geladen sei, und dann hätte es sich herausgestellt, daß der Brauer mit Frau, Sohn und Tochter auch dahinging und ihm gern mancherlei Auskunft gegeben hätte, was da alles zusammenkäme, und wieviel gute Partien darunter wären, aber es beliebte dem Erben aus der Strehlener Gegend, nur eine pfiffig-wichtige Miene aufzustecken.

„Ja so!“ spaßte der Wirth. „Sie gehen auf die Freite. Nun, wozu wären die Mädel da, als zum Heirathen, überhaupt die reichen?“

„Ja, wozu wären sie sonst da! Aber jetzt meine Schuldigkeit, Herr Wirth, 's ist Zeit zur Bahn!“

Damit sprang er auf und streckte ein wenig seine gelenkigen Muskeln; ein nicht sehr großer, aber bildschön gewachsener Mensch, feingliederig, von der schlanken, dunkeläugigen Sorte, die neben den gedrungenen, schwerfälligeren Nachkommen der blonden thüringer Kolonisten in Schlesien den fränkischen Typus in überraschender Reinheit vertritt und neben der biedern Verständigkeit jener das leichter erregbare, beweglichere und bestechendere Element bildet. Dann bezahlte er, sah den anderen fröhlich an und griff nach Hut und Tasche.

„Auf Wiedersehen, Herr!“

„Auf Wiedersehen!“

Der Wirth ging hinein. „Das is ein Kerl, das is einer! Der macht sein Glücke schon!“ Indessen der andere lachend von dannen zog, denn er war genau derselben Meinung.

II.

Inmitten eines großen Gehöftes, das, obwohl bäuerlich, dem eines Rittergutes nichts nachgab, stand mit aufgesteckten Rocke, in grober Taille eine junge Frauensperson, die bloßen Arme untergestemmt, die scharfen hellen Augen bald da, bald dorthin schickend, und theilte Befehle aus, mit der gewissen Barschheit, ohne die sie dem Gesinde nicht imponirt haben würde, und mit der Sicherheit und Umsicht, die ihre völlige Beherrschung des landwirthschaftlichen Betriebes verrieth. Sie war ein kräftiges blondes Mädchen mit regelmäßigen, ein wenig derben Zügen, von guter Mittelgröße, kraftvoll ohne besondere Fülle, klug, energisch und doch auch wohlwollend im Ausdruck.

Nachdem sie Mägden und Knechten ihre Anweisungen gegeben, wurden einige Händler erledigt, die schon auf sie warteten. Eine Hausirerin, die das Land mit einem Packen Leinwand durchzog, sah sich abgewiesen, denn die Anna kannte sie als theuer und unzuverlässig mit ihrer Ware; einer anderen mit Holzwaren wieder ein großer Kram abgekauft, mit einem Viehtreiber, der einen schönen jungen Bullen brachte, das Geschäft abgeschlossen.

Dies war eben besorgt, der Mittag darüber fast herangekommen und die junge Bäuerin eben im Begriffe, nach den Ställen zu gehen, als am Eingang zum Gehöft eine Gestalt auftauchte, die sie veranlaßte, die wirthschaftlichen Sorgen fahren zu lassen und den energischen Ausdruck ihres Gesichtes in den herzlicher Zuvorkommenheit zu verwandeln.

„Der neue Herr Pastor!“

Sie eilte ihm entgegen, streckte ihm die Hand hin und hieß ihn willkommen.

Er hatte den Hut abgenommen, hielt ihn in der Hand, trocknete sich die Stirn und sah erstaunt abwechselnd den weiten, von stattlichen Gebäuden eingefaßten, peinlich ordentlich gehaltenen Hof und das Mädchen an, das darin schaltete.

„Ich bin die Tochter,“ sagte sie.

„Ich seh es wohl. Ein stolzes Anwesen, das Ihrige.“

Während er nochmals die Blicke über die Stallgebäude, die hohen Scheunen und das stattliche Wohnhaus gleiten ließ, betrachtete ihn das Mädchen mit Wohlgefallen und Verehrung. Sie hatte ihn bei der Probepredigt und gestern bei der Einführung und Antrittspredigt gehört, und in seiner Erscheinung, seiner Stimme, in der Wärme und Begeisterung, mit der er geredet, war etwas gewesen, das ihr seltsam zu Herzen gedrungen war. So hätte Jacobus oder sonst ein jüngerer Apostel aussehen und reden müssen, oder wenn einer der Engel des Herrn herabgestiegen wäre, unter den Menschen zu wandeln, meinte sie.

Es war feierlich und traulich, daß er ihr jetzt so nahe gegenüber stand, ihr die Hand drückte und freimüthig seine Blicke die Bewunderung ausdrücken ließ, die ein wohlgeordneter und wohlbestellter Besitz erregen darf.

Ein junger Mann noch, achtundzwanzig, höchstens dreißig, schlank, etwas schmal in den Schultern, bartlos, kein Alltagsgesicht. Ein stark herausgearbeitetes Profil mit kühngezeichneter Nase und etwas zurückliegender Stirn, vollen, aber nicht weichlichen Lippen, etwas hageren, bräunlichen Wangen, tiefliegenden hellen Augen, die in nicht uninteressantem Contrast standen zu seiner Hautfarbe und der Schwärze des Haares.

„Ist Herr Hendrich zu Hause?“ fragte er mit der hohen, klingenden Stimme, die in der Kirche von so überraschender Wirkung war, wie eine Stimme aus der Höhe.

Theater-Mantel. — Empfangs-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung.
Beschreibungen: Seite 10 der Moden-Nummer.

Rückansicht zum Theater-Mantel.

Rückansicht zur Empfangs-Toilette.

„Daheim ist er schon, aber es ist einer bei ihm."

„So wart' ich ein wenig."

Sie bat ihn, ins Haus zu treten.

Aber er zog den Sitz unter einer breitschattigen Linde vor. „Es ist ja eine Freude, hier Umschau zu halten. Ich habe vernommen, daß Sie das alles allein unter Sich haben. Man rühmt Sie sehr am Orte."

„Ich hab' verläßliche Leute, da ist es nicht schwer."

„Es ist ein guter Schlag Menschen hier, scheint es. Ich habe ihre Gesichter freilich nur von der Kanzel gesehen, dabei aber viel liebe, zufriedene Gesichter bemerkt. Manche —", er brach ab. Manche hatten freilich auch den bäuerischen Hochmuth, der auf seine vollen Scheuern, oder den verwegenen Trotz, der auf seine starken Arme pocht, recht deutlich zur Schau getragen, und ihren Mienen war nicht viel anzusehen, daß das Evangelium von der hülfreichen und neidlosen Liebe, die eine Gemeinde erst zu einer richtigen christlichen Gemeinde macht, wie er es gestern ausgeführt, recht aufgegangen sei. Aber warum das hier sagen?

„Sie haben gar schön gepredigt gestern, Herr Pastor," sagte sie dann. „Es war alles so einfach, als müßt' es so sein, und doch, wie Sie's sagten, das ging einem so eigen zu Gemüthe."

„Wenn es nur auch denen zu Gemüthe ginge, die es am meisten brauchen, deren Gemüth schläft und erst geweckt werden soll! Sie wissen, die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, aber die Kranken. Nur Sie und Ihr Vater, das sind, hör' ich, ein paar Leuchten in der Gemeinde, die zeigen, wie man fleißig schaffen und wohlthun soll, und wie Gott beides segnet: Fleiß und Barmherzigkeit."

„Ach, Herr Pastor, fleißig zu sein, das ist kein groß Verdienst, das kommt uns selbst wieder zu gute und ist ja auch das größte Glück; was aber das Wohlthun anlangt, das will bei unsereinem erst recht nicht viel sagen. Erst wer entbehrt, was er giebt, dem ist's Verdienst, hab' ich einmal gelesen. — Da geht der Besuch!"

Ein häßlicher blonder, schnauzbärtiger Mensch schritt über den Hof. Als er die beiden mit devotem Lächeln grüßte, sah man einen großen Siegelring an seiner Hand in der Sonne blitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Zur Beachtung.

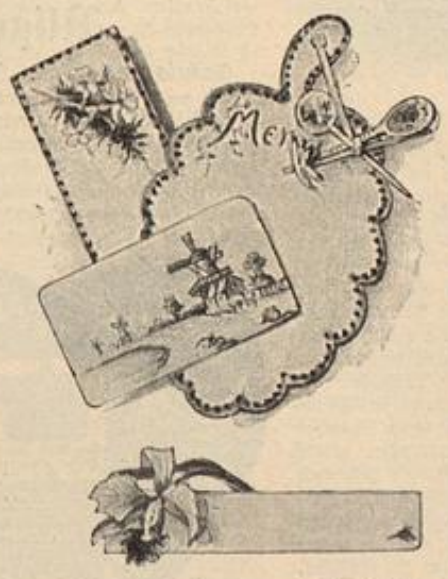
Unsere geehrten Abonnentinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse der letzten Seite der Unterhaltungs-Beilage angegeben. — Als Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise nehmen wir einen Minimal-Satz von 10 Pf. pro Druckzeile an; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgesandt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage in „nächster Nummer" in keinem Falle thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Manuscripte ꝛc. frühestens sechs Wochen nach Eintreffen in unserer Redaction zum Abdruck gelangen können. D. Red.

Sylvester.

„Glücksschiff". Aufsatz für die Sylvester-Tafel. — Am Vorabend des neuen Jahres darf es in fröhlichem Gesellschaftskreise nicht an allerlei bedeutungsvollen Scherzen, auch nicht an Symbolen des Glückes und der Hoffnung fehlen. Das „Glücksschiff" trägt, was es an solchen nur giebt, und dient zugleich zur Aufnahme der traditionellen Pfannkuchen. Die Grundform, 70 cm lang, 15 cm hoch, aus Carton geschnitten, erscheint innen mit rosa, außen mit grünem Krepp-Papier und darüber mit buntfarbigen Knall-Bonbons bekleidet, durch welche sich ein seitlich zur Schleife gebundenes rosa Seidenband schlingt. Aus silberdurchwebter Gaze besteht das Segel, das in seiner Mitte ein silbernes Hufeisen und eine goldene Spinne als Symbole des Glückes trägt, mit kleinen, von bunt gekräuseltem Metallpapier eingeschlossenen Bonbons umrandet und mittelst Silberfäden an einem 60 cm hohen, grün und silberumwundenen Mast befestigt ist; seine Flagge verkündet die Jahreszahl 1897. Eine größere Fahne aus farbigem sternumrandeten Papier am hinteren Ende des Schiffes zeigt die Inschrift „Prosit Neujahr!". Das Glücksschweinchen mit seiner Goldlast am Steuer, der silberglänzende Hoffnungsanker am Bugspriet sowie das aus lichtem Hoffnungsgrün und aus Blüthen hervorlugende Vierblatt des „Glücksklee", — sie alle verheißen Glück und Segen für das neue Jahr und regen in dieser anmuthig scherzhaften Form zu erhöhter Stimmung in fröhlicher Tafelrunde an. A. H.

Notizbuch aus Leder.

Punsch. — Die bequeme Verwendung der Punsch-Extracte hat die Kunst, einen guten Punsch zu brauen, immer mehr und mehr abhanden kommen lassen, und nur wenige Familien halten den alten Brauch noch aufrecht, der Sylvester-Feier durch das selbstgebraute, köstliche Naß die echte Weihe zu geben.



Gratulations-, Menu- und Tischkarten.

Billige, minderwerthige Zuthaten sind nirgends weniger angebracht, als beim Punsch. Der erste seiner vier Grund-Bestandtheile ist edelster Jamaica-Rum, der höchstens 70-77 % Alkohol enthält, oder bester Goa oder Batavia-Arrac. Das rechte Maß der Citronensäure muß ebenso genau inne gehalten werden, wie das der Würze durch Citronenschale, die auf einem Theil des Zuckers abzureiben, niemals aber in ganzer Schale zu verwenden ist. Für erhöhten Wohlgeschmack und für bessere Bekömmlichkeit des Punsches ist später das Abbrennen des übrigen Zuckers unbedingt erforderlich, da nicht nur der Alkohol damit verschwindet, sondern dem Punsch durch den Caramel-Zucker auch ein eigenartig feines Aroma gegeben wird. Als letztes Grund-Element des Punsches wähle man anstatt des kochenden Wassers besser den Aufguß von Thee, der auch dem einfachsten Punsch Wohlgeschmack und anregende Kraft verleiht. Nur darf der Thee nicht länger als eine Minute ziehen, da er sonst die dunkle Gerbsäure entwickelt, die dem Punsch einen herben Geschmack giebt. Die Mischung muß bis unmittelbar vor dem Kochgrade auf dem Feuer belassen und nicht eher zurückgenommen werden, als bis sich ein weißer Schaum an der Oberfläche des dampfenden Gebräues bildet. Auch dem Abbrennen des Rums auf Zucker, das erst nach Fertigstellung des Punsches erfolgt, sei besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Zu diesem Caramelisiren legt man am besten einen kleinen Drahtrost über das Punschgefäß,

„Glücksschiff". Aufsatz für die Sylvester-Tafel.

auf diesen den mit Rum getränkten Zucker, den man entzündet und, unter allmählichem Nachgießen des übrigen Rums, nach und nach brennend in den Punsch tröpfeln läßt.

Sylvester-Punsch. 1 Flasche Burgunder, 1 Glas Sherry, 1 l Theeaufguß, die abgeriebene Schale einer Citrone, ½ Flasche Rum und 500 g Zucker.

Ananaspunsch. 3 Flaschen Rheinwein, der Saft von 3 Citronen, ½ l Thee, 375 g Zucker, 1 Obertasse voll Arrac und die tags zuvor gezuckerten und mit 1 Glas Madeira begossenen Scheiben von ½ frischen Ananas. Citronensaft, Thee und ein Theil des Zuckers werden erhitzt, über die Ananas gegossen und der übrige Zucker mit dem Arrac darüber abgebrannt. A. H.

Extract zu Citronenpunsch. — ½ kg Zucker wird geläutert und etwas abgekühlt; noch warm kommt der Saft von 4 Citronen und 1 Flasche Arrac hinzu. Diesen Extract füllt man in Flaschen. Beim Gebrauch gießt man das Punschglas ¼ bis ¾ voll Extract und dann das kochende Wasser hinzu. Hübsch verzierte Flaschen mit Extract eignen sich zu allzeit willkommenen Geschenken. E. H.

Geselligkeit.

Glückwunsch-, Tisch-, Visiten- und Postkarten, Briefpapier ꝛc. — Neben den üblichen Blumen-, Vogel- und Delfter Motiven bringt die Industrie in dieser Saison als Tisch- und Menu-Karten allerlei Darstellungen von Haus- und Küchengeräth kleinsten Formats auf Carton mit Brandmalerei-Imitation, — eine Spielerei, die ihre Liebhaber finden dürfte. Originell ist ferner die Idee, die verschiedensten Karten, selbst Visiten- und Postkarten aus ganz dünnen Blättchen Satinholzes herzustellen, leer zum Einbrennen des Namens, oder mit allerlei zierlichen Muster-Vorzeichnungen für Holzbrand, der in so kleinem Maßstabe natürlich höchst sorgfältig ausgeführt werden muß. Als elegantes Phantasie-Briefpapier dient das mattblaue, rosa oder gelbliche, etwa 17 cm im Quadrat messende Büttenpapier, mit allerlei scherzhaften Charakter-Köpfen oder mit tanzenden Figuren aus der Zeit Louis XVI., der Königin Louise ꝛc. geziert. Gratulations-Karten mit Streublumen-, Sport- und Glücks-Emblemen in der Mitte, Kalender, Sport- und Merkbüchlein aller Art für hauswirthschaftliche und andere Notizen aus geripptem, marmorirtem oder Büttenpapier, in grün marmorirtem, echtem oder imitirtem Leder-Einband mit Golddruck, mit Rococo-Mustern und mancherlei sonstigen Verzierungen in bescheidenem und anspruchsvollem Kleide, — sie alle warten darauf, mit dem neuen Jahr in die richtigen Hände zu kommen, um ihres Amtes treu zu walten. All der hübschen Neuheiten in der Papier-Branche an dieser Stelle zu gedenken, dazu mangelt leider der Raum, und wir müssen uns darauf beschränken, unsere Leserinnen an die unter „Bezugsquellen" genannten Firmen zu verweisen. D. Red.

Gesundheits- und Körperpflege.

Verein zur Verbesserung der Frauenkleidung. — Der internationale Frauen-Congreß, der in Berlin vom 19. bis 26. September d. J. tagte, hat die Gründung eines „Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung" zur Folge gehabt. Derselbe tritt ein für die Forderungen der Gesundheit, der Bequemlichkeit und nicht weniger der Schönheit; allen vernunftwidrigen Modethorheiten, vor allem dem „Panzer"-Corset, wird der Krieg erklärt. Zunächst soll für zweckmäßige Unterkleidung gesorgt und die zu große Belastung der Hüften durch die Röcke aufgehoben werden. Der Verein ist eifrig bemüht, für bestimmte Vorschläge, für die Herstellung zweckentsprechender Unterkleidung und für Modelle von kleidsamen Kostümen zu sorgen. Seine Versammlungen hält er jeden ersten Dienstag im Monat, abends 8 Uhr, im Falk-Real-Gymnasium, W, Lützowstr. 84 c. — Außerdem finden noch sogenannte Arbeitssitzungen statt, in denen die empfohlenen Kleidungsstücke gezeigt und besprochen werden, und für die auch Vorschläge aus dem Kreise der Mitglieder sehr erwünscht sind. Gäste willkommen. Der Jahresbeitrag für den Verein beträgt 2 Mark. M. Pochhammer.

Mittel gegen erfrorene Hände. — Daß es der Frostmittel eine ganze Menge giebt, weiß niemand besser als ich, die seit den Kinderjahren an Frostbeulen leidet und mit wechselndem Erfolg u. a. Kampfer-Spiritus, Baden der Hände in heißem Wasser mit Alaun, Kochsalz, Chlor und vieles andere anwendete. Die größte Linderung verschafften mir in diesem Jahr Heubäder. Man koche etwas Heu, noch besser Heusamen, gieße das Wasser durch ein Tuch und bade die Hände darin so heiß wie möglich. Zu vermeiden ist aber, mit noch feuchten Händen an die kalte Luft zu gehen! E. St.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Erwerb durch Klöppeln. — Sehr dankbar wäre ich für einen Rath, wohin sich eine im Klöppeln erfahrene Dame wenden könnte, um Privat-Beschäftigung zu erhalten.

Abonnentin in Stettin.

Lehr-Institut für weibliche Handarbeiten. — Ist eine Mitleserin vielleicht in der Lage, eine Stadt Oesterreich-Ungarns (am liebsten in Böhmen) anzugeben, wo die Errichtung eines Lehr-Institutes für Damenschneiderei, Weißnäherei, Putz- und Handarbeits-Unterricht Erfolg verspräche? Auch für Details der etwa bekannten örtlichen Verhältnissen wäre sehr dankbar:

Hanna in Neudnitz.

Eine Hausfrau. — Auf Ihre Anregung im Leserkreise vom 1/10 96, „Erwerb durch Handarbeit" sind uns folgende Adressen zugegangen: Frau M. Fauser, Berlin W, 62, Kleiststr. 9; — Frau A. Böhm, Berlin NO, Landwehrstr. 11, II. — Frau Johanna Littmann, Berlin SW, Kochstr. 74, hat seit dem 15. Oct. 1896 eine Reparatur- und Flickanstalt von Wäsche aller Art eingerichtet und übernimmt auch das Waschen und Reinigen derselben unter Garantie vorsichtiger Behandlung. D. Red.

Häusliche Kunst.

Bilderrahmen mit Holzschnitzerei. — Den geometrischen Formen des Kerbschnittes zieht man jetzt vielfach naturalistische Muster, in Holzschnitzerei ausgeführt, vor, die besonders gut wirken, wenn sie sich kräftig von dem Grund abheben. So zeigt der Stehrahmen, dessen Höhe 32 cm zu 23 und 21 cm Breite beträgt und eine Bildfläche von 14 zu 16 cm freiläßt, auf weißem Grunde glatte, braun polirte Weinblätter-Ranken. Der vertiefte Grund wird mit feiner Punze so gleichmäßig wie möglich „gerauht", d. h. punktirt, nachdem die Blattformen scharf umschnitten und die Kanten abgerundet sind; nach dem Poliren hat man die Adern mit dem Zierbohrer herauszuheben, damit sie weiß, wie der Grund wirken. Die hübsche, amüsante Technik läßt sich auf Gegenstände aller Art, Kästchen ꝛc. übertragen und auch schwarz-weiß oder in zwei Tönen Braun ausführen. Am besten verwendet man Ahornholz, das eine reinweiße Farbe hat. Die Contouren zieht man mit der Pausnadel, damit sie auf der gebeizten oder polirten Fläche sichtbar sind. E. F.

Bilderrahmen mit Holzschnitzerei.

Butterbrod-Brettchen mit Brandmalerei. — Am Familientisch giebt es zum Streichen von Butterbrod, wie zum Aufschneiden von Wurst und Schinken nichts Praktischeres als entsprechend

kleinere und größere Ahornbretter. Unsere Vorlagen von je 16 cm Durchmesser schmückte mit kleinen, humoristisch gehaltenen Stilleben der Brennstift, dessen Malerei bekanntlich auch der Scheuerbürste widersteht, wenn diese nicht allzu schroff verfährt. E. F.

Butterbrod-Brettchen mit Brandmalerei.

Violet M. — Papier-Ritzarbeit wurde bereits im Leserkreise der Nr. vom 1. Jan. 1896 von uns erwähnt. Das mit dem Bleistift auf weißem oder farbigem Carton vorher leicht angegebene Muster wird nach dem Einschneiden der Contouren mit scharfem Messer in flachem Relief herausgehoben. Fertige Tisch-, Menu- und Glückwunsch-Karten, Briefpapier 2c. in den verschiedensten Mustern und in vollendeter Ausführung erhalten Sie von Frau G. L. Wagner, Schöneberg b. Berlin, Colonnenstr. 41, III. D. Red.

Fürs Haus.

Caviar- und Butterdöschen. — Nicht die hübsche Form und Ausstattung allein, — ein rundes geripptes Glas in zierlichem Nickelständer mit Kugelfüßen, — vor allem der praktische automatische Verschluß des kleinen Tafelgeräthes veranlaßte mich zum Ankauf desselben. Stellt man den Bügel wagerecht, so schließt sich zugleich der Deckel, der umgekehrt, bei wagerechter Stellung des Bügels, von dem hieran befestigten Gelenk-Arm hochgehoben wird. Mit demselben Verschluß-System, jedoch aus glattem Glas, sind auch Cakes- und Honigdöschen zu nicht hohen Preisen in verschiedenen Haushaltungs-Magazinen käuflich. E. S.

Frau Gräfin Baumgarten in Butter- oder Caviardöschen.

Frau von L. und **Vorsichtige Mutter.** — Die Erfinderin der im „Leserkreise" vom 15. Oct. 1896 dargestellten Arbeitslampe, Bogschütz bei Oels, ersucht uns, als Bezugsquelle dafür die Firma C. Maquet, Berlin W, Charlottenstr. 63, statt Carl Rakenius u. Co. anzugeben. D. Red.

Bertha in P. — Alpacca-Silber ist ein von der Berndorfer Metallwaren-Fabrik zu Haushaltungs- und Tafel-Geräthen verwendetes Metall, eine Verbindung von Nickel und Silber, die den Vergleich mit echtem Silber nicht zu scheuen braucht. Fabricate aus Alpacca-Silber führen alle größeren Metallwaren-Handlungen; die Niederlage der Fabrik in Berlin befindet sich W, Leipzigerstr. 43, II. D. Red.

Zimmereinrichtung.

Wandbrett. — Ein einfaches, aber sehr niedliches, 25 zu 30 cm großes Wandbrett erstand ich vor kurzem für geringen Preis. Vier vergoldete canellirte Holzleisten werden oben durch eine gleichfalls vergoldete Querstange und rückwärts durch zwei Verbandleisten zusammengehalten; die letzteren legen sich über die Rückwand von gezogenem gelben Atlas. Auf dem vorn angebrachten, 26 cm langen, 9 cm breiten Etagèren-Brettchen haben drei japanische Vasen ihren Platz gefunden. M. M.

Wandbrett mit Rückwand aus gezogenem Atlas.

A. E., Bremen. — Als Bezugsquelle für Papier-Gardinen nennen wir Ihnen A. u. E. Kaufmann, Berlin N, Schiffbauerdamm 4/5. A. H.

Küche.

Auf der Kochkunst-Ausstellung, die im vergangenen Winter in Berlin stattfand, gehörten zu den originellsten Schüsseln des „Fuggermahls" eine Reisspeise in Igelform und eine Kalbsleber mit Rinderzunge. In meiner Kochschule habe ich dieselben auf folgende Weise nachgebildet.

Gedämpfte Kalbsleber und Rinderzunge. — 1 feste weiße Kalbsleber, 1 leicht gepökelte Rinderzunge, $^3/_4$ l Weißwein, $^1/_4$ l Madeira, 250 g Butter, 1 Theelöffel Fleisch-Extract, 1 Messerspitze Zuckerfarbe, $1^1/_2$ Eßlöffel Salz, 1 Gewürz-Dosis, 1 große Zwiebel, 1 kleine Zwiebel, 1 Lorbeerblatt, 1 kleine Mohrrübe, 2 Eßlöffel magere rohe Schinkenwürfel, $^1/_4$ l kräftige Bouillon, 40 g Mehl, Salz und Pfeffer nach Geschmack, 1 Prise Zucker. — Zur Garnitur: 1 Glas Hahnenkämme, 1 Glas Cornichons, Blumen und Grün. Die Zunge wird gewässert, dann mit viel Wasser, der Gewürz-Dosis und den Zwiebeln weich gekocht, geschreckt und abgezogen. 60 g Butter werden dunkelgelb geschwitzt, $^1/_4$ l Madeira dazu gethan und die Zunge auf gelindem Feuer darin gedünstet. Die Leber, die eine Nacht in Milch gelegen haben muß, wird gewaschen, gehäutet und von den weichen Stellen und Sehnen befreit. Gut gesalzen, thut man sie in hellbraun geschwitzte Butter, zu der Schinken, Lorbeerblatt, Zwiebelscheiben und Mohrrübe kommen. Während des Anbratens fügt man nach und nach Weißwein und Bouillon hinzu, deckt den Topf zu und läßt die Leber ungefähr 1 Stunde langsam dämpfen. Ist sie weich und saftig, preßt man sie über die Zunge, sodaß die Spitze der Zunge ein größeres Ende hervorsteht, als deren dickerer Theil. Nachdem man sodann den Fond der Leber durchgegossen, entfettet man diese Flüssigkeit, schwitzt Butter und Mehl hellbraun und kocht mit dem Fond zusammen eine seimige Sauce. Diese wird mit Extract und Zuckerfarbe glänzend gefärbt, mit Salz, Pfeffer und einer Prise Zucker abgeschmeckt. Nun glasirt man Leber und Zunge mit der Sauce, besteckt die Leber mit Hahnenkämmen, die auf Hölzchen gespießt wurden, und steckt recht gleichmäßig kleine Cornichons dazwischen. Man garnirt mit Blumen und Grün. Wird die Schüssel warm servirt, giebt man die übrige Sauce dazu.

Gedämpfte Kalbsleber und Rinderzunge.

Altdeutsche Reisspeise. — Zuthaten: 250 g Reis, $^1/_4$ l Wasser, $^3/_4$ l Wein, 1 Citrone abgerieben, mit Zucker gestoßen, 6 Eßlöffel Citronensaft, 250 g Zucker, 1 Prise Salz. — Zum Chaudeau: $^1/_4$ l Weißwein, 4 Eier, 125 g Zucker, 4 Eßlöffel Citronensaft, 6 Blatt weiße Gelatine, 6 Löffel Wasser zum Lösen der Gelatine. — Zur Garnitur: 125 g große süße Mandeln, für 25 Pfennig Goldbronze, Blumen und Grünes. — Der blanchirte Reis wird mit $^1/_4$ l Wasser und der Prise Salz durchgekocht, dann der Citronensaft, der Citronenzucker und der Wein hinzugefügt. Ist der Wein zum großen Theil eingezogen, so vermischt man die Masse mit dem Zucker und läßt den Reis nun ziemlich fest einquellen, stellt ihn kalt und schlägt inzwischen aus den angegebenen Zuthaten ein Chaudeau ab. Weinreis und Chaudeau mischt man gut unter einander und füllt die Masse in eine mit Wasser ausgespülte glatte Melonenform. Die Speise wird gestürzt, wenn sie kalt und steif ist, der Kopf des Igels geformt, Augen, sowie Schnäuzchen werden mit Alkermes oder Fruchtsaft leicht angedeutet, zuletzt die an der Spitze vergoldeten Mandeln, aufrecht stehend, in geordneten Reihen in die Speise gesteckt. Man giebt die Schüssel, mit Blumen und Grün verziert, zu Tisch. Cl. F.

Altdeutsche Reisspeise.

Zimmergärtnerei.

Die Pflege der verschiedenen Zimmerpflanzen im Winter. — Im Verlaufe der warmen Jahreszeit pflegen sich unsere Zimmerpflanzen, die dann nur zum geringsten Theil in geschlossenen Räumen verbleiben, bei freiem entsprechenden Standort und halbwegs vernünftiger Pflege in zufriedenstellender Weise zu entfalten. Manche Pflanzenart nimmt zur warmen Jahreszeit um das Doppelte und Dreifache an Größe zu. Wenn aber der Winter kommt, stellen fast alle Pfleglinge größere Anforderungen an die Besitzerin, die dann nicht selten rathlos wird, zumal vielfach beschränkter Raum eine zweckentsprechende Ueberwinterung scheinbar unmöglich macht. Vom Herbst ab hört auch das Wachsthum solcher Pflanzen auf, die sich den Sommer über in Vegetation befunden haben. Obwohl sich nun die Sorge der Besitzerin darauf zu beschränken hat, das im Sommer in der Kultur Erreichte im Winter nicht verloren gehen zu lassen, so ist doch die Winterpflege der meisten Zimmerpflanzen-Arten keineswegs einfach.

Um unsere Blumen sachgemäß überwintern lassen und gesund erhalten zu können, haben wir dieselben zunächst in zwei Hauptgruppen einzutheilen: in laubabwerfende und in immergrüne. Die laubabwerfenden Topfgewächse sind die anspruchslosesten; denn giebt es darunter auch Arten, die eine warme und sonst complicirte Ueberwinterung erfordern, so haben sich in die Zimmergärten doch nur solche eingebürgert, die sich möglichst einfach und fast ohne jede nennenswerthe Pflege durch die kalte Jahreszeit bringen lassen. Im Spätherbst beginnt man, diese Pflanzen, zu denen Fuchsien, Hortensien, Rosen und Granaten gehören, allmählich trockener zu halten. Das Wachsthum hört dann auf, die Blätter gilben und fallen ab. Was im November von Blättern noch nicht freiwillig gefallen sein sollte, wird abgestreift; die kahlen Sträucher kommen dann in einen Keller. Ein Ueberwinterungs-Keller soll nicht dumpf sein, damit die Pflanzen nicht stockig und schimmelig werden; er soll sich außerdem bei milder Witterung leicht und ausgiebig lüften lassen und gegen das Eindringen allzu strengen Frostes entsprechend zu verwahren sein. Kellerräume, die mit Vortheil zum Aufbewahren von Obst und Gemüse verwendet werden, eignen sich ausnahmslos auch zur Ueberwinterung der laubabwerfenden Topfpflanzen. Es ist von Wichtigkeit, daß diese nur in völlig entblättertem Zustand und mit nicht zu nasser Erde in den Keller gelangen. Hier verbleiben sie vom Spätherbst bis zum zeitigen Frühling, und die ganze Pflege besteht dann nur in zeitweiligem Gießen, wodurch ein vollständiges Austrocknen der Erde und damit ein Einschrumpfen der Rinde verhindert werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Plauderecke für Backfischchen.

Kleid aus Nessel mit Stickerei. — Mein Toiletten-Geld ist recht gering, ich liebe es aber sehr, mich hübsch zu kleiden; so kam ich auf die Idee, mir für kleinere Gesellschaften ein Kleid aus einfachem ungebleichten Nessel zu sticken. Ich zeichnete zunächst eine Blumen- und Ranken-Bordüre und, in deren Fortsetzung, ein Tupfenmuster auf den wenig gekeilten Rock; Epaulettes und Vordertheil der Taille tragen Tupfen und Streublümchen, — alles mit zwei Farben Lachsrosa, in Stiel- und Plattstich ausgeführt; auch der kleine Schnebbengürtel, sowie die Aufschläge der Aermel sind bestickt. Machten mir die Stickerei, sowie die Hohlsäume an den durch Valenciennes-Einsätze verbundenen Stoff-Quadraten der Blusentheile auch ziemlich viel Mühe, so ist das Ganze doch so hübsch und kleidsam geworden, — Moiré-Schleifen an Gürtel und Stehkragen tragen nicht wenig dazu bei, — daß ich anderen Backfischchen wohl rathen möchte, die hübsche, dankbare Arbeit einmal zu versuchen. Lilla.

Kleid aus Nessel mit Stickerei.

Allgemeines.

Sachets aus Atlas. Imitation von Pfefferkuchen-Figuren. — Herz, Reiter und Wickelkind, — wie das alles an die fröhliche Jugendzeit erinnert, da wir die genannten Herrlichkeiten mit wenig Pfennigen auf dem Weihnachtsmarkt erstanden! Jetzt fand ich sie unter den diesjährigen Weihnachts-Neuheiten in Gestalt von Sachets oder Nadelkissen. Den Pfefferkuchen-Teig imitirt goldbrauner Atlas, den Zuckerguß weiße Oelfarbe; das kleine Bildchen auf dem dargestellten Herzen, das in seinem wattegefütterten Innern süßen Wohlgeruch birgt, trägt als Unterschrift eines der bekannten Pfefferkuchen-Verschen: „Unter Herzen vielerlei, Ist das Meine ewig treu." E. S.

Sachet aus Atlas; Imitation von Pfefferkuchen-Figuren.

Bezugsquellen: Glücksschiff: (Preis 9,50 M.) Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Krepp-Papier, Glimmer 2c.: Pohl u. Weber Nachf., NW, Neue Jacobstr. 6. — Confect, Bonbons, Silber-Dragé: Hartwig u. Vogel, W, Friedrichstr. 187. — Notizbuch (Preis 3 M.): F. Schlöske, W, Jägerstr. 57. — Gratulations-, Menu- u. Tischkarten (Preis 6, 8, 10 u. 15 Pf.): H. Schlittermann, C, Seydelstr. 14. — Kalender, Papier 2c.: A. Jahn, W, Jägerstr. 22; Otto Geiß, W, Unter den Linden 43; M. Kimmelstiel, W, Leipzigerstr. 36; J. Kelp u. Meiners, W, Leipzigerstr. 9. — Bilderrahmen: Frauen-Arbeitsschule, Frl. A. Froehlich, Bromberg, Gammstraße 3. — Butterbrod-Brettchen: Frl. J. Helfer, W, Bülowstraße 21. — Butter- oder Caviardöschen: Emil Neustadt, W, Leipzigerstr 101/102. — Reisspeise und gedämpfte Kalbsleber: Kochschule, Frl. Cl. Fendius, W, Potsdamerstr. 110. — Wandbrett: H. Hirschwald, Hohenzollern Kaufhaus, W, Leipzigerstr. 117/118. — Sachets und Nadelkissen: J. Olivier, Dresden, Pragerstr. 5.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 2, III. 15. Januar 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(1. Fortsetzung.)

Wer ist der Mann?"

„Ein gewisser Wurche, ein Mann, der Leuten, die in Noth sind und sich um billige Darlehen an ihn wenden, solche verschafft. Er selbst hat nämlich nichts, da hat er sich einmal an den Vater gewendet, und nun giebt ihm der das Geld gegen geringe Zinsen; damit hilft er dann den Leuten aus."

„So, so."

„Aber wollen Sie nun nicht eintreten, Herr Pastor?"

In diesem Augenblicke begann die Mittagsglocke zu läuten. „Es ist spät geworden, ich komme besser einmal wieder. Grüßen Sie den Vater!"

Sie schüttelten sich die Hände, und er ging.

Als er den Hof verließ, sah er Herrn Wurche eben in die Chaussée einbiegen. Eine unangenehme Figur: brutal und verschmitzt; nach Pastor Wißmann's Menschenkenntniß der richtige Halsabschneider. Vermuthlich, daß dieser Kerl die Gutmüthigkeit Hendrich's benützte, ihm Summen für billige Zinsen abzulocken, um seinerseits das Hundertfache damit zu verdienen. Es war zweifellos, daß hinter der schwerfälligen Starrheit des alten Bauern, die ihm gestern an ihm aufgefallen war, als er ein paar Worte mit ihm als einem der Kirchenvorsteher gewechselt hatte, ebenso viel naive Unerfahrenheit in aller Art städtischer Finanz-Operationen, als bäuerischer Eigensinn steckte. Er nahm sich vor, auf diesen Herrn Wurche gelegentlich mit ihm zu sprechen zu kommen. Indem er jetzt das Thal entlang schritt, sah er überall die Arbeiter zum Mittagessen nach Hause eilen. Viele grüßten ihn schon von weitem ehrerbietig. Manche blieben stehen, trotz der wartenden Suppenschüssel, und hießen ihn willkommen unter sich. Dann wurden wohl noch ein paar Worte über die Witterung oder die Arbeit, die eben im Gange war, gewechselt. Ein altes Weiblein, das denselben Weg hatte, wie er, begleitete ihn mit ihrer Karre, auf der sie ein junges Ferkel im Sacke führte, und unterhielt ihn geschwätzig, wie gut die Müllern „gegen 's Armuth", wie mildthätig die Bauern und die Hendrich Anna wären, sodaß sie sich jedes Jahr ein geschenktes Schweindel von geschenkten Gaben aufziehen und fettmachen könne, und wie gar prächtig die Menschen, und barmherzig der liebe Gott wäre.

Der junge Seelsorger war sehr glücklich. Er war aus einem russigen Hütten-Distrikte, in dem die schreiendsten Gegensätze von Arm und Reich, der verwegenste Trotz und Unglaube geherrscht, in ein Thal des Friedens und Fleißes und zu guten Menschen gekommen.

III.

Es war gegen sechs Uhr an einem der folgenden Nachmittage. Die Sonne, die fortfuhr, die Heuernte zu begünstigen und das Korn zu reifen, stand strahlend am Himmel und fluthete goldig und warm auf die Felder herab.

Beinahe mannshoch wogten die dichten Aehren zu beiden Seiten des oberen Dorfweges, den ein großer alter Mann schwerfällig hinabschritt, der Besitzer dieser stattlichen Ernten. Dann und wann warf er einen Blick auf das reifende Getreide, meist aber sah er gerade vor sich nieder, als unterhalte es ihn, die Bewegungen seines seltsamen Schattenbildes zu betrachten.

Denn seltsam war dieser Schatten, seltsam auch, dem er gehörte: dieser Bauer von tausend Morgen. Großen, wuchtigen Körpers, trug er diese Last auf auffallend dünnen Beinen und in eine kurze Jacke gezwängt, die mit den Kniehosen, Wadenstrümpfen und Bänderschuhen zusammen noch einen Ueberrest der alten Schlesiertracht bildete, die übrigens in der Gegend fast ausgestorben war. Dazu gehörte auch der kleine, troddel-geschmückte Filzhut, der sein Gesicht leicht beschattete, ein bartloses, breites, rothes Gesicht, dessen starke Hängebacken ihm etwas Bulldoggen-mäßiges gaben.

An einer Stelle, wo die Spitzen der Halme sich schwärzlich gefärbt zeigten, blieb er stehen und sah eine Weile starr und mürrisch darauf hin; dann ging er weiter.

Fünf Minuten später hatte er den Hof erreicht. „Ein schön bissel Korn, was Du da ziehst! Nichts wie Mutterkorn drin!"

„Warum nicht gar, Vater! Das einzige Stück auf die Kiefern zu; das andere steht, daß es ein Staat ist."

Der Alte sagte weiter nichts, ging in die Wohnstube, stopfte seine Pfeife und trank ein Glas Schnaps. Dann nahm er die Zeitung, setzte sich damit an den großen eichenen Tisch in der Mitte der Stube und las, was die Blätter von den großen Schäden berichteten, die anderorts Gewitter, Brände und Trockenheit angerichtet.

Er war noch dabei, als Pastor Wißmann seinen Besuch zu erneuern kam. Langsam erhob er sich, zögernd, als ob es sich nicht recht lohne, wegen dieses jungen Mannes aufzustehen; auch streckte er ihm keine Hand hin, sondern begnügte sich, ihm ruhig entgegenzusehen.

„Sie kommen wohl wegen Fuhren, Herr Pastor?" fragte er dann.

„Wie meinen Sie das, Herr Hendrich? Ich komme zu Ihnen, wie ich zu allen meinen neuen Pfarrkindern gehe."

„So, so! Ich dachte, weil Sie doch kein Pferd und Wagen halten, daß Sie von mir die Fuhren haben wollten."

„Ich danke, ich habe schon mit dem Gastwirth oben deshalb gesprochen."

„Nehmen Sie nur Platz," ließ sich der Großbauer herbei. Dann, nachdem Wißmann der Aufforderung nachgekommen war, meinte er: „Nu, — was haben Sie denn auszusetzen, Herr Pastor? Da sagen Sie's nur balde. Denn alles wird Ihn' ja nicht recht sein hier, und da werden Sie Sich wohl mit einem Päckel Klagen aufgemacht haben." Und ein ironisches Blinzeln ging über das breite, protzige Gesicht.

Der junge Geistliche sah den Alten ruhig an und sagte dann: „Sie haben es errathen: ich vermisse hier manches von der Ehrerbietung, die man meinem Amt entgegenzubringen hat und damit auch meiner Person, so lange sie dieses Amt in Ehren bekleidet."

Der andere schwieg hierauf und begnügte sich, den Pastor starr anzusehen.

„Uebrigens," fuhr dieser fort, „habe ich meine Schritte nicht hierher gelenkt, um mich gleich anfangs über anderes zu beschweren, aber da Sie es mir so nahe legen, will ich nicht damit zurückhalten, daß die Armenpflege am Orte sehr viel zu wünschen übrig läßt."

„Das ist, weil die Armuth überhand nimmt, Herr Pastor, da kann die Gemeinde nicht mehr mit," sagte der Bauer ein wenig höflicher.

„Einer so wohlhabenden Gemeinde müßte es Ehrenpflicht sein —"

„Wohlhabende Gemeinde? Da täuschen Sie Sich. Wohlhabend sind hier ein paar einzelne Leute. Und wir thun ohnehin, was wir können."

„Nein, das thun Sie nicht. Sie thun, so viel Sie wollen, und das ist im Verhältniß zum Ueberhandnehmen der Armuth und Ihres Wohlstandes wenig genug. Da könnte viel ausgeglichen werden."

„Ausgeglichen? Das ist, denk' ich, von Gott so eingericht', daß es Arme und Reiche giebt. Wollt' er, es wär' anders, so hätte er's anders gemacht."

„Ich habe neulich davon gepredigt, was ich unter einer Gemeinde verstehe: ein nicht bloß örtliches, ein inneres Gemeinwesen, in dem man sich gegenseitig beispringt in Noth und Gefahr, das einig und herzlich in sich und einer Ehre ist."

„Soll ich eine Ehre haben mit dem, der nächtens meine Kartoffeln stiehlt, in meine Scheunen steigt und in meinem Busche wildert?"

„Ja!"

„Das wäre! Da hörte nu schon alles auf!"

„Das Wohlergehen derer, die auf unsere Hülfe angewiesen sind, ist eine Ehrensache für uns. Mit kleinen Opfern ist da freilich wenig gethan. Und wenn wir bemerken, daß ein großer Theil einer Gemeinde verarmt, so würden sogar Einrichtungen getroffen werden müssen."

Der Hendrich sah den jungen Pastor mißtrauisch an.

„Einrichtungen? Sie sind wohl gar einer von den neumodischen Pastors, die den Socialdemokraten helfen?"

„Sie irren! Ich bin einer von den altmodischen, die den Armen helfen möchten. Und das geht nicht ohne Opfer von Seiten der Reichen, ohne guten Willen, ohne fleißiges —"

„Sein Sie nur nicht zu hitzig, Herr Pastor! Predigen Sie auf der Kanzel, so viel Sie wollen; hier ist keine Kanzel. Und was Fleiß und guter Wille ist, — davon predigen Sie dem Gesinde, — nicht denen, die's nicht brauchen."

„Was meine Gemeindekinder brauchen, ist meine Sache, festzustellen."

Der Bauer schien zu merken, daß er mit seinem Hochmuth nicht vor die rechte Schmiede kam, er murmelte ein paar Mal etwas, wie „Nichts für ungut, Herr Pastor," vor sich hin und fragte dann, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben: „Sie sind wohl den Pfarranger herunter und an den drei Pappeln vorbeigekommen?"

Wißmann antwortete nicht sofort. Dann sagte er gleichgültig: „Ja, dort bin ich gekommen. — Ein schöner Weg."

„Eigentlich gehört er zu dem meinigen. Aber als die Zeit kam, daß ich ihn hätte absperren sollen, hab' ich's verpaßt."

„Da ist es nun verjährt?"

„Ja."

Wieder war eine Pause. Wißmann schwankte, ob er gehen solle.

„Verjährt. Ja, verjährt, — 's verjährt alles," sagte der Bauer.

„Und das ist billig so. Denn wenn einer zwanzig Jahr lang auf ein Recht verzichtet hat, so hat er bewiesen, daß ihm an diesem Recht nicht gar viel liegt, und so ist es denn in der Ordnung, daß ein Besitz in deren Hände übergeht, denen er das Recht freiwillig überlassen, — wie es ja auch billig ist, daß ein Unrecht verjährt."

Der Bauer antwortete nicht, er sah den anderen bloß an, mißtrauisch überlegen, beinahe feindselig, wie sein Wesen dem „Eindringling in die Gemeinde" gegenüber nun einmal war. Denn er hatte seine Stimme einem anderen Candidaten gegeben.

„Wie ließe sich auch," fuhr der Pastor fort, „nach zwanzig Jahren, und mehr noch, Schuld und Unschuld abmessen? Da muß der irdische Richter verzichten und es dem ewigen überlassen."

„Hm!"

„Aber um auf unser Gespräch von vorhin zurückzukommen, die Armenpflege, mein' ich, was da festgesetzt ist, mag früher genug gewesen sein, heut ist es ganz ungenügend, und ich halte den Bau eines neuen Armenhauses allerdings für eine Ehrenpflicht der Gemeinde. Aber er wäre doch nur ein Theil ihrer Pflichten. Es wird nothwendig sein, der um sich greifenden Verarmung zu steuern, etwa durch Gründung eines Fonds, aus dem bedrängte Kleinbesitzer billige Darlehen erhalten könnten, mit denen ihre Grundstücke indes nicht mehr als zu Dreivierteln belastet werden dürften, und unter der Vergünstigung, daß sie nur in guten Erntejahren ihren Verpflichtungen nachzukommen hätten. Ferner, um dem Felddiebstahl, der Bettelei, der Wilderei, die, wie ich zu meinem Schmerze erfahren, ihr Wesen hier aufgeschlagen haben, entgegenzutreten, wäre die Anlegung einer Fabrik, etwa Ziegelei von Gemeindeseiten —"

„Heda, heda, Herr Pastor, nu ist's aber genug! Fabriken, Hypotheken, Häuserbau, — nu wird mir's bald zu viel! Das sind Gemeindesachen, nicht Kirchensachen und geht niemanden was an, und braucht niemand zu kommen und zu sagen, was hier gemacht werden soll in den Dingen. Was mich aber betrifft, so hab' ich genug gethan an den Leuten hier, und thun Sie nur das Ihrige mit Predigt, Herr Pastor, aber hübsch wo sie hingehört."

Wißmann stand auf. Seine Stimme klang ruhig, als er sagte: „Wenn Sie meinen, daß Sie genug gethan haben, Hendrich, dann wohl Ihnen! Ich bin der Meinung, daß wir nie genug thun, unseren Brüdern zu helfen, und daß wir das, was wir einmal gethan haben, nicht denen anrechnen dürfen, die unsere Hülfe jetzt brauchen. Denn nicht bloß unsere Rechte, unsere Vergehen, auch unsere Gutthaten verjähren. Und nur eines verjährt nicht: Gottes Gnade und Gottes Zorn."

„Das thät' sich widersprechen, Herr Pastor," meinte der Alte höhnisch.

„Sie irren: Seine Gnade mit unserer Schwäche und unserer Reue sind unerschöpflich, wie sein Zorn über unsere Verstocktheit und über ungesühntes Unrecht."

Das Gesicht des Bauern war aschfahl geworden, und die kaltgewordene Pfeife in seiner Hand zitterte. Und sein Arm zitterte, als er ihn jetzt erhob, und seine Stimme, als er sagte: „Herr — Herr Pastor, — auf meinen Feldern — ruht Gottes Segen, — und auf meinen Werken auch, — Herr Pastor, — und kommen Sie mir nicht noch einmal so — mit Ihren Fisimatenten und — Gerede!"

Wißmann nahm seinen Hut. An der Schwelle drehte er sich nochmals um und sah dem Alten ruhig in die Augen.

„Und verjährt — ist verjährt, — hören Sie, — ist verjährt!" rief der.

Da ging Wißmann.

IV.

Wenn eine Schulzentochter Hochzeit macht, ist das ganze Dorf in Aufruhr und rechnet sich's für einen Festtag! Etwas fällt für alle dabei ab, ist's nicht ein Kuchen, so ist's ein Trinkgeld, ist's nicht das, dann eine Rührung und Augenlust oder ein Zaun-Billet für die Hochzeitsmusik. Was werden da den Tag vorher für Birken- und Tannenreiser abgeschnitten, für Kränze und Gutrlanden gewunden! Eine gewöhnliche Bauerntochter kann schon ruhig auf vier Ehrenpforten rechnen, aber für eine Scholzentochter sind sechs nicht zu viel von der Schwelle des Hauses bis zur Kirche.

Gar lieblich zieht sich da Gewinde zu Gewinde, bunte Bänder flattern davon herunter, in der Mitte zwischen den aufgepflanzten Masten schaukeln große bekränzte Tafeln mit „Hoch dem Brautpaar!" „Deinen Ausgang segne Gott, Deinen Eingang gleichermaßen!" Die Kirche ist beinahe in ein Gewächshaus verwandelt, der Weg bis zum Altar so dicht mit Blättern und Blumen bestreut, daß man wie auf einem dicken Teppich geht. Hinter dem Hause, im Garten versteckt, steht ein Böller, auf dem der Großknecht bei der Rückkehr von der Kirche ein paar Schüsse abgeben wird; der Schullehrer hat zwei Carmina gemacht, von denen das eine reiche Nachkommenschaft verheißt, und den Schulkindern einen Chor eingeprägt, dessen Einsatz er fünfzigmal hat probiren lassen; schmunzelnd packt die Brautmutter die sechs Riesentorten aus, die vom Conditor aus der Stadt mit der Post gekommen sind und in Zuckerguß flammende Herzen, Amore und langbeinige Vögel zeigen, die auf einem imaginären Teiche einer sinnigen Beschäftigung nachgehen; das ganze Haus riecht nach Rosen, Lavendel und frischem Laub; alles blitzt und blüht und glänzt. Die Mägde stecken sich knallrothe Schleifen auf grasgrüne Taillen, die ihnen die Dorfschneiderin zu Ehren des Tages zu eng gemacht hat, und der Brautkutscher hat sich ein halbes Pfund Klettenöl in die Haare gegossen, sodaß ihn seine Liebste, die zweite Kuhmagd, nicht wiedererkennt. Aber die größte Feierlichkeit, — weit größer noch als die in der Giebelstube, wo die Braut in ein kornblumenblaues, schweres Seidenkleid geängstet und mit Myrtenkranz und Schleier ausstaffirt wird, — die größte Feierlichkeit herrscht in der Küche. Denn dort steht ein wahrhaftiger Koch, ein Mann mit trübsinnigem, blassem Gesicht und einem feinfrisirten schwarzen Bart, von oben bis unten in blendendes Weiß gehüllt, und hantirt über Pfannen und Casserolen, wie sie in solcher Vornehmheit für gewöhnlich keine bäuerliche Küche sieht.

Indessen füllen sich die Zimmer mit den Geladenen. Da kann man sehen, was Bauernreichthum ist: die Röcke von feinstem Tuch, die Kleider von schwerer Seide, dicke Ketten und Kreuze, Nadeln und Medaillons; da, was Bauerngeschmack: kirschroth und lila, blau und veilchenblau zusammen, das nahm sich niemand übel. Die Taillen von städtischem Zuschnitt und unglaublich schlecht sitzend. Nun, die Kunst, den gebeugten Rücken und dicken Figuren eine Façon zu geben! Unter den jungen Leuten und Mädchen giebt es auch prächtige Gestalten und hübsche Gesichter genug. Ein paar Müllertöchter aus Jannowitz sind zwei so zarte und bildhübsche Dinger, daß man sie für richtige feine Stadtfräulein halten konnte, so lange sie nämlich den Mund nicht aufthaten. Dann freilich! — Da reden die Hutmacher-Töchter aus Hirschberg, die auch zur Verwandtschaft gehören, ganz anders.

„Hulda," sagt die eine, „wer ist nur der schöne Mensch an der Thür, der die Hendrich-Anna immerfort anstarrt? Was an der bloß zu sehen ist! Die Jüngste ist sie doch nicht mehr, und nicht einmal ein helles Kleid!"

„Das ist ein Vetter vom Bräutigam, o, gar 'was Feines! War in Potsdam bei den Garde-Husaren."

„Der Königs-Urlauber, von dem sie immer reden? Ist das der? Du, — mit dem möcht' ich zur Kirche gehen!"

„Mit dem ließ sich jede gern sehen. Und starrt in einemfort die Anna an."

„Weißt Du's schon?"

„Daß sie sich heut mit dem Nesselgrunder Müller verloben soll? O ja!"

„Damit nur Geld zu Gelde kommt! Nun, wenn er das erst hört, wird der Herr Vetter an der Thüre wohl auf uns auch einmal ein Auge werfen."

„Ich hab' mich schon immer nach dem Vater umgesehen," sagte der Breitenbacher Schmied zu der Anna. „Ist er denn nicht mit?"

„Er sagt: er tanzt nicht mehr, was soll er da? So mußt' ich allein fahren."

„Sonst wär' das für sich ein Fest werth, wenn man den Hendrich sollte noch einmal losgehen sehen!" lachte der Schmied.

„Er war auch nicht ganz auf dem Flecke."

„So, so! Nun, Sie braucht man nicht zu fragen, wie's Ihnen geht, Sie blühen ja wie eine Rose."

„'s ist heiß, Meister," sagte sie. Aber es war nicht so schlimm damit; es war, weil sie gemerkt hatte, daß zwei brennende dunkle Augen sie seit einer Stunde ununterbrochen anstarrten.

Zuerst hatte es sie ein bißchen verwirrt, dann belustigt, dann geärgert und dann leise, — leise eine wachsende Unruhe in ihr Blut gegossen. Sie hatte versucht, sich vorzureden, daß sie sich täusche, sie hatte ihm halb den Rücken gedreht, hatte mit anderen geplaudert, war aufgestanden und hatte sich wieder gesetzt — und nur einem nicht widerstehen können: ihn manchmal anzusehen; und dann war sie jedesmal denselben brennenden dunkeln Blicken begegnet. ‚Vielleicht einer, der sich in mein Geld verliebt hat', hatte sie gedacht und gemeint, daß die Sache damit abgethan sei, und gleich darauf gemerkt, daß das nicht so war, daß dieser Mensch mit seinen Augen, die manchmal lachten und manchmal tief ernst auf ihr ruhten, sie halb toll mache.

„Die Braut!" ging es flüsternd durch die Reihen.

Alle drehten sich um und sahen dem Paar entgegen. Nur zwei nicht, — die sahen sich an.

‚Ich bin wohl verrückt?' sagte sie zu sich selber und schickte sich an, gleich den anderen, die Braut zu begrüßen. In dem Gedränge, das jetzt entstand, wußte er sich dicht an sie heranzuschieben, und als er neben ihr stand, flüsterte er: „Das wär' 'ne Braut!"

Sie drehte sich um und erschrak. In ihrem Leben war sie nicht so erschrocken. Dieses kluge, starke, kühle und sichere Mädchen, das in Anbetracht ihrer achtundzwanzig Jahre und der Nothwendigkeit, dem Hendrich-Hof einen Besitzer und Erben zu geben, vor ein paar Tagen dem Nesselgrunder Müller ihre Bereitwilligkeit, ihn zu nehmen, ausgesprochen hatte und gekommen war, sich heut feierlich mit ihm zu versprechen, fühlte sich bis in die Seele erschreckt von einem fremden Gesicht, aus dem ein Paar blitzende Augen und ein Paar begehrliche Lippen sie anlächelten, und von dem sie selbst die Augen nicht abzuwenden vermochte.

„Ich bin der Wilhelm Reiner aus Wolfskehl," sagte er leise. „Können wir nicht bei Tische zusammensitzen, Fräulein?"

„Ich weiß nicht, wie die Frau Scholzen sich das gedacht hat!" meinte das Mädchen, das recht gut wußte, daß der Nesselgrunder Müller neben ihr sitzen sollte.

„Darauf käm's doch nicht an, was sich die Wirthin gedacht hat. Ich hätt' halt Lust, und wenn Sie wollten, Fräulein, so setzt' ich's durch."

Sie lächelte verlegen und senkte die Augen vor seinen dringlichen und siegesgewissen Blicken. „Warum sollt' ich neben Ihnen ungerner sitzen, als neben einem anderen?"

Er nahm ihre Hand und drückte sie sehr fest. „Ich dank' Ihnen schön, Fräulein, ich hatt' mich auf so ein Glück nicht gespitzt. Kann ich nicht auch wissen, wie Sie heißen?"

„Anna Hendrich."

„Sie? Sie sind die Hendrich Anna? — Wenn's da nur nicht eine zu große Ehre ist für mich!"

Sie lächelte verwirrt, beglückt. Er hatte also nicht gewußt, wer sie war, nicht, daß sie für die reichste Partie weit und breit galt: das Begehren auf seinen Lippen galt also nur ihr, ihrer Person. Es überkam sie wie ein Rausch. Und dabei war sie sich ganz klar und sagte sich selber: ‚so ist es, wenn sich zwei plötzlich in einander verlieben', und obgleich sie den Druck seiner Hand nicht erwiderte, ließ sie ihm doch die ihre und dachte: ‚sie gehört ihm ja schon, wie kann ich ihm wegnehmen, was ihm gehört?' So stark und so unwiderstehlich war über sie gekommen, was sie nicht kennen gelernt hatte bis zu diesem Tag.

Dann wurden sie auseinander gedrängt. Ein paar ganz junge Brautjungfern, wie frisch vom Butterfaß weg, aber in himmelblauem und gelbem Tarlatan mit Atlasleibchen, Schäferkränze über den griechischen Haarknoten, wurden vorgeschoben, um mit ihren Galanen vom Dreschflegel in die Glaskutschen verladen zu werden, die ihrer harrten. In den vierten wurden die Anna und der Wilhelm geschoben, die sich noch immer an der Hand hielten und nicht darnach fragten, ob ihnen eigentlich andere Partner zugedacht worden waren.

Es dauerte eine ganze Weile, bis alles an Gevattern, Onkeln und Muhmen eingepfropft war. Die schweren Ackergäule in gutem Geschirr, sauber geströhlt und mit Sträußen zwischen den Ohren, tänzelten wie Circus-Pferde im Vollgefühl der festlichen Begebenheit, warfen den Kopf in die Höhe und schüttelten die Mähnen, die Hunde bellten und die Schulkinder sangen unentwegt mit einem falschen Fis: ‚Endlich ist die Stunde da'. Ein Geruch von Klettenwurzel-Oel, Schweiß und Rosen schwebte über dem Ganzen.

Endlich brauste der Zug ab. Man hatte nie einen stattlicheren gesehen.

Der Anna war's wie im Traum. Beim Abschied hatte sie noch zu dem mürrischen Alten gesagt: „Vater, heut also wird's richtig gemacht, denn einmal muß es doch sein, da ist's schon am besten, wenn so ein rechter Rummel los ist, da springt man wie mit verbundenen Augen hinein, und ein guter und ehrenwerther Mensch ist er ja, und also, so Gott will, komm' ich als Braut wieder." Und nun? — Wie ein siebzehnjähriger Guck in die Welt! Und sie empfand es trotz alledem nicht wie etwas Thörichtes oder Lächerliches oder etwas, das sie demüthigte, — vielmehr als ein seltsam Großes und Starkes und als ein unverdientes Glück, das ihr beschieden.

Einmal war's ihr doch, als ob sie sich alles einbildete, gerade als der Pastor die Brautleute zusammengab. Es war wohl auch nur der absonderliche Geist, der an einem solchen Tage spukte, einem zu Kopfe stieg und etwas ins Blut that, und morgen war es am Ende vorüber, war nichts als ein Nebel von all diesen Klängen, Düften und Kerzen. Sie suchte ihn mit den Augen. Er stand, sah sie an und lächelte. Da gab sie sich drein. —

Warum auch sollte der Wilhelm nicht lächeln?

Er hatte sich ein bißchen gefürchtet, die Tochter des reichsten Bauern im Kreise, zaghaft als einen ungefügen Dragoner, früh gealtert und mit groben Zügen, sich vorgestellt, und dann, — so leid es ihm um Reichthum und Ansehen gewesen wäre, — dann hätt' er doch nicht gemocht. Und nun hatte sie ein so frisches, liebes, kluges Gesicht, hielt sich so proper und sah so gut aus, — es war ihm gar nicht schwer geworden, seine Wünsche auf sie zu richten: — freilich auch nicht, sie glauben zu lassen, daß er sie nicht kenne. Auch redete sie ein gut Stück besser als die anderen mit ihrem Dreschflegel-Schlesisch und konnte roth werden und die Augen niederschlagen, wie sonst ein rechtschaffenes junges Mädel. Alles das pries er in seiner Seele überlaut, weil er sich's nicht eingestehen mochte, daß er all diese Vorzüge doch nur in der glänzenden Beleuchtung ihres Reichthums sah und von ihr nichts kannte, als ein vertrauenerweckendes Gesicht. Und weil er gern wollte, daß etwas wie Liebe bei der Sache mitspielen sollte, sah er sie immerfort an, um sie zu beunruhigen und in sich verliebt zu machen, in der Ueberzeugung, daß das auf seine Gefühle zurückwirken müsse. Ja, es gab Augenblicke, wo dieses sich einbildete, regulär Feuer gefangen zu haben, oder wo es auch wirklich so war. Und also: warum sollte er nicht lächeln? Manchmal schmunzelte er sogar, — wenn man es so leicht hat!

Nach der Trauung ging es wieder in den zwölf, fünfzehn Bauernkutschen zurück und „zur Tafel". Nun, ob das fein war! In einem Nebenraum waren ein Geiger, ein Flötist, ein Hornist und einer mit der Baßgeige untergebracht, die erst einen Choral spielten und dann mit einer Energie, die ihren Fingern und Lungen alle Ehre machte: ‚Nur einmal blüht im Jahr der Mai', ‚Wir winden dir den Jungfernkranz', ‚Seht ihr nicht, da kommt er schon', und so dergleichen, immer eins ums andere und wieder von vorn an. Der Pastor, der sie zusammengegeben, war auch ein Stündchen da, aber eine größere Rolle spielte eigentlich der Schullehrer. Er brachte den Toast aus, hatte die Tafellieder gemacht und gab später noch ein paar Solo-Vorträge zum besten. Er war ein schmächtiger Mensch, mit blondem Vollbart, goldener Brille und Siegelring, und behielt immer ein bißchen etwas Aristokratisches, obwohl er kein Feind von zugesendeten Speckseiten, Gänsen und Würsten war.

Als Toast-Sprecher that sich außerdem der junge Reiner auf. Für bäuerliche Begriffe machte er es sogar hervorragend schön, wie er „die Damen" leben ließ, — aber schließlich: von einem früheren Königs-Urlauber von den Garde-Husaren ließ sich schon 'was erwarten. Bei Tisch gab er einen ausgezeichneten Unterhalter ab: zwar sprach er viel und mit Vorliebe von sich selber, aber da alle den Eindruck hatten, daß er eine ganz ausgezeichnete Persönlichkeit sei, blieb interessant, was er sagte, umsomehr, als er allem einen bedeutenden militärischen und weltstädtischen Hintergrund zu geben wußte, und mit einer Leichtigkeit erzählte, daß es schon beinahe witzig war. Auch war in seinem guten Gedächtniß erstaunlich viel von Anekdoten und Versen hängen geblieben, die er gut anzubringen wußte und, ohne sich zum Tischnarren zu machen, im Gegentheil, mit einer Art jovialer, herzlicher Herablassung, bezauberte er mit seinen Flausen.

Auf die Cour-Macherei verstand er sich wie einer. Immer, wenn er sich an seine Tischnachbarin wandte, wußte er in seine Augen etwas Besonderes zu legen, die Rede so zu drehen, daß etwas Schmeichelhaftes für sie herauskam, und sie mit Aufmerksamkeiten zu überschütten. Wenn er in ihr Geld verliebt war, so machte er doch in der That den Eindruck, als sei er es in ihre Person, und nur zu gern glaubte sie, was zu glauben sie glücklich und stolz machte.

„Und wie steht's denn nu um uns zwei?" fragte sie nach Tisch der Nesselgrunder. „Es hieß ja, wir würden das heute in Ordnung bringen."

„Es eilt wohl nicht so," sagte sie verwirrt. „Man muß sich so etwas doch überlegen."

„Das Ueberlegen muß auch einmal ein Ende nehmen."

„Nächste Woche will ich Bescheid sagen."

„Ich glaube, ich weiß schon, woran ich bin," sagte der Müller und ließ sie stehen.

Sie lächelte beglückt, daß sie ihn los war.

Inzwischen hatten die Musikanten wieder eingesetzt. Sie hatte sich nie etwas aus dem Tanzen gemacht und es mehr wie ein Geschäft abgewickelt, das zum Anstand des Lebens gehört. Aber nun freute sie sich darauf.

„Schade, daß Sie nicht auch ein schönes helles Kleid angezogen haben, wie die anderen jungen Mädel," sagte der Wilhelm.

Sie ärgerte sich jetzt auch, daß sie es nicht gethan hatte, und zugleich freute sie sich, daß er keinen Unterschied zwischen ihr und den anderen mache. Sie war ja auch noch jung.

„Wenn ich gewußt hätte —"

„Was gewußt?" fragte er dringlich.

„Ich meine —"

„Daß es mir besser gefallen hätte? Ja? Nu, zur nächsten Hochzeit, da geben Sie's weiß."

„Warum denn nicht!"

„Und — mit Kranz und Schleier."

„Das käm' drauf an!"

„Natürlich käm's drauf an! Mir auch." Weiter sagte er nichts, sondern tanzte los.

Es wurde heiß und heißer in den Stuben, die Luft dick und schwer, das Lachen ausgelassener, das Schleifen und Stampfen wilder. Die Stolze, Kühle focht es nicht an. Die Gevatterinnen um sie her flüsterten und stießen sich mit den Ellenbogen an über die Anna, — sie merkte es nicht. Sie tanzte fast den ganzen Abend mit ihm. Und immer fester verstrickte sich ihr Herz in die Bande, die er um sie gewoben. Ein paar Mal verletzte sie diese naive, siegesgewisse Anmaßung an ihm, aber nur für einen Augenblick, im nächsten war sie schon beglückt davon.

Als das Fest seinem Ende entgegenging, und als sie eben wartete, daß sie wieder abtanzen würden, fragte er mit einem Male, ganz unvermittelt: „Nun, mit uns beiden, wie ist's da? Sind wir die nächsten, die Hochzeit machen?"

„Aber das muß man sich doch überlegen."

„Bei mir giebt's kein Ueberlegen! Ja oder nein?"

„Ja!"

„Zu Michaeli?"

„Ja!"

„Gut dann, — abgemacht." Und fort ging's.

V.

„Nun? Giebt's heut nichts im Stalle zu thun?" fragte am nächsten Morgen der Bauer, da seine Tochter zögerte.

„Gleich, Vater!"

Aber sie räumte immer in der Stube herum, weil sie auf seine Fragen wartete, und ging nicht.

So schwiegen sie beide eine Zeitlang und warteten auf einander.

Endlich sagte das Mädchen: „Es war recht schön, Vater, Ihr hättet sollen mitkommen. Sechs Ehrenpforten, und die Schulkinder so schön gesungen, die Mädel alle in weißen Kleidern und —"

„So? — Und mit dem Müller, — ist das in Ordnung gebracht?"

„Ja, — das heißt —"

„Wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Ich — hab' mich mit einem andern versprochen, Vater."

„Was?"

„Ich denke, er wird wohl heut herüberkommen. Ob's Euch paßt, Vater?"

„Paßt? Ich nehm' mir den Kerl nicht. Heirath Dir'n Dreschflegel, wenn Du willst!"

„Es ist einer aus der Strehlener Gegend, und er hat bei den Garde-Husaren gestanden, und — er ist noch ein junger Mensch —"

„Sieh nur! So, so! Nu ja — nimm Du Dir' en Husaren, das machst Du recht, einen grünen Husaren!" Stand auf und ging hinaus.

Sie seufzte. Der Hohn und die Gleichgültigkeit des Alten kränkten sie, und sie empfand etwas von dem Rückschlag ernüchterter Stimmung. Und so fühlte sie sich unsicher. Sie war nicht mehr ganz dieselbe, die bisher in starkem, in sich beruhendem Wesen ihres Weges gegangen. Wenn klare, verständig praktische Naturen von einem sinnlichen Reiz gepackt werden, auch wenn dieser kein gemeiner ist und sich gleichzeitig an das Herz wendet, so fühlen sie das, was in ihnen erweckt worden, doch als ein Fremdes, das vielleicht nichts als ein Irrthum ist, dessen sie sich in gewissem Grade schämen.

Daß sie sich so gradeweg in einen schönen, jungen Kerl verliebt hatte, war ihr peinlich, — peinlich, daß es die anderen gemerkt und sie darob aufgezogen hatten. Eine ihres Alters, die darin einige Erfahrung besessen, hätte sich besser beherrschen können: sie hatte sich mit der Naivetät einer Sechzehnjährigen verrathen. Ganz ungeheuer kränkte das ihren Stolz. Sie glaubte, sie müsse es nicht überleben können, wenn jetzt aus der Partie nichts würde, nicht so sehr ob des Verlustes, als der Kränkung ihres Stolzes. Dann wünschte sie plötzlich wieder, er möge nicht kommen. Und war sie überzeugt, er würde kommen, und sehnte ihn herbei, fürchtete sie, die Gleichgültigkeit des Bauern könne in Härte und Tyrannei umschlagen. Wie neu und seltsam das war, diese Unsicherheit! Zum Glück verschlang das harte Tagewerk bald ihre Zweifel und Sorgen.

Als er dann am Nachmittage kam, empfing sie ihn steif und verwirrt.

Sie merkte gar nicht, daß auch er verlegen war. Die Schnelligkeit seines Sieges verblüffte ihn selbst, und wie sie da in Hauskleid und Schürze, mit schlichtem Haar, in der nüchternen Tagesstimmung vor ihm stand, mochte sie ihm weniger gefallen. Auch hatte er eine gewisse Scheu, sich etwa mit dreisten Blicken umzusehen, als wolle er mit seinen Augen nur schnell in Besitz nehmen, was ihm hier zufallen sollte, und so stand er ein paar Augenblicke mit leichtbefangenem Lächeln vor ihr, indem er ihre Hand hielt und sich mit der anderen den Schnurrbart strich. Diese Befangenheit aber gab ihm etwas Liebes und Ehrliches, das sie wieder zutraulich machte.

„Sie spannen doch aus?" fragte sie.

„Ich denk' schon."

„Ich muß Ihnen doch alles zeigen, und so schnell sind wir damit nicht fertig."

„Ich hab' gestern Abend und heute erst gehört, daß Ihr's ja gar dicke hier habt," log er. „Wenn ich da nur werd' willkommen sein, wo wir unsrer achte aufs Gut sind?"

Aber sie hielt schon bescheiden die Thür geöffnet für den künftigen Herrn. Sie hatte es wirklich vergessen, daß sie die reichste Erbin war weit und breit.

So gingen sie in die einfache Wohnstube, wo die Mahlzeiten pflegten eingenommen zu werden. Der Hendrich saß am Tisch und hatte einige Papiere vor sich, die mit Zahlen bedeckt waren.

„Vater, der Herr Reiner aus Wolfskehl, wo ich Dir sagte, daß wir ein Paar werden wollen, wenn Ihr nichts dagegen hättet."

Der Alte stand langsam auf und sah den Freier an, der den Blick mit leichtem Lächeln aushielt.

„Herr Hendrich, wenn Sie mir Ihre Tochter geben wollen, — ich bin ein ordentlicher Kerl und, was die Wirthschaft anbelangt, gehörig auf'm Platze."

„So! Nu, mehr kann man nicht verlangen," meinte der Hendrich mit trocknem Hohn. „Und wie alt sind Sie denn im ganzen?"

„Zu Weihnachten werd' ich fünfundzwanzig."

„Da kannst Du Dir'n ja noch zieh'n, Anna."

Der Freier ließ sich nicht verblüffen. „Wer's Militär hinter sich hat, der ist auch ein ganzer Kerl. Sonst, was die Jugend anlangt, das ist ja ein Fehler, mit dem man sich alle Tage bessert."

„Hm! Und da haben Sie Sich so Hals über Kopf in mein Gut verliebt?" grunzte der Bauer, sich wieder setzend. „Nu, nehmen Sie nur Platz, Herr Erbe, 's ist mir ja eine Ehre."

„Sie werden ja wohl Ihre Tochter auch höher schätzen als Ihr Gut," meinte der Junge. „Warum soll ich sie denn nicht höher schätzen?"

„Na, lassen wir's gut sein! Hast Du keinen Kaffee für den jungen Herrn, Mädel?"

Da brachte die Magd schon eine feine Decke, starken Kaffee und frische Butterschnitten.

Schweigend machten sie sich darüber her.

„Adieu," sagte der Alte, noch während die Liebesleute schmausten, denn deren Appetit war nicht besonders, und die Mühle mahlte langsam.

„Das war gerade kein aparter Empfang," bemerkte der Bräutigam aufstehend.

„Er hat sich gestern geärgert, da ist er so. Er wär' zu jedem so gewesen."

„Krieg' ich von Dir keinen bessern? Ein Kuß wird sich doch wohl gehören."

„O ja!" Und freimüthig hielt sie ihm die Lippen hin.

„Aber ansehen dazu, das schickt sich," lachte er jetzt vergnügt. „So! Noch einen! Und noch einen! Ach, Mädel, das Küssen mußt Du noch lernen! Also noch einmal! Aber ansehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

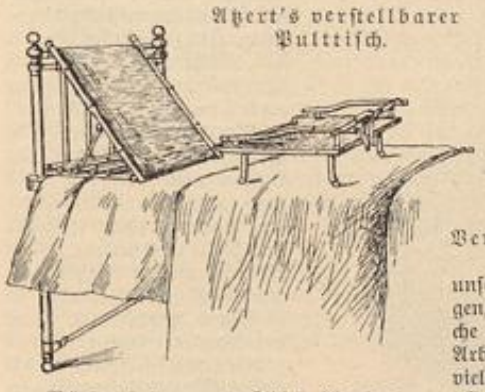
Gesundheits- und Körperpflege.

Zur Verbesserung der Frauenkleidung. — Wenn die vornehmste Pflicht der nach Vervollkommnung strebenden Frau in der Bildung des Geistes besteht, um hierdurch das Vorurtheil ihrer Inferiorität zu besiegen, so darf trotzdem das Aeußere nicht von ihr vernachlässigt werden. Auf diesem Gebiete, — vor allem auf dem der Kleidung, — ist viel gesündigt worden, und nicht nur von der eiteln, putzsüchtigen Modedame, sondern ebenso viel, ja, ich möchte fast behaupten, noch viel mehr von der emancipirten Frau, denn sie hat die strebende Frau der Lächerlichkeit preisgegeben. Jene hat sozusagen über das Ziel hinausgeschossen, wenn sie sich, ihr eigenes Geschlecht verleugnend, in Nachahmung von Männertracht, Männer-Manier und -Unmanier gefiel. Einen Unterschied der Geschlechter hervorzuheben, ist gerade in der Kleidung dringend geboten, denn wir sind anderen Geschlechtes und wollen es nicht verleugnen. Das Unpraktische und Unschöne in unserer weiblichen Tracht, wie es auch der Mißbrauch der herrschenden Mode stets mit sich bringt, erklärt den oben erwähnten Fehler der früheren Emancipirten und läßt ihn verzeihlich finden. Unsere Kleidung, jedes einzelne Stück der Unter-, wie Ober-Garderobe, bedarf in der That einer gründlichen Umänderung, denn sie ist in vielen Fällen weder praktisch, gesund noch schön, was die drei Haupterfordernisse der Kleidung sind.

Daß die weibliche Kleidung praktisch sei, hat wohl noch keiner ernstlich behauptet. Der Ausspruch eines mir bekannten Herrn kommt mir immer wieder in den Sinn, nämlich: er habe keine Furcht vor der Frauen-Emancipation, so lange die Frauen immer „herumkrabbeln" müssen, um ihre Taschen zu finden. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser harmlosen Bemerkung. Ist es wohl eines denkenden Wesens würdig, wenn ein so nöthiges Requisit, wie die Tasche, derartig unpraktisch angebracht ist, daß die wichtigsten Sachen oft durch Daneben-stecken verloren werden? Außerdem geht viel Zeit mit dem „Herumkrabbeln" verloren, und es werden Bewegungen veranlaßt, die selbst bei der graziösesten jungen Dame niemals schön aussehen, — ebenso wie bei dem modernen einseitigen Kleideraufheben, was ja leider bei unseren langen Röcken zur Nothwendigkeit geworden ist. Ja, unsere langen Röcke! Es ist gar nicht zu vermeiden, daß der lange Rock des öfteren die Straße berührt, doch welche Unsauberkeit, welche Mühe bürdet diese Tracht uns auf! — Wie viel Schmutz, wie viele Bakterien schleppen wir mit uns herum und in unsere Wohnungen, — und welche Mühe und Arbeitslast, wie viele unnützen Geldausgaben stecken in der beständigen Stoßabnutzung! Jedes lange Kleid verliert außerdem viel schneller sein tadelloses Ansehen, als das kurze; und wenn die Schleppe auch im Zimmer auf Teppichen schön gefunden werden kann, so ist auf der Straße die Figur einer modernen, das Kleid einseitig hebenden Dame meist direct unschön. Und wie unbequem ist das Kleideraufheben, wie ermüdend das immerwährende an das Kleid Denken, neben der in der That nicht geringen körperlichen Abspannung durch die gezwungene Armhaltung!

Azert's verstellbarer Pulttisch.

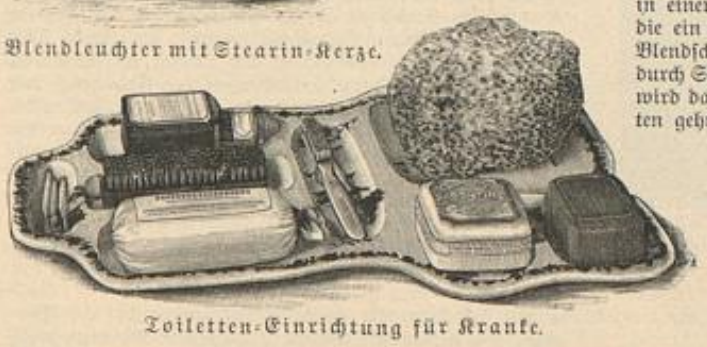
Verstellbares Universal-Pult.



Rückenlehne und Tisch für das Krankenbett.

Die moderne Schleppe ist nun aber noch nicht das einzige Ungesunde an unserer Kleidung; das am wenigsten Gesunde ist die Unter-Garderobe. Wir schleppen meist viel zu viel Stoff mit uns herum, und die Hauptlast lassen wir, schädlicher Weise, auf den Hüften ruhen. Bei den vielen weiten, schweren Röcken ist das Corset fast zur Nothwendigkeit geworden, um die Last tragen zu helfen. Es durch Träger zu ersetzen, ist für den Frauenkörper entschieden zu verdammen, da diese die Brust drücken, die wir in jeder Weise zu schützen haben. — Gesundheitsgemäß muß die Last der Kleidung nicht durch Trägergurte, sondern direct auf den Schultern ruhen. Der Anzug muß als Ganzes von ihnen getragen werden, er sollte „in eins" gearbeitet sein. Auch jede Bekleidung des Unterkörpers muß vollständig mit der Oberkleidung verbunden werden. Nach diesem Princip hätte die moderne Frau eine praktische, gesunde und schöne Kleidung zu erfinden; denn, — last not least, — das Schöne wollen wir in unserer Kleidung nicht vergessen! Es wäre ja sehr thöricht, wenn wir uns des Vorzugs, „das schöne Geschlecht" zu sein, begeben würden! Unsere Reform-Kleidung soll geschmackvoll sein. Ich betrachte es durchaus als Pflicht eines jeden Menschen, auch sein Aeußeres zu pflegen und sich so wohlgefällig aussehend wie möglich zu machen. Der dabei entwickelte Geschmack verräth sicherlich einen Theil des inneren Menschen, und der nicht zu unterschätzenden Macht des Schönen wollen auch wir uns willig beugen. Alle Kultur wurzelt in dem Trieb des Menschen nach Verschönerung. Wir sehen an den aufgefundenen Sachen aus Urzeiten, daß man einen erfundenen Gegenstand alsbald zu verzieren suchte; aus diesem instinctiven Hang zur Verschönerung und durch das Nachdenken darüber entstanden Verbesserungen.

Blendleuchter mit Stearin-Kerze.



Toiletten-Einrichtung für Kranke.

Die Aufgabe einer Kleider-Reform hätte nun darin zu bestehen, das Praktische anzustreben, ferner die Erzeugnisse moderner Industrie, durch welche, — nicht zu vergessen, — Hunderttausende ihr Brod erwerben, mit dem klassischen, ewig jung bleibenden Schönheitsbegriff in Einklang zu bringen und endlich: den heute in der Mode bestehenden Widerspruch mit jenem zu beseitigen.

Wie widernatürlich, wie unschön ist die Figur mit dem gewaltsamen, durch das Corset hervorgerufenen Taillen-Einschnitt! Die natürliche Körperform erscheint völlig verändert, was niemals geschehen dürfte. Nur bei körperlichen Unregelmäßigkeiten ist durch eine der Natur des Fehlers angemessene Nachhülfe geboten, und hier leistet die lose Gewandung die besten Dienste. Wir belieben weidlich zu spotten über die Fußverunstaltung der Chinesinnen, die solche Unnatur schön finden können. Was ist denn unsere heutige Taille anderes, als eine künstliche Verunstaltung des Körpers? Eine Verkrüppelung von Extremitäten ist ein Splitter im Vergleich zum Balken der Verkrüppelung nicht nur der äußeren Rumpfesform, sondern auch der edelsten inneren Organe!

Die Reform hätte zunächst bei der Unter-Garderobe einzusetzen. Aerztliches Gutachten befürwortet je nach der Jahreszeit wärmere oder leichtere Tricot- oder Pump-Beinkleider mit einer das Corset vertretenden Untertaille daran, die theils die Last der unteren Bekleidung tragen, theils der Figur den unentbehrlichen Halt geben soll. Auf Unterröcke wäre möglichst ganz zu verzichten. — Solche Neuerungen sind freilich nur entwickelungsfähig wenn sie von der Jugend aufgenommen werden. Es wäre also Sache der Mütter, die Kleidung ihrer Töchter darauf hin einzurichten, vor allem aber beim kommenden Geschlecht den falschen Taillenbegriff überhaupt nicht aufkommen zu lassen. Möchte doch so die Frau ihre Kultur-Mission, Repräsentantin alles Natürlich-Harmonischen zu sein, richtig erfassen, ohne das Aeußerliche zur Hauptsache zu erheben!

(Nach einem Vortrage der Fr. Sera Prölß.)

Azert's verstellbares Universal-Pult und verstellbarer Pulttisch. — Die vielen Vorzüge dieses Pultes machen es für Gesunde wie Kranke, für Groß und Klein gleich geeignet. Als Kinder-Arbeitspult auf einem Tisch mittelst Sicherheitsschraube befestigt, befördert es eine gute Körperhaltung; als Stehpult leistet es treffliche Dienste für Lehrer, Beamte, Kaufleute, zumal es sich rasch zusammenlegen und fortstellen läßt. Für Kranke giebt es kaum einen bequemeren Tisch, der, auf das Bett gestellt, eine sichere Platte zum Essen, Lesen u. s. w. bietet, ohne irgendwie zu belästigen. Eine schmale, beliebig hoch zu stellende Leiste wandelt die glatte Fläche in ein Lese- oder Notenpult um, das sich nach der Sehschärfe des Auges stellen läßt; Klammern halten Buch oder Noten in der gewünschten Lage. — Läßt sich das Universal-Pult auf jedem Tisch aufstellen und befestigen, so verlangt auch der Pulttisch keinen großen Raum; er ist, wie jenes, zusammenlegbar und als Zeichen- oder Schreibtisch für Erwachsene wie Kinder, als Spiel- oder Arbeitstisch, ja selbst als Staffelei zu verwenden. Jedenfalls sind beide so vielgestaltig, daß die Wahl unter den zwei Formen ungemein schwer wird und nur durch das eigene Bedürfniß bestimmt werden kann. Ueber die Vortrefflichkeit der Erfindung haben die ersten Augenärzte sich in anerkennendster Weise ausgesprochen. Auch die Preise, die bei solchen Gegenständen ins Gewicht fallen, sind bei der durchaus trefflichen Ausführung sehr mäßig, sodaß die Anschaffung von Pult oder Pulttisch nicht theuer kommt. So kostet das Pult bei 50 zu 55 cm Größe 11 M. 50 Pfg., bei 55 zu 75 cm Größe 14 M.; der Preis des Tisches steigt mit den Plattengrößen von 55 zu 75 cm bis 80 zu 110 cm von 18 M., bis zu 22 M. Die beiden Gegenstände verdienen vom hygienischen Standpunkt aus die allgemeine Aufmerksamkeit. E. F.

Rückenlehne und Tisch für das Krankenbett. — Leicht zu handhaben für die Pflegerin, äußerst bequem für den Kranken sind zwei Möbel aus hellen Bambusstäben und Rohrgeflecht, die in einem Krankenzimmer nicht fehlen sollten. Die verstellbare Rückenlehne aus elastischem Rohrgeflecht ruht auf einem Gestell aus kräftigen Bambusstäben; sie ist in verschiedenen Größen vorräthig, ebenso das Krankentischchen, dessen hier 35 zu 61 cm große Holzplatte eine Auflage aus Bambusgeflecht und ringsum eine Balustrade aus zierlich gebogenen Bambusstäben trägt. Letztere sind an den Schnittenden mit Nickel beschlagen. E. S.

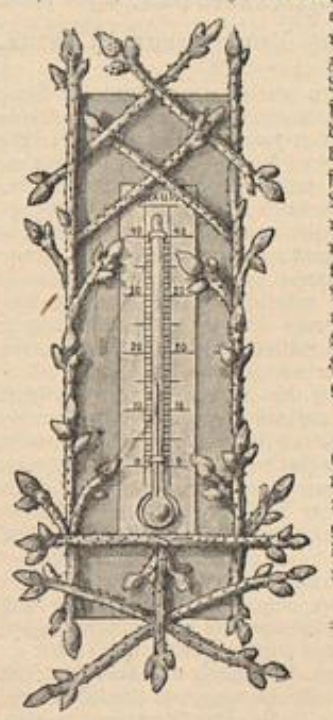
Toiletten-Einrichtung für Kranke. — Nicht minder praktisch für die häusliche Krankenpflege erweist sich eine 44 cm lange, 25, resp. 33 cm breite Majolica-Platte, die in passenden Vertiefungen Schwamm und Bürste, Seife ꝛc., — kurz all jene Requisiten aufnimmt, deren man sich bei der Früh-Toilette zu bedienen pflegt. E. S.

Blendleuchter mit Stearin-Kerze. — Der 8 cm hohe, $4^1/_2$ cm im Durchmesser haltende silberne Blendleuchter trägt in einem Porzellan-Einsatz eine kurze, sehr dicke Stearin-Kerze, die ein ruhiges, gleichmäßiges, nicht überhelles Licht giebt; der Blendschirm, an dem der Henkel befestigt ist, verursacht zwar durch Spiegelung eine Verstärkung des Licht-Effectes, andererseits wird dadurch die entgegengesetzte Zimmerhälfte in tiefen Schatten gehüllt. E. S.

Frau B. in H. — Unreine Haut findet sich bei Knaben in den Entwickelungsjahren recht oft, um nach einigen Jahren zu verschwinden. Neben einfacher Diät, — Milch, leichtes Fleisch, Obst, Gemüse, wenig Fett und namentlich kein Käse, — ist sorgfältige Hautpflege nöthig: häufige Bäder; Brausebäder oder wöchentlich ein Dampfbad nach tüchtiger Einreibung mit Seifenspiritus oder einer Schwefelseife mit heißem Wasser. Waschen mit Theerseife ist ganz verkehrt; daß die anderen Seifen nicht erfüllen, was ihre Reclame verheißt, wundert uns nicht. Dr. D.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

„Die Technik der Kunststrickerei" nennt sich ein von Aurelie Obermayer-Wallner herausgegebenes Buch (Verlag von Carl Konegen, Wien 1896), das in hohem Grade Anerkennung und das besondere Interesse derer verdient, die auf dem Gebiete der Handarbeit Erwerb suchen. Die Verfasserin sagt im Vorwort ungefähr folgendes: „Wenn diejenigen recht haben, die die Frauen aus gewissen Gelehrten- und anderen Berufskreisen ausgeschlossen sehen wollen, dann erwächst aus dieser Anschauung die Nothwendigkeit, jenen Arbeiten, welche die weiblichen Mitbürger bis heute ausschließlich besorgen, neue Seiten abzugewinnen, ihnen eine mannigfaltige Anwendung zu geben und so eine Arbeits-Gelegenheit zu schaffen, — weniger für die gewöhnliche Arbeiterfrau, die für ihre physischen Kräfte vielseitig Verwendung findet, als vielmehr für Frauen und Mädchen des Mittelstandes, die oft gleichfalls einen harten Existenz-Kampf zu führen haben. Für sie soll in der Kunststrickerei ein neuer Erwerbszweig geschaffen werden." — Nach einer kurzen Einleitung über das Material, die Wahl der Nadeln, Waschen und Appretur fertiger Strickarbeiten giebt die Verfasserin in den drei ersten Abtheilungen leichtfaßliche und durch viele Illustrationen erläuterte Anweisung zum Stricken von Einsätzen und Spitzen-Bordüren, zur Verzierung von Kleidungsstücken, Vorhängen und Leinzeug. Abtheilung IV beschäftigt sich ausschließlich mit der Anfertigung von gestrickten Fächerbekleidungen, die mit höchster Kunstfertigkeit aus feinem Spitzenzwirn gearbeitet sind. Abtheilung V endlich zeigt die Anwendung verschiedener Strickarten an einer Reihe fertiger Gegenstände, Körbchen, Taschen, Hüten ꝛc., während in einem Anhang noch Anleitung gegeben wird, geklöppelte Spitzenmuster in Strickarbeit zu übertragen. — Durch seinen außerordentlich vielseitigen, lehrreichen Inhalt wird das Buch zu einem unentbehrlichen Rathgeber; der beste Beweis für seinen praktischen Werth dürfte dadurch besonders verbürgt erscheinen, daß der Verfasserin für ihre Arbeits-Methode von dem k. k. österreichischen Handels-Ministerium zwei ausschließende Patente ertheilt, und für die Publication des Buches Subventionen des Kaisers von Oesterreich, sowie der Wiener Handels- und Gewerbekammer gewährt wurden. D. Red.



Thermometer in einem Rahmen aus Fichtenzweigen.

Frau C. R. in D. — (Leserkreis v. 15/10 96). Ich möchte der jungen Malerin vorschlagen, nach Dresden zu gehen; dort bietet sich sicher die beste Gelegenheit, Malunterricht zu ertheilen.

C. D. in Hamburg.

Häusliche Kunst.

Thermometer in einem Rahmen aus Fichtenzweigen. — Als unser vorjähriger Tannenbaum seinen Platz auf dem Balcon räumen und auf Nimmer-Wiedersehen verschwinden mußte

schnitt ich mir vorher „zum Andenken" all seine Zweigspitzen ab, — vorläufig ohne bestimmten praktischen Zweck. In Vasen gestellt, verloren sie bald alle Nadeln, und ich wollte die unansehnlichen kahlen Zweiglein gerade dem Feuertode überliefern, als ich mich einer „Verwendung des Christbaumes" aus dem Leserkreise vom 15/12 95 erinnerte. Diese Idee hatte mir so gut gefallen, — auch ich wollte Aehnliches ersinnen und grübelte und probirte, bis es gelang. Mein

Dreitheiliger Paravent. Brandmalerei auf Sammet.

Thermometer ist anspruchslos, aber es macht sich gut und erinnert mich stets an frohe, glückliche Stunden. Nun brauchen es ja nicht gerade die Spitzen von der Weihnachtstanne zu sein, die man verwendet, Tannenzweige sind zu jeder Zeit zu bekommen und lassen sich leicht trocknen, falls die eine oder andere Mitleserin mein Werk nachahmen will. Ich bezog ein 34 cm langes, 8 cm breites Brettchen aus Cigarrenkisten-Holz mit rothem Tuch, nagelte dann von den sorgfältig mit Goldbronze überpinselten Tannenspitzen eine „Bordüre" darauf, derart, daß die Nägel von den querliegenden Aestchen verdeckt wurden; fehlende Knospen setzte ich mit Stecknadeln an. Allerliebst heben sich so die schuppigen Zweige von dem rothen Hintergrunde ab. Den kleinen Thermometer befestigte ich zuletzt und deckte die Heftnägel mit einigen bronzirten Tannenzweigen. L. Br.

Dreitheiliger Paravent. Brandmalerei auf Sammet. — Die zierlichen englischen Möbel, meist grün oder dunkelroth gebeizt, lassen sich von jedem einigermaßen geschickten Tischler leicht in weißem Holz herstellen, — der eigenen Hand fällt dann das Beizen, wie die Ausstattung zu. Mein Schirm besteht aus drei Rahmen von je 121 cm Höhe zu 50 cm Breite, die Charniere verbinden; die Leisten sind 5 cm breit und 2 cm stark. In 56 und 83 cm Höhe von unten theilt die Felder eine schmale Leiste, auf der je ein auf zwei Holzstützen ruhendes Brettchen von 8 cm Breite befestigt ist. In die eine Hälfte der Felder spannte ich grünen Atlas, zum grün gebeizten Rahmen passend, in die andere Füllung je einen maisgelben Sammettheil, auf den der Brennstift ein Rococo-Ornament flott gebrannt hatte, — Heckenrosen, die leicht farbig übermalt, sich gefällig in die Schnörkel der Umrahmung schmiegen. Auf der Rückseite des Schirmes wird der glatt übergespannte Satin mittelst Ziernägeln in Abständen von 8 cm befestigt. Die grüne Beize ist gebrauchsfertig käuflich. (Siehe Bezugsquellen.) E. F.

Zimmergärtnerei.

Die Pflege der verschiedenen Zimmerpflanzen im Winter.

(Fortsetzung und Schluß.)

Unter den immergrünen oder wintergrünen Pflanzen haben wir bei der Ueberwinterung wieder zwischen kraut- und strauchartigen, wie zwischen subtropischen und tropischen Pflanzen zu unterscheiden. Die weichen, kraut- und staudenartigen Topfpflanzen sind im Winter die anspruchsvollsten. Zu diesen gehören aber auch die dankbarsten Blüher, so die Alpenveilchen, chinesischen Schlüsselblumen, Cinerarien, Pantoffelblumen, das sogenannte Usambara-Veilchen u. a. m. Diese krautartigen Blüher des Winters und zeitigen Frühlings erheben Anspruch auf einen möglichst hellen und sonnigen Standort. Die Primeln, denen einiger Frost nicht schadet, bevorzugen den freien Raum zwischen den Doppelfenstern, wo sie unermüdlich blühen, die übrigen die Fensterbank. Das Usambara-Veilchen und auch die Orchideen, die tropischen Regionen entstammen und deshalb warme Luft nothwendig haben, kommen, falls ein kleines Zimmer-Treibhäuschen nicht zur Verfügung steht, auf die Fensterbank der geheizten Stube, die weniger wärmebedürftigen Cinerarien, Pantoffelblumen und Alpenveilchen dagegen auf die Fensterbank eines kühleren Nebenzimmers. Aber auch dieses muß frostfrei erhalten werden, doch braucht die Temperatur 4—5° R. nicht zu übersteigen.

Unter den subtropischen Arten immergrüner Blattgewächse finden wir solche, die außerordentlich hart sind und deshalb vielfach mit gleichem Erfolge, wie die laubabwerfenden Gewächse, in Kellern überwintert werden. Hierzu eignen sich u. a.: der edle und der Kirschlorbeer, die grünen und buntblättrigen Evonymus, der Oleander, die Gold-Orange und ähnliche Arten. Andere subtropische Sträucher, so die echten Orangen, Kamelien, Azaleen und dann namentlich die zierlichen Vertreter der neuholländischen Flora, ferner auch Myrten der verschiedenen Arten sind anspruchsvoller; sie fordern die Ueberwinterung in kühleren Zimmern. Je kühler hier die Temperatur ist, um so weniger hell braucht der Standort zu sein. Diese Sträucher, von denen einige bereits im Januar, andere im Februar und März blühen, sind zur kalten Jahreszeit außerordentlich empfindlich gegen übergroße Nässe, weshalb sie mit größter Vorsicht gegossen werden müssen, wie auch unter allen Umständen ein zu hohes Steigen der Temperatur zu verhindern ist, damit diese Pflanzen in völliger Ruhe verharren und nicht geile, farblose Triebe entwickeln, die nur unnöthige Schwächung hervorrufen. Auch das Auftreten von Ungeziefer ist meist nur eine Folge zu hoher Temperatur und der mit dieser im Zusammenhang stehenden trockenen Luft. — Am anspruchsvollsten während des Winters sind die Palmen und sonstige tropischen Blattpflanzen, mit denen wir unsere Wohnräume auszuschmücken pflegen. Wohl sind diese Gewächse keineswegs so wärmebedürftig, als man allgemein annimmt, ja sie kommen besser in kühleren als in allzu warmen und lufttrockenen Räumen fort, aber sie zeigen sich heikel gegenüber starken Temperatur-Schwankungen, direct einwirkender Ofenwärme, Zugluft, sowie trockener und staubiger Luft. Um diese Gewächse im Winter frisch grün und gesund zu erhalten, schützen wir sie also zunächst gegen starke Temperatur-Schwankungen. Am Tage ist die Wärme im Zimmer ziemlich gleichmäßig, namentlich, wenn die Stube mit sogenanntem Kachelofen erwärmt wird. In der Nacht fällt aber die Temperatur und zwar besonders rasch und unvermittelt in der Nähe des Fensters, wo die Palmen zu stehen pflegen. Aus diesem Grund ist es sehr zu empfehlen, die Palmen während der kalten Jahreszeit während der Nacht vom Fenster fortzunehmen und in das Innere der Stube zu stellen. Werden dann am Morgen bei Reinigung des Zimmers die Fenster geöffnet, so müssen die zarten Gewächse vorher in einen anderen Raum gebracht werden, und man darf sie erst wieder auf ihren alten Standort zurückstellen, wenn sich die Stube entsprechend erwärmt hat. Von schädlichstem Einflusse ist auch trockene Luft, die sich überdies sehr staubhaltig erweist und deshalb selbst uns Menschen nicht zuträglich ist. Je niedriger draußen die Temperatur, je stärker also geheizt wird, um so geringer der Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Bald zeigen sich dann die übeln Einwirkungen auf die Palmen. Sie bekommen trockene Blattspitzen, die man wohl abzuschneiden pflegt, doch trocknen die Blätter weiter und weiter nach; Ungeziefer in den verschiedensten, meist mikroskopisch kleinen Arten tritt auf, wird oft übersehen, und die schönsten Pflanzen gehen schließlich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Grunde. Schon mit Rücksicht auf unsere eigene Gesundheit sollten wir dafür sorgen, daß die Stubenluft nicht allzu trocken wird; natürlich darf sie nicht so feucht, wie etwa die Treibhaus-Luft werden, weil dann Wände wie Möbel anlaufen und schimmeln. Flache, auf den Ofen gestellte und mit Wasser gefüllte Gefäße oder ein im Zimmer befindliches Aquarium mit Springbrunnen, geben der Luft die nöthige Feuchtigkeit. Dies wird auch erreicht durch Zerstäubungs-Apparate und durch das täglich wiederholte Bestäuben der Blätter mit einem Thauspender.

Dieses Bestäuben genügt, wenn wöchentlich einmal eine sorgfältige Waschung der großblätterigen Palmen und Blattgewächse mit weichem Schwamm und lauwarmem Wasser vorgenommen wird. Etwa vorhandenes Ungeziefer läßt sich freilich durch solche Waschung nicht entfernen; dazu ist schon die Anwendung derberer Mittel nothwendig. Die verschiedenen Tincturen und Pulver, die meist zur Vertilgung der thierischen Schädlinge unserer Blattgewächse empfohlen werden, zeigen sich häufig ganz unwirksam; in anderen Fällen haben sie die unangenehme Eigenschaft, zugleich mit den Schädlingen auch die befallene Pflanze zu ruiniren. Wohl das beste der bis jetzt bekannten Mittel gegen Ungeziefer ist ein Tabaks-Extract mit starkem Nicotin-Gehalt, der unter der Bezeichnung „Schmidt's Nicotina" von der Firma Martin Grashoff in Quedlinburg in den Handel gebracht wird. Dieses treffliche Mittel gelangt in kleinen Blechbüchsen zum Versand. Es wird vor der Anwendung je nach Empfindlichkeit der befallenen Pflanze 50- bis 100-fach mit Wasser verdünnt. Beim Waschen mit dieser Nicotina ist namentlich den Rückseiten der Blätter größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, da die Schädlinge gerade hier ihr Verderben bringendes Handwerk treiben. Einige Stunden nach erfolgter Waschung mit Nicotina wird die Pflanze mit reinem Wasser abgespritzt, worauf man sicher sein kann, daß kein lebendes Wesen mehr auf ihr haust.

Verstellbare Blumentopf-Hülle mit Einsatz.

Mit Ausnahme der wenigen oben genannten, krautartigen Gewächse, deren natürliche Blüthezeit bei uns in den Winter fällt, ruhen die meisten Zimmerpflanzen jetzt vollständig. Mit dieser vollständigen Ruhe hat sich die geringere Bewässerung zu decken. Man gießt nur selten, jedesmal aber so vollständig, daß das Wasser den ganzen Topfballen durchzieht, also auch zu den tief im Innern befindlichen Saugwurzeln gelangt. Um Erkältung und Wurzelkrankheit zu verhüten, darf zum Begießen nur warmes Wasser verwendet werden. Ganz so trocken, wie die kahlen, im Keller stehenden Gewächse dürfen die immergrünen Pflanzen nicht stehen, denn einerseits haben die kahlen Pflanzen keine Blätter zu erhalten und andererseits ist auch die Luftfeuchtigkeit in Kellerräumen bedeutend höher als in Wohnräumen. Je trockener die Luft im Zimmer ist, um so mehr Feuchtigkeit müssen die großblätterigen Gewächse verdunsten, um so reichlicheres Gießen ist also auch nothwendig.

Unter den wenigen grünen Pflanzen, die im Winter so gut wie gar kein Wasser verdunsten, sind die Succulenten, zu denen man Cacteen und andere Fettgewächse rechnet. Mit Ausnahme einiger weniger Arten, wozu auch der jetzt blühende Blatt-Cactus gehört, werden diese Gewächse während des Winters ständtrocken gehalten, bekommen also gar kein Wasser. Man kann sie, wenn es an Raum fehlt, in flache Holzkistchen dicht zusammen in trocknen Sande einschlagen und in irgend einer frostfreien Stube, selbst auf dem Schrank oder an einem ähnlichen Ort überwintern. Auch Knollen und Zwiebeln werden fast ausnahmslos ganz trocken, am besten in Schachteln oder Schubladen auf Watte oder Sand liegend, überwintert; aber diese trockene Ueberwinterung braucht sich nicht bis in den Frühling hinein zu erstrecken. Man kann vielmehr die Knollen und Zwiebeln mancher Arten bereits im Januar oder Februar wieder einpflanzen und am Zimmerfenster antreiben; sie grünen und blühen dann hier oft schon zu einer Zeit, wo draußen im Garten noch alles Pflanzenleben schlummernd ruht.

Max Hesdörffer.

Verstellbare Blumentopf-Hülle. — Eine hübsche, praktische Neuheit auf diesem Gebiet bringt die Firma Meyer & Michael in Leipzig IV, in den Handel. Die in verschiedenen Größen käuflichen Topfhüllen bestehen aus einem verstellbaren, durchlöcherten Blecheinsatz in einer gleichfalls verstellbaren Bekleidung aus kreuzweis verbundenen, schmalen lackirten Eisenstäben, — eine Einrichtung, die den zweifachen Vortheil bietet: der zum Gedeihen der Pflanzen durchaus nöthigen Luft-Circulation nicht zu wehren und nach Belieben für kleine und große Blumentöpfe verwendbar zu sein. Dem zierlichen Eisengitter liegen bronzirte Rosetten auf, sodaß das Ganze zugleich einen hübschen Zimmerschmuck bildet. E. S.

Allgemeines.

„Gothaer Spitzen" nennt sich eine reizende Neuheit: Duftige Blonden-Spitzen, deren zarte Muster erst durch das Ausmalen in matten Farben zu voller Wirkung gelangen. Auch die Anwendung von Gold und Silber ist nicht ausgeschlossen, und Geschmack und Farbensinn haben hier ein dankbares Feld der Bethätigung gefunden, nicht nur zu persönlichen, sondern auch zu Erwerbszwecken. Die in den verschiedensten Breiten vorhandenen Spitzen bilden ein verlockendes Ausstattungs-Material für Ball- und Gesellschaftskleider, Jabots 2c.; — die Leserinnen der Illustr. Frauen-Zeitung haben mit dem Heft vom 1. Jan. d. J. zwei farbige Modenbilder erhalten, die dies in überzeugender Weise bestätigen. — Der neue, hoffentlich recht ergiebige Industrie-Zweig hat sich in Gotha gebildet, wo eine Anzahl von Damen sich das Ausmalen der Spitzen zur Aufgabe macht. Anfragen und Bestellungen sind zu richten an Frl. H. Storbeck, Berlin SW, Wilhelmstr. 139, die auch die Zusendung von Musterproben vermittelt. M. K.

Verwendung alter Abreißkalender. — Sind alle Blätter abgerissen, so klebt man auf die leere Mitte eine Photographie, vielleicht eine Reise-Erinnerung. Nun schraubt man 8 Messinghäkchen durch den Kalender in die Wand, jederseits 3, unten und oben je 1 Haken. Daran finden Schlüssel, Scheren, Korkzieher, Schuhknöpfer oder derartige kleine Gegenstände ihren Platz. E. H.

Gräfin Schw. in M., und **O. L.** — Das Gewebe „Patent Bodel" ist elastisch und durchlässig; für seine Güte und Brauchbarkeit bürgt die Thatsache, daß der Firma Kurzhalz & Wellhausen in Greiz auf ihre in der „Internationalen Ausstellung für Hygiene" in Baden-Baden ausgestellten Unterkleider aller Art die goldene Medaille verliehen wurde. Den jetzt bereits allbekannten Stoff erhalten Sie in jedem größeren Wäschegeschäft und Sport-Bekleidungs-Magazin. D. Red.

Bezugsquellen: Universal-Tisch und -Pult: Louis Ayert, Kassel. — Rückenlehne und Tisch: Baby-Bazar, M. Wolf, W, Leipzigerstr. 115. — Toiletten-Einrichtung und Blendleuchter nebst Kerzen: G. Lohse, W, Jägerstr. 45. — Blumentopf-Hülle: Meyer & Michael, Leipzig IV. — Grüne Holzbeize: Frau Cl. Roth, W, Lützowstr. 84a.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepanski; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 3. III. 1. Februar 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(2. Fortsetzung.)

Sie aber machte sich los. Es hatte sie längst wieder gepackt, das starke Gefühl für ihn und, neben der beleidigenden Art des Vaters, der Trotz, zu ihm zu halten um jeden Preis. Aber diese heftige Zärtlichkeit gefiel ihr nicht.

„Willst Du nun nicht den Hof sehen?“ fragte sie.

Er that ein bißchen gekränkt, war aber sogleich fröhlich dabei, ihr zu folgen.

Das war ihr nun ein großer Stolz, ihn überall herumzuführen. Der Staat aber auch! Das treffliche Rindvieh, fünfzig, sechzig Stück, alle glatt und blitzblank und zutraulich, wie sie bei guter Behandlung sind! Er lobte mit Sachkenntniß Thiere und Wartung, und sie sah mit Freude, daß er das Ding verstand. Darnach gingen sie zu den Pferden, und die interessirten den Cavalleristen freilich noch mehr. Eine junge Fuchsstute mit feinem Hals und klugem Kopf gefiel ihm am besten, und nicht lange, so ließ er dem Thier eine Decke auflegen, führte es in den Hof und schwang sich darauf. Das Pferd widerstrebte erst, aber da er ihm freundlich zuredete und Luft ließ, setzte es sich schließlich in einen flotten Trab, wobei der Reiter sich vortheilhaft genug producirte.

„O, Du verstehst's schon,“ sagte sie.

„Na gelt: ein ordinärer Bauer bin ich nun nicht?“ meinte er eitel und tänzelte noch ein bißchen hin und her mit dem Thiere, ehe er absprang.

Sie lachten alle beide. Er war sehr vergnügt; er hatte es weg, immer etwas wie einige Herablassung in sein Wesen zu legen, als ob er eigentlich aus einer besseren Rasse wäre, und das kam seiner Position sehr zu statten.

„Ein Prachtkerl, der Fuchs. Aber was? Ich — ich bin auch einer?“

Sie wurde ein bißchen roth und sagte: „Ihr zwei paßt grade zusammen.“

„Wir zwei aber auch!“

„Wenn Du's nur denkst!“

Dann ging es in die Geräthekammer. Da hatte er 'was zu sehen. Alles reichlich, blank und sauber aufgestellt und in bestem Stande; eine Menge Maschinen neuester Construction verriethen den Großbetrieb.

„Ihr drescht wohl auch mit Locomobile?“ fragte er, sich nach einer solchen umsehend.

„Der Vater hatte es einmal eingeführt, ich bin aber wieder zum Handdrusch gegangen. Die Tagelöhner sind am Ende auf den Tagelohn eingerichtet, soll man die Menschen um ihren Verdienst verkürzen?“

„Ja, lieber Gott, es richtet's sich doch jeder ein, wie's am praktischesten ist! Und das ist nun grade so schön beim Maschinendrusch: kommt's Getreide 'rein, braucht's erst gar nicht in die Scheuern gestopft zu werden, — gleich, heidi! los! Und der Spaß, wenn das so surrt und schnauft, hier die Körner, dort die Spreu, Stroh gleich zum Binden, und alles rasch vom Halse. In ein paar Tagen sind ihr' hundert Morgen gedroschen, 's Getreide in Säcken und kann auch gleich auf die Bahn. Stehen die Kornpreise niedrig, wartet man, stehen sie grade hoch, kann man's benützen und verkaufen: denn daß man das meiste 'rausschlägt, das ist's doch schließlich, worauf man sehen muß.“

„Beim Kleinbesitzer wohl,“ sagte sie, mit der Hand über die Zinken einer Drillmaschine streichend, „aber beim Großbesitzer nicht. Der muß auch drauf sehen, daß die Armuth zu ihrem Recht kommt. Wenn ich die Maschine feiern lasse, die hat nicht Hunger und Durst, der thut's nicht weh, wenn sie auch keinen Halm kriegt, aber den Menschen thut's weh. Und surrte meine Maschine, und die Säcke ständen schon zugebunden da, und dann träf' ich so ein ausgemergeltes Weib, die blassen Kinder und den verzweifelten Mann, — na, die Freude über meinen Drusch, die ich da hätte! So werden die Menschen satt, und was die Getreidepreise angeht, so haben wir's Gottlob nicht nöthig, drauf zu lauern.“

„Du hast aber ein gutes Herze.“ Und die Achtung und Bewunderung für sie, die in seinem Gesicht lag, war sehr ehrlich.

„Ach, Du gewiß auch!“

„In der Sache kann man immer von Euch Weibern lernen.“

„Von unserem neuen Pastor kann man's auch lernen. Von dem kann man überhaupt lernen. Schade, daß er mit dem Vater nicht gut steht!“

„Eigentlich, — Dein Vater, — das ist wohl kein Guter?“

„Er ist so ungleich. In manchen Dingen gut und in andern hart. Früher hatten wir manchmal arge Tänze mitsammen, aber da er sieht, ich hab' alles gut in Gange und versteh' meine Sache, da läßt er mich schaffen.“

„Eine gute, fleißige und kluge Frau krieg' ich aber!“ sagte er, sie mit seinem vergnügtesten Lächeln um die Taille nehmend. „Du weißt gar nicht, wie stolz ich auf Dich bin.“

„Aber Du freust Dich doch auch ein bissel, daß wir's so haben werden?“

„Nu, ich bin kein Verächter!“

„Ich hab' mich nie so drüber gefreut, daß wir reich sind, als jetzt, da Du drüber sein sollst.“

„Da thät' ich Dich nu gleich wieder küssen, wenn Du's leiden könntest. Aber so magst Du ja nicht.“

„Laß mir nur ein bissel Zeit. Ich muß mich in manches erst finden,“ sagte sie erröthend und mit einer Befangenheit, die verrieth, daß, obgleich ihr der Austausch von Zärtlichkeiten noch Ueberwindung kostete, es sie beglückte, daß er ihn suchte.

„Wir wollen nun weitergehen,“ sagte sie.

Es ging jetzt nach dem Schafstall und der Milchkammer. Die war ihr besonderer Stolz, und so mußte er sie auch ansehen. Hier gab es nun 'was von Gekicher unter den Mägden! Daß die Anna sich endlich auch einen Liebsten ausgesucht hatte, und einen so jungen, schneidigen obendrein, das wollte ihnen gar nicht in den Kopf. Sie warfen dem Wilhelm verliebte Blicke zu, und er machte ein paar Späße mit ihnen. Das würde ein leutseliger Herr! Die Anna stand dabei und lächelte.

Zum Abendessen kam der Alte wieder, aß, schwieg und stand wieder auf. Da ward dem Freier etwas schwül. An der Thür aber drehte sich der Bauer um und sagte kurz: „In acht Wochen ist Hochzeit! Dann aber macht bald, daß man 'en Erben besieht!“

Nun, ein Liebenswürdiger war er nicht und ein feiner auch nicht, — aber mochte er sein, wie er wollte, da er nur zustimmte!

Bald darnach fuhr der Freier ab, in den lachenden goldenen Abend hinaus.

Er hatte doch ein Heidenglück!

Vor drei Tagen noch hatte er die Hand, wie zum Scherz, nach dem stolzen Hofe ausgestreckt, — und heut hielt er ihn schon fest!

Und gut und brav war die Anna! Wenn er sich's recht gestehen sollte: so wirklich ehrlich verliebt in sie war er ja nicht. Die paar Jahre, die sie älter war, glichen zwar die hunderttausend Thaler, auf die der Alte geschätzt wurde, aus — aber ein bißchen lustiger und bethulicher hätt' er sie freilich haben wollen, und daß sie hübsch mit ihm geäugelt, ihn umhalst und gezittert hätte vor Glück, daß sie ihn kriegen sollte; ja, das hätte er gern gehabt, erstens weil es ihm gefiel, und zweitens weil er wußte, daß je größer die Zärtlichkeit eines Weibes, desto größer die Macht über sie ist.

Aber sie würde noch zittern vor Glück! Und er würde alles haben: Besitz und Macht und — das.

VI.

Pastor Wißmann, enthusiastisch, sanguinisch, ganz durchdrungen von der Aufgabe, sociale Schäden zu beseitigen, wo sie sich etwa zeigten, um sie nicht dem Socialismus zur Nahrung dienen zu lassen, stieß überall auf verwunderte und zähe Abneigung, wo er mit seinen Absichten hervortrat. Seine Antrittspredigt hatte ihnen sehr gefallen, aber diese Bauern waren so gewöhnt, was ihnen von der Kanzel gesagt wurde, nur als eine Art Ohrenkitzel zu betrachten, daß es ihnen gradezu unverständlich war, als ihr junger Pastor aus dieser Predigt Consequenzen für das Leben ziehen wollte. Ein neues Armenhaus zu bauen und sich zu erhöhten dauernden Steuern für die Armenpflege zu verpflichten, waren Dinge, die sie noch erwägen mochten, der Hülfs-Fonds gegen wirthschaftliche Unglücksfälle, dessen Gründung Wißmann ihnen zumuthete, aber erschien ihnen unerhört. Sie schüttelten die Köpfe zu seinen Ideen und schalten ihn hinter seinem Rücken einen Phantasten, der sich in Dinge mische, die ihn nichts angingen. Einzig der Brauer, der Zeitungen las und von jeher ein Freund von Projecten war, ging auf des Pastors Pläne ein, gerade ihm aber traute Wißmann nicht recht.

So konnte man den jungen Pastor oft nachdenklich oder sogar niedergeschlagen durch das Dorf wandeln sehen.

Das Zerwürfniß mit dem Hendrich war ihm sehr ungelegen. Zwar stand er recht herzlich mit seiner Tochter, die selber gekommen war, ihm ihre Verlobung mitzutheilen, und bei der Selbstherrlichkeit, mit der sie auf dem Hofe herrschte, mußte sie auch über ansehnliche Summen freie Hand haben, falls sie großherzig genug wäre, einen Theil davon zu gemeinem Nutzen zu verwenden; wie es aber sein würde, wenn ein neuer Herr das Verfügungsrecht überkommen hatte, das war nun wieder eine Frage.

So war er denn sehr erfreut, als ihm eines Tages, da er am Hofe vorüberkam, der Hendrich entgegentrat und ihn anredete.

„Wir sind neulich ein bissel aneinander gerathen, Herr Pastor. Nehmen Sie's nur nicht übel, sind Sie so gut! Und wegen dem Armenhause, da wird sich ja reden lassen.“

„Mag's vergessen sein,“ sagte Wißmann, der ahnte, welche Ueberwindung dem hochmüthigen Manne die Abbitte gekostet, und froh war, daß er ihn willfähriger wegen des Baues fand. Ganz durchschauen konnte er ihn nicht. Sonst hätte er gewußt, daß es dem Hendrich, der den Mann haßte, der gegen seine gewichtige Stimme gewählt worden, darum zu thun war, bei der Trauung und Hochzeit gut mit der Geistlichkeit zu stehen. Denn was sein Seelenheil betraf, so hatte Pastor Krüger ihm zu oft versichert, daß der Himmel ihn „sichtbarlich gesegnet“, als daß er noch an dessen Gnade gezweifelt hätte; außerdem aber hatte er erst vor einem Jahre durch Stiftung einer neuen Altar- und Kanzeldecke sich der göttlichen Geneigtheit versichert, und so mußte schon ein wichtiges und kirchlicher Feierlichkeit bedürfendes Familienfest in Aussicht stehen, wenn der Großbauer sich mit einer Abbitte zu nahe trat.

Vielleicht geschah es im Bewußtsein dieses Zusammenhanges der Dinge, daß Hendrich ganz gegen seine Art noch ein wenig den Unterhalter machte, indem er lobte, daß die Anna sich nun doch noch verthun würde, und erzählte, daß der Wilhelm nur noch die Gerste bei seinem Vater hereinbringen und dann zu ihnen ziehen werde, um die Weizenernte zu besorgen. Zu Michaeli, sobald die Stuben frisch hergerichtet sein würden, könnte sie der Herr Pastor zusammengeben. Dann versprach er nochmals, daß er der Braut zu Ehren schon etwas Ordentliches für die Ortsarmen lose machen wolle. So schieden sie.

Wißmann war herzlich froh. Wie auch hätte er ohne den reichsten Mann im Dorfe den geringsten von seinen Plänen ausführen können? Denn schon beschäftigte ihn ein neuer, nachdem er eingesehen, wie unpopulär seine Ideen mit dem Credit-Fonds gewesen waren.

Ein Stück hinter dem Pfarrgarten lag die Gemeindewiese, ein Stück Land von zehn Morgen Größe, an dessen Ertrag ein jeder im Dorfe sein Anrecht hatte, das indessen praktisch nur von den Armen in Anspruch genommen wurde. Jedes Dorf pflegte eine solche Wiese zu haben, und überall, das war bekannt, war sie das Ueberbleibsel der einst umfangreichen Ländereien, die den Gemeinden gehört hatten, ehe die Bauern zu Frohnarbeitern der Mächtigen gemacht, und die Gemeindegüter eingezogen worden waren. Reste dieser Allmenden hatten sich erhalten, mancher Orten sogar unter dem alten Namen, oder es hatte sich wenigstens in den Gemüthern der Anspruch an sie als eine Art Nutzungsrecht traditionell fortgepflanzt.

Das aber war sein Plan: diesen alten Besitz den Verarmten zurückzuerwerben, ihn den festen Händen des Reichthums und der Habgier zu entreißen, das heißt, durch freiwillige Abtretungen, zu denen er sie zu bestimmen hoffte, und zu einer Allmende im alten Sinne, zu einem Platze zu machen, auf dem alle Sättigung und ihres Lebens Nothdurft fänden.

VII.

Im Hendrichhof herrschte große Freude. Der Weizen in Wolfskehl war herein, die Wintergerste auch, Klee geschnitten, und die Frühkartoffeln waren geerntet. Als die Ochsen vor den Pflug gespannt wurden, um die Stoppelfelder umzuwenden, nahm der Königs-Urlauber Abschied von den Seinen, die nicht wenig stolz waren, daß er ein solches Glück mache, und ihm wohl tausend Grüße für Braut und Schwiegervater mitgaben, und fuhr von dannen.

In Rodau trat er nicht etwa mit leeren Händen an, brachte eine stattliche Truhe mit guten Kleidern und neuer Wäsche mit, dem Alten eine silberbeschlagene Pfeife und der Braut eine goldene Halskette, wie sie sich für eine Gutsbesitzerin von tausend Morgen schickte.

Die Anna hatte ihm eine Stube freundlich eingerichtet, einen Kranz über die Hausthür gehängt und, um ihm eine ganz besondere Freude zu bereiten, einen Pferdehändler ein Paßpferd zur Fuchsstute besorgen lassen. Es war nicht ganz so schön ausgefallen und einige Jahre älter als die Stute, aber es war ein Gespann, daß dem Herrn Husaren das Herz im Leibe lachte.

Der Bauer hatte den Schwiegersohn in der gewohnten Weise begrüßt. Er hielt ihn für einen Maulmacher und traute ihm nicht all das Gute zu, dessen er sich rühmte, und auch die Anna war in einiger banger Spannung, wie er sich anschicken werde. Denn, so gut er ihr gefiel, ein Mann, dem nicht die Arbeit die Seele des Lebens gewesen, der wäre in ihrer Achtung so gesunken, daß sie im stande gewesen wäre, ihn aufzugeben.

Aber da zeigte sich's denn bald, daß der Wilhelm nicht bloß wacker zugriff, sondern auch zäh und ausdauernd war, und daß er seine Sache gelernt hatte und sich klug und anschlägig erwies. Sein scharfer Verstand kam überall zu Tage, wenn aber die Arbeit gethan und das Tagewerk nicht gar zu anstrengend gewesen, auch seine gute Laune, sein Witz und seine Munterkeit, dann war er ganz der Unwiderstehliche vom Dorf, und sie vergab ihm gern seine Neigung zu Großsprecherei und die Portion Eitelkeit, die ihm zu eigen war.

Welcher Mensch ist auch ohne Fehler? Und wenn die seinen nicht schlimmer waren, so konnte man schon zufrieden sein.

Besonders verwendbar zeigte er sich im Verkehr nach außen, wo es sich um Ankauf und Verkauf von Getreide und Vieh handelte. Der Hendrich kümmerte sich um dergleichen nicht mehr, Anna aber war durch die Anschaffungen und Zurüstungen zur Hochzeit vollauf in Anspruch genommen, sodaß sie froh war, dem Bräutigam Ernte und Kaufgeschäft überlassen zu können, und der Bauer ließ seine hämischen Bemerkungen über den „Husaren“ so völlig verstummen, daß es wie ein beredtes Lob herauskam.

Wilhelm sah mit Vergnügen, wie er sich in Ansehen brachte, und das steigerte sein Selbstgefühl um ein gutes Stück, ja es gab ihm geradezu die Ueberzeugung, daß seine Person einen Besitz wie den, der ihm zufiel, durchaus aufwog. Und diese Auffassung war ihm sehr viel werth, sie hob die unangenehme Empfindung auf, die ihn manchmal überschleichen wollte, daß seine Verliebtheit in Anna gerade so lange gedauert hatte, als es ihn nach ihrem Erbe gelüstete, und er dessen noch nicht ganz sicher war. Alle Mühe, die er sich bisweilen gab, dieses Gefühl wieder aufzufrischen, wollte ihm nicht recht glücken. Er schätzte und bewunderte sie in ihrer Weise, er war ihr auch zugethan, aber etwas wie wirkliche Zärtlichkeit empfand er nicht für sie. Jedenfalls nicht genug, als daß ihm, der einen starken Sinn für das weibliche Element hatte, andere Mädchen gar nicht mehr hätten gefallen sollen. Er nahm sich das übrigens nicht übel, er hätte den einen Narren genannt, der die Augen vor einem hübschen Gesicht zumachte. Und einmal ein Scherzwort, einen Händedruck, das sollte ihm auch keiner verwehren, das galt ihm Herrenrecht; wenn aber eine so thöricht war, mehr darauf zu geben, als er meinte, so war der Schaden ihr.

Es war an einem schönen August-Vormittag, als Wilhelm Reiner, von einem Viehkauf heimkehrend, im Gasthof zu Merzdorf einsprach. Er trat zuerst in die Schenkstube, sah sich, da er sie leer fand, im Hofe um und ging endlich in den Garten, vielleicht, daß sich dort etwas Gesellschaft fände.

Es war ein sehr schöner Garten, der Rest eines freiherrlichen Parkes, von riesenhohen Linden eingefaßt, mit vielen Lauben und dichtumschatteten Plätzen und den Ueberbleibseln ehemals wohlgepflegter Boskets. Er wählte einen Tisch, hinter dem her man einen herrlichen Ausblick auf eine Hochebene hatte, auf der der volle Glanz der Vormittagsonne lag.

Der Wirth selbst brachte in Würdigung des tadellosen Gespannes, das vor der Thür hielt, den bestellten Imbiß und das schäumende Bier heraus und sagte einiges über das Erntewetter und dann über das Wetter überhaupt. Sein Gesicht gefiel aber dem Wilhelm nicht, und so ließ er ihn kurz ablaufen, so gern er sonst ein bißchen geschwatzt hätte.

Als er sich gesättigt, schob er den Teller fort, stützte die Ellenbogen auf den Tisch, das Kinn auf die Hände und sah hinaus auf das Feld, wo ein Pferd und ein Ochse zusammengeschirrt vor dem Pfluge gingen, den ein Mann lenkte, während das ungleiche Gespann von einem halbwüchsigen Mädchen geführt wurde. Die Gruppe war weit entfernt und außer einem Hunde, der im Hofe herumlag, das einzige Lebendige, was zu sehen war. In dem Beschauer aber war das satte

Behagen, dem es doch in der Sattheit noch nicht ganz wohl ist, und das noch nach irgend etwas verlangt, obschon es nicht weiß wonach. Er dachte daran, eine Cigarre anzuzünden, und ließ es dann, überlegte, ob er sich noch eine Frühstückswurst bestelle, und ließ auch das. Es war ihm, als müsse jetzt eine Leier ein fesches Stück aufspielen oder ein Kamerad vom Regiment hereintreten, der Willert-Fritz zum Beispiel, der ihn wegen des Königs-Urlaubs so riesig beneidet hatte, und dem er jetzt von seiner reichen Heirath hätte erzählen wollen, daß der nicht gewußt, wohin vor Neid. Aber die Leier kam nicht und der Willert-Fritz auch nicht, und so beschloß er denn eben, wenigstens das Bier auszutrinken und sich noch einen Schnitt kommen zu lassen, als er das Glas wieder hinsetzte und aufhorchte.

„Mei Schatz is a Reiter
A Reiter muß sein, —"

Es war eine reizende, helle, frische Stimme, die das alte Lied sang und dann plötzlich abbrach, weil sich eine zweite Stimme im Bariton dazugefunden hatte.

„Na, immer frisch!" rief die zweite Stimme vergnügt. „Also: Trallarallala la. Wo steckt denn die Amsel?" Er war aufgestanden und vor den Tisch getreten. „Aha, dort hinten! Kommen Sie doch 'mal her und bringen Sie mir eine Frische, Gretel." Und damit trank er das Glas aus.

Wer jetzt herankam, nachdem ein Stück weiße Wäsche, die glattgelegt werden sollte, in einen Korb geflogen, war ein reizendes Mädchen von vielleicht neunzehn Jahren, nicht sehr groß, schlank und zierlich, mit sehr weißem Gesichtchen, aber dunkelbraun von Haar und Augen.

Das war etwas nach seinem Geschmack. Er sah sie sehr vergnügt an, und sie lächelte auch. Das war seine Art, die Rasse, zu der er gehörte, und die gefiel ihm immer am besten.

„Was? Giebt's hier so 'was Adrettes? Ich dachte, im Gebirge find't man bloß die blonden Dickköppe."

„Sind Sie auch nicht von hier?"

„O nein, ich bin aus der Strehlener Gegend."

„Und ich aus der Jauer'schen."

„Nu, das ist nicht zu weit." Und dabei hielt er das Bierglas, das sie unten gefaßt hatte, um es ihm abzunehmen, am Henkel fest, that, als ob er es loslassen wollte und zog es wieder zurück, dann ließ er es ihr doch, und sie schlüpfte davon.

„Ist das ein niedlicher Racker, ist das ein Eichkätzel!" schmunzelte er für sich hin.

Bald kam sie wieder.

„Nu aber hübsch zutrinken, daß mir's auch schmeckt!" Da trank sie einen Schluck, lachte und hielt es ihm hin. Er drehte das Glas um, um an derselben Stelle zu trinken und sah sie dabei an. „So muß's sein! Holen Sie doch Ihr Waschkörbel her, Gretel, das können Sie ja auch hier machen."

Sie zögerte, als wolle sie nochmals gebeten sein, und da er das that, lief sie fort und kam mit dem Korbe wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Gesellschafts-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung siehe Seite 35 der Moden-Nummer.

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

„Mahnruf an die Mütter" von einer Mutter, und **„Der Richter zwischen Mann und Weib"** von Natalie v. Milde. — Wachsendes Interesse und Verständniß für die wohlbegründeten Bestrebungen der Frauen sind seit kurzem in gesellschaftlichen Kreisen zu beobachten, die früher nichts von dieser „abschreckenden Emancipation", wie sie es bezeichneten, wissen wollten, theils aus Unkenntniß der zu verbessernden Zustände, theils aus Mangel an Gemeinsinn, oder, weil sie es für „unpassend" hielten, auch wohl zu bequem zur Beschäftigung mit so ernsten Fragen waren. Nun haben sich in diesen Kreisen einige Frauen gefunden, die mit voller Kraft die Forderungen der Mitschwestern unterstützen. Eine von ihnen legte ihre Ansichten und Gedanken in einer Broschüre nieder, deren Titel lautet: „Mahnruf an die Mütter" von einer Mutter. Berlin, SW, Friedrichstr. 52/53, Georg Nauck (Fritz Rühe).

Die Verfasserin lenkt die Aufmerksamkeit in erster Linie auf die Erziehung des Sohnes hin. In dem gegenseitigen Verhältniß verlangt sie das unbeschränkteste Vertrauen von dem Sohne, von der Mutter dagegen das feinfühligste Verständniß seiner Empfindungen und ganz besonders die unverhüllte Kenntniß all jener Gefahren, denen die heranwachsenden Söhne leider in überhandnehmender Weise ausgesetzt sind.

Mit warmer Empfindung und zartem Takt zeigt die „Mutter", durch Hinweis auf die Naturgeschichte des Pflanzen- und Thierreiches, wie gesunde Ideen in dem jugendlichen Gemüthe entwickelt werden können und dadurch für eine moralische Grundlage gesorgt wird. Die Verfasserin appellirt an das erzieherische Pflichtgefühl der Mutter, die oft an Stelle des vielbeschäftigten Vaters die Rolle der Beratherin und Schützerin des Sohnes zu übernehmen hat. Im weiteren giebt Verfasserin einige Briefe aus dem Tractätchen der englischen Gesellschaft des weißen Kreuzes, wonach dem Sohn auch der Vater als treuer Mentor zur Seite stehen soll, und jenem die große Verantwortlichkeit vor Augen zu führen hat, die er als würdiger Vertreter seines Geschlechtes zu tragen berufen ist.

In einer zweiten Broschüre: „Der Richter zwischen Mann und Weib" (Weimar, Hermann Weißbach) widmet Natalie v. Milde der häuslichen Erziehung besonders breiten Raum. Sie beantragt eine gediegenere Vorbildung der Frau, um neben ihrem Mutterberuf in besserer Weise den pädagogischen Pflichten nachkommen und den Kindern fürs Leben eine gleich wichtige Stütze sein zu können wie der Vater. Sie ist es, die den geistigen Keim in das weiche Kindergemüth legt und ihm Richtung giebt. Das Kind macht bereits im frühesten Alter die größten und verschiedenartigsten Ansprüche an die Mutter, deren Handlungsweise mit den Ansichten des Vaters übereinstimmen soll. Auf ihr lastet also die Verantwortung. Wie wenige machen sich klar, daß bei dieser Solidarität der wichtigste Factor in Frage kommt, nämlich: die Liebe. Denn: „Zweier Menschen Liebe ist nicht größer als die Summe von Gedanken, die beide mit einander gemein haben."

In überzeugender Weise führt Verfasserin ferner wichtige Thatsachen aus in Bezug auf die Stellung des heranwachsenden Sohnes zur Mutter. „Ist es zu verwundern, daß bei dem bisherigen unvollkommenen Bildungsgang der Mutter eine Kluft zwischen ihr und dem Gymnasiasten entsteht? Wo bleibt da die geistige Autorität? Nur wenn der Frau eine höhere kulturelle Stellung eingeräumt wird, kann eine Ueberbrückung erfolgen." Auch die sittliche Frage wird berührt. Die Mutter wird zur Rechenschaft gezogen über die moralischen Fehltritte ihrer Söhne, weil sie nicht rechtzeitig als Erziehende, Belehrende und Warnende auftrat.

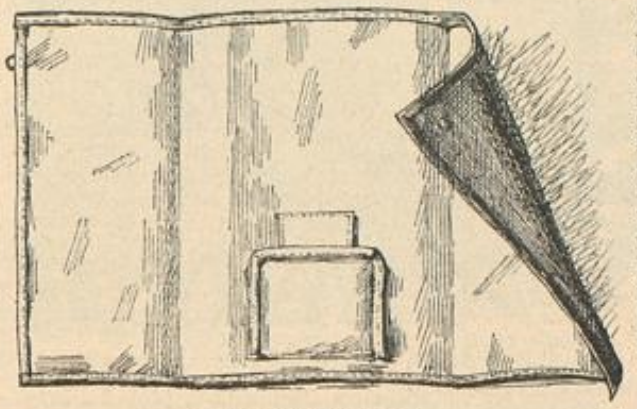
Nach einigen etwas abschweifenden Gedanken geht Verfasserin nun zu religiösen, sowie philosophischen Betrachtungen bei Behandlung ihres Themas über, und als End-Resultat stellt sie wiederum das Kind hin, als einzigsten Zeugen dessen, was vereinte Elternkräfte in eines jungen Menschen Herz und Geist zu legen vermögen, und wie diese beiden zur Förderung und Hebung der eigenen und noch folgenden Generation gepflegt und verwerthet werden müssen. H. Lehnert.

Gesundheits- und Körperpflege.

Reform-Beinkleid. — Der Vorschlag des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung, an Stelle der bisher üblichen zwei oder drei Unterröcke ein Paar warme, geschlossene Beinkleider zu tragen, findet in weiten Kreisen lebhaften Anklang. Vielfach fängt man an zu erkennen, welche überflüssige Stoffmenge wir mit unseren Unterröcken an uns herumgetragen. Steht doch die Schwere derselben in gar keinem Verhältnisse zu dem geringen Maß von Wärme, das sie dem Körper zu geben vermögen, weil sie Erkältungen von unten her durchaus nicht verhindern können. Die geschlossenen Beinkleider hingegen, — aus wollenen oder seidenen Stoffen mit Flanellfutter gefertigt, — gewähren selbst im Winter vollkommenen Schutz gegen die Kälte und erleichtern das Gehen und Ausschreiten ganz wesentlich. Dabei ist unter einem geschickt gearbeiteten Kleiderrock das Fehlen der bisher stützenden Röcke gar nicht zu bemerken. — Selbstverständlich müssen die Beinkleider an das Corset oder Leibchen geknöpft werden, wodurch jede unnütze Belastung der Hüften vermieden wird. M. P.

Schnitt-Methode zum Reform-Beinkleid.

Um den Leserinnen die Möglichkeit zu bieten, die in voranstehender Notiz von Frau Margarete Pochhammer, der Vorsitzenden des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung, so warm empfohlenen Reform-Beinkleider selbst anfertigen zu können, geben wir neben der Darstellung auch die Schnittform. Vorderer und hinterer Beinkleidtheil (a u. b) sind je in doppelter Lage aus Oberstoff, — hier grauer Tuch-Flanell, — und aus


Decke mit Fußtasche.

Futterflanell, Barchent oder Seide, zuzuschneiden. Futter und Oberstoff werden dann für jeden Beinkleidtheil einzeln an Innennaht nach Stern und Doppelpunkt, die Außennaht von Kreuz bis Punkt vereint, worauf man beide in einander schiebt; der 3 cm breite Saum des unteren Randes nimmt ein der Weite unter dem Knie entsprechendes Gummiband auf. Feine Linien am vorderen und hinteren Ausschnitt der Beinkleidtheile bezeichnen für den rechten Theil das Untersteppen einer Knopflochpatte aus doppeltem Futterstoff, für den linken das Untersetzen eines Futterstreifens für die Knöpfe. Nur von Stern bis Doppelpunkt vereint man beide Theile, im übrigen bewirkt die Knöpfvorrichtung den vollständigen Schluß. Ein bundartiger Futtertheil, für den ebenfalls feine Linien auf der Schnitt-Methode vorhanden sind, sichert den oberen Rand des Beinkleides. D. Red.

Decke mit Fußtasche. — Leidenden älteren Personen, die viel zu einer sitzenden Lebensweise gezwungen sind, dürfte eine mit Fußtasche versehene Decke von großem Werth sein. Bei dem Gebrauch derselben wird das lästige Bücken und Einwickeln der Füße gänzlich vermieden, was für Kranke von größter Wichtigkeit ist, vor allem für solche, die an Gicht und Rheumatismus leiden, und die durch steife und schmerzende Glieder in der leichten und freien Bewegung gehindert sind.

Ein dicker Fries von dunkler Farbe, wie man ihn zu Fensterdecken verwendet, in 175 cm Länge zu 150 cm Breite, ergiebt die Decke, weicher, starker Flanell, das Futter. In der Mitte der einen Längsseite des Futters, etwa 20 cm vom unteren Rand entfernt, wird die kleine Fußtasche von 40 cm Länge und 40 cm Breite angebracht; sie ist wattirt und innen und außen mit Flanell überzogen. Bevor man die Tasche aufsetzt, bekleidet man jene Stelle des Futters, auf welcher die Füße später hin- und hergleiten, mit einem Stück dicken baumwollenen Flanells, sogenanntem Kalmuck, der unverwüstlich ist. Dieser „Schoner", der etwas schmaler als die Tasche selbst, aber ungefähr doppelt so lang sein kann, wird ebenfalls dick wattirt und mit der Maschine festgenäht. Dann erst setzt man die vorher mit Borte eingefaßte Tasche etwas hohl stehend auf.

Die äußere rechte Seite der Decke, der Fries, wird auch mit einem kleinen Schoner versehen, da, wo die Decke mit den Füßen den Fußboden, resp. das Fußkissen berührt. Dieser äußere Schoner muß die Größe der Fußtasche haben. Erst wenn auch dieser festgenäht ist, heftet und näht man das Flanellfutter und den Friestheil auf einander. Entweder werden die Ränder verstürzt verbunden oder mit einer breiten Borte eingefaßt. — Die Decke ist so groß bemessen, daß sie fest auf dem Sitz liegen und ganz um den Sitzenden gelegt werden kann. Die Maße sind für größere und stärkere oder für kleinere Personen zu verändern. Zum sichern Schluß lassen sich am Rande Knöpfe und Band-Oesen anbringen.

Reform-Beinkleid.

Eine weitere Annehmlichkeit würde eine Tasche bieten, die kleine Gegenstände sicher aufnimmt. Dieselbe könnte der vorderen, rechten Innenseite aufgesetzt werden. Fingerhut, Schere, Brille, das Strickgarn, die Schachtel mit den Hustenpastillen und endlich das oft gesuchte, sich stets versteckende Taschentuch, — all diese Gegenstände, die so leicht vom Tischchen oder Fensterbrett heruntergleiten, finden hier ihren sicheren Platz. Nicht immer ist die helfende, liebevolle Hand gleich zur Stelle, die die Flüchtlinge zurückbringt. Cl. St.

Abonnentin in K..z. — Chronische Nasenröthe zu beseitigen, ist meistens möglich, manchmal durch Elektricität. Diese muß aber von kundiger Hand angewendet werden; — der Gerold'sche Apparat ist nicht geeignet dazu. Dr. D.

Beschäftigung der Jugend.

Ein Bilderbuch. — Es giebt heute gar viele Bilderbücher, eines prächtiger als das andere, aber sie sind doch alle mehr oder minder kostspielig, während jenes, welches wir meinen, mit sehr geringen Auslagen anzufertigen ist. Es wird aus all den Bildchen hergestellt, die schon seit Jahren in fast allen Kaufläden ausgetheilt werden, zu Empfehlungen von Kaffee, Cacao, Liebig's Fleisch-Extract 2c. Man kann diese Bilder in ein beliebiges Buch oder Album kleben, besser ist es aber, wenn man sie auf gleichmäßig zugeschnittenen Shirting- oder Leinwand-Blättern befestigt. Der Stoff muß natürlich durch größere und kleinere Bilder ganz verdeckt werden, was nicht schwer hält, da man letztere in allen Formen und Größen bekommt. Die einzelnen Blätter werden dann sauber zusammengeheftet und in eine alte Mappe oder in den Deckel eines verjährten Kalenders gebunden, dessen Vorderseite gleichfalls mit einem Bildchen verziert wird. So entsteht, wenn die meist künstlerisch ausgeführten Bilder in hübscher Reihenfolge zusammengestellt sind, ein farbenreiches, originelles Buch, in dem, schon seiner Mannigfaltigkeit wegen, unsere Kleinen nicht müde werden zu blättern. Ch. Th.

Junge Mutter. — Für Ihr vierjähriges Söhnchen wäre als passendes Geburtstags-Geschenk der Anker-Steinbaukasten von F. Ad. Richter & Co. zu empfehlen, den Sie in jedem größeren Spielwaren-Lager kaufen. D. Red.

Geselligkeit.

Tischkarten mit Brandmalerei. — Neben den vielen käuflichen Tisch- und Menu-Karten erfreuen selbstgefertigte unsere Gäste stets am meisten. Die dargestellten Vorlagen, — kleine Streifen aus weißer Pappe von 13 cm Länge zu 3½ cm Breite für die eigentliche Karte, die an einem Ende, der Blume oder Blatt-Contour entsprechend, ausladet, — lassen sich nach Belieben durch Darstellung anderer Blumen oder Blätter vermehren, sodaß jeder Gast eine andere Form erhält.

Tischkarten mit Brandmalerei.

Man schneidet die vorgezeichnete Karte, den Contouren folgend, mit scharfem Messer aus, brennt hierauf die Umrisse mit flachem Stift, womit auch die Kanten gebräunt werden, und führt nun die Adern und die innere Zeichnung des Blattes oder der Blume aus, die man schließlich mit Aquarell-Farbe in ihren natürlichen Farben übermalt. E. F.

Neue Form für Fest-Prologe. — In Venedig, der Heimat des in immer neuen Gesichtern lachenden Carneval-Scherzes, war ich Zeuge einer höchst eigenartigen Wiedergabe des Prologs, der in einem Privathause scenische Aufführungen auf einer kleinen Saalbühne einleiten sollte. Der Vorhang, auf den die Klingel die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet hatte, wurde nicht aufgezogen, sondern aus seiner oben und unten zugesteckten Mitte schob sich ein reizender Mädchenkopf! — Reizend? — — Eigentlich nein! — Doch komisch, urkomisch waren die Augenbrauen zu einem mächtigen Dreieck gezeichnet, zwischen denen etwa eine markstückgroße, schwarze Sonne als „Schönheitspflästerchen" strahlte; schelmisch, berückend und voll kecker Laune blitzten darunter die veilchendunklen Augen, lachte das Mündchen in dem ihn umgebenden pikanten schwarzen Sternenkranz aus kleinen Schönheitspflästerchen, der mit der Stirnsonne kokettirte. Das venezianische Rothgold des lockig geknoteten Haares war ganz leicht gepudert und von einem schwarzrothen Narrenmützchen gekrönt, dessen Schellenbehang lustig nickte. Das so ausgeputzte Köpfchen, das alle üblichen Schönheitsansprüche scheinbar unbeachtet ließ, und das, auf der riesengroßen, steifgestärkten Rundung eines weißen Pierrot-Kragens ruhend, allein von der ganzen Person sichtbar war und dabei gar nichts zu wollen schien, als durch seine kecke Komik lachen zu machen, war aber auch ein kluges Köpfchen: Es lag ein gut Theil fein berechneter Koketterie in all diesem Grotesken, sodaß das niedliche Mädchengesicht selbst durch so viel lächerliche Bizarrerie nicht entstellt, sondern nur unendlich pikant, eigenthümlich reizvoll werden mußte! Ein fröhlicher Sturm von Beifall tönte, nachdem die kurzen, keck und lustig von den Lippen sprudelnden Verse gesprochen waren und der weiße Tellerkragen mit seiner Auflage blitzschnell wieder hinter

dem Vorhang verschwand. Die originelle Idee: eine wohl in allen Formen verbrauchte Personification des erklärenden Prologs auf diese Weise neu zu beleben, war der ganzen Gesellschaft unbekannt und ist wohl der Nachahmung werth! J. v. d. L.

Frau von M. in K. — Lustige Carnevals-Kostüme lassen sich aus Seidenpapier und japanischen Bildchen sehr wohl herstellen; bequem und ebenso originell sind jedoch die von Siegfried Lamm, Berlin C, Breitestr. 1, in den Handel gebrachten Maskenstoffe aus Baumwolle und Seide, die auf einfarbig blauem, gelbem, schwarzem, rothem Grunde allerlei scherzhafte Darstellungen in bunten, doch nicht schreienden Farben zeigen. Wir möchten Ihnen rathen, sich von der Firma Proben schicken zu lassen. Die Preise sind, dem Zweck entsprechend, mäßig. D. Red.

Häusliche Kunst.

Wiegendecke. Malerei auf Sammet. — Die Technik dieser ebenso wirkungsvollen, wie lohnenden Kunstarbeit ist so einfach, daß sie bei einigem Farbensinn auch ohne besonderes Talent ausgeführt werden kann. Für Decken, Kissen, Pompadours, auch zur Verzierung von Theater-Kragen, Kleidereinsätzen und Bändern eignet sich diese Art der Malerei ganz prächtig. Die dargestellte Decke aus weißem Sammet ist mit Heckenrosen in natürlichen Farben bemalt; — ein 6 cm breiter Volant aus mattrosa Seide umgiebt die 50 cm im Quadrat messende, mit gleicher Seide gefütterte Vorlage. Als Material ist nur weißer Velvet bester Qualität zu verwenden; die präparirten losen Farben in Glasbüchsen und der Fixir-Apparat sind für 8 M. käuflich. Nachdem man den Sammet mit Reißnägeln faltenlos auf einem Brett befestigt hat, giebt man nach einer Vorlage die Umrisse der Zeichnung auf Pauspapier an und durchsticht dieselben auf der linken Seite dicht mit einer feinen Nadel. Die auf diese Weise erlangte Schablone, die wiederholt benutzt werden kann, legt man, mit der linken Seite nach oben, auf den Sammet und reibt mit einem Wollbäuschchen etwas lose Umbra leicht darüber. Nachdem die Schablone dann sorgfältig abgenommen ist, zieht man die Umrisse mit feinem Pinsel in natürlichen Farben nach, zu welchem Zweck etwas Farbe auf einer Porzellan-Palette mit Spiritus angefeuchtet wird. Durch leichtes Abklopfen mit einem reinen Tuche entfernt man die Umbra. Das Ausmalen der nun sichtbaren farbigen Umrißzeichnung geschieht mittelst Estampen, die in jeder Papierhandlung käuflich sind; zwei von mittlerer Stärke aus Leder und zwei

Wiegendecke. Malerei auf Sammet.

Kochgeschirr mit Nickelrand.

feine aus Papier genügen, doch säubere man dieselben nach der Benutzung durch Abreiben mit einem trockenen Tuche. Die Mischung jeder Farbe muß vor dem Auftragen in einem Schälchen vorgenommen werden. Man nehme mit der Estampe etwas von der Farbe und reibe diese sorgfältig in den Sammet, dabei aufmerksam der Vorlage folgend. Die Estampe ist schräge zu halten, da die leichte seitliche Reibung gleichmäßige Flächen giebt; durch das Aufdrücken mit der Spitze würden Flecke entstehen. Hellere Töne und Schatten sind durch geringeres und stärkeres Auftragen der Farben zu erzielen; Lichter läßt man weiß. Um sehr dunkle Stellen und Töne zu markiren, nehme man noch einmal den Pinsel zur Hand und male mit der in Spiritus aufgelösten Farbe kräftig nach. Ist die Arbeit fertig, so wird sie noch drei bis fünf Minuten dem Spiritusdampf der kleinen Fixir-Maschine ausgesetzt. E. L.

Fürs Haus.

Lampenschirm aus japanischen Servietten. — Je nach der Größe der Lampe, für welche der Schirm bestimmt ist, heftet man vier bis sechs etwa 35 cm große japanische Serviettchen, — weiße mit farbiger Kante, — in der Runde zusammen und reiht dieselben sowohl vom oberen wie vom unteren Rande beliebig weit entfernt ein. Nun heftet man diese eingekrausten Servietten, gut vertheilt, auf eine runde, ringsum ausgezackte Form aus doppelter rother Gaze, indem man wohl acht giebt, daß der mittlere Ausschnitt darin für den Cylinder nicht allzu beengt wird. Ein Seidenschnürchen, das man beliebig eng oder weit ziehen kann, läuft unter dem durch doppelte Gaze gesicherten Rand des Ausschnittes. Der hübsche Lampenschirm ist schnell und billig hergestellt; natürlich kann der Gaze-Fond durch leichten rothen Seidenstoff ersetzt werden. E. S.

Lampenschirm aus japanischen Servietten.

Patent-Sicherheitsschloß. — Neben dem gewöhnlichen Thürverschluß pflegte man bisher noch die Sicherheitskette oder ein Doppelschloß anzubringen, die ungebetenen Gästen das Eindringen in die Wohnung erschweren sollen. Das neue Patent-Sicherheitsschloß von R. Rothenstein vermittelt einen vierfachen Verschluß der Thür und macht somit den etwas umständlichen Kettenverschluß überflüssig. Das Patent-Sicherheitsschloß wird so über dem Thürschloß angebracht, daß der sehr lange Sicherheitsschlüssel durch beide Schlüsselöffnungen zugleich führt und neben dem Corridor-Schloß das Patent-Schloß, somit also auch die Thür diebessicher verschließt. Ein Oeffnen durch Dietrich ist bei der Länge des Durchschlusses sowohl, als durch das unsichtbare Anbringen des Patent-Schlosses im Innern der Thür unmöglich. Prospecte durch die unter „Bezugsquellen" genannte Firma. E. S.

Neue Hausgeräthe. — Besonders praktisch fanden wir einen Zimmerbesen, der darin von der üblichen Form verschieden ist, daß seine oberen Borstenreihen ringsherum um 3 cm gegen die unteren 8 cm langen Borsten zurückweichen. Es wird damit beim Ausfegen des Fußbodens das gleichzeitige Säubern der vorspringenden Scheuerleisten, sowie der ausgeschweiften Möbelfüße ermöglicht.

Eine Schrankbürste mit einer 30 cm langen dreifachen Borstenreihe, die sich oben der Rundung des 114 cm langen Stieles anschließt, bewirkt ein bequemes Fegen unter Schränken in teppichbelegten Zimmern, ohne dieselben von der Stelle heben zu müssen, und greift mit seiner Borstenrundung in schwer erreichbare Ecken ein, indem er zugleich nach oben hin den Staub entfernt. A. H.

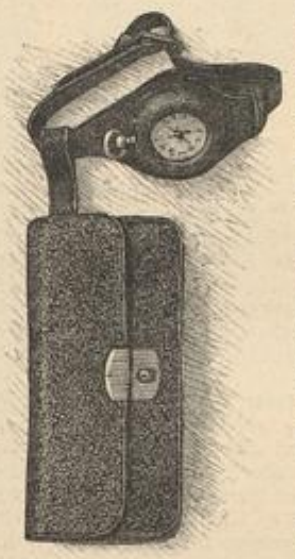
Kochgeschirr mit Nickelrand. — Das beliebte französische, irdene Kochgeschirr hat sich im Gebrauch so gut bewährt und so allgemeine Aufnahme gefunden, daß es seit kurzem in schüsselartiger, nickelplattirter Umrandung auch auf dem Speisetisch erscheinen darf. Damit ist die Annehmlichkeit verbunden, die Speisen direct vom Feuer serviren zu können. Der Rand der innen glasirten, 24 cm im Durchmesser haltenden Topfform greift um einige Centimeter über den durchbrochenen, 10 cm hohen, auf einem Untersatz befestigten Nickelrand hinaus. Dieser nimmt den irdenen, durch Deckel verschlossenen Kochtopf auf, dessen beide Henkel in die seitlich angebrachten ovalen Ausschnitte eingreifen. A. H.

Zimmereinrichtung.

Meines Töchterchens „Bauernstübchen". — Als mein kleines Mädchen heranwuchs und endlich das respectable Alter von zwölf Jahren erreicht hatte, richtete ich ihr ein eigenes Zimmer neben unserem Schlafzimmer ein. Eine aus den überflüssigen Möbeln der anderen Räume zusammengetragene Einrichtung wollte mir aber gar nicht recht gefallen, und den Gedanken, eine neue, entsprechende Einrichtung anzuschaffen, verwarf ich aus pecuniären und vor allem aus pädagogischen Gründen, um meine Tochter nicht zu verwöhnen. So verfiel ich auf die Idee eines Bauernstübchens, das den Sinn für das Einfache wach erhalten sollte, gegenüber den verfrühten ungesunden Luxus-Gewöhnungen unserer heutigen Instituts-Kinder. Das fertige Werk, ein Weihnachtsgeschenk, — die Kleine wurde zu dem im neuen Stübchen brennenden Christbaum geführt, — veranlaßt fortgesetzt eine so mädchenhaft-kindliche Freude, daß ich wohl wünschte, es möchte für andere heranwachsende Mädchen eine ähnliche geschaffen werden. Hier mein Recept dazu: Die schlechte Tapete ließ ich hell graublau mit blaßrothen Eckfriesen, Thüren und Fenster weiß streichen. Die nur aus Tannenholz gefertigten Möbel, — Bettlade, kleiner Wäscheschrank mit Schublade für Schreibereien, Arbeitstisch, Nachttischchen, zwei Stühle, Fenstertischchen, — wurden mit blaßblauer Oelfarbe gestrichen, von mir mit hellrothen und rosa, meist etwas überlebensgroßen Rosen bemalt und mit französischem Firniß lackirt. Die Malerei führte ich nicht in der süßlichen „mille fleurs"-Manier aus, die kleine Blumen verstreut anbringt, sondern in ziemlich derbem Stil und mit jener naiven Regelmäßigkeit in den Ecken und Mittelstücken, die wir noch an alten Truhen und Schränken in reichen Bauernhäusern finden. In den Thür- und Schrankfüllungen und an den Möbelrändern zog ich mit Hülfe des Lineals einen feinen rothen Strich. Die etwas vorspringende Platte des nur 125 cm hohen Wäscheschränkchens ist von einer handbreiten Galerie umrandet, deren Spitzchen ich roth strich, wie sie die Renaissance aus der altdeutschen Bürgerstube entnahm: ebenso ist das für Bücher dienende Wandbrett gehalten. Der Arbeitstisch ist der „Schragentisch" der alten Bauernstube: die 105 zu 70 cm große Platte ruht auf 10 cm breiten Leisten, die kreuzweise zusammengeschraubt sind. Die Stühle haben die auswärts stehenden, gedrehten Füße des Bauernstuhls. Auf ebensolchen Beinen steht der 38 cm im Quadrat messende, 46 cm hohe Kasten des Nachttischchens, der sich nach oben um einige Centimeter verjüngt, wie auch das einfache Wartburg-Tischchen, das mit der Näh-Schatulle auf der Estrade in der Fensternische steht, und von einer kleinen Epheu-Laube umgeben ist. Der von blauweißem Satin umspannte Schuhkasten, mit blau gestrichener Platte, dient als Waschtisch (blauweißes Porzellan) darüber ein kleiner Spiegel in blau gestrichenem Tannenholz-Rahmen mit hellrother Großmutter-Schleife und der Ruthe dahinter. Die weiße Bettdecke ist mit weißen und rothen Sternen bestickt. Weiße Mull-Gardinen, oben mit breiter Großmutter-Rüsche, hängen ganz gerade herab; die Wände endlich schmücken einige rosenbemalte Spruchtafeln, z. B. über dem Bett: „Herr lehr' mich heut', was ich thun soll, zu welcher Zeit und wie's gerathe wohl." Eine „Puppenecke" besteht aus einem, auf drei Seiten mit einer Galerie umgebenen, auf handhohen Pflöcken ruhenden, blaugestrichenen Brett. Um der „dringenden Nothwendigkeit", eine Freundinnen-Chocolade im eigenen Stübchen geben zu können, nachzukommen, soll der nächste Geburtstag einen nur während des Tages vorzuziehenden blauen Bettvorhang bringen und ein eigenes Service, wozu ich weißes Porzellan mit Rosen und blauen Linien bemale und es in einer Fabrik brennen lasse. Dasselbe soll auf einem blauen Servir-Brett auf dem Galerie-Schränkchen stehen und für gewöhnlich mit einer blau gestickten Leinendecke bedeckt werden. Natürlich kommt noch eine ebensolche für den Tisch und das bei der Einladung als Servir-Tisch dienende Wartburg-Tischchen dazu. Isa von der Lütt.

Allgemeines.

Leder-Armband mit Uhr und Sicherheitsbörse. — Dem praktischen Erfindungsgeist der Engländer verdanken wir ein neues Toiletten-Requisit, — eine Sicherheitsbörse, die, mit einem Lederriemchen um den Mittelfinger, mit einem zweiten um das Handgelenk geschnallt, in der linken Handfläche ruht. So lange unsere Damen auch auf den sicheren Verschluß der Börse achten, dürfen sie überzeugt sein, das Geld nie anders als freiwillig aus der Hand geben zu brauchen; selbst der findigste Dieb wird kaum im stande sein, den sicher in der „Linken" gehüteten Schatz zu entwenden. M. B.



Leder-Armband mit Uhr und Sicherheitsbörse.

Gothaer Spitzen. — Die Leitung des Vereins zur Herstellung der Gothaer Spitzen (siehe Leserkreis vom 15/1 97) ruht in Händen der Frau Maria Kretzschmar, Gotha, Schloßberg. Anfragen und Bestellungen sind an Frl. H. Storbeck, Berlin, SW, Wilhelmstr. 139 zu richten. D. Red.

Stoff aus Chap-Seide. — Vor einigen Jahren kaufte ich in Ostritz, Sachsen, bei Oscar Kleinert einen aus Chap-Seide und Baumwolle gewebten feinen Stoff, der zu Nachthemden sich vorzüglich bewährt. Leider wird derselbe, da die Fabrik in andere Hände überging, nicht mehr erzeugt und ist in Ostritz nicht erhältlich, wo nur die Canevas-ähnlichen Stoffe für Touristen-Hemden hergestellt werden. Kann mir jemand freundlichst eine Adresse dafür angeben? Baronin B. in T. bei Wien.

Weben von gezupfter Seide. — Wo kann man gezupfte Seide in den verschiedensten Farben zu Decken weben lassen? Frau E. Gr.

Frau v. S. in Metz. — Wir finden es sehr begreiflich, daß Sie Sich ebenfalls lebhaft für die reizende Spielküche interessiren, die wir in der Nr. vom 15/12 96 dargestellt haben. Sie können sämmtliche Theile derselben entweder von Fr. Pfrommer, Stuttgart, Hirschstraße, oder von A. Manus, Berlin W, Leipzigerstr. 134 pt., beziehen, nicht aber von Gebr. Märklin u. Co., Göppingen, wie es irrthümlicher Weise in der betreffenden Nummer angegeben war. D. Red.

Frau Professor St. in O. — Angesichts der herrschenden Nothlage unter den Handwebern machen wir Sie vor allem aufmerksam auf die Erzeugnisse des Thüringer Webervereins zu Gotha. Für die Echtheit und Dauerhaftigkeit der von dem Verein bezogenen Waren wird Bürgschaft geleistet; die Preise sind durchaus mäßig. D. Red.

A. F. in Lugos. — Die Staniol-Fabrik von Arthur Wolff in Breslau kauft altes Staniol. A. H.

Wißbegierige in D. — Ihre Frage, ob der 13. September 1863 ein Sonntag war, beantwortet vielleicht der „Panchronist" von Dr. H. Schubert, ein immerwährender Kalender vergangener und künftiger Jahre, den Sie zum Preise von 1,50 M. durch J. Trabert, Leipzig, Barfußgasse 5, beziehen. D. Red.

Bezugsquellen: Reform-Beinkleid: Rudolph Hertzog, C, Breitestraße 12-16. — Wiegendecke: Frl. E. Loeb, NW, Flemmingstr. 10. — Sicherheitsschloß (Preis von 7 Mk. an): R. Rothenstein, Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. — Zimmerbesen (Preis 6,50 Mk.), Schrankbürste (Preis 2,50 Mk.), Kochgeschirr (Preis 5,50 bis 7,50 Mk.): P. Naddaß u. Co., W, Leipzigerstr. 11. — Japanische Servietten (Preis à 4 Pf.): Kaufmann Mylius, Goslar, Breitestraße. — Sicherheitsbörse: F. Schlöske, W, Jägerstr. 57.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 4, III. 15. Februar 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(3. Fortsetzung.)

„So! Und wie war das nu mit dem Schatze? Der ist also ein Reiter? O, wir Reiter sind auch die feinsten Kerls! gelt?"

„Aber ich kenne ja gar keinen!"

„Jedenfalls kennen Sie mich jetzt."

„Sind Sie bei den Huhlanen?"

„Bei den Huhlanen nicht, aber bei den Ulanen."

„So mit dem rothen Zipfel an der Mütze?"

„Jawohl, Gretel, Garde-Husar, Leibregiment vom Kaiser. Unser Rittmeister, o, der wollt' mich gar gern' bei der Wasse behalten. Mußt' aber nach Hause."

„Ach wie schade!"

„Warum schade? Da säß ich ja nicht hier! Und das ist doch auch 'was. Aber jetzt wieder los: ‚Mein Schatz ist ein Reiter' — na, immer los, Gretel!"

„Aber ich heiße ja gar nich Gretel, ich heiß' Hulda."

„Hulda! — Nun, daß Sie nicht Karline heißen, das dacht' ich mir gleich. Aber eine schöne Stimme haben Sie, wie 'ne Lerche. Juchhei! Ich weiß 'was: wir gründen einen Gesangverein. —"

„Zwei können doch nicht einen Verein gründen."

„Zwei so hübsche Leute, wie wir, sind immer ein Verein. Ohne weiteres."

Da lachte sie wieder.

Wie gut sich's ihr zusah! Und was für feine, zierliche Hände sie hatte, etwas gebräunt und nicht etwa wie die Hände einer Dame, — aber sehr hübsch. Er kriegte eine davon zu packen und hielt sie fest.

„Wenn Sie mich bei der Arbeit stören, geh' ich wieder."

„Na, dann müssen Sie aber singen. Machen wir 'mal: ‚Kein Feuer, keine Kohle', kennen Sie das?"

„O ja."

„Also feste!"

‚Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der niemand nichts weiß.

Keine Rose, keine Nelke
Kann blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen
So bei einander stehn.'

„Sehn Sie, das ging fein, so hab' ich's gerne, und Takt halten Sie, wie ein Dreschер. Machen wir noch eins!"

„Ich bin jetzt fertig mit der Wäsche."

„Warum nicht gar!" Und er griff in den Korb, knitterte ein paar Stück durcheinander und legte sie lachend vor sie hin. „Das haben Sie schlecht gemacht, das müssen Sie noch einmal machen."

„Nein, sind Sie aber auch!"

„Nun also: ‚Nur einmal blüht im Jahr der Mai' —"

Da sangen sie das.

„Das ist nun, Gott sei Dank, nicht wahr. Das wär' noch schöner! ‚Vielmals im Leben die Liebe.' Prost!"

„Sie mögen auch der Richtige sein."

„Nu natürlich, der bin ich auch! Wartet nicht jede im Leben, bis der Richtige kommt? Warum soll ich denn nicht ein Richtiger sein? Haben Sie Ihren schon gefunden?"

„Warum auch nicht gar!"

Er sah sie an, als wolle er sagen: ‚na sieh mal, da sitz' ich ja nun hier.'

„Sind Sie auch spaßig!" sagte sie.

Er lachte hell auf, und sie wurde ein bißchen roth. Wenn er lachte, sah man seine prachtvollen weißen Zähne, und dann war er noch einmal so hübsch, und darüber war sie roth geworden und wegen der Begehrlichkeit, mit der er sie ansah.

„Jetzt singen wir: ‚ein Heller und ein Batzen.'"

„Das kann ich nicht."

„Um so besser, da können Sie 'was von mir lernen. Also aufgepaßt, Gretel!"

‚Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein.
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu Wein.
Juchheida, heidi, heida,
Juchheidi, heidallalla.
Juchhei' —

„Na, aber hübsch mitsingen!"

Da sang sie mit. Und dann lachten sie alle beide.

„Das geht fein!" sagte sie.

‚Die Wirthsleut' und die Mädchen,
Die sagen beid': o weh,
Die Wirthsleut', wenn ich komme,
Die Mädchen, wenn ich geh'.'

„So. Und nun muß ich leider auch gehen. Und Sie, Gretel, können jetzt das ‚Juchheidi' singen oder ‚o weh' sagen, ganz wie Sie wollen. Was wollen Sie?"

„Ich sing' immer lieber ‚Juchheidi' als ‚o weh'."

„Geschеidt von Ihnen, Gretel." Dann nahm er sie ganz leise um die Taille.

„Aber was fällt Ihnen denn ein?"

„Mir fällt das Lied ein: ‚Mädel ruck ruck ruck.' Und dazu muß man eine um die Taille nehmen." Nun sang er es, aber ganz leise und sie immer dichter an sich heranziehend, bis er sie ganz angedrückt hielt. „Mädel, was hast Du aber auch für Augen. Nu? Krieg ich 'nen Kuß?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Halt so gerne."

„Und ich hätt' ‚halt so gerne' einen gemocht."

Sie bog aber den Kopf hin und her, und so ließ er sie los und sagte: „Na, dann 's nächste Mal," und war heidi! fort. Das Geld hatte er schon vorher mit einem ansehnlichen Aufschlag neben den Teller gelegt.

Lachend rannte er hinaus. Ja, die Art hatte er gern: lustig auf Lieder und Schnaken gestimmt, mit verliebten Augen, ein bißchen bethulich und ein bißchen spröde.

Und wie sie jetzt erst ‚heidi!' singen und dann ‚o weh!' seufzen würde!

Er stemmte die linke Faust in die Hüfte, strich sich den Schnurrbart und lachte. Dabei sausten die Füchse die Chaussée hinunter, daß es stob und knirschte, und ein angenehmer Wind die Hitze des Tages kühlte, der blau und sonnig und leuchtend über der sommerlichen Erde lag.

Als er nach etwa anderthalb Stunden im Hendrichhof ankam, wo die Anna, nicht im Werktags-Kostüm, sondern nett in einem grauen Kleide und weißer Schürze, schon unter der Thür stand, die Hand über die Augen gelegt nach ihm Ausschau haltend, war er so guter Dinge, daß er juchzend heraussprang, sie um die Taille nahm und frischweg küßte, drei-, viermal. Sie war ganz erschrocken und schämte sich ein bißchen, denn die Großmagd stand in dem Hausflur und rührte in einem Topf mit Rübenschnitzeln, dabei aber war sie ganz glücklich, daß er sie so herzlich liebte und sich so freute, wieder bei ihr zu sein.

„Zum Teufel!" dachte er, „ich bin ihr auch gut, auch gut," und fühlte sich wie der Fisch im Wasser auf dem Hendrichhof.

VIII.

Pastor Wißmann ging von dem Grundsatz aus, daß bequeme Regenten eines Landes Verderben seien, und daß auch ein Diener am Worte, der doch die Herzen seiner Gemeinde regieren solle, ihnen nicht bequem sein dürfe. Dennoch wollte er zunächst ihr Vertrauen erwerben, wollte im täglichen Verkehr und auch von der Kanzel herab freundlich zu ihnen reden. Die reiche Ernte, die der günstige Sommer gezeitigt, machte sie froh, und er gönnte ihnen ihr Glück, aber er wollte es freilich auch zu einem Schlüssel zu ihren Herzen machen. Er predigte über Psalm 10, 11: „Vor Dir ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zu Deiner Rechten" und ermahnte sie, wie sie von der Fülle, die ihnen geworden, anderen mittheilen sollten, damit ihnen beides — Freude und liebliches Wesen — dereinst in Ewigkeit zu theil werden möchte. Eine Predigt, warm, herzlich und menschenfreundlich, die denn auch einen guten Erfolg für den Klingelbeutel hatte.

Als Wißmann aber einige Tage später, gelegentlich einer Sitzung, mit den Kirchenältesten zum ersten Mal auf die Allmende zu sprechen kam, die die Reichen zu Gunsten der Armen aus eigenem Besitze stiften sollten, fand er die alte Zähigkeit. Das betrübte ihn sehr, dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, durchzudringen. ‚Gut Ding will Weile haben', war sein Trost.

Inzwischen war es sein Bemühen, den kleinen Leuten näher zu treten, all ihre Nöthe und Sorgen, ihre Hoffnungen und ihren Glauben kennen zu lernen.

Als er bei seinen Wegen durchs Dorf eines Spätnachmittages an einem sehr windschiefen, armseligen Häuschen vorüberkam, bemerkte er die Alte, deren gemüthliche Schweinemast aus Bettelgaben ihm erinnerlich war. Er ging auf sie zu, bot ihr die Hand und ließ sich zu ihrer großen Freude sogar auf dem Bänkchen vor der Thür nieder.

„O, der Herr Pastor thut mir eine solche Ehre an!"

„Was macht Euer Viehstand, Mutter?"

„Nein, so 'ne große Ehre! — Mein Schweindel? Ja, das war mir an gestorben. Erst munter wie ein Fischel, und dann mit einem Mal mocht's nich fressen, und weg war's! Nun ging ich zum Bauern, wo ich's her hatte, und der mir alle Jahre ein Ferkelchen schenkt, und bettelt' um ein neues, aber da war der Mann grob und wurd' immer gröber. Nun, i hab' gar nich gedacht, daß ein Mensch so grob werden könnte! Aber die Müller'n, das ist 'ne gute Frau, die hat mir ein anderes geschenkt, das frißt ja nu, Gott sei Dank, wie ein junger Wolf. Und Kleie hat sie mir auch gegeben. Der liebe Gott vergelt's ihr! — Aber der Hendrich war zu grob. Das war nich recht von dem Mann!"

Wißmann sah sie ernst an: „Ich hab' mir sagen lassen, es werden hier nächtens viel Kartoffeln gegraben von Leuten, die kein Recht dazu haben. Seid Ihr etwa darunter, Mutter, und habt dem Schweinchen von den Kartoffeln vorgeschüttet? ‚Unrecht Gut gedeihet nicht', wie Ihr wißt." Der Pastor wußte, daß die Alte im Rufe stand, sich gelegentlich ein Zwangsalmosen von den Feldern zu holen, und obgleich er nicht eine so crasse Auffassung von den Dingen hegte, um an eine Schädlichkeit gestohlener Feldfrüchte zu glauben, schien es ihm doch pädagogisch, sie vorzuschieben.

„O nee, Herr Pastor," sagte die Alte sehr offenherzig und ohne für diese Art Pädagogik empfänglich zu sein, „so ein paar Kartoffeln schaden gar nichts! Ich hab' mir immer ein paar von Hendrich's Acker geklaubt, und kein Jahr haben sie meinem Schweindel geschad't."

„So, so."

„Das is auch nich schlimm, Herr Pastor. Wegen den Kartoffeln, mein' ich. Das sieht der liebe Herrgott nich an. Und so geht's auch nich zu auf der Welt, daß das was schadete. In Steine der Tischlermeister, der hat einen Gesellen gehabt, der ihn gar mörderlich bemauste: Holz und Bretter und Werkzeug sogar, hat sich aber sonst so ordentlich gehalten, daß kein Mensch einen Verdacht auf ihn gehabt. Nu, endlich is's doch 'rausgekommen, und der Mensch hat seine Strafe gekriegt. Wie aber die Strafe aus war, da hat mein Geselle eine Tischlerei aufgethan mit dem weggeschnappten Holze, — das hat indes bei seinem Bruder gelegen, — und ist dem Mann so gut gegangen, daß er sich späterhin selber ein großes Haus gebaut hat."

„Morgen kann es der Blitz treffen."

„Kann, Herr Pastor. Aber guter Leute Häuser kann's auch. Nu, — mein Häusel, das wär' so grade mürbe zum Brennen, aber wegen den paar Kartoffeln, das lohnt nich, Herr Pastor, das lohnt 'n Blitz nich!"

„So müßt Ihr nicht reden, Frau! Großes Unrecht ist schlimmer als kleines, aber Unrecht bleibt das kleine auch und straft sich irgend einmal."

„O nee, Herr Pastor, nee, nee! Hier is manch arme Witwe im Dorfe, baut sich nie keine Kartoffeln, oder sonst 'was, und leid't darum keinen Mangel daran, und gedeiht ihr alles unter den Händen, Kind und Vieh."

„Das sind ja hübsche Sachen!"

„Und nich einmal das Große find't immer seine Strafe. In Cunnersdorf weiß ich eine, die hat ihren Mann vergeben und einen andern genommen und haben ganz vergnügt zusammen gelebt! Nu, in der Hölle da wird's ihnen ja einkommen, das glaub' ich schon! —"

„Es kann ihnen auch hier noch einkommen; der Herr vergißt weder Gut- noch Uebelthat."

„Wie man's nimmt. Ich könnte —"

„Was könntet Ihr?"

„Ich könnt' Ihnen von einem erzählen, da würden Sie Sich gar wundern."

„Erzählt nur immer!" Denn es war Wißmann darum zu thun, dieser Volks-Moral auf den Grund zu kommen.

Die Alte machte ein verschmitztes Gesicht und zögerte ein Weilchen. Dann nahm sie sich ein Herz.

„Herr Pastor, das war vor bald fünfzig Jahren, — und ich war damals bei einem Gastwirth im Böhmischen. Nu war es einmal gegen Weihnachten, da kamen zwei Gesellen, die begehrten Zehrung und Nacht-Quartier, und der eine das war ein lustiger Bruder, der hatte nichts wie Flausen im Kopfe, und hatten immer unsern Spaß mit einander. Wie er nu eins in der Krone hat, fängt er an zu erzählen, warum er so lustig wär': ging, eine Erbschaft zu erheben auf'm Gericht. Hätte ein Papier im Ränzel, wenn er das vorzeigt', kriegt er schwere zehntausend Thaler von Vaters Bruder, der war gestorben und hatte nich Kind und Kegel gehabt. Von dem Gelde käm' dann die Hälfte auf ihn, und die andere kriegt seine Schwester. Und wird sich auf heim zu eine Fuhre nehmen, daß er's nich verlustig ginge. Hat sich aber danach keine genommen. Wie sie nun gegessen und getrunken haben, geh'n die zwei auf ihre Kammer und waren ein paar recht brüderliche Menschen zusammen. Nu, es wird Morgen, es wird gegen Mittag, aber herunter kommt keiner. Macht sich nachmittags der Wirth hinauf, der Knecht mit, — na, — und da hatten wir die Bescherung! Liegt mein lust'ger Geselle und kann kein Glied rühren und nich reden; auf dem Hinterkopf aber, da mocht' ihm einer eins heruntergehauen haben, da hat er ein Loch. Wer aber das gewesen, das konnte man sich denken, denn von dem andern Gesellen war keine Spur zu seh'n. Also wird ein Gensdarm geholt und ein Bader dazu, der eine untersucht den Mann, der andre den Ranzen, und stand mit einem so schlimm wie mit dem andern, denn in dem Ranzen war kein einziges Papierfetzel drin, daß man gewußt hätte, wer er wär', und der Mann konnt' es auch nicht sagen. Und hat gelegen wochenlang, wie er aber so weit war, daß er die Rede wiederfand, war er tälsch und wußt von keiner Sache 'was. Nu, — derweilen wird sich freilich der Freund das schöne Geld auf dem Gericht geholt haben und konnt' sich dann leicht ein Gütel kaufen."

„Das konnte er. Aber da Ihr nicht wißt, Mutter, ob er's gethan hat und, wenn er's that, ob's ihm darauf gediehen ist, — wie wollt Ihr daraus eine Sache machen, Gottes Gerechtigkeit anzuzweifeln?"

„Man macht sich so seine Gedanken, Herr Pastor."

„Was für Gedanken?"

„Herr Pastor, ich hab' dann geheirathet und bin weggekommen aus der Gegend und hab' von den Leuten und der Sache nichts mehr gehört. Wie aber mein Mann gestorben is, bin ich nach Rodau gekommen, da hatte mein Sohn einen Posten als Waldheger; der is nu auch lange todt, zwanzig Jahre schon, Herr Pastor. Wie ich aber herkam, das sind dreißig Jahre her, und wohnte mit meinem Sohne im Walde und kam selten ins Dorf. — Einmal nu, wie ich da meiner Wege gehe und denk' mir nichts Schlimmes, kommt einer, und ich seh' ihn an und denk': ‚halt nur, was is denn das?' und ist mir auf einmal, als säh' ich einen an einem Tische sitzen, essen und trinken und neben ihm den Flausenmacher, der sich auf heim zu den Wagen nehmen gewollt und kam nich dazu. Und denk' in meiner Dummheit: ‚der da kommt, das könnt' grade dessen Vater sein, — des andern seiner, der früh über alle Berge war,' bis mir einfällt, daß der nu selber alt geworden ist."

„Hm!"

„Ja. — Aber dreißig Jahre, Herr Pastor! Kann man da sagen: ‚der is's oder der is's nich?' So sagt' ich lieber zu mir selber: ‚der is's nich'!"

„Das war recht! Es ist nichts schlimmer, als einen Unschuldigen verdächtigen."

„Freilich! — Aber immer wenn ich ihn treffe, — und das sind bald auch wieder zwanzig Jahre, — seh' ich ihn an, und er sieht mich an —"

„Wie? Ihr seht ihn immer wieder, Mutter?"

„Ja, Herr Pastor! Und denk' mir dabei: ‚ob du 's nur bist?' Was er aber denkt, das weiß ich nich. Bloß das weiß ich, daß an sein Haus kein Blitz gerührt hat all die zwanzig Jahre nich."

Wißmann starrte finster auf ein Schwalbennest, das im First des ärmlichen Strohdaches hing. „Habt Ihr niemals mit einem anderen davon gesprochen?" fragte er endlich.

„O nee, Herr! Da heißt's dann Altweibergeschwätz hin und her. Hab' auch jetzt nichts gesagt, nichts nich, hab' keinen Namen genannt, ich nich. Gott behüt' mich, daß ich einen wollt' ins Gerede bringen! Und is er's oder is er's nich, — ich künd's nich."

Wißmann stand auf, grüßte und ging.

Es war ihn am hellen Augusttage ein leises Fröfteln überkommen. Langsam schritt er weiter. Da lag sie, die Welt, in all ihrer Schönheit und ihrem Reichthum, und dünkte ihm eine Wüste und ein Thal der Thränen. Denn was war mehr der Thränen werth, mehr als alle Noth und Elend des Leibes, als wenn dunkles Verbrechen das Haupt hochtragen durfte unter der Maske der Rechtschaffenheit und Zweifel an Gottes Gerechtigkeit erwecken?

Als er sich dem Pfarrhause näherte, sah er einen Flug Dohlen aus Norden heranziehen. Da fiel ihm ein anderer Schwarm ein. „Sieh da, sieh da, Timotheus!" Sinnend blieb er stehen und wandte sich dann rasch ins Haus.

IX.

In mächtiger Erregung betrat er am nächsten Sonntag die Kanzel.

Da er nicht gleich sprach, sah die Gemeinde erwartungsvoll, zweifelnd zu ihm auf. Er aber sah mitleidig auf die herab, von deren Seelen er einst würde Rechenschaft ablegen müssen nach seiner Ueberzeugung.

Die Morgensonne goß breite Strahlen in den Raum, vergoldete die rohbemalten Balken, die die Empore trugen, die verwitterten Kränze aus künstlichen Blumen mit vergilbten Bändern daran, die zum Andenken an Verstorbene die Holzpfeiler schmückten, ergoß sich über diese harten, gefurchten Gesichter und schwieligen Hände, über die altmodischen schwarzen Röcke der Männer und den bunten Putz der Frauen und zitterte an den Blechpfeifen der Orgel hinab und über ein paar goldene Verzierungen an der Brüstung des Chores.

Nachdem sich die Gemeinde gesammelt und die Orgel verstummt, schwoll die Stimme des jungen Predigers in einer ernsten Frage laut durch den Raum: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?"

Darüber predigte er. Und er predigte laut, daß es von den alten Wölbungen widerhallte, und stark, daß es in den Herzen der Menschen aufschrie, und sah auf ihren zitternden Lippen und in ihren Augen voller Thränen die Wirkung seiner Worte. Denn er sprach nicht abstract, er griff ins Leben hinein und zog mancherlei Beispiele heran, durch welche Mittel einer zu irdischer Ehre und Ansehen gekommen, — durch Betrug, Verleumdung, Raub und Mord. Und immer wuchtiger wurde seine Rede.

Und da er sah, daß sie erschüttert waren, erzählte er ihnen ein besonders schlimmes Ding. Von einem, der über Land zog mit einem anderen Gesellen, kehrte ein, erschlug ihn in der Nacht in dunkler Kammer und nahm seine Scheine und Briefe, ging auf das Gericht an seiner Statt und erhob dessen Gut für seines. Dem habe der Herr lange Zeit gelassen zur Buße und halte doch seine Hand dicht über ihm und seiner unbußfertigen Seele.

Dann machte er eine seltsame Pause, und wieder glitten seine Blicke forschend über die Reihen, suchend, über wen der Herr seine Hand hielte.

Aber er sah keinen, den es absonderlich geschaudert hätte, keinen, aus dessen Augen ihn die Frage getroffen: ‚Herr, bin ich's?' auf dessen bleichen Wangen ein Bekenntniß grauser Schuld gelegen.

Eine unheimliche Stille herrschte in dem weiten Raum, und nichts geschah, als daß die Hendrich Anna sich bückte, das Gesangbuch aufzuheben, das ihrem Vater von den Knieen gerutscht war.

Er sprach dann noch von der Gnade Gottes, die allein die bußfertige Seele zu lösen vermöge, die Schaden genommen, aber einzig und allein des Bußfertigen Seele, der sein Unrecht gesühnt vor Gott und den Menschen.

Aber es geschah nichts.

Nach Gebet und Segen wurde noch ein Liedervers gesungen, dann verließ der junge Gottesmann die Kirche, mit raschen Schritten durch die Gemeinde hindurchschreitend, die scheu vor ihm auseinandertrat und sich bang und erschüttert zerstreute.

Auch die Anna war seltsam aufgeregt. Ihr Gewissen war rein von jeglicher Schuld, und doch waren ein paar Worte gewesen, die ihr stark auf das Herz gefallen.

Wißmann hatte auch von der Ehe als einem Glück gesprochen, um dessen Willen die Seele Schaden nehmen könne, wenn sie als ein Sklave der Leidenschaft Vernunft und Recht hinter sich ließe, und war dann scharf gegen Untreue und Ehebruch vorgegangen. Das war nichts, was sie betraf, und dennoch war sie unruhig. Sie konnte sich's nicht verbergen: der Mann, an den sie ihr Herz gehängt hatte, war nicht ganz so, wie er hätte sein sollen. Thätig, umsichtig, herzlich in seinem Wesen gegen sie, lustig und keineswegs ohne Gutmüthigkeit, war er doch leichtfertig in seiner Art, die Dinge zu nehmen, listig und selbstsüchtig und von einer Eitelkeit, die sein ganzes Wesen beherrschte. Das aber war das, was ihr Kummer machte: daß er mit allen diesen Eigenschaften eine Herrschaft, einen Druck auf ihr eigenes Wesen ausübte. Sie fühlte es ganz deutlich, daß sie die bessere Natur war, und fühlte dabei das Willenlähmende einer Liebe, die sie selbst sich untreu werden und ihm nachgeben ließ, um eines bißchen Verliebheit willen, das, wie sie manchmal eine heimliche Angst überfiel, vielleicht nicht einmal ganz ehrlich war. Wie hatte doch Wißmann gesagt? ‚Auch das Glück der Ehe kann eines sein, an dem unsere Seele Schaden nimmt, wenn sie als ein Sklave der Leidenschaft, Vernunft und Recht hinter sich läßt.' Hatte der Mann in ihrem Herzen gelesen und sie warnen wollen, daß sie nicht Schaden nähme an ihrer Seele, und wenn sie damit alles Glück der Welt gewönne?

„Was hast Du zu seufzen, Mädel?" fragte der Hendrich plötzlich barsch.

„Es ist so schwül geworden, Vater, im Mittag ist es dunstig, und der Wind hat sich nach Abend gedreht, wir werden ein Gewitter bekommen," sagte sie ausweichend.

„Der Mann, — der Mann irrt sich! Den Mann, den werd' ich widerlegen! Aus der Bibel! Und der Mann denkt, er hätt' — ein Träumer is er!! Geträumt hat ihm. Mir soll er nur kommen, ich weiß, was ich weiß. Wer heißt ihn träumen? Niederschlagen werd' ich ihn! Mit Worten niederschlagen!"

„Von wem redet Ihr denn, Vater?"

„Ich red't gar nichts!"

Schweigend betraten sie das Haus.

In der Wohnstube, in der es so schwül war wie draußen, saß der Wilhelm vor einem alten Klappschreibtisch, pfiff und schrieb dabei einen Brief. Neben der Schreiberei lag sein Strohhut, und an dem Hute steckte eine Rose.

„Na, habt Ihr Euch ein bissel die Seele auskratzen lassen?" fragte er, als Vater und Tochter die Stube betraten.

„Der Herr Pastor hat gar stark gepredigt. Ueber —"

„Ach laß, der Maulvollnehmer! — Mit dreizehn fünfzig hab' ich den Hafer verkauft an einen Breslauer Juden und bei sofortiger Lieferung. Also die Locomobile kann wieder tanzen! Morgen fahren wir ihn herein, übermorgen dreschen wir'n, überübermorgen auf die Bahn. Schrumm!"

Sie schwieg verletzt.

Der Bauer ging hinaus.

„Woher hast Du die Rose?" fragte sie dann zerstreut.

„Die hat mir 'ne niedliche Kellnerin angesteckt," sagte er, übermüthig im Gefühl des guten Geschäfts, das er eben abgeschlossen hatte. „So 'was muß man sich eben gefallen lassen!"

Sie sagte nichts darauf, aber er sah es ihr an, daß es ihr nicht recht war.

„Sieh nur," meinte er da, den linken Arm um ihre Schulter legend und mit diesem Schmunzeln der Ueberlegenheit, das ihm noch obendrein so gut stand, „sieh nur: das steht nu fest, daß Dir keine 's Wasser reicht, daß es ein Mädel wie Dich auf der Welt nicht wieder giebt! Und ob ich stolz bin auf Dich! Ob! Aber so mußt Du nu auch nich sein, daß Du verlangst, daß ich jedesmal wegseh'n soll, wenn man mir ein Glas Bier hinsetzt, oder böse sein, wenn man dann etwa sagt: ‚Sie haben wohl Trauer, Sie haben Sich wohl die Augen schwarz angestrichen'? oder so 'was, irgend so'n Spaß. Das mußt Du nicht falsch verstehen, so mußt Du nicht sein!"

„Nein, so bin ich auch gar nicht," sagte sie freundlich und ganz ruhig.

„Nu also! Da war dort so' ne kleine alberne Kröte, eine von der Sorte, die ein' immer ansieht und lacht, die hat 'ne Rose hinter'm Ohr, und wie ich sag', für wen die ist, kommt sie und steckt sie mir an. Es giebt so dumm verliebte Mädel, weißt Du?"

„Gewiß!"

„Soll ich sie wegwerfen?"

„Ja."

Da warf er die Rose, die er der „Gretel" vor anderthalb Stunden abgebettelt hatte, zum Fenster hinaus, mit einem kurzen Zucken der Lippen. Es that ihm leid. Denn nachdem er sie lange genug gebeten darum, hatte er sie nur genommen, nachdem er erklärt, sie müsse ihm ihr Herz dazu schenken, und hatte zärtliche Augen dazu gemacht und sie geküßt. Da hatte sie ihm beides gegeben. Daran dachte er jetzt, und darum that's ihm ein bissel leid, wie er sie hinauswarf. Aber die Anna hatte ja recht. Und ganz in Ordnung war's auch nicht, daß er so oft in Merzdorf hielt.

Er schob jetzt seine Schreibereien zusammen und klappte den Secretär zu. Die Anna stand in einer eigenthümlichen Befangenheit neben ihm; sie wollte etwas sagen und fürchtete, auch wenn sie es mit Energie forderte, zuletzt doch nachzugeben, wenn er's anders wollte.

„Doch eifersüchtig, Schatzel?"

„Nein, gar nicht," sagte sie stolz. „Ich und auf Kellnerinnen eifersüchtig sein!"

Dann ging sie, reines Tischzeug herauszugeben. Er verzog wieder die Lippen, wie vorhin, aber ein bißchen anders. Er glaubte doch, daß sie eifersüchtig sei.

Sie aber dachte an die Leute, die die Locomobile brodlos machte, und für die zu bitten sie nicht den Muth gefunden.

X.

Es hatte gewittert und war wieder schön geworden. Doch vielleicht war es nur vorübergehend so: eine gewisse Schwüle lag immer noch in der Luft, und im Westen hingen dicke hellgraue Wolkenballen; es kam nur darauf an, wie der Wind, der aus Mittag kam und neue Gluth heraufbrachte, sich drehen würde. Es war Mitte September.

Die Hulda im Merzdorfer Wirthshause stand in der Gaststube am Plättbrett und bügelte. Des Vormittags kamen selten Gäste. Manchmal kam einer, ließ sich vom Wirth einen Schnaps schenken und ging wieder. Oder es hielt ein Wagen vor der Thür, einer sprang heraus, schrie nach Bier, stürzte es hinunter und fuhr weiter. In der Erntezeit setzt sich keiner lange fest. Die Wirthsstube war leer und verhältnißmäßig kühl, und darum hatte sich's die Hulda darin zur Arbeit bequem gemacht, plättete und sang dazu vor sich hin. Sie hatte eine rothe Bluse an, einen dunkeln Rock und eine helle Schürze, und ihre Wangen glühten von der heißen Arbeit. Manchmal, wenn sich ein Wagen näherte, hielt sie inne und sah nach dem Fenster, seufzte, stand eine Weile traumverloren da, fing an zu singen: „Ein Heller und ein Batzen" und ging wieder ans Plättbrett.

Wenn sie doch reich wäre! Nicht gar zu sehr, denn das müßte sein, als wär' man nicht mehr man selber, da müßte sie ja vor sich einen Respect haben, daß es drüber zum Lachen wäre.

Aber ein paar tausend Thaler, ein Gütel zu kaufen oder eine Gastwirthschaft! Früh um viere auf, in den Kuhstall gerannt und gemolken, der Magd auf die Finger gesehen, dann die Milch durchgeseiht und in die breiten Aeschel geschüttet, Feuer gemacht, den Brodteig gewirkt und gebacken, das Jungvieh besorgt, die Gänse genudelt, gekocht und gebraten, Bier abgezogen, Gallert und Wurst gemacht! Abends, wenn dann die Gäste kamen, die Fässel aufgelegt, eins nach dem andern, — das müßte dann der Kutscher machen oder — er selber, — und sie immer Brod geschnitten und was die Gäste gewollt. Dazu Musik und Tanz und Lieder gesungen! Und sie und er immer mitten drunter; — wie mochte er eigentlich heißen, das wußte sie gar nicht einmal! — Aber das war ja auch egal! — Ach und so lustig zusammen und so glücklich!

Und das sollte nun alles, alles nicht sein!

Und gut war er ihr doch einmal. „Schade, daß Du nichts hast, Mädel, Dich hätt' ich gleich gemocht." Ach wenn sie doch reich wäre! Lieber recht, recht reich. Er war so fein. Aber das war's ja eben: er war wohl zu gut für sie.

Ob sie nicht warten könnten, vier, sechs Jahr und sich 'was ersparen, dann klein anfangen und recht fleißig sein und es mit einander zu was bringen? —

„Mei Schatz is a Reiter,
A Reiter muß sein,
Das Roß —"

Rrsch! Ein Wagen.

Aber das war er ja! Freilich war er das!!

Gott, die Pferde, die hatte sie sich noch nie angesehen, das waren ja ein Paar ganz feine Thiere! Dazu das schöne Geschirr und ein feiner Korbwagen. Er hatte gesagt, er sei bei einem reichen Bauern, aber ließ ihn der —?

Da trat er schon ein.

„Tag! Glas Bier!" Ohne sie anzusehn.

„Guten Tag!" Und wartete mit dem Schelmengesicht, daß er sich umdrehen und sie erkennen sollte.

Aber er drehte sich nicht um. Er setzte sich an einen der schweren eichenen Tische, nahm eine alte Zeitung und schlug sie auf.

Sie holte das Bier und stellte es vor ihn hin, zögerte, sah ihn an und ging, da er nach einem kurzen Blick keine Notiz von ihr nahm, wieder an ihre Arbeit, mit einem Gefühl im Herzen, als habe ihr einer da ein scharfes Messer hineingestoßen.

Wilhelm trank ein paar Schluck, versuchte zu lesen, trank wieder, sah eine Zeit lang in den Hof, goß das letzte hinunter, legte ein Geldstück auf den Tisch, nahm den Hut und schritt auf die Thür zu. Alles so, wie er sich's vorgenommen. Er war das letzte Mal ein bissel zu weit gegangen, wie er sie um die Rose und ihr Herz dazu gebeten und sie geküßt, — es half nichts, er mußte ihr doch zeigen, daß es nur Scherz gewesen war.

An der Thür warf er doch noch einen Blick nach ihr.

Und da griff's ihm ans Herz, wie er sie da an der Wand lehnen sah, ganz leichenblaß und die Hände auf die Brust gedrückt und ihn anstarrend mit ganz großen brennenden Augen. Und er zog die Thür wieder zu, die er schon halb geöffnet hatte.

„Gretel, geht's Dir denn so nahe?"

„Ja, — ja, — bin ich — ist ein Mädel denn — ein Hund, den man mit einem Bissen heranlockt und ihm schönthut — und dann — mit einem Fußtritt — ach!"

Was hatte er auch da gleich angerichtet! Daß doch die Mädel so dumm waren! — Und dabei that sie ihm so leid und, was mehr war, — packte ihn so. Packte ihn an der grausamen Eitelkeit des Mannes, Liebe auch in hoffnungsloser Qual festzuhalten, und packte ihn gleichzeitig mit dem alten, prickelnden Wohlgefallen, das sie ihm erregte.

„Gretel, — bist Du mir denn so sehr gut?"

„Ich hab' halt gedacht, Sie sind mir auch gut, weil Sie's gesagt haben."

„Nun ja, — das bin ich ja auch!"

„O nein, dann hätten Sie das nicht gethan! Denn gut sein und verachten zusammen, das geht nicht!"

„Gretel, — es hilft nun nichts und einmal muß es doch heraus: ich — ich hab' schon eine Braut." —

„Ach mein Jesus!"

„Ja, — und in vierzehn Tagen mach' ich Hochzeit."

„Ach!"

„Sieh' mal, und zwei kann ich mir doch nicht heirathen!"

„Warum, — warum — —" schluchzte sie.

„Warum ich dann gesagt hab', daß ich Dir gut wär'? Aber weil ich's bin."

„Der anderen nicht?"

„Auch, aber nicht so!"

„Nicht so? Nicht so, wie mir?" jubelte sie mitten in ihrer kläglichen Noth um ihn.

Er legte den Arm um sie und sah sie zärtlich und ganz ernst an. Er konnte das so gut, so mit Blicken wie aus der Tiefe der Seele herauf. Und schließlich war es ihm auch Ernst. Er war nun einmal so. Ein starkes Gegenwärtiges wühlte ihm in Sinnen und Seele, daß es alles andere daraus verdrängte. So jetzt. Und sie legte den Kopf an seine Schulter und trank diese Blicke mit dürstenden Augen.

„Wenn Du ein Bauerngut hätt'st, Dich oder keine," flüsterte er.

„Ich könnt mit Ihn' betteln geh'n und wär' reich."

„Ich werd' an Dich denken an meinem Hochzeitstage, Gretel. Immer werd' ich an Dich denken. Kleines putziges Dingel, so grade ganz gemacht zum Liebhaben. Wirst Du mir auch gut bleiben?"

„Aber ich kann ja gar nicht anders!"

„Sag' 'mal ‚Du' zu mir."

„Ich — ich hab' Dich halt so lieb!"

„Dann, — wenn ich verheirath' bin, — dann geht's au nich mehr, daß ich herkomm', aber heut, — und übermorgen, — gelt, — da hast mich noch ä bissel lieb, ja? Ach Gott, Viechel Du, niedliches, — Schneckerle, — und hängst auch gleich so an mir! Na, Kopf hoch, lustig! Ich weiß ja auch zum Teufel nicht, warum Du mir so gefällst. Na, Kuß! Ansehn dabei!" Und er drückte sie an sich und küßte ihr noch den Rest von Verstand aus der Seele, den er ihr das letzte Mal gelassen.

Dann ließ er die Zitternde stehen und rannte hinaus.

Das, das, — wenn die Anna doch so wär', ihn so liebte, mit dieser Liebe, die nichts weiß und will, als den geliebten Mann!

Danach brauchte er ja nur die Hand zu strecken, um alles zu haben!

Er kam sich gut und tugendhaft vor, wenn er es nicht that. Und schließlich konnte er ja überhaupt nicht dafür, daß sie sich alle in ihn vernarrten. Er hatte ihr doch nicht den Kopf verdreht, er hatte doch kein Wort gesagt, daß er sie heirathen wollte! Und wenn man mit einem hübschen Mädel nicht mehr ein bissel Spaß machen sollte, — da hörte doch nun alles auf! —

Als er nach Hause kam, war es dreiviertel auf Zwölf. Der Bauer war nicht daheim, er stolzirte auf den Feldern herum, vielleicht in der Absicht, irgend etwas zu finden, was ihm Veranlassung gab, an dem Schwiegersohn herum zu nörgeln. Nu, in Gottes Namen! Er nahm's auf die leichte Achsel, das!

„Wo ist die Fräulein Anna?"

„Oben, Herr!" Er rannte hinauf. Aber die Anna hatte alle Hände voll zu thun, die neuen Stuben einzurichten: eine gute Stube, eine Wohnstube und ein Schlafzimmer. Der Möbelhändler in Hirschberg, bei dem sie die Sachen gekauft hatte, — Stücke, die in der Mode um zehn Jahre zurück waren und übrig geblieben sein mochten, weil sie in ihren grellen türkischen Mustern geschmacklos genug waren, — hatte einen Verkäufer mitgeschickt, der ihre Aufstellung und das Anmachen der Gardinen und Vorhänge leitete, und der es für passend fand, Anna ‚gnädiges Fräulein' zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

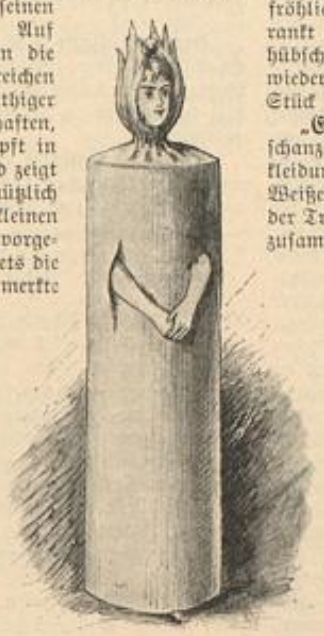
Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Beschäftigung der Jugend.

Kinder-Lectüre. — „Bitte, Tante Anna, erzähle uns etwas!“ Das war das tägliche Begehren meiner fünf lebhaften Nichten und Neffen im Alter von 6 bis 12 Jahren. Wie gern that ich dann ihnen und mir Genüge durch Erzählungen aus meinem Leben, von längst vergangener Zeit und gegenwärtigen Erlebnissen, und auch die Märchenwelt übte oft ihren Zauber auf mein kleines Auditorium aus. Manchmal jedoch konnte ich ihren Wünschen nicht gleich gerecht werden, der Stoff zum Erzählen war eben ausgegangen. Gern nahm ich dann meine Zuflucht zum Vorlesen; aber leicht war es nicht, Kindern von so verschiedenem Alter dasselbe Interesse abzugewinnen: die Kleinen verstanden vieles nicht, während die Großen manches zu „kindisch“ fanden. Da begrüßte ich mit Freuden das Buch „Mütterchens Hülfstruppen“ von Toni Schumacher. Schon beim Durchblättern erkannte ich seinen hohen Werth für Groß und Klein. Auf fesselnde Art schildert die Verfasserin die täglichen Vorkommnisse in der kinderreichen Familie eines Arztes, erwähnt in anmuthiger Weise die liebenswürdigen Eigenschaften, aber auch die Fehler der Kinder, knüpft in gefälliger Form gute Lehren daran und zeigt den Weg, wie Kinder im Hause sich nützlich machen können. Ich habe meiner kleinen Gesellschaft aus dem Buche täglich vorgelesen; mit Ungeduld erwarteten sie stets die Fortsetzung, und mit Genugthuung merkte ich, daß die Kinder bereits nach kurzer Zeit sich Mühe gaben, im Hause dienstfertig zu sein und sich so wirklich zu „Mütterchens Hülfstruppen“ heranzubilden.

Tante Anna.



„Ein großes Licht“; Maske.

Modelliren mit buntem Wachs. — „Mama, was sollen wir treiben?“ Wie oft ertönt diese Frage aus Kindermund, und wohl den Kindern, denen sie mit dem Hinweis auf irgend ein Spiel oder eine nützliche Beschäftigung beantwortet wird, statt mit einem ungeduldigen: „Denke Dir selbst etwas aus!“ Man erspart sich selbst manchen Aerger und den Kleinen manche Strafe, wenn man niemals Langeweile bei ihnen aufkommen läßt. Eine reizende Beschäftigung, die gar nicht so bekannt ist, wie sie es zu sein verdient, ist das Modelliren mit buntem Wachs. Kein anderes Spiel bietet den Kleinen solche Abwechslung und regt so ihre Schaffensfreude und Phantasie, ihren Farben- und Formensinn in gleicher Weise an. Es ist erstaunlich, welche Geschicklichkeit die kleinen Hände schon in kurzer Zeit erlangen, dem gefügigen Material alle nur denkbaren Formen zu geben. Blumen und Früchte, Menschen und Thiere, Bäckerläden mit Broden, Bretzeln und Backwerk, Gärtnerkörbe mit Gemüsen und Obst, — alles ersteht, unbeholfen und plump freilich zuerst, doch mit der Zeit in immer naturgetreuerer Form. Ich weiß kaum eine andere Thätigkeit, bei der die Kleinen solche Ausdauer zeigen. Wenn ich recht wenig Zeit für sie habe und sie doch möglichst ruhig und artig in der Kinderstube versorgt wissen will, greife ich immer zu dem schönen bunten Modellir-Wachs; damit weiß ich sie aufs beste für einige Stunden beschäftigt, und mit großem Stolz zeigen sie dann ihre kleinen Kunstwerke. Wenn etwas ganz besonders geglückt ist, dürfen sie es aufbewahren, alles andere wird wieder umgestaltet, damit nicht zu viel Wachs vergeudet wird. Freilich verwandeln sich dabei nach und nach die schönen Farben in ein gleichmäßiges dunkles Schwarzbraun, aber das Wachs ist auch so noch gut zu gebrauchen. Zum Geburtstag des Aeltesten wird der Vorrath regelmäßig neu ergänzt und von den Kindern immer wieder mit neuer Freude begrüßt. Für 2 bis 3 Mark bekommt man 60 bis 90 thalergroße, 1 cm dicke Wachsstücke in allen Farben, und dies reicht vollkommen aus für ein ganzes Jahr. M. E.

Geselligkeit.

„Glückwunsch“; Kostüm für eine Kinder-Maskerade. — Ein allerliebstes Masken-Kostüm für ein Kind wurde von einer erfinderischen Mutter auf folgende Weise hergestellt: Allerlei Gratulations-Karten waren im Laufe der Zeit von einer Tante, einer Cousine, einer Freundin, die hübsche Karten in Hülle und Fülle besaßen, dem kleinen Mädchen geschenkt worden. Von diesen Karten suchte die Mutter die passendsten zusammen, nähte sie auf den Saum eines rothen Röckleins und dann, in kleiner Abstufung, ringsum Glückwunsch über Glückwunsch. Das weiße Schürzchen erhielt in der Ecke einen lustigen Scherzwunsch. Das Mieder blieb frei von jeglicher Zier, dafür reihten sich um den Abschluß des Puffärmels der weißen Bluse herzige Engelsköpfe, die mit losen Stichen, gleich Münzen, angeheftet waren. Ein Käppchen mit aufgesteckten Neujahrsgrüßen vom letzten Jahreswechsel und ein Täschchen mit einer Glückwunsch-Karte darauf vervollständigten das originelle Kostüm. E. F.

Tisch- und Einladungskarten mit Silhouetten. — Großmütterchens Lieblings-Beschäftigung, das Silhouetten-Schneiden, kommt wieder zu Ehren! Schon einmal, — in der Nr. vom 1/1 94, unter „Fürs Haus“, — gedachten wir dieser Kleinkunst, doch auch diesmal sind uns wieder so hübsche Glückwunsch-Karten mit Silhouetten verziert auf den Redactions-Tisch geflogen, daß wir nicht versäumen wollen, unsere Leserinnen darauf aufmerksam zu machen. Gnomen, Putten und niedliche Kobolde, launige Carnevals-Geschöpfe, in lustigem Tanz sich schwingend oder bei fröhlichem Zechgelage, — heitere und komische Motive, — umrankt von zierlichem Blüthen- und Blätterkranze zeigen die hübschen Kärtchen, deren eine unsere kleine Illustration wiedergiebt. Die Kärtchen sind zum Preise von 10 Pf. das Stück (Dtz. 1 M.) käuflich (siehe Bezugsquellen). D. Red.

Tisch- und Einladungskarten mit Silhouetten.

„Ein großes Licht“; Maske. — Zum „fröhlichen Mummenschanz“ möchte ich meinen Mitleserinnen eine originelle Verkleidung vorführen, deren Herstellung wenig Mühe macht. Weißer, doppelt gelegter Shirting, der Figur des Trägers oder der Trägerin entsprechend lang und weit, wird der Länge nach zusammengenäht und durch mehrere in Steppnähte eingeschobene Crinoline-Reifen gespannt gehalten. Auf den Schultern ruht eine dünne Holz- oder sehr kräftige Carton-Scheibe mit Einschnitt zum Durchstecken des Kopfes. Diese Scheibe trägt „das Licht“ und muß innen am Stoff in passender Höhe mit einigen Stichen befestigt werden; der Stoff wird über die Scheibe hinweg zum Halsbündchen eingereiht und mit Schnürvorrichtung oder glatter Knopfpasse versehen. Die Flamme (nach Art des Irrlichts im technischen Theil der Nummer vom 15/1 d. J. hergestellt) besteht aus möglichst grell, flammenähnlich bemaltem Pausleinen, das um den Halsausschnitt kraus eingezogen und so unter dem Halsbündchen des Lichtes befestigt wird, daß es den Hals nicht wund reibt. Für die mit weißen Glacé-Handschuhen bekleideten Arme der Trägerin dieser Verkleidung werden Schlitze in den Stoff des „Lichtes“ geschnitten. Einige Vorsicht und Geschicklichkeit, sowie die Hülfe einer zweiten Person werden zum Hineinschlüpfen in die enge Hülse nöthig sein. Am besten streift man sie gleich einem Rock über den Kopf. Die Halsweite ist erst nach dem Ankleiden durch die Zugvorrichtung beliebig zu reguliren. B. de G.

„Alte Tanten“; Maskenaufführung für Damen. — Die Kostüme, weite Gewänder nach Art der Morgenröcke oder im Empire-Stil mit großen Pelerinen-Kragen, die im Rücken bis zur Taille reichen und vorn, wie auf den Schultern spitz zulaufen, werden aus geblümter Cretonne hergestellt. Als Kopfbedeckung dienen weiße Hauben, wie sie zu Großmutters Zeiten getragen wurden. Dieselben werden aus feinem Batist gefertigt, mit gekrauster Spitze garnirt und unter dem Kinn mit einer Batistschleife gebunden. Das Originellste bei der Verkleidung sind aber die Masken: alte Frauengesichter, die in feiner, wie grotesker Ausführung käuflich sind. Unter den Klängen der Musik, mit bedächtigen Schritten, treten diese „alten Tanten“ paarweise in den Saal, stellen sich in zwei Carrés auf und beginnen sehr langsam und unter tiefen Knixen die zwei ersten Touren der Française zu tanzen. Bei richtiger Haltung der Kleider, — zierlich mit ein paar Fingerspitzen, nach Art unserer Urgroßmütter, — durch einige wohlangebrachte mimische Scherze: Zunicken mit dem Kopfe, schelmisches Drohen mit dem Zeigefinger beim balancez, originelle Knixe 2c., wird das Ganze seine Wirkung nicht verfehlen. Sollten sich nicht so viele Damen zusammenfinden, werden gewiß auch Herren sich herbeilassen, sich für kurze Zeit in das Frauengewand zu hüllen, was den Scherz noch erhöht. L. S.

Zierschränkchen aus Cigarrenkisten-Holz.

Häusliche Kunst.

Zierschränkchen aus Cigarrenkisten-Holz. — Jene capriciösen Schränkchen, wie sie uns zuerst die phantastischen Japaner und dann, dem europäischen Geschmacke mehr angepaßt, die Engländer gebracht haben, würden wir wohl häufiger in den Zimmern unserer Damen finden, wären sie nicht gar so theuer. Nun lassen sich diese begehrenswerthen kleinen Möbel aber auf billige Weise imitiren, — das Material dazu bieten Cigarrenkisten. Man braucht vier Kisten, eine etwa 7 cm hohe, 12 cm breite und 18 cm lange, dann eine 13 cm hohe, 12 cm breite und 17 cm lange, ferner eine 8 cm hohe, 12 cm breite und 24 cm lange und endlich eine möglichst flache, etwa 5 cm hohe, 11 cm breite und 22 cm lange Kiste. Nachdem man das daran haftende Papier abgeweicht und die Kisten wieder getrocknet hat, verziert man Seitenwände und Deckel mit Contouren in leichter Brandmalerei, die man mit Aquarell-Farben ausmalt. Dann befestigt man an den beiden erstgenannten Kisten die Deckel vermittelst kleiner Scharniere, bringt an dem Deckel des dritten Kistchens eine kleine Galerie an, die man aus Drahtgeflecht und darauf gesteckten Perlen herstellt und dann vergoldet. Durch ein gleiches, mit grüner Seide unterlegtes Gitter bedeckt man die dritte Kiste zur Hälfte. Von der letzten, der flachen Kiste, entfernt man eine der langen Seitenwände und nagelt den Deckel fest. Nach Belieben theilt man auch den Innenraum der Kisten durch eingeschobene und festgeleimte Brettchen. Nachdem man alles so weit vorbereitet hat, leimt man die beiden ersten Kisten mit den Schmalseiten übereinander, fügt an die Längsseite der unteren noch die vierte Kiste mit der Schmalseite, auf diese die dritte, deren Deckel mit der kleinen Galerie das Dach für die zwischen den Kisten entstandene Nische giebt. Die Rückwand der letzteren bildet ein dahinter geklebtes Stück Seide. Die erste und zweite Kiste dienen zur Aufnahme von Postkarten und Brief-Couverts, in die dritte kommen Briefbogen; in der vierten finden Notizzettel 2c. Raum. Ein Figürchen, Vasen und kleine Bücher mögen Nische und Dach schmücken. E. A.

Lichtschirm mit Malerei auf Seide. — Das Gestell ist, wie ersichtlich, aus drei braunen, verschieden langen Bambuswurzeln zusammengeschraubt, deren längste 22 cm, die beiden anderen je 18 cm messen, und die unter einander noch mit ganz dünnen Bambusstäbchen verbunden sind. Für den Lichtschirm in Form eines etwa 32 cm großen Palmblatt-Fächers läßt man sich feinen Kupferdraht zurechtbiegen, dessen Enden zusammengedreht und der Oeffnung des Bambusstabes entsprechend, spitz gefeilt werden. Ueber diese Drahtform spannt man zuerst ein Stück crêmefarbige Seide, das man mit festen Stichen am Draht befestigt. Darauf führt man die japanische Malerei in Aquarell-Farbe aus und spannt nach Belieben über die Rückseite ein Stück farbige Seide, das gleichfalls fest um den Draht genäht wird. Nachdem dann der Rand noch gleichmäßig beschnitten ist, umnäht man den Draht dicht mit passendem goldgelben Seidenfaden, sodaß von dem Stoffrand nichts sichtbar bleibt. — Wem diese Arbeit zu mühsam ist, der kann auch einen einfachen Palmfächer bemalen; der Stiel ist unten leicht zuzuspitzen, damit er in den Fuß hineinpaßt. Als Verzierung dient eine Rosette aus Seidenstoff, oder es können farbige Pompons verwendet werden. Frau Dr. C.

Lichtschirm mit Malerei auf Seide.

Paravent als Erinnerungs-Tafel zur Aufnahme von Inschriften. — Ich bin eine große Freundin aller häuslichen Kunst und finde bei deren Ausübung größere Freude am Neuschaffen, als am Copiren. Vor kurzem kam mir die Idee, einen Paravent mit Brandmalerei so auszustatten, daß er zugleich als Erinnerungs-Tafel dient. Das zierliche Ding ist zweitheilig und ganz aus Holz gefertigt; auf beiden Außenseiten habe ich japanische Blumen-Motive, mit Schmetterlingen und Vögeln untermischt, mittelst des Brennstiftes contourirt und den Grund so dunkel eingebrannt, daß das Muster sich wirksam hell abhebt. Auf der inneren Fläche des einen Theiles brannte ich in der Mitte ein Wappen mit Monogramm ein, den anderen Theil ließ ich auf der inneren Seite frei; er dient als Albumblatt für meine guten Freunde und Freundinnen. Haben diese ihre Namen mit dem Bleistift aufgeschrieben, der an blauer Atlasschleife seitwärts an dem Paravent hängt, brenne ich dieselben mit ganz feinem Platinstift ein und „verewige“ sie damit. So wird der Paravent nach Jahren mir doppelt werthvoll sein. Abonnentin in Cardiff.

Vorlagen für Bohr- und Zierschnitt. — Kunstgeübten Händen bietet ein vor kurzem erschienenes Werk: „Vorlagen für Möbel und kleine Gebrauchsgegenstände in Bohr- und Zierschnitt“ (Herausgeber und Verleger A. Krumbein, Mühlhausen i. Th., Preis 7,50 M.) Anregung zu weiterem Schaffen. Diese Vorlagen enthalten ganz neue Muster nach Motiven der heimischen Flora in einer Art Ausgründungs-Arbeit. Alle Blumen und Blätter sind fein stilisirt. Es liegt auf der Hand, daß diese Muster weit leichter gut gearbeitet werden können, als die strengen geometrischen Figuren, die man bisher fast ausschließlich im Kerbschnitt ausführte. Wem die Art der Arbeit aus den klaren Zeichnungen noch nicht deutlich genug werden sollte, der kann aus demselben Verlage 6 Gipsmodelle beziehen, auf denen die Technik dargestellt ist (Preis zusammen 2,50 M.). Die Möbel oder kleinen Gegenstände, die man schnitzen möchte, sind auf den großen Musterblättern so genau angegeben, daß ein Tischler danach die Stücke fertigen kann. Uebrigens sind fast alle 42 großen Vorlagen auch für Brandmalerei, Intarsia oder Stielstich-Stickerei verwendbar. M. K.

Anna D. — Spanschachteln jeder Form und Größe liefert Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a. D. Red.

Fürs Haus.

Dienstmädchen-Kleidung. — Zum häuslichen Wohlbehagen gehören ebenso sehr wohlgeschulte, wie wohlgekleidete Dienstboten; beide sind unentbehrliche Mitglieder eines geregelten Haushaltes. Die Sorge für den Anzug der Mädchen fällt nach heutiger Sitte mehr als sonst der Hausfrau zu, und gern lernen wir auf diesem Gebiete von der praktischen Engländerin. Das einfache helle Kattunkleid mit kurzen Aermeln, die große weiße oder farbige Latzschürze, dazu das weiße Spitzen- oder Rüschenhäubchen, — so sauber und appetitlich gekleidet tritt uns das englische und auch das Hamburger Dienstmädchen entgegen. Seit langer Zeit tragen meine Mädchen diese zweckmäßige Kleidung; sie fühlen sich so wohl darin, daß ihnen der frühere Staat gar nicht mehr behagt und sie gern von unnützem Putz und Tand abstehen. — Kostspieliger ist die auch aus England herrührende Sitte, für Jungfer, wie Hausmädchen, die bei Tische serviren, ein schlicht anliegendes schwarzes Alpacca-Kleid zu halten, dessen Ausstattung einfache weiße Umlegekragen und Manschetten bilden. Sehr kleidsam ist dazu das aus durchbrochenem Batist oder Linon hergestellte und mit Stickerei verzierte Schürzchen mit Achselbändern und das einfache englische Häubchen.

Frau E.

Dienstmädchen-Kleidung. Arbeits- und Hauskleider.

Küche.

Kaninchen auf englische Art. — Man zerschneide zwei Kaninchen, wilde oder zahme, in kleine Stücke und bestreue sie mit Salz und ziemlich viel gestoßenem Pfeffer, schneide dann vier mittelgroße Zwiebeln in dünne Scheiben und gebe davon eine Schicht auf den Boden eines Topfes mit gut schließendem Deckel, der gerade groß genug ist, um das Fleisch aufzunehmen. Ueber die Zwiebelschicht kommt eine Lage von den Kaninchenstücken, und so wechselt man mit Zwiebeln und Fleisch ab, bis alles Fleisch eingeschichtet ist. Ueber die letzte Fleischschicht legt man eine solche von viereckigen Speckscheibchen und zuletzt noch eine Zwiebelschicht. Gut verdeckt dämpfe man die Kaninchen nun entweder in einem schwach geheizten Backofen oder auf dem Herde zwei Stunden lang ganz gelinde. Da keine Flüssigkeit zugesetzt wird, so würde das Fleisch leicht anbrennen, wenn man es unmittelbar aufs Feuer setzen wollte. Diese sehr gute, kräftige Speise bringt man recht heiß mit Salzkartoffeln und Salz- oder Essiggurken zu Tisch. L. v. Pr.

Apfelsinen-Schnitte. — 250 g Butter und 250 g Zucker werden mit 4 ganzen Eiern, 2 Eigelben und für 15 Pfennig fein gewiegten Mandeln schäumig gerührt. Zuletzt mischt man 250 g bestes, gesiebtes Mehl darunter. Für diese Masse hat man zwei Bleche nöthig, in deren Größe man zwei, einige Centimeter hohe Papierkasten macht; die Ecken werden zusammengenäht. Nachdem der Teig darin gleichmäßig vertheilt ist, wird er bei mäßiger Hitze ungefähr $^1/_4$ Stunde im Bratofen hellgelb gebacken. Noch heiß bestreicht man das Gebackene mit folgendem Guß: 500 g Puderzucker werden mit dem Safte von 3 bis 4 Apfelsinen und der abgeriebenen Schale von einer halben Apfelsine zu einem dicken Brei angerührt und gleichmäßig auf die Kuchen aufgetragen, die man, sobald der Guß erstarrt ist, in beliebige Stückchen schneidet.

Frau H—r.

Zimmereinrichtung.

Chaiselongue mit Decke aus besticktem Sackleinen; Imitation eines Djidjim. — Die hübsche, eigenartige Chaiselongue-Decke besitzt den Vorzug großer Billigkeit. 4 m grobknotige Sackleinwand bilden das Material, für die Stickerei kommen allerlei farbige Woll- und Seidenfaden-Reste zur Verwendung. Die graue oder gelbliche Sackleinwand, wovon das Meter etwa 40 Pfg. kostet, wird mit überwendlichen Stichen in 2 m Länge aneinander gearbeitet, — die Breite wird also die doppelte der Webebreite, — doch ist es rathsam, die Leinenstreifen vor der Zusammensetzung einzeln zu besticken. Die großen quadratischen Muster werden mit etwa 2 cm langen wagerechten Stichen in Wolle gestickt, die kleinen Figuren in den Quadraten natürlich mit entsprechend kleineren Stichen; beide Figuren sind Nachbildungen arabischer Muster oder Buchstaben. Zu den Mustern zwischen den Quadraten und den flammenartig in Wolle gestickten Strichen wurde Seide verwendet. Je bunter die Decke gearbeitet wird, desto mehr Effect erzielt man. Soll dem Ganzen ein echt orientalischer Charakter gegeben werden, so empfiehlt es sich, einen der Leinwandstreifen Terracotta, Gelb oder Dunkelblau färben zu lassen. Das gleiche Arrangement ist auch für Portièren, Klavier- oder Flügeldecken zu verwenden.

J. M.

Allgemeines.

Hausfrauen-Pflicht. — Aus Mangel an Zeit, aus eigener Unwissenheit, oft auch nur aus Leichtsinn unterrichten die Mütter aus dem Volk ihre Töchter meist schlecht in praktischen Dingen. Als ein Beweis dafür, wie nothwendig es ist, daß die gebildete, besser unterrichtete Frau, die ganz junge Mädchen in ihren Dienst nimmt, sich speciell um sie kümmere, sei folgendes Erlebniß mitgetheilt. Eines Tages erschien mein Kindermädchen in einer neuen, brennend rothen Bluse zu einem rothbraunen Rock, den sie bis jetzt zu einer passenden Taille getragen hatte. Auf Nachfrage antwortete sie: „Die Taille ist zerrissen, ich will sie wegthun.“ Glücklicherweise kam ich auf den Gedanken, mir das Kleidungsstück zeigen zu lassen und fand, daß nur die Unterärmel zerschlissene Stellen aufwiesen. Einige Flicken waren bald gefunden; ich zeigte dem Mädchen, wie sie mit dem Ausbessern zu Werke gehen sollte, und als mein Söhnchen seinen Mittagsschlaf beendet, hatte ich die Genugthuung, einen ganz gut ausgebesserten Aermel vorzufinden. Der zweite wurde am nächsten Tag vorgenommen, und so erwies sich die rothe Bluse als ganz unnöthige Ausgabe, abgesehen von ihrer Häßlichkeit. Ich habe nun meine herzliche Freude daran, wenn mein Mädchen, das, wie ich nachträglich erfuhr, eine dem Trunke ergebene Mutter hat, jetzt stets kommt, um mich bei ihrer Kleidung um Rath zu fragen. Durch Vermeidung unnützer Ausgaben hoffe ich, es bald bei ihr dahin zu bringen, daß sie sich ein Sparkassenbuch anlegt.

Frau Marie N.

Unser Hausperſonal. — Die Vergnügungen der Herrschaft bedeuten häufig für die Dienstboten vermehrte Arbeit. Wer aber seine Pflichten treu erfüllt, bedarf von Zeit zu Zeit einer Anregung und Ausspannung, und nicht unberechtigt ist daher der Wunsch unserer Dienstboten nach Erholung, Zerstreuung und Aufheiterung, wenigstens an einem Tage der Woche. Nicht jede kann sich den Sonntag zum Ruhetag machen, die Köchin hat ein Gericht mehr zu kochen, die Kinder verlangen die Betheiligung am Spiel von der Bonne, die Stütze muß für ein beurlaubtes Mädchen einspringen. Und wenn abends die Familie mit Büchern und geselligen Spielen sich vereinigt, sind diese Armen meistens auf ihr einsames, oft recht dürftiges Zimmerchen angewiesen. Wäre es nicht möglich, daß die Hausfrau, die sonst für die Unterhaltung und das Wohlbefinden aller sorgt, in ihr „Winter-Programm“ auch die Unterhaltung ihrer Untergebenen aufnimmt und sich nicht damit begnügt, zu sagen: „Ich gebe meinen Mädchen alle 14 Tage einen freien Tag, da suchen sie sich selbst ihr Vergnügen“? Ich will hiermit nicht der Vergnügungssucht das Wort reden, im Gegentheil möchte ich ihr entgegenarbeiten dadurch, daß ich die Hausfrauen bitte, für richtige Unterhaltung ihrer Dienstboten zu sorgen, und ich meine, viel Unzufriedenheit würde dadurch schwinden. Fast in allen Städten giebt es Jungfrauen-Vereine. Erlaubt Euren Mädchen, hier unter Aufsicht von Diakonissen und Hülfsdamen zu lesen, zu arbeiten und zu spielen, ein gutes Buch vorlesen zu hören und den Verkehr mit andern, gut gesitteten Mädchen kennen zu lernen! Besonders für solche, die vom Lande in die Stadt kommen, ist das so wichtig, besser als das planlose Ausnützen eines freien Tages in oft wenig passender Gesellschaft. Für die Stützen und Kinderfräulein suche man Verkehr mit jungen Mädchen in ähnlichen Stellungen bei bekannten Familien anzubahnen. Man gebe ihnen ein gutes Buch zum Lesen, spende ihnen auch bisweilen ein Konzert- oder Theater-Billet. Man erlaube ihnen zuweilen, abends, nach dem Abendbrod, Freundinnen einzuladen, und bewirthe diese freundlich. Das ist eine Kleinigkeit und wird meistens mit großer Dankbarkeit aufgenommen!

Hanna Norden.

Zauber-Photographien. — Folgendes Verfahren zur Herstellung sogenannter Zauber-Photographien wurde in der letzten Sitzung der „Deutschen Gesellschaft von Freunden der Photographie“ mitgetheilt: Von einem beliebigen Negativ wird ein Abzug gemacht, nicht aber auf dem jetzt üblichen Celloidin-Papier, sondern auf Albumin-Papier; dasselbe ist in jeder Handlung photographischer Bedarfsartikel unter dem Namen „haltbar gesilbertes Albumin-Papier“ käuflich. Es ist wohl zu beachten, daß man auch ungesilbertes, also noch nicht lichtempfindliches Papier erhält, das erst durch eine Operation, die meistens nur Fach-Photographen, selten Amateur-Photographen vornehmen, lichtempfindlich gemacht wird. Das möglichst tief copirte Bild wird nicht getönt, sondern nach kurzem Waschen direct in einer Fixir-Natron-Lösung 1 : 5, zehn Minuten lang fixirt. Alsdann wird das Bild $^1/_2$ Stunde in fließendem, oder mindestens viermal gewechseltem Wasser gewaschen und nach dem Waschen in eine Schale mit Quecksilber-Chlorid-Lösung 1 : 50, wie sie zum Verstärken der Negative gebraucht wird, getaucht und so lange darin belassen, bis das Bild unter Weißwerden vollständig verschwunden ist. Nach diesem Bleichungs-Proceß wird wieder $^1/_4$ Stunde gewaschen, das Bild getrocknet, und nun ist die Zauber-Photographie fertig. Das Bild ist nämlich nicht verschwunden, sondern nur während der Behandlung mit Quecksilber-Chlorid in ein weißes Chlorsilber-Bild verwandelt worden, das man naturgemäß auf dem weißen Papiergrunde nicht sieht; es kann aber durch verschiedene Mittel wieder zum Vorschein gebracht werden. Taucht man nämlich das gebleichte Bild in eine Fixir-Natron-Lösung 1 : 5, oder in eine Ammoniak-Lösung (Salmiakgeist) 1 : 4, so kommt das Bild nach kurzer Zeit wieder heraus. Um die Sache noch zauberartiger zu machen, kann man auch stärkeres Fließpapier vorher mit Fixir-Natron-Lösung tränken, dieses Fixir-Natron-Papier trocknen lassen und dem Abnehmer des Zauberbildes mit der Weisung geben, er solle das scheinbar reine Fließpapier auf das weiße Stück Papier legen (natürlich auf die glänzende Eiweiß-Seite) und dann das Fließpapier mit einer Flüssigkeit, wie Thee, Kaffee, Wein, Bier, befeuchten. Dann wird das in dem Fließpapier befindliche Fixir-Natron vermöge des in jenen Flüssigkeiten befindlichen Wassergehaltes gelöst und bewirkt sehr bald das Hervortreten des Bildes. Noch ein zweites Mittel zur Hervorrufung des Bildes ist Cigarrenrauch, der infolge seines Ammoniak-Gehaltes ebenfalls das Bild hervorbringen kann, aber lange nicht so intensiv und deshalb viel langsamer wirkt.

M. Kundt.

Verwendung von Pferdebahn-Billets und gebrauchten Briefmarken. — Mit dem Erlös für eine Million Pferdebahn-Billets oder ebensoviel gebrauchte Briefmarken soll man einem Waisenkind eine Freistelle in einem Stift ꝛc. erkaufen können. Wer aus dem Leserkreise weiß Näheres darüber? Wo habe ich meine Sammlung abzugeben?

Frida Sch.

Verwendung von Lampenkugeln und -Glocken. — Welche Leserin wüßte mir zu rathen, wie man aus überflüssig gewordenen Lampenkugeln und -Glocken einen hübschen Zimmerschmuck herstellen kann?

Untersteierin.

Frau E., Halle a/S. — In dem Pensionat von Frau Professor Pfeiffer, Berlin W, Schillerstr. 9, würde die junge Dame, außer vielseitiger musikalischer Anregung, auch Gelegenheit finden, sich in der feinen und bürgerlichen Küche zu vervollkommnen.

D. Red.

Astrid in Amerika und S. in Gießen. — Wir bedauern, anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen zu können, und bitten um Ihre Adresse.

D. Red.

Handarbeit.

Häkelmuster-Sammlung. — Man sortirt die verschiedenen Muster in Spitzen, Einsätze, Borten, Sterne, Carreaux und in ganze Decken ꝛc. Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen: Häkelmuster mit und ohne Bändchen. Nun werden die einzelnen Muster der Größe nach geordnet, und reihenweise mit losen Stichen auf dunkeln Carton geheftet. Eine Sammelmappe aus verzierter Lederpappe oder Plüschbezogenem Carton nimmt die numerirten Tafeln auf.

A. M.

Steppdecke aus Seidenresten. — Manche Leserin wird es vielleicht interessiren, eine neue Art der Anfertigung für eine ebenso elegante wie warme und dauerhafte Steppdecke kennen zu lernen. Allerlei Seidenreste, die bei Schneiderei, Handarbeiten ꝛc. stets abfallen, schneidet man in 10 cm große Vierecke, die zu Dreiecken zusammengelegt und links bis auf eine kleine Oeffnung zugenäht werden. Wieder nach rechts gewendet, sind diese Dreiecke je nach Belieben mit Wolle oder Baumwolle zu füllen (durch letztere wird die Decke erheblich schwerer), worauf man die Oeffnung überwendlich zunäht. Es empfiehlt sich, zuerst eine größere Anzahl von Dreiecken herzustellen und jetzt erst das Füllen derselben vorzunehmen. Sodann werden die gefüllten Dreiecke mit starker Seide aneinander genäht, ganz willkürlich oder indem man Sternmuster unter Berücksichtigung der Farben bildet. — Auch eine nur aus hellen Seidenresten gearbeitete Wiegendecke fand allgemeinen Beifall.

Erika.

Notenstütze. — Als Stütze für lose Musikhefte dienten mir bisher beim Spielen die eingebundenen „Klassiker“ aus der Musikwelt; trotzdem verging fast keine Uebungsstunde, in der nicht das eine oder andere Blatt beim schnellen Umwenden seinen Halt verlor, über die Tasten rutschte und dadurch eine lästige Störung herbeiführte. Da beglückte mich kürzlich eine liebe Freundin mit einem ebenso hübschen, wie zweckmäßigen Geschenk, einer Notenstütze, die ich allen Klavierspielenden Mitschwestern empfehlen möchte. Dieselbe besteht aus einem 40 cm breiten, 34 cm hohen Stück fester Pappe, dessen eine Seite mit erdbeerfarbenem Fries, die Rückseite mit Satin in derselben Farbe bekleidet ist. Die Vorderseite ziert in der linken unteren Ecke mein Monogramm, in der oberen rechten Ecke eine Arabeske, alles in Kreuzstich, mit hellblauer Seide gestickt. — Ich fertigte nun gleichfalls eine Notenstütze, wählte zur Bekleidung der Oberseite olivfarbenes Tuch, schrieb in die obere linke Ecke die beiden Anfangstakte des Liebesliedes aus der „Walküre“ mit dazu gehörigem Text und stickte alles mit feinem Goldfaden. Die untere rechte Ecke nehmen ein Zweig Margueriten und graziös rankende Winden ein, in natürlichen Farben, mit Seide in Plattstich ausgeführt. Die Rückseite bezog ich mit olivfarbenem Atlas, und um den Rand setzte ich zum hübscheren Abschluß ein Goldbördchen. Die Muster entwarf ich selbst und zeichnete sie mit gewöhnlichen Buntstiften auf dem Stoff vor.

Mary v. T.

Chaiselongue mit Decke aus besticktem Sackleinen; Imitation eines Djidjim.

Bezugsquellen.

Tisch- und Einladungskarten: Frl. Anna Corsey, Naumburg a/S., Specksart 2. — Waschkleider, Schürzen: F. B. Grünfeld, W. Leipzigerstr. 25. — Alpacca-Kleider: A. Lüders, W, Friedrichstr. 66. — Häubchen, Manschetten und Kragen: M. Busse, SW, Leipzigerstr. 42.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 5. III. 1. März 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(4. Fortsetzung.)

Der Bräutigam sah schmunzelnd der Einrichtung seines neuen Heims ein paar Augenblicke zu, drehte sich den Schnurrbart und sang halbleise: „Ein Heller und ein Batzen“, was eins seiner Lieblingslieder war, und ging dann wieder hinunter.

Im Wohnzimmer unten stand Herr Wurche am Fenster, von wo aus er das Borstenvieh betrachtete, das im Hofe herumgejagt wurde, um das nöthige Quantum Bewegung zu haben. Herr Wurche sah den täppischen Sprüngen der Thiere, die stark auf Fett gemästet wurden, mit dem Vergnügen eines Mannes zu, der seinerzeit in einem Circus dressirte Schweine aus vollster Seele zu würdigen gewußt hatte.

„Eine schöne Aufzucht,“ bemerkte er heiter, als Wilhelm eintrat, indem er die Hand militärisch an den Kopf legte und eine würdevoll biedere Verbeugung machte. Wilhelm sah den häßlichen, aufgeschwemmten Menschen verwundert an.

„Ja,“ sagte er dann hochmüthig und strich seinen Schnurrbart. „Wen hab' ich denn eigentlich das Vergnügen?“

„Mein Name ist Wurche; ich warte hier auf Herrn Hendrich.“

„Ach ja, — ich habe Sie wohl schon hier herumlaufen sehen.“

„Der Herr Schwiegersohn?“

„Jawohl.“

„Schon verkauft?“

„Was?“

„Die Schweine.“

„Weiß nicht! Ist Sache meiner Braut.“

„Ein ausgezeichnetes Mädchen. Feine Partie!“

Der junge Mann machte ein Gesicht, das zur Genüge ausdrückte, daß ihm die Unterhaltung nicht zusage. Herr Wurche aber betrachtete ihn wohlgefällig und ohne sich im geringsten Zwang aufzulegen.

„Sie können Sich gratuliren, Herr Reiner, durchaus gratuliren! Indessen, ohne schmeicheln zu wollen: Herr Hendrich und Fräulein Anna auch.“

„Thun sie auch.“

„Das Fräulein gewiß.“

„Hm.“

„Einer wie Sie, der hat doch an jedem Finger eine Partie. Dumm, wenn Sie nicht die beste wählten. — Hier ist mehr, als Sie wissen.“

„Desto besser.“

„Wir könnten uns am Ende setzen?“

„Ja, ja. Nehmen Sie Platz!“

Der Agent setzte sich, machte eine angenehme Miene und dienerte noch ein paarmal auf dem Stuhle vor dem jüngeren Manne.

„Ich bezeichne es durchaus als einen Glückszufall, Ihre ehrenwerthe Bekanntschaft zu machen, Herr Reiner. Ja, ich muß geradezu sagen, daß ich es mir schon recht gewünscht habe, einen jungen Mann kennen zu lernen, dem eine Kernwirthin, wie Fräulein Anna, ihr Herz geschenkt hat, und über den sich Herr Hendrich ausschweigt.“

Wilhelm lachte.

„Erlauben Sie, verehrter junger Herr, das ist gar nicht zum Lachen! Ihr Herr Schwiegervater ist der edle Kern in der rauhen Schale. Ein sehr kluger Mann und ein Ehrenmann, aber von harten Worten. Ueber wen er schweigt, den erkennt er an. Mein Name, meine geschäftliche Bedeutung waren Ihnen unbekannt. — Beweis für die Hochschätzung, die ich bei dem Herrn Gutsbesitzer genieße.“

„Mag sein.“

„Aber wie gesagt, es ist mir ganz außerordentlich angenehm, einen jungen Herrn von so ausgezeichneten Eigenschaften kennen zu lernen. Ich denke, wir werden in Verbindung bleiben.“

„Wir sind ja noch in gar keiner!“

„Ich hoffe, daß wir in Beziehungen treten werden. Um so mehr, als Ihr Schwiegerpapa doch am Ende in den Jahren ist, — ein Siebziger, — nun freilich noch außerordentlich rüstig! Indessen Sie wissen: ‚des Menschen Leben währet siebenzig Jahre‘ und so weiter.“

„Welcher Art sind eigentlich die Geschäfte, die Sie für meinen Schwiegervater besorgen?“ fragte er, um etwas zu sagen, obgleich es ja auch am Ende nicht gleichgültig war, was der Mensch in der Hand hielt. Der Bauer war geizig und mißtrauisch, und es war eigentlich nicht zu befürchten, daß er sich von diesem Menschen die Dreier aus der Tasche locken und aufs Spiel setzen ließ, aber zu trauen war dergleichen ja nie.

„Bei den Husaren haben Sie gestanden?“ fragte Herr Wurche dagegen. „Nun das ist auch die feinste Truppe! Ueberhaupt die Garde-Husaren, dahin kommen ja bloß die schönsten und strammsten Leute. Ja, 'was Auserlesenes gehörte schon auf den Hendrich-Hof.“

Wilhelm lachte. Er war für Schmeichelei durchaus nicht unempfänglich, aber der Kerl machte es auch gar zu plump.

„Und was ich eigentlich von Ihnen will? Ihr Bestes, verehrter junger Herr!“

„Sehen Sie doch, das ist aber hübsch von Ihnen, da sind Sie ja ein sehr guter Freund von mir!“

„Bin ich auch.“

Der verehrte junge Herr steckte behaglich beide Hände in die Hosentaschen, lehnte sich lachend hinüber und fragte: „Na, dann sagen Sie 'mal, wie macht man es eigentlich, um reich zu werden?“

„Reich? Sie können bloß noch reicher werden.“

„Also reicher.“

„Nun das kommt drauf an, um wie viel sicherer man dabei fahren will. Je größer die Sicherheit, je niedriger die Procente.“

„So klug bin ich auch.“

„Indessen die Jugend pflegt Glück zu haben, und ‚frisch gewagt‘ —“

„‚Ist halb verloren‘.“

„‚Auch halb gewonnen‘. Das heißt, es giebt immerhin auch Kapital-Anlagen, bei denen man gar nichts wagt, und die sich trotzdem sehr hoch verinteressiren.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel giebt es so Leute, — zuverlässige, gewiegte Menschen, Beamte etwa, betriebsame Geschäftsleute, kurz, Leute, auf die man bauen kann, aber über die 'mal eine Zeit der Noth kommt, — na, da sind wir dann, ich und Herr Hendrich, schon manchmal die rettenden Engel gewesen.“

„Ein paar hübsche Engel!“

„Oder, — wenn einer eine Ehrenschuld abzutragen hat, — verstehen Sie —!“

„Kurz, Leute, die dringend Geld brauchen!“

„Jawohl, und die deshalb geneigt sind, starke Procente zu geben.“

„Hm!“

„Nun, sehen Sie, das kommt dann gelaufen, bittet himmelhoch und läßt einem keine Ruh. Wo aber soll man denn das Nöthige hernehmen? Nun fahr ich 'mal wegen eines Gutstausches über Land, — denk' so nach: ‚woher Geld nehmen, die Bedrängten zu befriedigen?‘ ‚Nun‘, sag' ich mir, ‚der Bauer hat Geld, — geh zum Bauer!‘ So kam es nun.“

„Ich verstehe. Und wieviel wirst das ab?“

„Ja, das ist natürlich verschieden. Je nach Lage, nach Persönlichkeit. Der Papa hat immer durchschnittlich seine fünfundzwanzig gehabt. Auch mehr. Viel mehr, zum Theil.“

„So. Und damit hat er viel gemacht? Ich meine, viel Geld auf die Weise angelegt?“

„Gediegen,“ meinte Herr Wurche.

„Also fünfundzwanzig, fünfzig von hundert, fünfhundert Procent, die Sie genommen haben! Mit Hunden werd' ich Sie vom Hofe hetzen, verstehen Sie mich, Sie mehr als Gauner und Wucherer!“

„Das werden Sie zu verantworten haben! Ich werde Sie verklagen,“ rief Herr Wurche aufspringend.

„Sie werden bloß Gott danken, wenn man Sie nicht verklagen wird!“ schrie der Wilhelm.

Herr Wurche nahm seinen Hut, stemmte beide Hände in die Hüften und sagte sehr langsam: „Wissen Sie, lieber Herr, wenn wir erst ans Verklagen gehen wollen, dann sehen Sie nur zu, daß keiner kommt und gegen Ihren Schwiegervater aufsteht. Denn daß Sie's nur wissen: das ganze Hendrich'sche Wesen ist zusammengewuchert und -geramscht, und die Leute sind vor die Thür gesetzt. Verstehen Sie? Und Sie selber, he? Was haben Sie denn dazu gethan? Mit verliebten Blicken —“

Aber weiter kam Herr Wurche nicht. Denn im nächsten Augenblicke flog er in einem eleganten Bogen über die Schwelle und hatte vollauf zu thun, draußen nicht lang hinzuschlagen auf die dazu wenig empfehlenswerthen Steinfliesen.

Wilhelm aber zitterte am ganzen Körper, ballte die Fäuste und biß die Zähne zusammen, sobald er allein war.

Also so war die Sache! Der ganze Reichthum ergaunert, erwuchert, zusammengeschunden! Daß er das gewußt hätte!

Schade nur, daß der Alte nicht da war, — diesen alten Sünder und Gaudieb ins Angesicht hinein einen Sünder und Gaudieb zu nennen, dazu hätt' er nur grade Lust gehabt.

Ob es die Anna wußte? Gewiß nicht!

Aber sie mußte es erfahren, das half schon nichts!

Und obgleich es ihm leid that, es ihr zu sagen, gewährte es ihm doch auch eine gewisse Befriedigung. Denn nun wuchs er riesengroß. Er war nicht mehr der Herr von Habenichts, — er — er hatte, wo in einer Wagschale dieser unredliche Reichthum lag, in die andere, neben seiner Arbeitskraft, seinen Königsurlauber und daß er ein so schöner Kerl war, sein gutes Gewissen zu werfen. Und das mußte sie wissen.

XI.

Die Anna stand allein mitten in der Pracht der fertig „arrangirten“ Nußbaummöbel, Teppiche und Plüsch-Herrlichkeiten mit verlegenem Unbehagen. Die Breitenbacher Braut hatte auch dergleichen gehabt, und dem Wilhelm hatte das Zeug gewaltig in die Augen gestochen, und es war ja auch sehr hübsch, sehr, aber gemüthlich würde es ihr nie hier drin sein, weder in dem, was der junge Mann den ‚Salon‘, noch was er das ‚Wohnzimmer‘ nannte, und selbst das Schlafzimmer, wo nur imitirtes Nußbaum und alles einfach gehalten war, erschien ihr noch übertrieben anspruchsvoll und elegant. Man hat nicht die Gedanken zu solchen Stuben, dachte sie bei sich, man hat einfache, dumme Gedanken, wie passen die in Stuben, wie sie die Stadtleute haben? Da kam Wilhelm herauf.

„Ich kann mich in dem Kram einmal nicht zu Hause fühlen,“ sagte sie.

„Zum Teufel ja!“

„Nu, nu! Was ist denn passirt?“

Da fuhr er denn los, ohne die Worte auf die Goldwage zu legen, ohne sie zu schonen, immer hin und her rennend zwischen Ofen, Teppich und Wäscheschrank, und immer lebhaft perorirend, wie es seine Art war.

Sie hatte die Arme über einander gelegt und faßte sie gegenseitig bei den Ellbogen, und so stand sie unbeweglich mitten in der Stube und hörte ihm zu, die Augen ins Leere gerichtet; und das große, starke, blühende Mädchen mit dem ehrlichen festen Gesicht zitterte, und ihr Gesicht verzerrte sich leise.

„Hör' doch bloß auf!“ schrie sie endlich, „hör' doch auf! Und wenn Du mich nun nicht mehr willst —.“

„Glaubst Du's etwa nicht, daß es so ist?“

„Ich hab' keine Ahnung von alle dem gehabt, — aber, — ach Gott, — ich muß es wohl glauben! Und nun —“

Er machte eine Pause, betrachtete sie in ihrem ungeheuren doppelten Schmerze, den diese schrecklichen Nachrichten und die Angst, ihn verlieren zu können, ihr erregten, und sagte herzlich, ja mit einem Anflug von gutem Humor: „Laß nur! Du brauchst nicht gleich zu denken, daß es darum zwischen uns aus ist. Dazu bin ich Dir halt doch zu gut.“

Da fiel sie ihm aufschluchzend um den Hals.

„Wegen des Alten seinen Dummheiten Dich nicht heirathen, wo wir zwei doch zusammengehören von Herzen, da wären wir aber doch dumm, Mädel! Und wir, wenn wir Herren sind, brauchen's ja 'mal nicht nachzumachen. Gehost hat's mich gründlich, — aber deshalb, — Jesus, bist Du denn nicht die Hauptsache?“

„Wenn's nur so ist! Ach, — Wilhelm! —“

„Na, laß nur gut sein!“

Er zog sie recht herzlich an sich, und sie hielten sich lange umschlungen. Und es ward ihr, trotz des Schrecklichen, das sie vernommen, so still und heimlich zu Muthe, wie es einem Kinde sein mag, dem ein gutes Wort die Thränen jeden Schmerzes getrocknet. So heimlich, daß ihr aus der Beklommenheit und Unsicherheit ihm gegenüber ein süßes Gefühl von Zutraulichkeit und Einheit erwuchs, das ihr ein paar Momente schrankenlosen Glückes gab.

Daß das Glück so oft nur nach Momenten zählt!

Daß das stärkste Gefühl von Hingabe des Herzens, von Verschmelzung der Willen und Wesen trügen kann!

„Wilhelm,“ flüsterte sie, sich endlich seinen Armen entziehend.

„Schatz?“

„Der Herr Pastor sprach neulich von der Allmende.“

„Allmende?“

„Ja, dem Gemeindelande. Wo wir heut nur noch die Wiese für die Gemeinde haben, hatten sie früher Wald, Aecker und Teich und was sonst war. Einen großen Fleck Erde, weißt Du, hatten sie gemeinsam.“

„Hier? Wann?“

„Nicht bloß hier, überall. Und wann? Vor hundert oder zweihundert Jahren, ich weiß nicht.“

„In Gottes Namen!“

„Da hatte jeder seinen Antheil oder sein Recht drauf, und keiner konnte ganz verarmen.“

„Nu, wohl ihnen! — Das Sopha, hör' 'mal, ist aber verdammt hübsch gepolstert. Du, auf das setz' ich mich oft. Famos!“

Sie seufzte. „Hör' 'mal.“

„Was denn? Von den Allmenden?“

„Da meinte nun der Herr Pastor, weil die Gemeinden das mit der Zeit alles verloren hätten, da wär' es billig, wenn die Reichen einen Theil zurückgäben, daß es den Armen zu gut käme.“

„Der ist wohl verrückt! Was geht denn den Pastor das an? Sind wir heute dieselben Reichen und dieselben Armen, wie vor Hunderten von Jahren? Hätten sie sich's nicht wegnehmen lassen! — Nu, da hört doch alles auf!“

Aber sie wurde immer dringender.

„Wäre das so geblieben, wie früher, da wär' heute nicht das viele Elend.“

„Ja, aber —“

„Nun, siehst Du, hab' ich seitdem schon immer daran gedacht, daß man da etwas thun sollte. Aber seit ich das nun weiß, — von Vaters Geschäften, — und wieviel Unrecht an dem Besitze hängt, — da könnt' man das wieder gut machen, Wilhelm, und gäb' ihrer hundert Morgen oder so 'was, — eben zu dem Gemeindeland.“

„Donnerwetter, da hört doch aber alles auf! Du hast ein gutes Herze, Anna, wahrhaftig ein gutes Herze. Aber, weißt Du, ein gutes Herz muß bei alledem sein, wie ein Cavallerie-Gaul: durchgehen is nicht! — Nee, ist das nun ein Einfall! Aber laß nur gut sein, mein Kind, da bin ich noch da!“

„Du willst nicht?“

„Unsinn!“

„Dann thu' ich's allein.“

„So lange der Alte lebt, gehört die Geschichte ihm. Und stirbt er oder geht ins Ausgedinge, bin ich der Herr. — Da sieht man wieder einmal, wie gut es ist, daß Euch das Gesetz einen Zaum anlegt! Wenn die Weiber ihren Willen hätten, schenkten sie Wald, Acker und Wiesen weg, wie's käm', heut hundert Morgen, morgen hundert, wie's ihnen der Pfaffe eintrichterte, und ließen ihre Würmer nackicht im Lande herumlaufen. — So, und die Sache wäre alle! Mit dem Alten aber werd' ich 'mal ein festes Wort reden.“ Er lachte, sprang auf und ging lachend zur Thür hinaus.

Die Anna aber blieb stehen, wo sie stand, starrte durch das Fenster aufs Feld hinaus, über das sich ein grauer Himmel in dumpfer Trübe spannte, und merkte nicht, wie die Minuten hingingen. Ihr Herz war traurig zum Tode, und ihre Seele verworren, als ob sie ihr selber nicht mehr gehöre.

XII.

Da wurde die Thür aufgerissen.

„Kommen Sie gleich, Fräul'n Anna! Dem Herrn geht es gar schlecht. Kommen Sie bloß, eh' er uns stirbt!“

Der Bauer saß, in Betten verpackt, im Lehnstuhl, stöhnte und goß sich unter fortwährendem Protestiren große Massen heißen Fliederthees in den Hals.

„Vergeben wollt Ihr mich mit dem Zeuge, abthun wollt Ihr mich!“ und dann trank er wieder. „Ich weiß einen Spruch, das muß sein Titum oder Timotheum, den hatte der Herr Pastor manchesmal im Munde und der Mann verstand seine Sache, — der neue aber is ein Narr! —“

„Vater, versündigt Euch nicht.“

„Timotheum zum ersten. Und der heißt: der ungeistlichen und altwettelischen Fabeln entschlage Dich. Versteht Ihr?“

„Ja, Vater!“

„Christian, den Pfarrer hol' einmal her, ich mein' den neuen, daß ich ihm das sage: der altwettelischen Fabeln entschlage Dich. Das will ein Pfarr' sein, ein Diener am Worte!“

„Vater, Ihr solltet nicht so viel sprechen.“

„So? Red' ich Dir schon zu viel? Laß den Pfarrer holen, und ich werd' noch ganz anders reden. Der Träumer, der Narr!“

„Wenn Ihr das noch einmal sagt, Vater, geh' ich hinaus! Ist's Euch aber Ernst, daß Ihr ihn haben wollt —.“

„Ob's mir Ernst ist!“

Promenaden-Anzüge für junge Mädchen und Kinder. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung siehe Seite 59 der Moden-Nummer.

„So geh', Christian, und hol' den Herrn Pastor. Ich ließ ihn schön bitten."

Vater und Tochter waren jetzt allein. Der Bauer sah sich mißtrauisch um und fragte dann: „Warum is der nich hier? Wo is der?"

„Wer?"

„Dein Husar."

„Der Wilhelm ist auf dem Felde."

„Ha! Wie Dich der Spanesantel mit andern Mädeln beschuppen wird! Der wird Dir grade an der Schürze hängen!"

„Trink' doch wieder einmal, Vater!"

„Ich leb' Euch wohl zu lange, gelt?" Aber dann trank er doch und versank darauf in ein grollendes Schweigen, das er nur manchmal durch ein Stöhnen oder Grunzen unterbrach.

Nach einer halben Stunde etwa trat Wißmann ein. Er war äußerlich ruhig, aber eine gewisse Gespanntheit in seinen Zügen verrieth seine innere Erregung, als er die Schwelle des Zimmers überschritt.

„Sie haben nach mir verlangt, Herr Hendrich, — hier bin ich. Es thut mir leid, daß Sie krank sind."

„So? Wenn ich stürbe, wär's ja aber Ihr Vortheil. Gelt, ich wär' eine fette Leiche? Wo's nur so Geldstückel regnen thut beim Begräbniß."

„Haben Sie mich rufen lassen, um mir das zu sagen?"

„Nein. Um Ihn' zu sagen, Herr Pastor, daß ich der Alten eins mit dem Stocke heruntergehauen habe für ihr Gewäsch."

Die Anna, die dem Gaste noch immer den Stuhl darbot, sagte erröthend: „Er meint die alte Krieglern, — die Krankheit hat ihn wohl schon unterwegs gepackt, — da kam sie und hat ihn mit irgend 'was gereizt, — da hat er sie geschlagen."

„Ja, mit dem Stocke, Herr Pastor. Für ihr Geklätsch, Sie werden schon wissen."

Wißmann setzte sich, verschränkte die Arme und sagte sehr ernst: „Wäre es nicht besser, wenn wir uns allein aussprächen, Hendrich?"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Athmungs-Apparat. — Unausgesetzte Uebung ist bekanntlich das einzige Mittel, um die Organe des menschlichen Körpers in leistungsfähigem Zustande zu erhalten. Ein Arm, der in der Binde getragen wird, verliert mit jedem Tage an Kraft und ist zuletzt kaum noch imstande, eine Feder zu heben, während sich seine Leistungsfähigkeit andererseits durch systematische Uebung zu erstaunlicher Höhe steigern läßt. Die Nutzanwendung dieser sehr wichtigen Erkenntniß wird leider in Bezug auf die inneren Organe noch vielfach vernachlässigt, so oft auch von Aerzten und anderen berufenen Personen darauf hingewiesen worden ist. Ganz besonders handelt es sich dabei um die Athmungs-Organe. Kinder und junge Leute werden durch Spiele, Turnen und andere körperliche Uebungen zu zeitweise kräftiger Lungenthätigkeit angeregt; aber unter den Erwachsenen, und namentlich unter den Frauen, giebt es viele Tausende, die niemals auf den Gedanken kommen, ihren Athmungs-Apparat aus gesundheitlichen Rücksichten hin und wieder einmal über das gewohnte Maß hinaus anzustrengen. Die Folge davon ist eine unverhältnißmäßig hohe Zahl von Lungen- und Brustkranken. Diese Erkenntniß hat den bekannten Special-Arzt für Hals- und Brustkrankheiten Geh. Medicinal-Rath, Professor Dr. Tobold in Berlin veranlaßt, einen Apparat zu construiren, durch den die Patienten zu einer ausgiebigen und wirksamen Lungen-Gymnastik gezwungen werden, während ihnen gleichzeitig eine balsamische Luft von desinficirender und heilender Wirkung zugeführt wird. Der überaus sinnreiche Apparat überrascht vor allem durch seine Einfachheit. Er erscheint äußerlich als ein etwa 30 cm im Geviert messender Holzkasten, aus dessen Deckel ein mit Mundstück und Ventil versehener Schlauch hervorragt. Das Innere des Kastens füllt ein offener Glasbehälter aus, der zur Aufnahme einer Salzlösung mit balsamischen Zusätzen bestimmt ist. Diese Flüssigkeit wird durch eine trommelartige, mit Gaze überzogene Walze, die der Kranke selbst durch eine Kurbel in Bewegung setzt, unaufhörlich durcheinander geschüttelt. Auf solche Weise wird die Verdunstung befördert und eine feuchte Luft erzeugt, die der Patient mit Hülfe des Schlauches in kräftigen Zügen einathmen muß. Durch das hinter dem Mundstück angebrachte Ventil ist die verbrauchte Luft dann ebenso kräftig wieder auszustoßen.

Auf diese Weise werden einerseits die Lungen zu einer energischen, den ganzen Stoffwechsel wohlthätig beeinflussenden Action gezwungen, und andererseits wird den gesammten Athmungs-Organen eine desinficirende und heilende Luft zugeführt, deren chemische Zusammensetzung sich, den jeweiligen Erfordernissen entsprechend, in der einfachsten Weise bestimmen läßt. (Siehe Bezugsquellen.) A. S.

Largiadèr's Arm- und Bruststärker ist ein seit Jahren von mir vielfach empfohlener und auch zu orthopädischen Zwecken mit Nutzen verwendeter Apparat. Allerdings ist es nöthig, wie bei allen Arten der Haus- und Zimmer-Gymnastik, die Größe des Apparates, die Schwere seiner Gewichte und die vorzunehmenden Uebungen den Kräften der Uebenden und den beabsichtigten Zwecken gemäß zu wählen. Dr. D.

Besorgte junge Mutter. — Zwei- bis dreijährige Kinder lernen spielend gurgeln, wenn man sie daran gewöhnt, morgens regelmäßig Hals und Mund mit frischem Wasser auszuspülen. Ist dem Kinde so in gesunden Tagen das Gurgeln zur Gewohnheit geworden, wird es in Krankheitsfällen auf liebevollen Zuspruch gleichfalls gurgeln. — Auch ein Inhalations-Apparat sollte in keinem Hause fehlen. Bei rauhem Husten und Reiz im Halse wirken die heißen Wasserdämpfe vorzüglich; den Kindern macht es meistens großen Spaß, den kleinen Mund aufzuhalten und die Dämpfe einzuathmen. Ph. Fr.

Sitzbank mit Kerbschnitt-Arbeit.

Unglückliches junges Mädchen. — Die Neigung Ihrer Hände, bei Kälte und anderen Veranlassungen roth zu werden und bei Aufregungen zu schwitzen, zeigt allerdings, wenn Sie es auch nicht glauben wollen, übergroße Erregbarkeit gewisser Nerven an. In diesem Falle wird sie am besten durch turnerische Uebungen, besonders der Arme und der Athmung, — auch durch Zimmerturnen mit Hanteln oder Largiadèr's Bruststärker, — in Verbindung mit kalten Waschungen, Abreibungen und Brausebädern bekämpft werden. Ob die Kleidung etwas zu eng ist, können wir nicht beurtheilen; rathsam ist, darauf zu achten. Dr. D.

M. B. — Frostbeulen verlangen oft eine innerliche Behandlung, besonders mit Eisen und Leberthran, neben regelmäßigen Körperübungen zur Verbesserung des Blutes. Reizende Einreibungen mit Citronensäure, verdünnter Salzsäure, mit Tanninlösung oder tanninhaltigen Salben werden oft mit Nutzen angewendet. Warmes Waschen mit kalter Nachspülung, sorgfältiges Abtrocknen und Warmhalten (Pulswärmer und Waschleder-Handschuhe!) sind nöthig. — Röthung und Erfrieren der Nasenspitze werden vielleicht durch den Schleier bewirkt, der als naßkalter oder Eisumschlag darauf liegt, und sind ähnlich zu behandeln. Dr. D.

Marie Ar—wit. — Die falsch gefärbten Haare müssen zunächst vollständig von dem alten Färbemittel befreit werden; wie das geschehen kann und muß, ist nur nach Kenntniß der angewendeten Farbstoffe zu sagen. Alsdann ist das Haar zu entfetten und mit Nußschalen-Abkochung (am besten frisch bereitet) oder mit Nußschalen-Extract zu färben. Wahrscheinlich ist auch die geschädigte Kopfhaut mit Seifen, — z. B. mit Kampferpulver-Seife von Mülhens in Cöln, — fleißig zu waschen. Das läßt sich indessen nur nach genauer Untersuchung des Haares und des Haarbodens mit Sicherheit angeben. Dr. D.

Rathlose Abonnentin. — Ein sicheres Mittel gegen Gesichtspickel oder Finnen giebt es nicht, wohl aber zweckmäßige Behandlungs-Methoden, die je nach Beschaffenheit des Falles ärztlich angerathen und überwacht werden müssen. Dr. D.

K. in Heidelberg. — Kreolin-Seife eignet sich schon wegen ihres Geruches, aber auch aus anderen Gründen keinesfalls zum täglichen Gebrauch als bloße Reinigungs- oder Toiletten-Seife. Dr. D.

Abonnentin S. — Schilddrüsen-Schwellungen gewisser Art können durch innere Mittel erfolgreich behandelt werden. Befragen Sie einen tüchtigen Arzt, deren es in Ihrem Wohnorte genug giebt. Dr. D.

Haus-Apotheke aus Cigarrenkisten mit Brandmalerei.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Zuschneide-Schule. — In welcher kleineren Stadt Deutschlands (am liebsten in der Rheingegend) würde die Eröffnung einer Zuschneide-Schule, verbunden mit praktischer Schneiderei, erwünscht sein? P. Br. in K.

Erwerb durch Handarbeit. — Im Laufe des letzten Jahres wurde im Leserkreise dieses Blattes wiederholt auf die Noth unter den Handarbeiterinnen hingewiesen. Ich selbst habe diese Noth an mir und anderen kennen gelernt und wende mich mit der Bitte um lohnenden Erwerb durch Häkelei, Weißstickerei und andere feine Handarbeit an solche, die helfen wollen und können. Dorothea S.

Hanna in Reudnitz. — Frau Marie Fait, Theresienstadt 214 (Böhmen), ist bereit, Ihnen behufs Einrichtung eines Lehr-Institutes für weibliche Handarbeiten nähere Auskunft zu geben. D. Red.

Frau F. L. — Durch Gesichts-, Hand- und Nagelpflege einen Erwerbszweig zu schaffen, dürfte nur in großen Städten möglich sein. Bücher und Anstalten zur Erlernung dieser Kunst, die ohne ärztliche Ausbildung überhaupt keinen Boden hat, giebt es unseres Wissens nicht. Versuchen Sie, bei einem Arzte Anstellung als technische Gehülfin zu finden. Dr. D.

Häusliche Kunst.

Sitzbank mit Kerbschnitt-Arbeit. — Neben Stühlen und Hocker findet eine kleine Sitzbank in einem Zimmer gern ein Plätzchen. Die hübsche Vorlage, etwas niedriger als ein Stuhl, mit einer Sitzfläche von 46 cm Länge zu 34 cm Breite — ist mit Ornamenten in Kerbschnitt-Arbeit reich ausgestattet. Innerhalb eines 21 cm großen, auf die Spitze gestellten Vierecks liegt eine Rosette von reichlich 16 cm Durchmesser, umgeben von einem Zackenrändchen, dem sich seitlich Palmetten-Figuren anschließen. Den Raum zwischen dem Mittelstück und dem 6 cm breiten Rand füllt ein Schuppenmuster; der Rand besteht aus einer Doppelreihe von Palmettenbogen, zu beiden Seiten von Doppellinien begrenzt. Längs der abgerundeten Kanten der Sitzfläche ist noch ein Zackenrändchen angebracht; ein ähnliches, doch entsprechend breiter, verziert die Querleiste zwischen den geschnitzten wandartigen Füßen. In Eichenholz ausgeführt, hat man die vollendete Arbeit nur mit Braselin zu bestreichen und zu bürsten, bis sie matt glänzt. E. F.

Alice B. — Ihre Anfrage in „Aus dem Leserkreise" vom 15/11 96 veranlaßt mich, Ihnen hier meine selbstgefertigte Haus-Apotheke zu beschreiben. Dieselbe besteht aus vier Cigarrenkistchen von je 23 cm Länge, 11 cm Breite und 8 cm Höhe. Von den Kisten sind zunächst die Etiketts sorgfältig loszulösen, ebenso die Papier-Einlagen zu entfernen, wenn nöthig, auf feuchtem Wege.

Die unterste Kiste legt man auf ihre Längsseite, sodaß der Deckel nach unten klappt. Kleine Oesen aus dunkler Seide, die durch ein kleines, an jeder Seite des Deckels gebohrtes Loch gezogen und innen verknotet werden, greifen über correspondirende blanke Kopfnägel an den Seitenwänden des Kästchens und vermitteln den Schluß dieses Faches, das für Thee- und Pulvertütchen bestimmt ist.

Auf diese Kiste stellt man zwei andere, deren Längsseiten an einanderstoßen, mit je einer Querseite. Die Deckel dieser beiden Kisten öffnen sich nach außen und werden durch Knebelschluß oder einen kleinen Stift geschlossen, der durch eine in die Zwischenwand geschlagene Metall-Oese geschoben wird. Nachdem die drei Kistchen mit Tischlerleim auf- und aneinander geleimt worden sind, werden sie an Boden und Wänden auch noch durch feine Schrauben verbunden. Innerhalb der stehenden Kistchen (6 cm von oben, 16 cm von unten gemessen) wird ein Brett festgeleimt, das oben ein Fach für kleine (homöopathische) Fläschchen bildet, während unten die größeren Flaschen Aufnahme finden. Für eine einzelne Person genügt das Schränkchen schon in dieser Form, für eine Familie fügt man oben noch ein viertes Kistchen hinzu. Es wird, auf den beiden mittleren Kisten stehend, in gleicher Weise wie die anderen befestigt; der Deckel ist nach oben zu öffnen. Auch dieser Innenraum wird in der Mitte durch ein Brettchen getrennt; er nimmt die Salbenbüchsen auf.

Soll das Schränkchen auf einem Tisch stehen, so befestigt man unter den vier Ecken Garnrollen als Füße. Zum Aufhängen schraubt man es am besten auf ein der Größe seiner Rückseite entsprechendes Brett, an dem Metall-Oesen zum Aufhängen befestigt sind. Obenauf wird eine Art Galerie aus großen, schlanken Garnrollen gebildet, die neben einander aufgeleimt oder mit Kopfnägeln befestigt werden. Einige Salbentöpfe mit Zwiebelmuster finden auch auf dem Schränkchen Platz, ebenso auf den Consolen zu beiden Seiten. Die Innenräume sind weiß lackirt; außen werden die Wände braun gebeizt und lackirt, dann verziert man das Ganze mit Plüsch-Auflagen und kleinen Metall-Ornamenten, die in besseren Eisenläden käuflich sind, oder man giebt durch Brandmalerei auf hellem oder dunkelm Grund dem Schränkchen ein gefälliges, hübsches Aussehen. Kleine, vom Tischler angefertigte Bogen-Verzierungen, statt der Galerie angebracht, würden vielleicht dem Schränkchen noch mehr Chic verleihen. Auch wäre eine Art Delfter Malerei in Oelfarbe auf weißem Grunde im Sinne der Fragerin leicht auszuführen. M. S.

Fürs Haus.

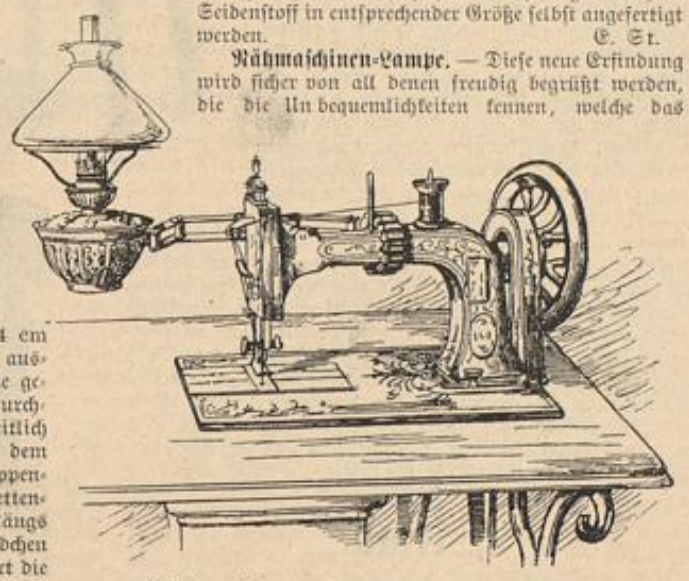
Ferdinand Neumann'sche Woll-Waschseife. — Ein allgemein empfundener Uebelstand, dem trotz vieler bisheriger Versuche noch nicht gründlich abgeholfen werden konnte, besteht in dem Einlaufen und Verfilzen der gewaschenen Wollsachen, und besonders der wollenen Leibwäsche, deren Einlaufen schon an und für sich durch die Einwirkung des Körperschweißes auf die Wollfaser befördert wird.

Mit einer neuen Woll-Waschseife, die den Stempel ihres Erfinders trägt, scheint diesem Mangel rationell abgeholfen zu sein, da sie, obwohl frei von jedem ätzenden Bestandtheil, doch schnell lösend wirkt und somit jedes Reiben der Wäsche ausschließt. Bei richtiger Behandlung dieser Seife bleiben die Wollsachen vollständig elastisch und weich.

Man löst 1 Stück (Pr. 15 Pf.) zerkleinerte Woll-Waschseife in 2 Eimer voll kochendem Wasser auf, läßt es abkühlen, und weicht die Wäsche hierin $1^1/_2$ bis 2 Stunden zugedeckt ein. Danach wird sie leicht, ohne zu reiben, gedrückt herausgeschwenkt, lauwarm gespült, recht trocken ausgewrungen, und möglichst schnell getrocknet. Für sehr unsaubere Wäsche rechnet man $1^1/_2$ Stück Seife auf 2 Eimer Wasser. A. H.

A. Möker's Piano-Lampe. — Ein gleichmäßig helles Licht, das von oben direct auf die Noten fällt, giebt eine neue Piano-Lampe, die mit oder ohne Reflex-Schirm inmitten der Vorderwand des Pianino mittelst Schraube und Klammervorrichtung zum jeweiligen Gebrauch angebracht wird. Ein kurzer beweglicher Metallarm trägt das Bassin und den Schirmhalter aus Weißblech mit Lampenschirm. Letzterer kann natürlich auch aus Seidenpapier oder farbigem leichten Seidenstoff in entsprechender Größe selbst angefertigt werden. E. St.

Nähmaschinen-Lampe. — Diese neue Erfindung wird sicher von all denen freudig begrüßt werden, die die Unbequemlichkeiten kennen, welche das



Nähmaschinen-Lampe zum Anschrauben.

Maschinennähen bei Licht mit sich bringt. Eine Stehlampe ist auf der Maschine nicht gut unterzubringen; abgesehen von ihrer gefährlichen Nähe wird auch das beständige Klirren der Glocke bei dem ohnehin nicht geräuschlosen Arbeiten der Maschine höchst lästig. An der dargestellten Nähmaschinen-Lampe scheinen nun wirklich alle alten Uebel beseitigt zu sein. Der mehrgliederige bewegliche Bassin-Träger wird mittelst enggeschlossener Kettenklammer und Schraube um den Maschinenarm befestigt

und ist so verstellbar, daß das Licht der kleinen, hellleuchtenden Lampe von beliebiger Seite auf die Nadel fallen kann. Die Lampe ist gegen Erschütterung unempfindlich. E. St.

Rührnapf zum Anschrauben. — Unter den vielen praktischen Neuheiten für Küche und Haus erregte eine neuerdings in den Handel gebrachte Schüssel zum Anschrauben meine Aufmerksamkeit. Ich halte dieselbe für sehr praktisch, weil durch die ganz feststehende Schüssel das mühsame Halten fortfällt und beide Hände zum Rühren von Teig jeder Art 2c. frei bleiben. Die Schüssel ruht in einem Blechrand, durch dessen seitliche Oeffnung eine Klammerschraube mit langem Arm greift; dieselbe befestigt die Schüssel zugleich am Tisch. Der Rührnapf ist in Email, außen blau, innen glatt weiß, in zwei Größen, zu 4,25 Mk. und 5,50 Mk., und aus Steingut mit rauher Reibefläche zum Preise von 3 Mk. und 3,50 Mk. käuflich. Als Reibekeule kann auch ein großer Holzlöffel dienen; im übrigen bewährt sich die Reibekeule „Else" sehr gut. B. v. C.

Rührnapf zum Anschrauben.

Verwerthung des Kochsalzes im Haushalt. — Zink-Badewannen scheuert man blank mit Salz, das mit Essig angefeuchtet ist; man spült mit heißem Seifenschaum nach.

Waschgeschirr befreit man vom Seifenansatz durch Ausreiben mit feuchtem Salz.

Silberne Löffel und Gabeln verlieren schwarze Säureflecke, sobald man sie mit feuchtem Salz abreibt.

Teppiche reinigt man durch wöchentlich einmaliges Bestreuen mit grobem Kochsalz und Abfegen desselben.

Wasserflaschen und Goldfisch-Gläser befreit man von ihren Kalkrändern durch Spülen mit Salz und scharfem Essig.

Echte Perlen werden sauber, wenn sie mit Kochsalz in ein weißes Leinenläppchen gebunden und so lange vorsichtig in lauem Wasser geschwenkt werden, bis das Salz vollständig aufgelöst ist; sie werden dann mit weichem Tuch abgetrocknet.

Gefrorene Fensterscheiben thauen leicht auf, wenn sie mit einer starken Lösung von Salz in warmem Wasser mittelst Pinsels bestrichen und sofort nachgetrocknet werden.

Petroleum-Lampen brennen heller, wenn dem Petroleum im Bassin eine Messerspitze voll Salz zugesetzt wird.

Gelbe Stoffe behalten ihre Farbe, wenn man sie vor dem Waschen in kaltem Seifenwasser in Salzwasser von 100 g Salz auf 6 bis 8 l Wasser einweicht und später in Ockerwasser spült.

Ausfrieren der Stärke aus Wäsche im Winter verhindert man durch kleinen Salzzusatz zur gekochten Stärke.

Gelbwerden der Wäsche wird verhütet, wenn man eine Hand voll Salz in das Blauwasser giebt.

Rohes Eis zerschmilzt langsamer, wenn es reichlich mit Salz bestreut wird.

Pelzwerk wird von Motten verschont durch Einstreuen von Salz.

Eingefrorene Brunnen thaut man auf durch Eingießen von heißem Salzwasser unter andauerndem Pumpen.

Gegen Sodbrennen und leichte Magenbeschwerden trinkt man Wasser, in dem $^1/_2$ Theelöffel voll Salz aufgelöst wurde.

Zum Gurgeln bei Halsschmerzen löst man Salz in Wasser.

Blutungen nach dem Zahnziehen stillt man durch Spülen mit starker Salzlösung.

Bei verschiedenen Vergiftungen wirken 3 bis 4 Theelöffel voll Salz, als Brechmittel genommen.

Insecten-Stiche, mit feuchtem Salz betupft, bleiben unschädlich. A. H.

Verstellbarer Patent-Klavierstuhl. — Bisher war der einfache Schraubstuhl ohne Lehne die übliche Sitzgelegenheit für den Klavierspieler, und oft genug mag der eine oder der andere ihn seufzend beiseite geschoben und wieder zum einfachen Rohrstuhl gegriffen haben, trotz dessen allzuhoher Lehne und niederen Sitzes! Der steht wenigstens fest auf seinen vier Beinen, dreht sich nicht nach rechts und links, noch stimmt er bei jeder unsanften Bewegung seines Besitzers lautes Klagegetön an, — weil man vergessen hat, ihm zur rechten Zeit die nöthige Speisung, — Oel, — zu verabreichen. Der neue Scherzer'sche Patent-Klavierstuhl hat alle Vorzüge des gewöhnlichen Stuhles, ohne dessen Fehler, für den Gebrauch am Klavier. Er steht fest auf vier Füßen, hat eine niedrige Rückenlehne und einen viereckigen bequemen Sitz, der sich durch eine mittelst Knopfdruck bewegte, geräuschlos arbeitende Mechanik beliebig hoch oder niedrig stellen läßt; die Ruhe des Sitzenden wird in keiner Weise gestört. Die Patent-Klavierstühle sind in hübscher solider Ausführung in echt und imitirt Nußbaum, sowie schwarz je mit Rohrgeflecht oder flacher Lederpolsterung käuflich. Wünscht man das Möbel eleganter, so giebt man ihm um den Sitz lange Franzen und ein Kissen für die Lehne als Ausstattung. S. R.

Verstellbarer Patent-Klavierstuhl.

Küche.

Hühner-Salat. — Zwei große, sauber geputzte, fette Hühner werden gekocht, bis sie gar sind. Dann löst man die Knochen aus und schneidet das weiße Fleisch in schmale kleine Stückchen. Gut abgekochter, erkalteter Sellerie, zu kleinen Stücken zerschnitten, wird mit dem Hühnerfleisch vermischt. Dann zerreibt man vier hartgekochte Eier ganz fein und vermischt sie mit einer Theetasse Salat-Oel, einem Eßlöffel voll Senf, einem Theelöffel Salz und ebenso viel Pfeffer. Darauf schlägt man drei rohe Eigelbe mit einer halben Tasse Essig und einem Eßlöffel Citronensaft und gießt diese mit der anderen Flüssigkeit über das Fleisch, das man zierlich anrichtet, mit Selleriblättern garnirt und vor dem Serviren 10 Minuten auf Eis stellt. H. W.

Langjährige Abonnentin. — Unter den vielen Recepten von englischen Pickles-Saucen ist folgende eine der beliebtesten und pikantesten: 60 g eingelegte Wallnüsse, 24 g Anchovis, 6 g frische Citronenschale, 6 g Schalotten, 12 g Meerrettig werden theils fein zerschnitten, theils gewiegt, mit 3 g gestoßenem Pfeffer, 3 g gestoßenem Piment, 4 g gestoßenem Cayenne-Pfeffer und 0,5 g Selleriesamen untermischt, und mit 30 ccm (1 Cubikcentimeter = 1 Tausendstel Liter) Soya-Sauce, 120 ccm Pilz-Sauce und 120 ccm Weißwein übergossen. Fest zugedeckt, muß diese Sauce zehn Tage ziehen, danach wird sie durchgeseiht, und in kleinen Flaschen aufbewahrt. A. H.

Fr. Verwalter K. in Darmstadt. — Von der Cardone, welche zum Bleichen in Stroh gewickelt und für einige Wochen vergraben wurde, verwendet man nur die Blattrippen, die, zerschnitten, blanchirt und wieder abgekühlt, von den Fasern befreit und in kräftiger Fleischbrühe mit einigen Schalotten und Gewürzkörnern, etwas magerem Speck oder Schinken weichgedämpft wird. Dann verrührt man die Sauce mit weißer Coulis, schärft sie mit Citronensaft ab und giebt die Cardone hinein. — Haferwurzeln werden geputzt, in fingerlange Stücke geschnitten und in Essigwasser gelegt, darauf kocht man sie mit Bouillon, Citronensaft, Salz und Butter weich und rührt eine weiße Mehlschwitze darunter. A. H.

Hausthiere.

„Unser Kanarien-Vogel muß krank sein", — so hört man gar häufig, „und wir wissen nicht recht, was wir für ihn thun sollen, denn er wird gut gepflegt und hat stets einen sauberen Bauer". — Nun ist gute Pflege aber noch lange nicht richtige Pflege, zumal während der regelmäßig wiederkehrenden Mauser oder einer Krankheit. Will man seinen Liebling frisch und munter sehen, zur eigenen Freude, wie zu seinem Wohlbehagen, so darf man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, über seine Behandlung Kenntnisse zu sammeln. Ein kleines, uns vorliegendes Buch giebt die beste Auskunft in allen fraglichen Fällen, nicht allein über die Pflege des kranken und gesunden Vogels, sondern auch über Zucht (Hecke), Gesang, Behausung 2c. Außerdem findet sich in dem Buch eine Anleitung über die Pflege der beliebtesten in- und ausländischen Singvögel, sodaß auch der Besitzer einer Volière Belehrung und Anregung in dem Werkchen findet. Der Titel lautet: Der Kanarien-Vogel, sowie die beliebtesten in- und ausländischen Singvögel. Zucht und Pflege wie Behandlung der Vögel in Krankheitsfällen, nebst leichten Fangmethoden. Von Gebrüder A. und O. Ortleb. Mit 24 Abbildungen. Oranienburg. Verlag von Ed. Freyhoff. Preis 1 Mk. 25 Pf. E. F.

Marg. Weigert. — Fremdländische Zierfische beziehen Sie am besten von Paul Matte, Zierfisch-Züchterei in Lankwitz bei Südende (Berlin-Anhalter-Bahn). Auch in größeren Aquarien-Handlungen, so bei O. Preuß, Berlin C, Alexanderstr. 37a, und bei Julius Reichelt, Berlin N, Elsässerstr. 12, sind alle fremden Aquarien-Fische erhältlich. M. H.

Zimmergärtnerei.

Hesdörffer's Monatshefte für Blumen- und Gartenfreunde. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). Preis vierteljährlich 1,50 Mk. — Der Erfolg, dessen das „Handbuch der Zimmergärtnerei" sich rühmen durfte, veranlaßte den Verfasser, sich nun mit einer regelmäßig erscheinenden Zeitschrift an die Blumenfreunde zu wenden, denen der erfahrene Rath des Fachmannes um so ersprießlicher ist, als die Aufsätze von guten Abbildungen unterstützt werden. Die Hefte sollen nicht allein Belehrung über bekannte einzelne Pflanzen bringen, sie sollen auch mit neuen Errungenschaften bekannt machen und von Gartenbau-Ausstellungen, sowie bedeutenden Gärten berichten. Besonderen Werth gewinnt das Buch durch den „Arbeitsplan" der monatlichen Arbeiten, die Rubrik „Fach-Literatur" und die „Gartenpost", welch' letztere jedem Abonnenten zur Anfrage offen steht. Den Besprechungen der Fach-Literatur wird auch der Berufsgärtner mit Interesse folgen, wie denn der Inhalt der Zeitschrift auch ihm Anregung und Vergnügen bereiten dürfte. E. F.

Feigen in Töpfen zu ziehen. — Viel Freude machen mir meine Feigenbäume, die ich seit einigen Jahren in Töpfen und Kübeln ziehe. Kaum ein Fruchtbaum ist so dankbar. Bei guter Pflege trägt er jährlich reichlich Früchte, und zwischen blühendem Oleander und Granatbäumen aufgestellt, ist er eine Decorations-Pflanze ersten Ranges. Ich pflanze im März Schößlinge mit guter Bewurzelung in kräftige Gartenerde. Nach der Anwurzelung stelle ich die Töpfe auf das Fenster, der vollen Sonne ausgesetzt; — ohne ein südliches Zimmer ist alle Mühe umsonst. Hat man einen Garten zur Verfügung, so stelle man von Mai ab die Bäumchen dort auf. Wenn sie die gewünschte Höhe erreicht haben, wird die Gipfelknospe entspitzt, worauf sich Seitentriebe entwickeln und das Bäumchen zum Fruchttragen gezwungen wird. Während des Sommers verlangt der Feigenbaum viel Wasser, trägt er Früchte, dann auch öfters einen schwachen Düngerguß; ganz trocken darf die Erde niemals werden, sonst fallen die Früchte ab. Ueberwintert wird das Bäumchen entweder im Keller oder im frostfreien, ungeheizten Zimmer. Zum Anpflanzen wählte ich „Château de Kennedy" mit besonders großen guten Früchten, ferner „Ficus hirta" mit sehr vielen kleinen Früchten, die schon an noch ganz kleinen Bäumchen erscheinen. Beide Sorten sind bei Haage & Schmidt in Erfurt käuflich. O. v. Sz., Ungarn.

S. v. A. in Wien. — Bis zum Vorsommer bleibt die Camelie am Zimmerfenster, damit sie ihre jungen Triebe entwickeln kann. Ist dies geschehen, so kommt die Pflanze an einen halbschattigen Standort ins Freie und wird hier mäßiger gegossen, worauf sie Blüthenknospen anzusetzen beginnt. Camelien werfen die Knospen stets dann ab, wenn sie im warmen Zimmer stehen, starken Temperatur-Schwankungen ausgesetzt werden und oft einen anderen Standort erhalten. Auch wenn die Erde trocken wird, wirft die Pflanze die Knospen ab. Die Ueberwinterung erfolgt in kalter, aber frostfreier Stube; die Pflanze wird hier auf die Fensterbank gestellt, auf welcher sie bis zum Abblühen unverändert stehen bleibt. M. H.

Revolver-Cravate für Klapp- und Stehkragen.

Allgemeines.

Revolver-Cravate. — Unseren Männern, Brüdern und haushälterisch veranlagten anderen Vertretern des männlichen Geschlechts, die ihre Ausgaben für persönliche Bedürfnisse gern möglichst beschränken, dürfte die Revolver-Cravate zu empfehlen sein. Ist es doch eine mißliche Erfahrung, daß der Knotentheil jeder Cravate leicht unsauber und damit die ganze Cravate unbrauchbar wird. An der Revolver-Cravate darf die ganze Länge der Binde erst für den Knoten ausgenutzt werden, ehe man das Toilettenstück endgültig beiseite legt. Sobald der Knoten unsauber geworden, zieht man die an den Enden zusammengenähte Binde ein beliebiges Stückchen weiter, ordnet sie über dem Knotenhalter in Falten und legt den offenen, federnden Cravaten-Ring wieder um die Binde. Die Revolver-Cravate (für Steh- und Umlegekragen) mit Ring ist in jeder Farbe zum Preise von 1,80 M. bis 2,20 M. durch Frau Lina Klett in Pforzheim, Nagoldstr. 13, zu beziehen. Hausfrau vom Lande.

Kleiderschürzer „Dritte Hand".

Kleiderschürzer „Dritte Hand". — Der neue patentirte Kleiderschürzer „Dritte Hand" in Form einer etwa 12 cm langen federnden Sicherheitsklammer, deren Schenkel an der Innenseite Gummi-Einlagen tragen, kann leicht am Kleide befestigt werden und bewährt sich in jeder Weise. Der Kleiderrock wird von beiden Seiten hinten zusammengerafft und die Klammer, von unten aus über die Stoffmenge greifend, darum geschlossen. Beschädigung des Stoffes ist ausgeschlossen, da weder Durchstechen noch Annähen stattfindet. Der Aufschürzer wird vom Rock getragen, den er hochschürzt; dieser selbst wird zwischen den Gummi-Einlagen der Klammer durchaus fest gehalten. E. S.

Ersatz für Schnürsenkel. — Statt der Schnürsenkel ziehe ich ein etwa 6 mm breites seidenes, schwarzes oder braunes Gummiband, — je nach Farbe der Schuhe, — durch die Schnürlöcher meiner Stiefel, nähe es oben an den Enden zusammen und verdecke die Verbindung durch eine kleine Bandschleife. Diese dehnbare Schnürung gestattet ein leichtes An- und Ausziehen der Schuhe und verhindert zugleich jeden Druck auf dem Spann bei Biegung des Fußes; außerdem sieht ein so geschnürter Schuh stets ordentlich aus, da ein Auflösen des Gummi-Schnürbandes ausgeschlossen ist. H. R. in Potsdam.

Verwendung von Wollgarn-Resten. — Es giebt in jedem Haushalte Wollgarn-Reste, für die nicht immer angemessene Verwerthung ist. Aus diesen Resten nun kann man die reizendsten Strümpfchen für kleine Kinder stricken, — man hat nur mit einigem Geschmack die verschiedenen Farben aneinander zu reihen, indem man den Faden in eine Stopfnadel und mittelst dieser ein Stück desselben in den neuen Faden hineinzieht. Beide Strümpfe müssen zugleich angefangen und gearbeitet werden, damit die Reste je für beide gleich vertheilt werden. Selbst der kleinste Wollrest läßt sich verwerthen. Frau Dr. L.

Fr. v. S. in Röderau. — Vielleicht beseitigt der patentirte Leinentuch-Spanner von Frau Josefine Kurzbauer, Wien 18, Gürtel 116, die Unbequemlichkeit. Selbst wenn das Frischaufbetten unterbleibt, müßte die Kranke wenigstens auf glatten Tüchern liegen; gegen das Herabgleiten des Deckbettes soll ein von Fr. Adele Mannheim in Ahlden a. d. Aller erfundener „Deckbett-Halter" schützen. — Prospecte erhalten Sie durch die genannten Adressen. D. Red.

Bezugsquellen: Athmungs-Apparat (Preis 18 M.): Apotheker Pokorny, SO. Schönleinstr. 11. — Largiader's Arm- und Bruststärker (Preis M. 7 bis M. 12,50): A. Zimmer's Verlag (Ernst Mohrmann), Stuttgart; Hartmann & Kleining, Hohenelbe in Böhmen. — Woll-Waschseife: Ferdinand Neumann, SW, Leipzigerstr. 51. — A. Möker's Piano-Lampe: Räble & Hunger, W, Friedrichstr. 58. — Nähmaschinen-Lampe: Heinrich Kornicker, SW, Beuthstr. 18. — Rührnapf zum Anschrauben: P. Naddaz & Co., W, Leipzigerstr. 11. — Patent-Klavierstuhl: Georg Plothow, W, Potsdamerstr. 113. — Kleiderschürzer „Dritte Hand": M. Schöneberg, W, Leipzigerstr. 91.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 6. III. 15. März 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(5. Fortsetzung.)

„Nein, Du bleibst hier, Mädel! — Was wollen Sie denn eigentlich, Herr Pastor? Sie sind auf dem Holzwege. Warum soll die Anna nicht hier bleiben?"

„Ich bleibe, Vater."

Beide sahen ihn erwartungsvoll, in peinlicher Spannung an; — er aber setzte sich erst zurecht, räusperte sich, verlangte zu trinken und zog sie mit tückischen, triumphirenden Blicken hin. Da sagte er plötzlich: „Sie denken, ich hab' den Zimmergesellen erschlagen, Sie, Mann Gottes, der sich der ungeistlichen und altvetterlischen Fabeln nicht entschlägt. Nichts hab' ich erschlagen!"

„Wer klagt Sie denn an?"

„Die Treppe ist er hinuntergefallen. Bums! — lag er."

„Wer?"

„Von dem Sie letzten Sonntag gepredigt haben. Und gelt, das wäre Ihnen grade recht gewesen, wenn ich ihn erschlagen hätte!"

„Meinen Sie, daß ich Freude an Schuld und Verbrechen habe?"

„Was heißt denn das alles?" fragte die Anna zitternd näher tretend.

„Das heißt, daß er von der Bodentreppe heruntergefallen ist."

„Was aber geschah dann weiter?"

„Weiter kriegt ich ihn zu packen und legt ihn auf sein Bett."

„Warum holtet Ihr keine Hülfe?"

„Wer soll denn einem Todten helfen?"

„Der Mann war aber nicht todt."

„Was? Waren Sie dabei? Haben Sie damals schon gelebt?"

„Nein. Aber die Frau, die Sie mit dem Stocke geschlagen haben, und die damals als Magd —"

„Der ungeistlichen und altvetterlischen —"

„Ist das alles, was Ihr Euch aus der Bibel behalten habt, Mann?"

„Nein. Aber es gehört hierher."

„So. — Also, Bauer, der Mann war nicht todt, sondern lebte —"

„Nun, — wenn er lebte, was red't Ihr von der Kanzel, daß er erschlagen wär'?"

„Aber er blieb ein schwachsinniger Vagabund bis zu seinem Tode, der nichts hatte, davon er sich hätte verpflegen können, denn die Papiere aus seinem Ränzel, die hatte ein anderer genommen und war bei Nacht und Nebel davongegangen, den Beraubten im Elend verlassend, und hatte auf seinen Namen sein Erbtheil erhoben. Und der wart Ihr. Und wenn Eure Hände rein sind vom Todtschlag, so sind sie doch nicht rein vom Raube! —"

„Nun ja, der war ich, und das hab' ich begangen. Aber das — Jahr! Das is verjährt! Verjährt, verstehen Sie? Und was also wollen Sie von mir?"

„Barmherziger Gott!"

Wißmann war aufgestanden und einen Augenblick zu dem Mädchen getreten, das leichenblaß am Ofen schwankte, hatte sie zu einer Bank geführt, ein paar tröstliche Worte zu ihr geredet und kehrte sich jetzt wieder dem Kranken zu.

„Verjährt, verjährt, Herr Pastor!" rief der ihm triumphirend entgegen.

„Wo verjährt, unglücklicher, verstockter Mann? Bei den irdischen Gerichten, die alle Hände voll zu thun haben, neuer Schuld nachzuspüren und sie zu bestrafen, die ungerächte aber dem ewigen Richter über Schuld und Unschuld überlassen müssen, vor dessen Stuhle nichts verjährt was ungesühnt geblieben?!" rief der junge Seelsorger.

„Ungesühnt? Da täuschen Sie Sich sehr, Herr Pastor. Ich hab' meine Sünde vor Gott bekannt, — und wir sind allzumal Sünder und ist keiner ohne Makel, — hab' sie bereut und mit mancherlei Gabe und Stiftung gesühnt und also meine Sache gethan. Da denken Sie wohl, wo doch einer is, der gestorben is zur Vergebung der Sünden, der wird mich gerade ausgelassen haben, he? Nu, nein! Meine Vergebung, die hab' ich dahin, da können Sie schon ruhig sein, und hat mir unser alter Herr Pastor, der mehr Wasser hat den Berg herunterlaufen seh'n, wie Sie, hundertmal gesagt: ‚über Euch, Hendrich, waltet des Herren Gnade sichtbarlich'."

Da war des jüngeren Mannes Ruhe zu Ende. Mit gewaltiger Stimme redete er gewaltige Worte, wie sie ihm heiliger Zorn über des Alten unbußfertigen Hochmuth eingab. Wie der Donner von den Bergen und die Wildwasser im Thale zur Frühjahrszeit schwoll seine Rede und wurde eine furchtbare Gewalt über des Alten Trotz.

— — — — — — — — — — — — —

„Halten Sie ein, Herr Pastor, halten Sie ein!" schrie der endlich. „Ich will Ihnen alles bekennen, — alles! Ich, — nein, ich schlug ihn nicht, — er stürzte! —"

„Wohl Euch!"

„Ich schlug ihn nicht, — aber, — ich, ich stieß ihn, daß er stürzen mußte, — Jesus, mein Jesus!"

Und griff in die Luft, taumelte und sank nach hinten. — — — — — — — — — — — — —

„Liebes armes Mädchen!"

XIII.

Der Bauer war begraben, das Geklätsch, die Aufregung, die sich mit seinem Ende beschäftigt hatten, waren verstummt.

Der Termin der Hochzeit war nur wenig hinausgeschoben worden, bloß daß statt des beabsichtigten großen Festes alles still und ohne Gepränge abgemacht werden sollte; der Wilhelm war, ländlicher Sitte entsprechend, auf dem Hofe geblieben.

Von dem furchtbaren Geständniß, das der Bauer vor seinem Tode abgelegt, hatte niemand etwas erfahren, auch Wilhelm nicht. Und doch, wie hätte das Mädchen sich gesehnt, alles mit ihm besprechen zu können! Aber sie fürchtete instinctiv, daß das ihren Werth in den Augen des Mannes herunter-setzen könnte, mit dem sie sich fürs Leben verbinden sollte.

So schwieg sie denn; aber so tapfer sie sich hielt, konnte sie es doch nicht verhindern, daß sie in dem Abscheu vor dem, dem sie ihre Tage verdankte, und in dem ungeheuern Schmerze, der sie erfüllte, wortkarg und niedergeschlagen war, und wußte ihm nichts zu erwidern, wenn der Bräutigam diese Niedergeschlagenheit übertrieben fand. Er war jedenfalls herzlich froh, daß der Alte so zur rechten Zeit abgegangen war und ihm Platz gemacht hatte.

Immerhin war sie in dieser schweren Zeit nicht ganz vereinsamt, nur war es ein anderer, der, wie mit starken Armen, ihren Schmerz faßte und ihr tragen half, und der ihr auch half in dem Werke, das sie beschlossen hatte, um die Schuld des Todten gut zu machen, so weit es ging: Wißmann.

Warum, — warum hatte Wilhelm nichts von der Seele dieses Mannes? Warum war nichts Großes und Starkes an ihm? Ein klein wenig nur, — und sie hätte sich ihm offenbaren, Vertrauen um Vertrauen austauschen und Kraft und Ruhe bei ihm finden wollen.

Stark, — o ja, auch er war stark: zu schaffen, zu herrschen und einen Vortheil zu halten, — aber nicht Leid und Gedanken an Unrecht überwinden zu helfen, er, der Lieder, Lachen und Späße liebte.

Einmal hatte er gehört, daß seine kleine Schwester heftig krank geworden, da war er von einer großen herzlichen Angst gewesen, sie konnte sich denken, daß er um ein eigenes Kind tiefsten Schmerz empfinden würde, aber sie fühlte auch, es müsse eben ein eigener Schmerz sein, der ihn erschüttern könnte. — Was sie trug aber war ihm kein eingeborenes Unglück, war etwas, das seinen Ehrgeiz kränken und seine Verachtung wecken mußte, in der er ihr seine Liebe entziehen würde. Und indem sie das überdachte, empfand sie erst recht den Mangel an wirklicher Liebe und an Tiefe der Seele bei diesem Manne.

Sie nahm sich einmal das Herz, dies alles Wißmann gegenüber auszusprechen.

Er sah sie seltsam an und antwortete dann: „Wohl möglich, daß es so kommen würde, daß es alles so ist. Aber Sie haben die Probe nicht gemacht. Vielleicht, daß, wenn Sie ihm Ihr Herz ausschütteten, es ihm an Wärme nicht fehlte. Da Sie ihm nichts gesagt haben, dürften Sie ihm jetzt nicht grollen, wenn er Ihren Schmerz nicht theilt."

„Ich groll' ihm nicht. Das ist's auch eigentlich nicht, Herr Pastor."

„Was denn?"

„Daß ich's ihm nicht sagen kann, — daß ich das in mir fressen lassen muß wie einen Wurm. Ich wollte, ich hätt' einen, dem ich's zuschreien könnte, wie mir ist."

„Sie haben mich, liebes Kind."

„Ich hab' Sie nicht. Das ist es, daß jemand sein müßte, der's ganz, ganz mit mir theilte und trüge."

„Ich weiß wohl."

„Warum muß das so sein, daß man von einem Menschen nicht lassen kann, und fühlt doch, daß etwas fehlt? — Sehen Sie, wenn ich jetzt zu ihm sagen könnte: ‚Es ist nicht zwischen uns, wie es sein sollte, und so ist's wohl besser, daß —', dann wäre es vielleicht das Richtige, und nun, Herr Pastor, kann ich nicht."

„So gut sind Sie ihm bei alledem?"

„Ja."

„Dann wird auch Ihre Liebe den Ausgleich finden und Sie stark machen, — alles ohne ihn zu überwinden. — Was aber das Praktische betrifft, wovon wir schon geredet haben, das habe ich übernommen und soll Sie nicht bedrücken."

Dem Wilhelm wurde die Sache wirklich manchmal ungemüthlich. Was lief sie auch immer so düster herum, hatte ein Gestecke mit dem Pastor und schloß so hastig die Schübe zu, wenn er zufällig hereintrat!

Es war manchmal grade, als ob Gespenster in der hellen Sonne herumliefen oder mittags mit am Tische säßen.

Zum Glück war das Wetter schön: plötzlicher vorzeitiger Frost, davon die Bäume über Nacht roth wurden, und am Tage heller Sonnenschein, daß sich die letzte Ernte, Kartoffeln und Rüben, schön hereinbringen ließ, während alles in bunter Farbengluth stand.

Ein Vergnügen auch, um diese Zeit über Land zu fahren, wenn ein Geschäft abzuschließen war, so unzuverlässig dieses Vergnügen war: jetzt ein Prachtwetter, dann plötzlich alles im Nebel, grau und gedrückt und den nächsten Tag eine dunstige Sommerschwüle.

„Ihr in Eurem verwünschten Gebirge wißt ja alleine nicht, was ihr wollt," sagte er eines Tages lachend, pfiff sich eins dem ganzen Trödel zum Trotz und dachte: „Heidi, noch den letzten Wagen Kartoffeln 'rein und dann — einmal eins von dem guten Merzdorfer Doppelbier gekostet! Und — die Gretel ein bissel getröstet, das schnurrige schwarzäugige Dingel! Daß ihr doch der Himmel einen andern zum Schatz gebe, der's heirathen könnte, und erwischte 'was Gutes!"

— — — — — — — — — — — — —

Es hatte Anna und dem Pastor einige Mühe gemacht, die Erben des im Jahre achtzehnhundertvierzig, ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Tannhausen, dort in Schwachsinn verstorbenen Karl Stiener und seiner achtzehnhundertzweiundsiebzig gestorbenen Schwester ausfindig zu machen. Es waren die beiden Enkelkinder dieser Frau, Gustav Lehnert, der ein kleines Warengeschäft in Liegnitz hatte und seit einigen Jahren großjährig war, und seine minorenne Schwester, die bei ihrem Vormund, einem Brauer, in Diensten stand.

In der Anna war etwas so Starkes und Wahrhaftes, daß es sie manchmal drängte, alles was geschehen, nicht bloß dem Wilhelm, sondern vor der Welt offen zu bekennen, — aber sie sah wohl ein, daß man die Beraubten entschädigen könne, ohne Namen und Ansehen bloßzustellen, und daß die Rücksicht auf Vater und Bräutigam dies gebiete. Sie hatte beschlossen, den beiden Stiener'schen Erben die gleiche Summe zu zahlen, die ihr Vater einst im Stiener'schen Namen erhoben hatte, das heißt jedem diese Summe. Darauf war Wißmann nach Breslau gefahren, hatte das Geld bei einem Bankier unter einem beliebigen Namen eingezahlt, war dann nach Berlin gereist und hatte von dort aus Briefe an Gustav Lehnert und den Vormund seiner Schwester gesendet, in denen diese Personen unter Verschweigung des Hendrich'schen Namens aber in Erinnerung an die Ereignisse aus dem Jahre achtzehnhundertvierzig aufgefordert wurden, die betreffenden Summen zu erheben.

Zufällig war das junge Mädchen, das auf so seltsame und unvermuthete Weise in den Besitz dieses Erbes treten sollte, nur zwei Meilen etwa von Rodau bedienstet, und es war nur zu natürlich, daß sich in Anna der Wunsch regte, sie kennen zu lernen, um so mehr, als sie in diesen Tagen öfters Ausfahrten in die Nähe des Ortes führten.

An demselben Tage, da Wißmann die Briefe in Berlin aufgab, also noch ehe die Ahnungslose von ihrem Glücke Kenntniß erhalten, geschah es, daß die Anna in der Merzdorfer Brauerei abstieg und die Wirthsstube betrat.

Es war ihr gar wunderlich, als ihr ein zierliches, schlankes Mädchen in rother Bluse entgegentrat, ein niedliches Ding, das das kleine dunkelhaarige Köpfchen ein wenig nach rechts hielt, sie mit glänzenden schwarzen Augen ansah und freundlich dazu lächelte mit einem dunkelrothen, reizenden Munde, in dem etwas Schalkhaftes und Keckes zuckte. Das war diese brünette schlesische Art, brünett mit ganz weißem Teint, diese leichtbewegliche, in der die Musikanten, die Liederdichter und die flotten Tänzer stecken, die raschen und lustigen Leute, die sie so gern hatte, klug und gutherzig und bethulich.

„Bringen Sie mir eine Tasse Kaffee," sagte die Anna, sah sich um und setzte sich in eine dunkle Ecke, die sie lockte.

„Etwas dazu?"

„Nein, danke."

Dann ließ sie die Kleine bis an die Thür gehen.

„Sie, Pauline oder Ernestine, oder wie Sie heißen —"

„Ich heiß' Hulda."

„Also Hulda, bringen Sie mir erst ein Glas Wasser, bitt' schön!"

„Gleich, Fräulein."

Also, — das war sie ja schon! Und die Anna stützte die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Hände und fühlte Thränen in die Augen treten. Warum nur? Die ganze Zeit hatte sie sich tapfer gehalten in dem Gefühl, etwas Wichtiges und Gutes zu thun, alte Unbill wieder gut und ein paar Menschen glücklich zu machen, während sie unglücklich war und sich zwingen mußte, dem Wilhelm ein freundliches Gesicht zu zeigen, und ihr so gar nicht recht bräutlich mehr zu Muth werden wollte. Und nun rührte sie das armselige Dingel mit seinen Aeugeln wie ein Vögerl und seinem klugen, guten Gesichtel.

Wie die jauchzen und singen würde! Das hätt' sie sehen mögen! Und wieder quollen ihr die Thränen hervor. Manche hatte ein plötzlicher Reichthum, — was ihnen ein Reichthum war, — verderbt und elend gemacht, ihnen Müßiggang, Hochmuth und Leichtfertigkeit gelehrt, — aber diese Hulda sah gescheit und brav aus, — und dann war ja der Vormund, der sich doch auch um die Sache kümmern würde. Da kam sie schon, und lachte sie schon von weitem an. Und nun wußte sie auch, warum ihr die Thränen gekommen waren: es war Neid, Neid auf diesen harmlosen Frohsinn, auf dies ungekränkte Gemüth. Nicht Mißgunst, bloß der heiße Wunsch: so glücklich möchtest du auch sein.'

„Danke!" sagte sie und sah sie an.

Neid vielleicht auch auf diese Anmuth und Beweglichkeit, die ihr abging.

„Sie haben wohl Trauer?" fragte die Kleine, theilnahmsvoll die Thränen der Fremden und ihre schwarze Kleidung zusammenreimend.

„Um den Vater."

„O je! Ich hab' meinen gar verloren, wie ich fünf Jahr' war, das war wohl noch schlimmer."

„Freilich." Und wie sich hier die Gelegenheit gerade bot, knüpfte sie daran allerlei Fragen: woher sie stamme, wie alt sie sei, was sie alles gelernt habe?

„Hulda!" rief's aus der Küche mitten in die Unterhaltung hinein.

Gleich darnach kam die „Gretel" mit dem Kaffee zurück, den sie in der Rechten balancirte, während sie auf den linken Arm ein etwa halbjähriges Kind genommen hatte, mit dem sie plauderte: es solle hübsch still sitzen, daß es nicht um den Kaffee ginge, und so dergleichen.

Das Tablett gelangte auch glücklich auf den Tisch, die „Gretel" sagte: „Bitt' schön," lächelte und blieb stehen. Ein freundliches Bild.

Die Anna, seltsam bewegt, streckte die Hand nach dem Kinde und faßte es an dem einen Händchen. So 'was würde sie auch 'mal haben, aber vielleicht mit schwarzen Augen und dunkeln Härchen. Ueber das drollige Zeug! Sie würde es so lieb haben, aber sie würde nicht so hübsch mit ihm umzugehen wissen wie die Hulda, die immer mit dem Kinde schwatzte, es zärtlich herumhudelte und hundert drollige Namen dafür wußte.

„Wollen Sie's einmal halten, Fräulein?"

„Ich habe noch keins gehalten, ich drück' es am Ende," sagte sie, wurde roth und dachte, wenn sie 'mal eins hätte, so könnte sie am Ende darüber das Gräßliche vergessen, daß ihr Vater ein Räuber und Mörder gewesen war. Und sah wieder das Mädchen an, das ihr so gut gefiel, zu der sie ordentlich eine Art Zuneigung hatte und gar keinen Neid mehr, und gönnte ihr alles von Herzen: Frohsinn, leichtere Art, und wie sie sich über das Geld freuen würde. Denn ihr war alles Geld und Gut bloß noch werth für den Wilhelm.

„Sie sind wohl sehr glücklich, Hulda?" fragte sie sie.

„Ich? Ach du meine Zeit, Fräulein, ein armes Dienstmädel wie ich, wie soll man denn da glücklich sein?"

„Sie sind aber doch lustig; Geld macht auch nicht immer froh, das braucht man nicht grade dazu."

„Das schon. Aber lustig, — das bin ich nur so obenhin."

„Und untenhin?“

„Da bin ich traurig.“

„Kann man das auch zusammen sein? Dann ist die Trauer wohl nicht die schlimmste.“

„Ach, Fräulein!“

„Da ist wohl gar der Schatz eingezogen?“

„Ich hab' keinen Schatz.“

„Oder die Mutter krank?“

„Kein' Mutter hab' ich auch nicht mehr. — Willst Du stehen, Luischelchen, will mein Hundeviecherln schön steh'n?“

„Da fehlt's wohl an einem neuen Kleide zum Tanz?“

„Ach nein!“ Und da stürzten ihr die Thränen in die Augen.

„Nu weiß ich schon nichts mehr,“ sagte die Anna und that ein paar Schlucke.

„Ja, wenn Sie auch das wüßten, wie das is!“

„Das Unglück wird ja nicht zu groß sein. Ist die Frau so grob?“

„O nein, die Frau is gut. 's is halt schon um ein Mannsbild. Wenn daß er könnte, wär' er schon mein Schatz.“

„Warum kann er denn nich?“

Die Hulda wischte sich die Augen mit der Schürze.

„Ach, Fräulein, wenn man's sagt, is 's auch gar zu dumm, aber: er hat halt schon ein' and're, und der muß er doch Treue halten, gelt? Die muß er da doch heirathen, gelt?“

„Ja freilich!“

„Und 's is auch gar ein Feiner, ein Reicher, ein Bauernsohn und heirath't ne Bauerntochter. Was is man dagegen! — Hier Gustel, hier!“

„Nun, es find't sich wohl ein and'rer, dem Sie gefallen.“

„O ja, warum nich? Aber wenn's einem einer halt so angethan hat, — 's Herze is doch kein Gummiball, springt heut dahin, morgen dorthin! Und lieben kann ich doch kein' andern, und zersehn' mich alle Tage um ihn, und kommt er, was is größer, mein' Freude oder Unglück? Is er aber dann gegangen, so möcht' ich schreien vor Kummer. Ach, wer's nich kennt, der kann lachen! — Stille Gustel, stille!

‚Mei Schatz is a Reiter,
A Reiter muß sein,
Das Pferd is dem Kaiser,
Der Reiter is' —

Der is aber auch nich mein! Und da sind wir eben betrübt, Gustel, gelt?“

„Ist er ein Reiter?“

„Nu! Husar.“

„Auch Husar?“

„Haben S' auch einen?“

„N — ja.“

„Ach, das sind gar zu feine Kerls!“

Die Anna knöpfte ihr Jacket auf. Es wurde ihr mit einem Mal so heiß.

„Vom Kaffee,“ sagte die Hulda freundlich. „Oder is Ihn' schlecht, Fräulein?“

„Nein, gar nich!“

„Wollen Sie nich doch 'was dazu essen? Wir haben so guten frischen Streuselkuchen.“

„Ich danke.“

„Nu! — Was will denn das Kind? Hoppapa? sieh doch das schöne Fräulein! Hopp, hoppappa. Wieder singen, Gustel?“

‚Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein,
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu — Wein.

Juchhei' —“

„Das ist doch kein Lied für Mädchen. Woher haben Sie denn das Lied?“

„Das is woll ein Husarenlied, Fräulein, das hab' ich — eben von dem.“

Die Anna stand auf und setzte sich wieder.

„Wie heißt denn Ihr Schatz?“ fragte sie auf einmal ganz hart.

„Das weiß ich selber nicht. Ich hab' ihn nie gefragt, und es hat ihn keiner gerufen. Ich denk' vielleicht Fritz. Zu mir sagt er immer Gretel. Und ich hab's ihm doch gesagt, daß ich Hulda heiß',“ plauderte sie, „aber er heißt mich immer Gretel. ‚Gretel, Dich, wenn Du ein Bauerngut hättst, Dich wollt' ich und kein' and're.' Ich sagt' zu ihm: ‚Sind Sie denn Ihrer Braut nich gut?' ‚Ja,' sagte er, ‚schon, aber nich so wie Dir.' Und hat mich immer geküßt und geküßt. ‚Und an meinem Hochzeitstag denk' ich an Dich.' Ach du mein Gott, der wird wohl nu gewesen sein, und is gewiß hoch hergegangen, und is mir nur immer, als sollt' mein Herze in Stücke gehn! — Ninnei, das Kind, hübsch schlafen! Ninnei, Ninnei, — ich werd' ihn in den Wagen legen, Fräulein. Psch, psch! So, mein Gustelchen. — Und nun denken Sie, ich bin lustig, ich? — Ja wie ich sagte: obenhin, Fräulein!“ Damit bettete sie das Kind in den Wagen, stellte das Kaffeegeschirr zusammen und wollte es eben hinaustragen, als draußen ein Wagen knirschte. Das Tablett zitterte ihr so in Händen, daß sie es auf den Schenktisch wieder hinstellte.

„Ach mein Gott!“

Da ging auch schon die Thür auf.

„'s Greterle! Bist so erschrocken, Katzel? Bei uns ist 's schon gar nich mehr — zum Aushalten! — Was willst Du? Was is? Ein Fräulein ist da? — Da bin ich 'rübergefahren — zu mein lustigen Schneckel —“ Und ließ sie erst gar nicht zu Worte kommen, wiegte sie in seinen Armen hin und her und küßte sie nach allen drei Worten auf den Mund.

„Ein Fräulein is doch —“

„Ach was!“

„Laß sich nur niemand stören,“ sagte auf einmal eine harte Stimme. Und gleich darnach schritt eine an ihnen vorüber zur Thür hinaus, ein Fünfzigpfennigstück auf den Schenktisch legend.

„Donnerwetter!“

„Ich sagte Ihn' ja, — ach Gott!“

„Das ist aber eine verfluchte Geschichte!“

„Das war doch nich gar, — Jesus Maria!“

Da klappte draußen schon ein Wagenschlag, und — rritsch, — ging's über den Kies und zum Hofe hinaus.

Er drehte sich um, ließ sie stehen und rannte hinaus. Die Anna war mit den Braunen gekommen, er mit den Füchsen. Der Christian oben auf dem Bock machte ein unbeschreiblich dummschlaues Gesicht.

„Fahr zu, was Du kannst, Mensch! Wir müssen eine Viertelstunde eher drüben sein als die Braunen.“

„Gelt ock, Herr, daß mer de Füchse rungniren! Dadernach geht's mir schlecht. Die Braunen, die halten ganz anders Tritt! Mit der Stute ging's noch, aber was da der Sattlige is —“

„Willst — Du — zufahren, Kerl!“

XIV.

Als die Anna im Hendrich-Hofe ankam, stand der Königsurlauber von den Husaren hemdsärmelig, mit aufgestemmten Armen unter der Hausthür und lachte, öffnete dann den Schlag, ergriff ihre Hand, um ihr beim Aussteigen zu helfen und sagte: „Das war aber ein' lustige Wettfahrt! Und bin mit meinen Füchsen doch eher auf 'm Flecke!“

Die Anna, in deren Herzen die ganze Fahrt die schwersten Kämpfe getobt, war im ersten Augenblicke so betroffen von seinen Worten, daß sie ihn gar nicht verstand, dann begriff sie seine Absicht, mit liebenswürdiger Unverschämtheit die Sache als einen Spaß zu behandeln und damit zugleich den Dienstboten einen Wink zu geben.

„Sind wir denn überhaupt schon am Ziel?“ fragte sie, an ihm vorüberschreitend.

„Thu' nur die Pferde gut abreiben, sie sind stark im Schweiße,“ rief der Wilhelm dem Kutscher zu. „Dann füttere, und später können sie in der Egge geh'n, wo die Erbsen hinkommen soll'n!“

„Gut, Herr.“

Dann pfiff er sich eins und stieg hinter ihr die Treppe hinauf. Aber es war etwas Krampfhaftes in seiner ganzen Art.

Die drei neu eingerichteten Stuben lagen auf der einen Seite und ein paar Gaststuben auf der andern.

Sie schloß eines dieser sehr einfach hergerichteten Gastzimmer auf und machte die Thür wieder zu, unbekümmert seiner Wege, nahm den Hut ab, zog das Jacket aus und legte sie auf das Bett. Indessen knarrte er draußen auf dem Flur herum, rief irgend einen Befehl hinunter, stiefelte nochmals auf und ab und trat endlich auch ein, mit dem schlauverschmitzten Gesicht, das er schon unten aufgesteckt.

„Na! Da sei nur nich lange erst groß böse, Anndel,“ sagte er gemüthlich, gab ihr einen leichten Schlag zwischen die Schultern, aber ohne daß es ihm gelang, ihr in die Augen zu sehen. „Ich geb's ja zu, 's ist nicht grade fein, wenn einer acht Tage vor der Hochzeit 'ne and're küßt, aber Du mußt auch nicht mehr draus machen als 's ist. Und — wahrhaftig! — 's soll auch nicht wieder vorkommen!“

Sie sah ihm mit großen Augen, die in einer schneidenden Bläue funkelten, ins Gesicht, ohne zu antworten, ohne eine Miene zu verziehen.

Er aber ergriff ihre linke Hand, legte seinen rechten Arm um sie und lachte sie jetzt ganz zärtlich und übermüthig an.

„Laß mich los!“ schrie sie da, „und nicht mehr angerührt!“

„Aber Anndel,“ besänftigte er die Aufgeregte, „das ist doch nu Unsinn. Siehst Du, wenn Du jetzt recht klug wärst, so wärst Du großmüthig, lachtest und dächtest: ‚mit einem Mann, der eine kleine Schwäche hat, läßt sich am leichtsten fertig werden'. Und also —“

„Wenn ich recht klug wäre, — o ja, warum denn nicht? Ich bin's aber nicht und will's nicht sein. Denn ‚klug' sein heißt immer ein bissel mit dem Teufel seinen Pakt machen, und das ist meine Sache nicht. Meine Sache ist überhaupt nicht mehr mit Dir, und muß Dich schon bitten, dahin zu gehen, wo man so kluge Dinge versteht, wie einer nachlaufen und küssen und den Kopf verdrehen und eine andere dabei heirathen wollen. Ich bin zu einfältig dazu und will zu einfältig dazu bleiben.“

„Schwerenoth, was legst Du auch gleich los! Und wo ich Dir aus freien Stücken abgebeten hab' und gesagt, ‚'s wird nicht mehr vorkommen', und machst so 'n Aufwasch wegen so 'm dummen Mädel.“

„Und das dumme Mädel, die Du verrückt gemacht hast auf alle Weise? Der Du Kummer und Herzweh —“

„Ach was ‚Kummer und Herzweh'! Morgen küßt sie ein and'rer, und da lacht sie wieder.“

„Du liebst sie also gar nicht einmal?“

„Jesus nein, lieben! Man kann doch mit einem Mädel seinen Spaß haben, gefällt ihr gut, und ist vielleicht auch 'ne halbe Stunde lang in sie verliebt, — was ist nu da weiter!“

„Das will ich Dir sagen, was da weiter ist: daß man ein schlechter Kerl ist, ist da weiter, daß man keines ehrlichen Mädels Liebe und Treue werth ist, wenn einem ein Mädel so schlecht und gering ist, daß man's für nichts achtet, ob man's traurig macht oder nicht. Und entweder hast Du Dir nichts aus ihr gemacht, und dann warst Du ein Lump, daß Du's ihr vorgeredet hast, oder Du bist ihr gut und verliebt in sie, und dann bist Du erbärmlich feige, wenn Du's nicht eingesteh'n magst. Und hältst an mir fest ums Geldeswillen und um nichts weiter. Wäre die aber reich, so thät'st Du die achten, und ich wär nichts als das dumme Ding, wo's nicht drauf ankommt, weint sie sich die Augen aus oder nich. Ich will nichts davon sagen, kein Wort, wie Du mich gradeaus beleidigt hast, daß Du nebenher eine and're scharmirst, nur davon will ich reden, wie Du mich mit der andern kränkst. Denn ich kann nicht so denken: ‚die dort und ich hier und gehen uns nichts an', sondern mich geht jedes Mädel an, und wer eine gering achtet, achtet alle gering und mich mit. Und bist Du so einer — was weiß ich denn, ich wär' Deine Frau und dächtest: ‚so ein Weib, ob das 'mal flennt oder nicht, was kommt's darauf an, bin ich doch Herr im Hause, und was ihr gehört, gehört doch nicht ihr, aber mir'. Und hätt' einen groß und reich gemacht, über mir zu stolziren in dem meinigen und säh' mich verachtet, weil ich ein Weib bin. Und darum: nicht um das, was Du mir ohne weit'res angethan, aber um das, was Du der andern angethan, — und sollt' mir mein Herz brechen um Dich! — Aber es ist schon gesorgt, daß 's nicht bricht! — Ist dort eine Thüre für Dich, und so — Gott befohlen!“

Er sagte nichts, er zog die Lippen ein wenig breit und sah sie aus einem blassen Gesichte finster an, trotzig, hochmüthig und — ging.

Sie hörte seine Schritte auf der Treppe, im Flur, hörte die Thüren auf- und zuschlagen und dann die Hausthür ins Schloß fallen.

Da warf sie sich aufs Bett, drückte den Kopf hinein und die Zähne in den Arm, fest, ganz fest. Nur nicht schreien, nicht schreien!

— — — — — — — — —

Draußen lag die Welt gold- und purpurfarben, nur die hohen Bergkuppen dunkelgrün, aber thalwärts alles in leuchtendem Bunt. Es flammten die Büsche, es glänzte im Grase auf und nickte purpurn dem Bache zu.

Und es flammte im Antlitz dessen, der finster und trotzig die Landstraße hinabschritt und wieder hinauf, der Höhe zu, auf der die Gastwirthschaft lag.

Dort ließ er sich nieder, bestellte sich ein Bier, steckte eine Cigarre an und sah in das Land hinaus.

Was hatte er denn eigentlich gewollt, was beinahe schon gethan?

Seine Seele verkaufen um ein buntes Stück Land, um ein paar Kisten und Kasten, voll mit unredlichem Gelde, — seine Manneskraft, seinen fidelen Sinn, sein Herze und Gemüth verschachern! Das hatte er gewollt.

Und hatt' es selber nicht eher gemerkt, was für einen elenden Handel er da vorgehabt, bis daß er die Gretel zum letzten an seinem Herzen gehalten und war hingegangen und hatte noch den Braven gemacht und sie von ganzer Seele verleugnet, das Schneckel, das ihm so gut war. Alles aus purer, gemeiner Geldgier und aus Hochmuth!

Und gut, daß keine Spiegel an den Bäumen hingen und er brauchte nicht hineinzusehen und den Menschen zu sehen, der in des Kaisers Leib-Regiment gestanden und ein solcher Lump geworden war!

Zum Teufel, das war er doch nicht!

Da sollte doch einer kommen und ihm das sagen, — er selber durfte sich das nicht anthun.

Das war hier gewesen, an dieser Stelle, daß das über ihn gekommen war, die Hand auszustrecken nach etwas, das ihm nicht zustand, und war gegangen, die Anna anzustarren, um sie zu beherzen und sie zu haben mit allem, was sie war, und war doch niemals sein Herz richtig dabei gewesen, und hatte immer revoltirt, soviel er auch geschafft und geschanzt.

Jetzt aber war er hierher gekommen, Abschied zu nehmen von Berg und Thal und — von dem, das er selber gewesen: ein Wucherer mit Blicken, Küssen und Händedrücken, — wie ihm denn dieser Lump von Agenten hatte vorwerfen dürfen, — wie ihm die Anna noch eben deutlich genug gesagt, — ein Wucherer um Geld und Geldeswerth. Der Teufel auch! Ob ihn dann sein Rittmeister auch gern bei der Waffe hätte behalten wollen, wenn er gewußt, daß er ein solcher Kerl sei? Ihn, der des Königs Rock und Königsurlaub schimpfirt hatte mit seiner Habgier, schlimmer als des Alten, der so plötzlich ins Grab gemußt?! Und hatte sich immerfort selber aufgeblasen, belogen und groß gethan vor sich, um sich das nicht eingestehen zu müssen, — und war doch nicht anders!

Ach! — Und hatte sein Gretel sitzen lassen und verleugnen können, das Eichkätzel allerliebste, in das er so verrückt war! — Pfui! Was doch aus einem anständigen Menschen werden kann, und dünkt sich noch, wer weiß was!

„Zahlen!“

Der Brauer selber kam heraus und warf einen versteckten Blick nach dem ‚Hendrich'schen', wie er ihn nannte.

„Kann ich in zehn Minuten eine Fuhre haben, Herr Heß?“

„Reicht's nicht mehr aus bei Euch unten?“

„Nein.“

„Freilich können Sie sie haben.“

„Dann los! Ich geh' voraus. An der Mühle kann mich das Gespann einholen.“

„Das geht. Wohin die Reise, Herr Reiner?“

„Nach Merzdorf.“

„Schon gut.“

Der Wilhelm bezahlte, nahm seinen Hut, grüßte und ging.

„Für Deine schwarzen Aeugel, Mädel, — Geld! Für Deine Lustigkeit — Geld! Für Deine Lieder, Dein Lachen, Deinen Schwarzkopf und Dein Herze — Geld! Juchhe, Mädel, flenn' Dir die Augen nicht ganz aus, daß Du mich wiedererkennst, wenn ich komme! Dann aber — gearbeit', geschafft, gehungert, gebettelt meinetwegen mit Dir, — aber Dich haben, haben, haben! Dich! Gebettelt meinetwegen, aber gesungen — mit Dir!“

Und da sang er auch schon:

‚Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein,
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu Wein.
Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidi, heidallala,
Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidallala.‘

Schlesische Art.

XV.

Was doch für Dinge alles in der Welt passiren! Nicht die Kleinstadt allein hat ihre Klätschereien und Tuscheleien, nicht die Metropole und ihre Zeitungen mit sensationellen Skandalen und Skandälchen, — im Schoße friedlicher Gebirgsthäler, in denen der Pflug die Erde wendet, die Dreschflegel klingen und das Gebimmel des herbstlichen Weideviehes auf den Wiesen und Stoppelfeldern tönt, geschehen Wunderdinge und Märchen, die dann sogar in die Provinzblättchen und superklugen vornehmen Intelligenz-Blätter der Metropole gerathen.

Daß zwei blutarmen Geschwistern ein durch Zinseszins verdoppeltes Kapital als ein Abtrag längstverjährter Schuld von unbekannter Seite zugehen mag, — das war seltsam, abenteuerlich, aber dergleichen kommt doch ab und zu einmal vor. Daß eine Braut drei Wochen vor der Hochzeit, da die Gäste schon geladen, die Carmina schon gedichtet, das Brautkleid schon zugeschnitten ist, den schönen, jungen Bräutigam, den sie aus Liebe gewählt, gehen heißt, das war schon verwunderlicher. Daß dieser Bräutigam schnurstracks hingeht und just das Mädchen nimmt, dem das geheimnißvolle Kapital zugefallen, war noch erstaunlicher, — aber daß die Braut, „eine Bauerntochter von echtem Schrot und Korn“ wie es in den Zeitungen hieß, dreihundert Morgen Acker, Wald und Wiese zu einem Gemeindelande, einer Allmende hergiebt, zu freier Nutzung und Holzung, für alle Zeiten sich sein entäußernd, — so etwas war noch nie vorgekommen. Gelehrte Herren brachten in gelehrten Journalen lange Artikel über diesen Anfang praktischer Lösung der socialen Frage, die immer und immer nur in der freiwilligen Aufgabe von Besitz und Recht geschehen könne, und der Fall war so absonderlich, daß herbstliche Gebirgsfrischler das Rodauer Thal aufsuchten, wo, durchsonnt von einem milderen, wärmeren Lichte, wie es schien, zwischen waldreichen Höhen und glitzernd durchströmter Niederung das blühende Gelände lag, auf dem die Lösung der socialen Frage keimte. —

(Schluß folgt.)

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

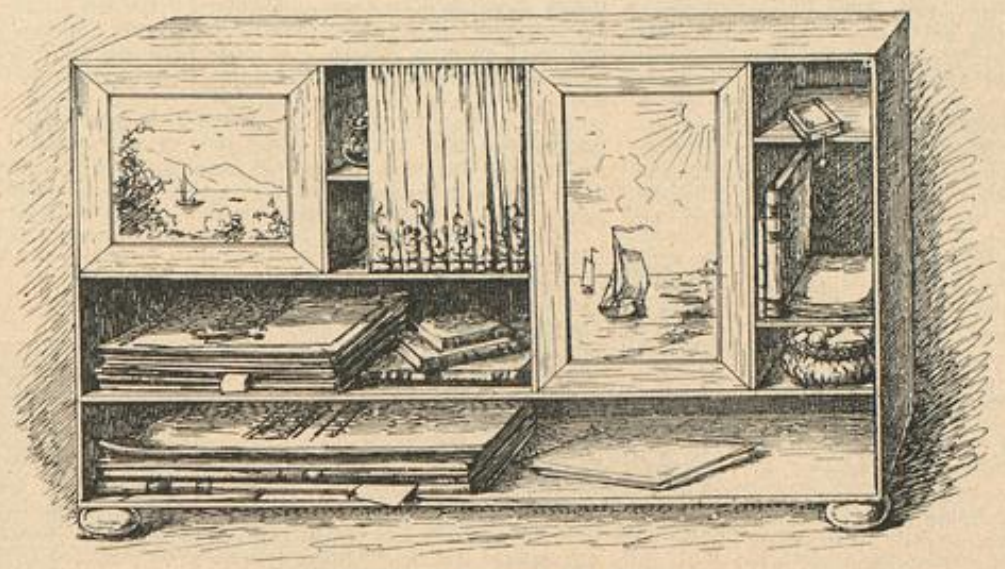
Frauenrechte — Frauenpflichten. Von Frau Ida v. d. Lütt. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, Wien, Stuttgart, Leipzig. (Preis geheftet 60 Pf.)

Unter den jüngst erschienenen Schriften, die das Für und Wider der Frauenbewegung kritisch beleuchten, verdient eine kleine Broschüre ganz besondere Beachtung, insofern als die Verfasserin der Frauenfrage ganz neue Gesichtspunkte abgewinnt. Sie versucht darzuthun, daß die Frau, die sich in einem Staate gewisser Rechte erfreut, mit diesen Rechten auch Pflichten gegen die Gesammtheit der Staatsbürger, also auch gegen den Staat selbst übernimmt. Nach voller Anerkennung der Bestrebungen jener, die eine vernünftige Frauen-Emancipation zu fördern suchen, nach logischer Begründung der Nothwendigkeit, all den Frauen neue Berufszweige zu schaffen, die genöthigt sind, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, nach der zeitgemäßen Forderung an den Staat endlich, durch vermehrte Einrichtung und Freigabe von entsprechenden Bildungsstätten, — Gymnasien und Universitäten, — der Frau die Möglichkeit zu gewähren, sich das zur freien Berufswahl berechtigende Wissen anzueignen, wendet sich die Verfasserin zunächst an alle Gegner der Frauenbewegung, Männer wie Frauen. Klar und bündig, mit warmer Ueberzeugung, nicht immer ohne Spott, beweist sie ihnen, daß ihre Gegnerschaft nicht stichhaltig ist gegenüber der durch die Macht der Verhältnisse zur Nothwendigkeit gewordenen Emancipation, daß hingegen eine vernünftige Emancipation, soweit diese in der harmonischen Ausbildung von Geist, Verstand und Willen der Frau besteht, nicht nur zu deren eigenem Heil, sondern zur Hebung des ganzen Menschengeschlechts dienen und ein Mittel mehr werden muß zur Heilung socialer Schäden, in letzter Reihe demnach zur Bekämpfung der Socialdemokratie. Mit bitterer Anklage straft sie dann die Klasse jener Frauen, die durch Oberflächlichkeit und Genußsucht, durch Bequemlichkeit und Egoismus im Wohlleben einen großen Theil der Schuld tragen, nicht nur am eigenen häuslichen Elend, auch an dem Ueberhandnehmen der Socialdemokratie, besonders unter den niederen Klassen. Die Emancipation, so führt die Verfasserin aus, soll aus der einen Klasse der Frauen Wesen schaffen, die durch Wissen gerüstet sind zum Kampf ums Brod, aus der Frau der anderen, mehr begünstigten Klasse, aber statt der Salon-Puppe ein denkendes Weib, eine Genossin des Mannes, voller Anmuth und Würde, eine Hüterin und Pflegerin der anvertrauten Güter: Haus, Herd, Familie und Staat. An der Hand der „Emancipation" führt die Schreiberin im weiteren die „Frau" von den errungenen Rechten zu ihren damit übernommenen Pflichten. „Gleich dem Mann, der für ihm gewährte Rechte oder Vergünstigungen dem Staat einen Dankeszoll zahlt durch Dienste im Heer, durch freiwillige Leistungen in Aemtern verschiedener Art, so," — folgert Verfasserin, — „obliegt der ‚gleichberechtigten Frau' die Pflicht, dem Staat, dem Gemeinwohl des Volkes in ähnlicher Weise zu dienen, — als stehendes, geschultes Heer von Siechen-, Kranken- und Armenpflegerinnen. Etwaige Zweifel an der Durchführbarkeit dieses Planes weiß die Verfasserin glänzend und überzeugend zu widerlegen. Die Wehrpflicht der Frau, eine Folge der Emancipation und geboren aus dem natürlichen Trieb der Frau zur Liebesthätigkeit und barmherzigen Milde, — das ist somit der Ausblick in die Zukunft der Frau, den das interessante Büchlein seinen Lesern eröffnet. E. S.

Unsere Kinder.

Etwas über Kindererziehung. — Das Auge der Liebe, — so behauptet man, — sieht scharf. Auch das einer Mutter sollte dieser Eigenschaft nicht entrathen, handelt es sich doch bei allem, was es erspäht, um das Wohl und Wehe eines kostbaren, ihr anvertrauten Gutes! Es soll der Mutter nicht nur daran liegen, zu beobachten, was ihr Kind treibt, sondern auch zu ergründen, wofür sein kleines Herz schlägt, was es gern mag und was nicht, und vor allem, wie es geartet ist, in welcher Weise jeder Eindruck von außen in seinem Innern Spuren hinterläßt. Hierin liegt eine Hauptaufgabe der Erziehung. Mit der Hingabe und Opferfähigkeit, welche die Natur dem Mutterherzen gab, verlieh sie ihm einen herrlichen Schatz, mit ihm zugleich aber auch eine große Verantwortlichkeit. Jeder Mensch, also auch das Kind, ist eine besondere Welt für sich. Jedes Kind will und muß darum auch in seiner Art „genommen" werden; es ist dies zwar besonders schwierig dort, wo sich um die Mutter eine Zahl von Größeren und Kleinen, einschließlich des „Baby", schart. Doch wie verschieden alle auch in Gewohnheiten, Neigungen und Fähigkeiten sich erweisen, eine sorgsame Erziehung darf niemals versäumen, diesen individuellen Erscheinungen, so viel es möglich ist, Rechnung zu tragen. Hier heißt es mit Liebe und Geduld zu studiren, welche Eigenschaften sich besonders geltend machen, und wie sie, — falls ein Hang zum Bösen zum Ausdruck kommt, — zu erfassen, zu dämpfen und wie abzugewöhnen sind. Zwar wird es auch bei redlicher Mühe nicht immer gelingen, ein heftiges, störrisches, unverträgliches Kind in ein sanftes, gefügiges und verträgliches zu verwandeln, aber verständnißvolle Einwirkung und namentlich das Beispiel vermögen unendlich viel, selbst bei schlimmsten Charakter-Fehlern. Toni Pauly.

Bilderrahmen mit Flügeln. Holzbrand.



Fensterbrett-Schrank mit Malerei.

Kinder durch Geld zu belohnen. — Es ist bei vielen meiner Bekannten Sitte, daß ihre Kinder für Fleiß und Aufmerksamkeit in der Schule mit einem Geldgeschenk belohnt werden. Für jedes gute Zeugniß giebt es 3 Mk., und kürzlich hörte ich sogar, daß einer Schülerin für jedes „sehr gut" 1 Mk. versprochen wurde. Es scheint mir nicht richtig zu sein, die Kinder dafür, daß sie ihre Pflicht thun, mit Geld zu bezahlen. Ein gutes Zeugniß soll den Eltern und Kindern eine Freude sein, aber die reine Freude geht den letzteren verloren, sobald sie auf eine regelmäßige Belohnung durch Geld rechnen dürfen. Will man ihnen für besonders gute Leistungen eine Freude machen, so suche man eine passendere Art und Weise. Wir müssen alle danach streben, den idealen Sinn in den Kindern zu pflegen.

Eine Mutter.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Ausbildung von Kinderpflegerinnen. — Ein Beruf, der nach Erwerb strebenden Frauen zugleich Befriedigung und Lebensunterhalt gewährt, ist der der Kinderpflegerin. Es handelt sich hierbei um Kinder, die nicht an das Bett gefesselt, sondern nur leidend und der geschulten Pflege nach ärztlicher Vorschrift bedürftig sind. Das kränkelnde Kind will auch in gesunden Tagen sorgfältig überwacht werden; auf seine oft krankhaften Ideen soll mit Verständniß eingegangen und ihnen unmerklich eine Leitung gegeben werden. Dies vermag die Kindergärtnerin, die mit gesunden Kindern zu thun hat, nicht immer; ebenso wenig kann die Diakonissin hier eintreten, weil ihre Zeit der Krankenpflege gehört. Die Mutter, die durch häusliche, gesellige, zuweilen auch durch geschäftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen ist, kann ihren kränkelnden Liebling aber getrost der Kinderpflegerin übergeben, deren Ausbildung sie zugleich befähigt, kranken und gesunden Kindern eine sorgsame Hüterin zu sein.

Junge Mädchen der besseren Stände im Alter von 18-30 Jahren, die kräftige Gesundheit durch ein ärztliches Attest nachweisen, erhalten Ausbildung zu Kinderpflegerinnen in dem Emma-Heim zu Bad Nauheim, das zur jezeitigen Aufnahme von 12 Kindern aus den höheren Ständen bestimmt ist. Praktische Anleitung ertheilen die Vorsteherin der Anstalt, Frau Sanitätsrath Müller, die in der Bergmann'schen Klinik in Berlin ihre Erfahrungen erworben hat, und die Oberschwester, eine tüchtige Diakonissin. Der theoretische Unterricht ruht in Händen einiger Aerzte. Der Cursus dauert vom 1. April bis zum 1. November; am Ende desselben findet eine Prüfung und die Ausstellung eines Zeugnisses statt. Für Station und Ausbildung sind 30 Mk. monatlich zu zahlen. Eine Caution von 150 Mk., welche zu stellen ist, wird nach Beendigung des Cursus zurückgezahlt. Die Anstalt verschafft den Pflegerinnen Stellen. Das Anfangsgehalt beträgt jährlich 300 Mk. Alles Nähere besagen die Prospecte. D. Red.

Familien-Pensionat. — Ist eine Mitleserin vielleicht in der Lage, einer alleinstehenden jungen Frau der besseren Stände, die sich eine Existenz gründen muß und ihre vollständige Einrichtung hat, eine Stadt anzugeben, wo die Errichtung eines Familien-Pensionats Erfolg verspräche? Abonnentin in Aachen.

Krankenkasse für Schneiderinnen. — Könnte mir eine Leserin Auskunft darüber geben, wo sich eine Krankenkasse für Schneiderinnen befindet, ob dieselbe auswärtige Mitglieder aufnimmt und unter welchen Bedingungen? D. B. in T.

Häusliche Kunst.

Bilderrahmen mit Flügeln. Holzbrand. — Für ein mir besonders liebes Bild, das ich nicht gern fremden Augen preisgeben wollte, hatte ich vergeblich versucht, einen passenden Rahmen zu finden. So zeichnete ich mir denn selbst Umrisse und Musterung eines gothischen Fensters in 19 zu 32 cm Größe auf ein dünnes Brettchen aus Buchenholz, schnitt mit der Laubsäge Contour und Raum für das einzufügende Bild in Cabinet-Format und verzierte nun den Rahmen mit dem Brennstift. Dann schmückte ich zwei 13 cm hohe, 9 cm breite Holzplatten, — die Fensterflügel, — innen und außen mit Holzbrand und fügte sie dem Rahmen in passender Höhe durch je zwei Scharnire an. Die durch Glas geschützte Photographie wird auf der Rückseite durch ein Stück kräftige Pappe gedeckt, das zwei dünne Leisten halten. Eine kräftige Metall-Oese dient zum Aufhängen.

Frau v. A.

Fensterbrett-Schrank mit Malerei. — Der Hausfrau Schreibtisch ist bald mit Briefen, Quittungen u. dergl. überfüllt, und doch dürfen all diese Dinge nicht ohne weiteres im Papierkorb verschwinden. Ein passender Aufbewahrungsort dafür bietet sich in Gestalt eines Fensterbrett-Schrankes. In die Fensternische des Boudoirs gestellt, nimmt er wenig Raum ein und gewährt doch in seinen Fächern und seinen zwei geräumigen Schränkchen hundert bisher obdachlosen Sachen einen sicheren Platz. Die Maße richten sich in Höhe, Breite und Tiefe je nach der Fensternische, in die das Schränkchen gestellt werden soll. Die Länge des dargestellten Modells beträgt 106 cm bei 76 cm Höhe. Die kleine, in Scharnieren hängende Thür links ist 36 cm breit und 32 cm hoch. Die anstoßende Nische, vor die es sich empfiehlt, eine kleine Gardine aus Liberty-Seide oder Leinen mit Handstickerei zu ziehen, hat eine Breite von 25 cm; die hohe Thür mißt 27 cm Breite bei 53 cm Höhe, und die zweite Nische hat eine Breite von 18 cm bei einer Gesammthöhe von ebenfalls 53 cm. Der noch übrige Raum ergiebt ein kurzes und ein langes Fach; letzteres, für Journale, Zeitungen und Mappen berechnet, ist 18 cm hoch, das darüber befindliche, nur bis zur Hälfte reichende Fach mißt 20 cm Höhe. Das ganze kann aus leichtem Holze von jedem einfachen Tischler gefertigt werden. Das Original ist mattgrün gebeizt und lackirt; die Thürfüllungen, flott bemalt mit Landschaften, wirken besonders gut. Natürlich läßt sich auch Brandmalerei für den Schrank verwenden. Mein Schränkchen nimmt neben Wirthschaftsbüchern und Arbeits-Material auch das Gebäck nebst dem Zucker zum Fünf-Uhr-Thee auf.

F. v. E.

Zwei Deckchen. Prismatine-Malerei auf Velvet.

Zwei Deckchen mit Prismatine- oder Bronzemalerei. — Zu Weihnachten hatte ich das Werk „Häusliche Kunst" erhalten, und so eifrig bin ich dabei, die verschiedenen Techniken zu studiren und zu Nutz und Zier unseres nagelneuen Heims auszuüben, daß mich mein Mann seitdem nur die „häusliche Künstlerin" nennt. Glücklicherweise kommt mir ein kleines Zeichen-Talent zu statten, denn mein Hausherr ist nicht ganz leicht zu befriedigen und haßt den modernen „Decorations-Plunder", wie er sich ausdrückt, sodaß manches Stück, das mehr Liebe als Talent und Geschmack zu unserer Hochzeit gestiftet, nur in einem versteckten Winkelchen geduldet wird. — Augenblicklich versuche ich mich auch in der Prismatine-Malerei (Lieferung 3 der „Häuslichen Kunst"); bevor ich mich aber an einen größeren Paravent wage, habe ich ein paar Deckchen als Unterlagen für Vasen, Lampen u. dergl. gemalt. Auf weiße Sammet-Quadrate von 20 und 23 cm Größe wurden die Umrandungen, — Schmetterlinge und Weinlaub, — zunächst mit dem Brennstift contourirt, auch Stiele und Adern kräftig gebrannt, ebenso die Fühler der Falter und die Zeichnung auf den Flügeln. Hierauf malte ich mit den bunten Prismatine-Farben, die mit Medium angerührt werden, möglichst in den natürlichen Farben und mit feinem Auftrag, der aber immerhin den Sammetgrund decken muß, bis auf die höchsten Lichter, für welche gleich die Grundfarbe dienen kann. Zuletzt wurden die Deckchen ausgeschnitten, genau den Contouren des Randes folgend. Die Wirkung der Verzierung ist ebenso prächtig, wie die Ausführung amüsant und lohnend. Statt der Prismatine-Farben kann man sich natürlich auch der gewöhnlichen Bronzefarben bedienen, die aber weniger Schattirungen aufweisen.

E. F.

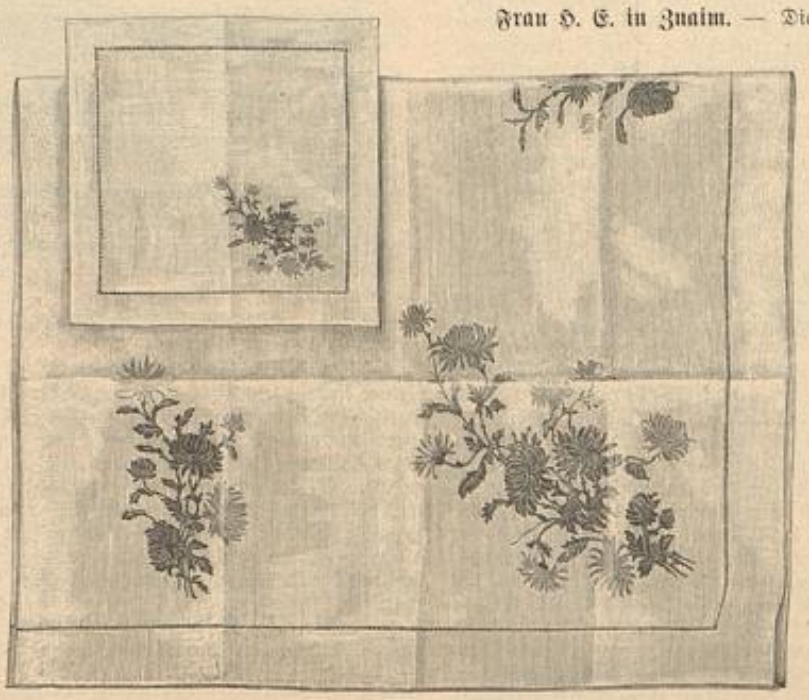
Frl. v. M. — Die „Decorations-Spitzen" und den gebogenen Platinstift von Emil Kohm in Karlsruhe i. B. erhalten Sie auch bei Kelz u. Meiners, Berlin W, Leipzigerstr. 10. D. Red.

Fürs Haus.

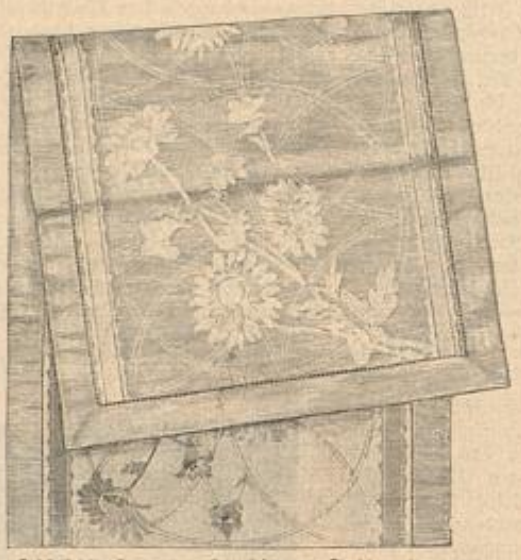
Vorrichtung zum Feststellen geöffneter Flügel an Doppelfenstern und Balcon-Thüren. — Die Firma Rob. Schuzer, Berlin, Bremerstr. 1—12, hat eine neue Erfindung in den Handel gebracht, die hervorragende Eigenschaften gegenüber anderen derartigen Vorrichtungen aufweist, und die bereits bei den bedeutendsten fiscalischen und privaten Neubauten, wie dem Reichstags-Palast 2c., Verwendung gefunden hat. Das uns vorliegende Modell, ein rechtes und ein linkes Paar, in gefälliger Form, ist für ein vierflügeliges Doppelfenster bestimmt. Jedes Paar besteht wieder aus einem 17 cm langen, mit senkrecht beweglichem Knopfheber versehenen Arm mit zwei Schraubenlöchern und aus einem Löcher-Register. Die Theile für den rechten Flügel sind mit R, die für die linken mit L gezeichnet. Der mit Knopfheber versehene Theil wird am unteren Schenkel des Außenflügels und der mit Löchern versehene, am gegenüberliegenden Innenflügel angeschraubt. Sobald man nun den äußeren mit dem inneren Flügel in einer beliebigen Stellung fest verkuppelt, ist ein festes Dreieck construirt; die beiden Flügel können sich jetzt in ihren Drehpunkten nicht mehr bewegen und stehen unweigerlich fest. Technologisch hat die Erfindung also nichts Gesuchtes, wie so viele andere, sondern sie stützt sich auf ganz bestimmte Normen. Für das Anbringen der Apparate stellt die obige Firma Interessenten die bezügliche Anleitung gern zur Verfügung. Die Preise variiren, je nach Ausführung und Material, von 1 Mk. bis 2,75 Mk. pro Vorrichtung. R. S.

Modernes Tischzeug. — Die Industrie bietet eine so reiche Auswahl an kostbaren Geweben in schöner Verschmelzung von Muster und Farbe, daß man unmöglich einem allein den Preis zuerkennen kann. Feiner weißer Leinen- oder Seidendamast gilt immer noch als das Gediegenste für den Speisetisch, erscheint jedoch auch hier meist im Verein mit dem farbig gewebten oder gestickten Tischläufer; am Thee- oder Kaffeetisch dagegen bedient man sich fast ausschließlich farbiger Gedecke. Eingewebte, durchgehende Muster, Plein-Figuren und Bordüren, vorzüglich in den Farben Blau, Rosa, Lila und Roth heben sich wirkungsvoll von dem weißen Grunde ab. Weiße Damastgedecke zeigen neuerdings auch à jour-Stickereien im Plein, — besonders bei Rococo-Mustern, — und dementsprechend Durchbruch-Arbeit am Rand. Den früher landläufigen Fransenabschluß an Thee- und Kaffeegedecken ersetzt jetzt meist ein breiter Hohlsaum, für das Tuch etwa 10 cm, für die Servietten 3 bis 4 cm breit. Im Anschluß an das im technischen Theil der Nummer über Tischwäsche Gesagte und als Ergänzung der dort dargestellten Vorlagen folgen an dieser Stelle noch einige besonders interessante Neuheiten. Der prächtige Tischläufer aus Seidendamast in Gelb und Weiß ist 45 cm lang, 108 cm breit; sein fortlaufendes Blumenmuster wird von einem 5 cm breiten Hohlsaum rings begrenzt; auch das 78 cm im Quadrat messende Theetuch aus rosa Damast, mit Eichenlaub-Motiven, sowie die 43 cm im Quadrat große Serviette mit Durchbruch-Ecke in dem Rococo-Muster zeigen den Hohlsaum ringsum. Neu und höchst originell ist das dargestellte Theegedeck mit 12 Servietten, letztere in 44 cm großem Quadrat, das auf weißem Grunde eingewebte Blumensträuße aufweist. E. S.

Damast-Serviette mit Durchbruch.



Thee- oder Kaffeegedeck aus Damast mit eingewebten farbigen Blumen und Hohlsaum.



Tischläufer aus farbigem Seidendamast.

Damastdecke mit Durchbruch.

Elektrische Koch- und Heizeinrichtungen. — Eine elektrische Küche, — das Ideal der Hausfrau! Da giebt es keinen Aerger mit Rauch und Ruß, denn Holz und Kohlen sind eine längst abgethane Sache. Ein Griff, und der gewünschte Hitzegrad steht zur Verfügung, um ebenso rasch wieder ausgeschaltet werden zu können. Auf der vorjährigen Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe in Stuttgart sah ich einen elektrischen Kochherd von der Firma Paul Stotz, Stuttgart, ausgestellt, der mir das Vollkommenste scheint, was in Kochherden überhaupt besteht. Bei seiner Herstellung ist sowohl der technischen als der ästhetischen Form Rechnung getragen, dabei ist die Handhabung sehr einfach. Jede Platte kann einzeln eingeschaltet werden und wird durch vorn angebrachte Hebelchen regulirt. Während man auf einer Platte nur den zum Warmhalten der Speisen nöthigen Strom einschaltet, kann man an anderer Stelle, mit beliebiger Wärmezuführung von oben und unten, backen, an dritter kochen und sieden, wobei der unbenutzte Theil des Herdes durch Ausschalten überhaupt ungeheizt bleibt. Die Ersparniß an Strom ist also ganz bedeutend. Sehr praktisch sind ferner die von derselben Firma angefertigten elektrischen Bratroste, mittelst derer man in 6 bis 7 Minuten Beefsteaks, Cotelettes und andere kleine Fleischspeisen bereiten kann. K. L.

Kücheneinrichtung. — Eine hübsche Küche ist der Stolz jeder tüchtigen Hausfrau; wie ich die meine mit wenig Kosten hübsch ausstattete, möchte ich meinen Mitleserinnen in folgendem mittheilen. Zunächst ließ ich sämmtliche Küchenmöbel mit weißer Oelfarbe und danach mit Lack überstreichen, damit Ruß und Staub nicht zu sehr haften bleiben. Bevor die Möbel dann aber in Gebrauch genommen werden, muß man sie mit kaltem Wasser abwaschen, weil der Lack sonst klebt. Das Innere des Küchenschrankes ist blau gestrichen; die Bretter begrenzt blau-weiße Spitze mit Sternmusterung, ebenso die weiß gestrichenen Küchenbretter. Die Tischplatte ließ ich mit Wachstuch (blaue Sterne auf weißem Grunde) überziehen, das rings um den Tisch mit übergenagelten Leisten befestigt ist. Für den Vorhang zur Anrichte säumte ich weißes Halbleinen unten breit um; den unteren Rand bestickte ich mit einer blauen Kreuzstich-Borte, das Ganze mit einem weitläufigen Plein aus Sternfiguren. Wer die Mühe des Stickens scheut, kann auch blau und weiß gemusterten Kattun für den Vorhang nehmen. An der Wand, neben dem weiß-blau gestrichenen und mit Spitzen verzierten Küchenrahmen, hängt, an blauer Schleife und mit blauer Einfassung verziert, der unentbehrliche Kalender. Auch die Besenstiele 2c., die an einem blau-weißen Hakenbrettchen hängen, sind blau gestrichen. Eine Anzahl kleiner blau-weißer Dosen, auf dem Küchenbrett in Reih und Glied stehend, fügen sich der Einrichtung hübsch ein. Nun aber kommt das Schönste: mein Küchengarten! Einen alten Blumentisch, der mir fürs Zimmer nicht mehr schön genug, strich ich ebenfalls weiß und gab ihm einige blaue Verzierungen. Auf dem Tisch stehen in Töpfen allerlei Küchenkräuter: Schnittlauch, Petersilie, Sellerie 2c. Estragon und Boretsch machen sich besonders schön, und nicht zu vergessen ist die sogenannte Kressen-Vase, die wohl den meisten Leserinnen bekannt sein dürfte. Je nach der Jahreszeit füge ich noch das eine oder andere hinzu. Auf diese Weise habe ich immer etwas Suppenkraut zur Hand, und wenn auch die Schmackhaftigkeit etwas bei der primitiven Pflege leidet, so ist das Kraut doch nicht schlechter als das aus den Gemüsekellern oder vom Markt, wo es durch das Lagern und wiederholtes Begießen auch das Aroma verliert. Nahe an das Fenster gerückt, gedeihen die Kräuter in der feuchten, warmen Küchenluft prächtig. Die Fenster zieren weiße Vorhänge, mit einer Schleife aus breiter, blauer Litze ziemlich hoch aufgenommen; so kann das Licht ungehindert auf die Pflanzen fallen. Ich muß gestehen, daß mir meine wohnliche Küche fast mehr Freude bereitet, als mein Salon. Möge meine Beschreibung einer jungen Frau, die an freudigem Schaffen in behaglicher Häuslichkeit ihr Glück findet, zur Anregung dienen. M. G.

Verwendung des Kochsalzes im Haushalt. II. — Unsaubere Strohmatten, in warmem Salzwasser mittelst harter Bürste gereinigt und klar nachgespült, werden wie neu.

Alte Bügeleisen glättet man durch Abreiben mit einer Mischung von Salz und Bienenwachs.

Vorjährige Nüsse gewinnen einen frischeren Geschmack durch mehrtägiges Wässern in mildem Salzwasser und weiteres Aufbewahren in Sand, der mit Salzwasser angefeuchtet ist.

Kaffee wird verbessert durch einige Körnchen Salz, die beim Filtriren in den Kaffeebeutel gegeben werden.

Leicht angebrannte Speisen rettet man durch Ueberdecken mit einem nassen Tuch, welches dick mit Salz bestreut und eine Weile darauf belassen wird.

Citronen erhält man frisch durch Bedecken mit Salz. Parmesan-Käse, der in Salz aufbewahrt wird, verhärtet nicht zu sehr.

Eier conservirt man, einzeln in Seidenpapier gewickelt, in einer kleinen Kiste voll Salz, so verpackt, daß sie sich nicht berühren. Die fest verschlossene Kiste muß wöchentlich einmal umgewendet werden.

Das Alter der Eier erkennt man, wenn man sie in eine Lösung von 144 g Kochsalz auf 1 l Wasser taucht. Ist das Ei einen Tag alt, so fällt es zu Boden; ist es älter erreicht es den Boden nicht; ist es drei Tage alt, so schwimmt es unter dem Wasserspiegel, ist es älter als fünf Tage, so kommt es an die Oberfläche und hebt sich um so mehr, je älter es ist.

Zerquirltes Eigelb zum Legiren von Suppen, mit einer Prise Salz vermischt, ergiebt ein weit intensiveres Gelb, und man erspart dadurch 1 bis 2 Eier.

Eiweiß, mit einer Prise Salz geschlagen, ergiebt festeren Schnee.

Rohes Fleisch conservirt man längere Zeit in einem Steintopf, legt ein Tuch darüber und bedeckt dieses mit einer dicken Lage Kochsalz; darüber wird Papier gelegt und eine 5 cm hohe Schicht pulverisirte Holzkohle daraufgeschüttet.

Conservirung der Butter erzielt man durch Aufguß von einer 15procentigen Salzsoole und Aufbewahren an einem kühlen Ort.

Käse wird verbessert durch Einschlagen in mit Salzwasser getränkte Lappen und Verpacken hiermit in Steintöpfen.

Austern erhält man längere Zeit lebend, wenn das geöffnete Fäßchen sofort mit einem Leinentuch bedeckt und Salz, sowie zerkleinertes Eis und Kleie darauf gestreut wird.

Schimmeln der Würste und Schinken verhütet man durch Bestreichen mit einem dicken Brei aus Salz und ein wenig Wasser. A. H.

Gärtnerei.

Frau H. E. in Znaim. — Die Palmenlilie (Yucca) ist eine ganz harte und anspruchslose Pflanze. Für Ihre ältere Pflanze genügt es, wenn Sie dieselbe alle 2 bis 3 Jahre einmal im Frühling in recht kräftige Erde versetzen lassen, zumal Sie künstlichen Dünger bieten wollen, was aber nicht in dem Jahre geschehen darf, in welchem der Baum frisch verpflanzt wurde. Man verpflanzt die Yucca im Frühjahr, bringt sie schon zeitig im April in den Garten oder auf den Balcon und gießt sie hier im Sommer regelmäßig. Auch das Besprengen der Blätter ist empfehlenswerth. Zum Gießen und Sprengen darf aber nur abgestandenes Wasser verwendet werden. Im Winter muß die Yucca in hellen Kellern, Vorräumen oder ungeheizten Zimmern kalt stehen und darf dann nur wenig Wasser erhalten. M. H.

Sport.

Gerafften Rock zum Radfahren. — „Ich radele, du radelst, er radelt, sie radelt", so heißt es jetzt bei uns, höchstens variirt durch „sie wird radeln", so oft ein neuer jugendlicher Logir-Gast in das geräumige Landhaus einzieht, was besonders im Sommer oft passirt. Aber es läßt sich nicht verschweigen, daß die Kostümfrage noch immer Schwierigkeiten macht. So praktisch auch für größere Touren die eigentlichen Radfahr-Kostüme sein mögen, — und wir wollen einmal ehrlich hinzufügen: so kleidsam sie jugendlich schlanken Figuren sein mögen, — uns, die wir über die Mitte des Lebens hinaus sind, will doch ein Abweichen so weit vom Hergebrachten nicht einleuchten. Aber auch für das jüngste Mädchen können Fälle eintreten, — z. B. wenn am Ende der Radfahrt ein Besuch in einer Familie gemacht werden soll, die unter ihren Damen noch keine Radlerinnen zählt, — wo es erwünscht scheint, mit dem Moment des Absteigens vom Rad nicht nur auszusehen wie andere Leute, sondern eine frische und unversehrte Toilette aufweisen zu können. Nun ist das Problem, was man bei allen Radfahr-Kostümen zu lösen sucht, dieses: auf dem Rade soll das Kleid hinten möglichst wenig, vorn dagegen mehr Stoff-Fülle haben; ist man vom Rad herunter, so soll das Umgekehrte der Fall sein. Ich versuchte nun, dies Problem durch eine einfache Art des Raffens zu lösen. Der Rock von dichtem Wollstoff, an dem ich es ausführte, hat bei 110 cm vorderer Länge 318 cm untere Weite, in seiner hinteren Mitte treffen zwei schräge Stoffbahnen an einander. Ich nähte nun innerhalb des Rockes, 49 cm vom oberen Rande, 37 cm von der hinteren Mitte auf jeder Seite entfernt, ein Band an, leitete dieses zunächst durch eine Oese, die auch innen je 26 cm vom oberen Rande, 19 cm von der vorderen Mitte entfernt angenäht war; hierauf wurde das Band rechts und links gerade herauf und oben am Gürtel durch eine zweite Oese geleitet. Will man das Kleid raffen, so zieht man die Bänder nach Bedarf an und bindet sie vorn zu einer Schleife, die sich leicht unter dem Gürtel verbergen und nach Bedarf leicht und rasch lösen läßt. Ein leichtes Ausschütteln des Kleides, und es hängt wieder wie vorher. Diese Raffung sieht beim Fahren durchaus gut aus, und der Stoff ist hinreichend weit nach vorn genommen, daß das Kleid weder ins Rad kommen noch bei normalem Fahren auf der Erde nachschleifen kann. Fr. v. M.

Bezugsquellen.

Deckchen mit Prismatine-Malerei: Frl. Gabriele Rosenhaim, SW, Großbeerenstr. 6, III. — Thee- oder Kaffeegedeck mit farbigen Blumen: Julius Henel, Breslau, Am Rathhause 26. — Damastdeckchen mit Durchbruch und Tischläufer: W. Wolffenstein, W, Leipzigerstr. 124.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 7, III. 1. April 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Allmende.

Erzählung von Bianca Bobertag in Breslau.

(Schluß.)

Auf dem Hendrich-Hofe ging dessenungeachtet alles seinen gewohnten Gang. Des Morgens um vier knarrte die Stallthür, starke Mägde mit Eimern und Laternen gingen die Kühe zu melken, in der Küche loderten die Feuer, über denen in Riesentöpfen Kleie gekocht wurde, der Großknecht schloß den Heuboden auf und zählte einem anderen die Gebinde zu; waren die Pferde gefüttert und gestriegelt und glomm das Morgenlicht herauf, so ging es in den kalten thauigen Morgen hinaus, auf die dampfenden Aecker wurde Dünger gefahren und verstreut, das Gestrüpp auf den ausgeleerten Kartoffelfeldern verbrannt, die Wiesen gerecht, die letzten Futterrüben herein gebracht. Indessen wurde im Hause gebuttert und Käse gemacht, gekocht und gepökelt, gebacken, gewaschen und alles blank und sauber gehalten.

Die Anna war da und dort, griff an, wo es noth that, kaufte ein und verkaufte, berechnete, wog ab und regierte ihr Anwesen schlecht und recht.

Wenn der Nachmittag zum Abend werden wollte, stieg die Anna gern einen abgeholzten Hügel hinan, der unten noch bestellt war, indes höher hinauf junge Schonung sich hinaufzog und nach Süden zu auch noch ein Stück Fichten- und Kiefergehölz stehen geblieben war. Der Gipfel war ganz mit einem dichten, hohen, röthlichhalmigen Grase überwuchert, zwischen dem große Steinblöcke lagen und junge Schößlinge allerlei Art, Brombeer-Gestrüpp und Blaubeer-Kraut durcheinander wucherten, während im kurzen grünen Rasen, der da und dort sich hinzog, die herrliche großblumige Silberdistel blühte, wie Sterne, die dort hinabgefallen waren, und Wurzel geschlagen hatten.

Es war ein herrlicher Abend. Die Sonne sank gerade in dem tiefen Einschnitt zwischen zwei Bergen zu Thale und bedeckte alles mit einem warmen Lichte, das über die grünen Kuppen, über das Steingehänge, die bräunlichen, frisch bestellten Fluren und die noch immer grün prangenden Wiesen fluthete; über den Himmel zog lichtgraues, purpurn überhauchtes Gewölk in räthselhaften Bildungen langsam hinan, im Osten hing die grünliche Mondsichel wie in einem bläulich-silbernen Dunst, der sich leise, ganz leise röthete. In der Tiefe lagen graue Schatten. Doch diese Schatten wuchsen. Jetzt löschten sie den Glanz auf den Wellen des Baches, jetzt auf den blinkenden Fensterscheiben, auf den Giebelfirsten der Häuser, auf den Simsen der Kirche. Sie quollen die Höhen hinan, den Fuß der Tannen mit bläulichem Schleier umhüllend, schwollen langsam von Klippe zu Klippe, von Halde zu Halde, wie eine dunkle Fluth, die steigend die Thäler füllt.

Die Anna, ganz einsam auf einem der Felsblöcke zwischen Riedgras und herbstlichrothen Erlenschößlingen sitzend, starrte nachdenklich in den Abend hinein und sah seinem Wachsen um sie her zu. Auf einem Hügel stand eine einzelne junge Buche, ganz purpurroth, ganz Gluth und Flamme, — Ast für Ast sank auch sie in das Grau der nebelnden Dämmerung, in dem sie endlich fahl und traurig verblaßte. Jetzt kroch es zu ihr heran, — ein kleines sonniges Fleckchen noch, dann überwallte der graue Schleier auch dies und breitete sein Dunkel über sie selbst. Nun war alles grau, glanzlos. Nur die Wolken leuchteten noch rosig und zogen hinan, einen letzten röthlichen Reflex auf die Erde sendend, die in den Arm der Dunkelheit sank, arbeitsatt, qualmüde, still und friedlich. Ein kühler Wind hatte sich erhoben, spielte leise mit Halmen und Blättern, rauschte in dem dürren Laub und wehte um die Stirn des blonden Mädchens, das einsam auf ihrem Steine saß und die stillen Wunder ringsumher betrachtete.

„Gute Ruh!" sagte da jemand hinter ihr.

Sie drehte sich um und wollte sich erheben.

„Bleiben Sie sitzen, hier ist ein anderer Stein, bequem und recht."

„Sind Sie spazieren gewesen, Herr Pastor?"

„Ja. Weit genug. Der Abend war so schön."

„Er ist noch schön, obgleich so kühl und grau und dämmerig, wie mein Leben geworden ist."

„So ganz trostlos ist Ihr Leben?"

„Herr Pastor, ich kann's nicht verwinden! Ich schaffe von früh bis zum Abend, daß mir die Gedanken vergehen möchten, und kann's nicht verwinden. Ich bin einmal reich und glücklich gewesen und bin arm und unglücklich geworden. Denn wenn mir immer noch Gut genug zusteht, mehr als ich brauche für mich, und daß sich andere mit ihrer Arbeit bei mir ihr Brod verdienen, so bin ich doch arm, denn der Mensch muß stolz und froh sein, um seinen Reichthum zu fühlen. Ich aber bin und bleib' eines schlechten Mannes Tochter, dessen Andenken mir ein Greuel ist, und hab' nichts mehr, nichts, woran ich mein Herz hängen könnte!"

„Sie haben Großes und Gutes gethan, —"

„Ach, lieber Herr Pastor, wenn mich das glücklich machen sollte, was ich gethan hab', und sollt' mir's alle Tage groß und gut nennen, — um so schlechter, daß ich wär'! Denn das wär', als wenn sich einer mit 'nem schönen Gesicht wollte vor'n Spiegel setzen, sich nur immer über seine Schönheit freuen und sich darum segnen und preisen. Ich thu' meine Pflicht, und wenn ich 'was mehr gethan hab', als was grade nothdürftige Pflicht war, — und ist am Ende Gutes zu thun immer uns're Pflicht, — und hab' doch keine Liebe zu der Welt und niemand zu mir, wo hab' ich einen Trost in der Welt? — Pflicht thun allein macht nicht glücklich!"

„Nein, da haben Sie recht. Aber wenn es auch Zeiten giebt, wo alles um uns her einsam und kahl geworden ist und die Menschen uns fremd, so kommen auch andere Tage."

„Ach nein, nein, nein, Herr Pastor, die kommen für mich nicht mehr! Denn wenn man das Vertrauen zu den Menschen verloren hat, so ist alles aus, alles; man lebt wie ein Baum, lebt wie ein Stein oder Stück Vieh, und wär' einem am besten, man wär' überhaupt nichts weiter als die und hätt' die Welt hinter sich!"

„Mein liebes Kind, Sie wären unedel, empfänden Sie heut' anders. Aber eben weil Sie nicht unedel sind, werden Sie nicht immer so empfinden. Und warum wollen Sie starr und todt oder einem niederen Wesen gleich sein, wenn Sie als höheres geschaffen sind? Je höher wir aber geschaffen sind, je größeren Schmerz wir empfinden, um so größere Freude auch, und müssen die Freude mit dem Schmerz bezahlen, und ist's die Freude doch wohl werth. Sie möchten die Welt hinter sich lassen! Liebe Anna, man kann sie hinter sich lassen und doch in ihr leben."

„Wie aber, Herr Pastor?"

„Sehen Sie, es giebt etwas, das unser ganz persönliches, ganz besonderes Schicksal ist, und das ist sozusagen unser Privat-Eigenthum und ist bald ein Reichthum, bald eine drückende Armuth, bald ein leidliches Mittelgut, damit einer sein knappes Auskommen hat. Und darin ruhen alle unsere täglichen Gedanken, Sorgen und Freuden. Und dann giebt es noch etwas, das die, die reich an Glücke sind, wenig brauchen und wenig suchen, ein Land, das so recht für solche, die Hunger und Durst nach dem Ewigen haben, bereitet liegt, darauf zu bauen und zu ernten und in seinem Schatten zu ruhen. Und das ist eine Welt, die zu dieser Welt gehört und doch über ihr liegt, hoch über ihr, und sind mancherlei Abtheilungen drin: Dichtung und Wissenschaft, Wohlthun und Barmherzigkeit, Erkenntniß und Glauben, und ist alles mit einander Religion, ist das Unpersönliche, das Große und Gute, und eine Allmende für alle, die hungrig sind an Geist und Seele und starken Herzens, es zu bebauen. Diese Welt aber ist nicht gar zu sehr übervölkert, denn die Großen, Guten und Starken sind einsame Menschen auf dieser Erde, und die meisten behagen sich lieber in ihrem irdischen Leben und Weben, in ihrem ‚Privat-Eigenthum'. In jenem Lande aber, das ein überirdisches Land ist und uns Menschen doch schon jetzt gegeben, ist ein starkes Suchen und Finden dessen, was wir hier verloren haben. Zum Beispiel des Vertrauens zu den Menschen und des Glaubens an das Gute in der Welt. Haben wir aber das erst wiedergefunden, dann ist es wie ein Licht im Herzen, das uns in einer andern suchenden und ringenden Seele den Genossen finden läßt, der uns theuer sein und uns mit einem Glücke beseligen darf, das höher ist, als was wir hier unten verloren haben."

Sie sah ihn an aus großen dunkeln Augen.

„Sie sind so jung, Herr Pastor, und hab' bei Ihnen erst gelernt, was Ehrfurcht ist vor einem Menschen. Ich danke Ihnen! Ich dank' Ihnen vielmals und will versuchen, ob ich das Land finde, und soll mir der Schmerz kein zu hoher Weglohn sein nach der Allmende!"

„Sie haben sie schon gefunden, es ist nur noch, daß Sie sich drin heimisch machen."

„Ich will sehen." Sie stand auf.

„Es ist fast finster."

„Ja, es ist Zeit hinunter zu gehen."

„Ich begleite Sie."

Schweigend schritten sie den Berg hinab. Die Mondsichel hing klar und leuchtend am dunkelblauen Nachthimmel.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

I.

Die Doctorswitwe Antonie Weiler stand in ihrem Küchengarten, und vor ihr zwischen den Salatbeeten kauerte ihre Dienstmagd, eine etwa achtzehnjährige, frischwangige Bauerndirne. Kurz und bestimmt wies die alte Frau mit der Gartenschere, die sie an einem um die Taille geschlungenen Bande zu stetem Gebrauche mit sich führte, auf die Salatköpfe, die sie für das Mittagsmahl geschnitten wissen wollte, während die Knieende fragend zu ihr emporblickte und immer erst ein bejahendes Kopfnicken der Herrin abwartete, ehe sie das Messer ansetzte. Von mürrischem Wesen lag jedoch nichts in diesem schweigsamen Gebahren, und als das Mädchen sich mit der gefüllten Korbschwinge erhob, nickten sich Frau und Dienerin in freundlichem Einverständnisse zu.

„Den Salat kannst Du gleich putzen, Lisi!" sagte die alte Frau, indem sie die grünen Blatthäupter prüfend betastete. „Thu ihn in die große Schüssel, von der Du neulich die Ecke herausgebrochen hast; dazu ist sie immer noch zu gebrauchen."

Die junge Dirne eilte auf nackten Füßen voran, während die Herrin sich anschickte, langsamer nachzufolgen.

Das Haus, das der seinerzeit weit und breit gesuchte Doctor Weiler seiner Witwe hinterlassen hatte, fiel nicht jedem gleich in die Augen, der den Bahnhof verließ, wie etwa Schloß Wildeck, das dem Orte den Namen gab, oder die eben im Bau begriffene Villa des Papier-Fabrikanten Heller; aber mit seiner zierlichen Veranda und dem Schweizerdach lag es schmuck und behaglich im grünen Lande da, am äußersten Ende des Dorfes, wo die einzelnen Häuser weiter auseinander stehen, und der Wald tiefer zum Fahrweg hinabreicht.

Der Gemüsegarten, ein dreieckiger, ziemlich großer Zwickel, lag seitwärts gegen das Dorf zu, durch einen in den Wald führenden Weg von dem übrigen Anwesen getrennt, während vor dem Hause ein wohlgepflegtes Ziergärtchen den Straßenstaub abhielt und der nach rückwärts gelegene, in üppiger Ungebundenheit darauf loswuchernde Obstgarten dicht an den Wald stieß.

Nachdem Frau Weiler noch ein Sträußchen Petersilie abgepflückt und im Vorbeigehen hier und dort eine Bohnenranke aufgebunden hatte, trat sie auf den an der Schmalseite ihres Hauses vorbeiführenden Weg hinaus und befestigte den Riegel an der den Gemüsezwickel abschließenden Lattenpforte. Während sie noch mit wohlgefälligem Blick die vielversprechenden Klettergurken betrachtete, mit denen sie heuer den ersten Versuch gemacht hatte, tauchte auf der entgegengesetzten Seite des Weges abermals die junge Magd auf, noch mit dem Korbe auf dem Arm. Ihre Augen lachten.

„Gnä' Frau! Wo steckt denn die gnä' Frau so lang?" — rief sie hell hinüber, nachdem sie ein paar Secunden vergeblich auf das Umwenden der Doctorin gewartet hatte.

„Was giebt's?" fragte die Angerufene gelassen. Aber als die andere nur mit einem geheimnißvollen: „Na, die gnä' Frau wird schon sehen!" verstohlen vor sich hinkicherte, zuckte Frau Weiler nachsichtig lächelnd die Achseln, rüttelte probeweise noch einmal an dem wohlverschlossenen Pförtchen und folgte dem Ruf.

Ohne Hast schritt die kleine, schmächtige Gestalt in dem aus glattem Rock und loser Jacke bestehenden grauen Wollkleid über den Weg. Wie sie so, kerzengerade aufgerichtet, in gleichmäßigem, kurzem Takte dem gegenüberliegenden Eingang des Obstgartens zusteuerte, hatte sie trotz des pilzförmigen Schutzhutes und der grauen Scheitel, die sich an das schmale Gesicht mit der stark entwickelten Nase anschmiegten, etwas Männliches, sozusagen Militärisches an sich. Erst wenn man ihr näher kam, schwand dieser Eindruck, denn aus den stahlgrauen Augen, die jedem gerade und bestimmt ins Antlitz blickten, strahlte die weiblichste Seele.

Die alte Frau hatte den Weg noch nicht ganz überschritten, als ein junges Mädchen, das sich bisher hinter einem Holunderbusch verborgen gehalten hatte, hervortrat und mit ausgestreckter rechter Hand der Näherkommenden ein paar Schritte entgegenging. Frau Weiler blieb überrascht stehen und blickte zweifelnd zu dem neuen Ankömmling hinüber.

„Ja, Sylvia, Kind, bist Du's wirklich?" — rief sie dann lebhaft und ergriff nicht nur die ihr entgegengestreckte Rechte, sondern auch die zweite Hand des Mädchens, dieses mit Wärme an ihre Brust ziehend.

„Ja, jetzt! Nit wahr?" — triumphirte Lisi, welche der Scene schmunzelnd zugesehen hatte. „Das hat die gnä' Frau halt doch nit denkt, daß unser Baronessel schon da is!"

Das junge Mädchen erwiderte die Liebkosungen der alten Frau, indem es diese auf beide Wangen küßte; dann entwand es sich den umschlingenden Armen und trat bis zur Gartenpforte vor, wo es mit gesenkten Lidern in aufrechter, etwas steifer Haltung stehen blieb, um der Doctorin den Vortritt in den Garten zu lassen.

„Wie kommt das nur, Kind?" fragte Frau Weiler freudig erregt. „Wir erwarteten Dich erst in einigen Tagen."

„Die Schule wurde heuer etwas früher geschlossen," versetzte Sylvia. „Ich wußte es schon vorige Woche, wollte Euch alle aber einmal überraschen."

Mit einem kurzen Seufzer brach die Sprecherin ab, und ein Schatten flog über das junge Gesicht. Die alte Frau bemerkte nichts davon. Sie hielt vor den Stufen, die in das Höschen hinabführten, den Schritt an und winkte Lisi, die den beiden auf dem Fuße gefolgt war, zu sich.

„Du entschuldigst," wandte sie sich dann an den jungen Gast. „Ich habe in der Küche noch etwas anzuordnen und will meine Arbeit holen. Du gehst vielleicht durch den Garten voran zum Kastanienbaum? Dort ist es jetzt am schönsten, ich folge im Augenblick."

Als sie sich allein sah, grub sich eine senkrechte Falte scharf in die niedere Stirn des jungen Mädchens, deren obere Hälfte unter dem weit vorspringenden Schirm des weißen Strohhutes verschwand, während das an den Seiten straff nach rückwärts gespannte goldblonde Haar die rosig gefärbten Schläfen und die feingebildeten Ohren frei ließ und nur im Nacken unter dem glatten Zopfneste einige flaumige Löckchen bildete. Das Mädchen war sehr einfach gekleidet, aber der gutsitzende Lodenrock und die dunkelblaue, durch einen breiten Ledergürtel um die Mitte zusammengehaltene Satin-Bluse wirkten auf der vornehmen Gestalt wie die eleganteste Toilette.

Gesenkten Hauptes dahinschlendernd, hatte die Baronesse den Kastanienbaum noch kaum erreicht, als die Doctorin, einen Arbeitskorb in der Hand, und gefolgt von der eine Platte mit Obst und Backwerk tragenden Lisi, das Haus auch schon an der Vorderseite verließ und fast gleichzeitig mit dem jungen Mädchen bei dem schattigen Sitzplätzchen anlangte.

„Da bin ich, Herzenskind! Und nun also erst so recht herzlich willkommen!" sagte die alte Frau mit einem frohen Lächeln, als beide Platz genommen hatten und Lisi im Hause verschwunden war. Dabei überdeckte sie die rechte Hand der Baronesse, die lässig auf der Gartentisch-Platte lag, mit ihrer knochigen Rechten und drückte die behandschuhten Finger zweimal leicht nieder. „So! Nun bedien' Dich und dann erzähle! Wann bist Du angekommen?"

„Gestern mit dem letzten Zuge," erwiderte Sylvia, indem sie den rechten Handschuh abstreifte. Dann legte sie einige Früchte und ein Stück Backwerk auf ihren Teller, aß aber nicht, sondern hielt bloß eines der glänzenden Schwarzkirschen-Paare spielend am Stengel in die Höhe.

„Die Ueberraschung daheim kann ich mir denken," sagte die Doctorin nach einer kurzen Pause, als Sylvia keine Anstalten zum Erzählen machte. „Die gute Sophie sprach schon wochenlang von nichts anderem als von Deinen Ferien, und auch Dein Vater. Wie haben die beiden Einsamen sich auf Dich gefreut!"

„Ach ja, gefreut, — gefreut," — wiederholte Sylvia gedehnt. Dann verstummte sie wieder.

Von den Lippen der alten Frau schwand das feine Lächeln, das bei ihr immer in den Mundwinkeln lauerte. Sie neigte den Kopf vor, und ein rascher, prüfender Blick flog aus den klugen Augen unter den gesenkten Rand des weißen Strohhutes.

„Nun, wo fehlt's denn wieder? Heraus mit der Sprache!"

Die Baronesse zuckte kaum merklich die Achseln.

„Ach, nichts Besonderes," sagte sie zögernd. „Ich hätte nur besser gethan, meine Ankunft früher anzuzeigen, dann hätte ich vielleicht doch wenigstens Papa nicht so — so unvorbereitet gefunden."

Sie brach ab, und um ihre Mundwinkel zuckte es. Die stark ausgebildeten Nasenflügel der alten Frau blähten sich auf, und sie hob unangenehm überrascht den Kopf.

Promenaden-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

Rückansicht.

„Also doch wieder?“ fragte sie halblaut. „Und ich hatte gerade in letzter Zeit gehofft —“

Sylvia unterbrach sie mit einer Handbewegung.

„Ach, bitte, sag' nur darüber kein Wort, Tante Weiler! Das begreife ich ja, begreif' ich alles so gut. Nur gerade gestern.“ Sie zog die Brauen zusammen und fixirte die Fingerspitzen ihrer linken Hand. „Du wirst vielleicht versteh'n,“ fuhr sie nach einer Pause stockend fort, „ich freu' mich heim, zähle die Tage, die Stunden, — und was finde ich? Papa so, und Tante Sophie in Thränen aufgelöst, — natürlich! Das war der ‚freudige‘ Empfang!“

Die Stimme des jungen Mädchens war aus einem leise klagenden in gereizte Töne übergegangen, und es zerrte in nervöser Aufregung an dem Taschentuch im Schoße. Dabei schien Sylvia, ohne aufzusehen, den ernsten Blick der alten Freundin auf sich ruhen zu fühlen, denn ihre Wangen färbten sich dunkler.

„Wenn die Tante nur wüßte, was sie mir anthut mit diesem ewigen Weinen!“ grollte sie leise. „Es macht mich krank, ich vertrag's nicht! Glaube mir, ich ertrag' es einfach nicht. Wenn ich nur die geschwollenen Augenlider sehe und die geröthete Nasenspitze —“

Sie brach mit einem mißtönenden Lachen ab und biß sich auf die Lippen. Frau Weiler, deren Züge immer ernster geworden waren, schüttelte bei diesem Lachen still den Kopf. Eine Weile schwieg sie, dann aber streckte sie die Hand aus und legte sie auf das Knie des jungen Mädchens.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreise" angegeben. — Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pf. pro Druckzeile; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgesandt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer" keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. D. Red.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Arzt und Patient. — Winke für beide. Von Dr. Rob. Gersuny. Dritte unveränderte Auflage. Stuttgart, Ferd. Enke. Preis 1 Mk. — Das Verhältniß zwischen beiden ist für die erfolgreiche Thätigkeit des ersteren und für die Zufriedenheit beider so wichtig, daß ein Verständniß dieser Dinge von größtem Werth erscheint. Daß Verfasser ein erfahrener Arzt und dem Motto seines Buches: „Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein", getreu ist, erhellt aus jeder Seite der kleinen, klar und anziehend verfaßten Schrift. Unserer Zeit des Specialistenthums, der vielfach, — sehr zum Schaden der Hülfsbedürftigen, — angestrebten und leider nicht selten erreichten Herabdrückung des Arztes zur Rolle eines Gewerbetreibenden und Arbeitnehmers hat solche Verständigung sehr nöthig. In erster Reihe zwar für Aerzte geschrieben, darf das Buch denjenigen, welche ärztliche Hülfe brauchen und sich die beste auch in künftigen Fällen sichern wollen, als Anregung und Belehrung warm empfohlen werden. Dr. D.

Essig-Compressen. — Wer seine Lieblinge ohne Beulen und blaue Flecken sehen will, der versäume nicht, ihnen sofort nach dem Fall oder der Quetschung 2c. Essig-Compressen auf die betreffende Stelle zu legen. Nie werden dann die Stellen auflaufen oder in allen nur möglichen Farben spielen. Auch dem Wasser für einen Prießnitz-Umschlag setze man etwas Essig zu; der Umschlag ist dann noch wirksamer. Mancher Kranke kann keine Eisblase vertragen, oder man kann auch Eis auf dem Lande im Sommer nicht immer haben. Einen Ersatz für Eisblasen sind Compressen von Essigwasser; sie leisten dieselben Dienste. Schreiberin dieses hat sie schon seit 23 Jahren in den ernstesten Fällen angewandt und immer mit bestem Erfolg. Noch ist zu bemerken, daß Essigwasser nichts schadet, auch wenn die Haut abgeschürft ist. Frau Forstrath U.

Frau M. K. — Jedenfalls ist ein Versuch zu machen, die Eiterquelle im Zahnfleisch zur Heilung zu bringen. Ob das durch Aetzmittel oder durch einen Schnitt zu erzielen ist, kann aus der Ferne nicht beurtheilt werden. Dr. D.

L. F. — Prof. Eduard Lang's Hygienische Winke (Wien, Josef Safar, 30 Pf.) bringen einige Warnungen vor vielgebrauchten Dingen, die Infections-Keime, also Krankheiten, übertragen können. Etwas Neues ist nicht drin; die Winke lesen sich wie Ausschnitte aus „Vermischte Nachrichten" oder „Gemeinnütziges"; Fremdworte und andere Unverständlichkeiten dürfen in einem für „alle Schichten der Bevölkerung berechneten" Schriftstück nicht vorkommen. Dr. D.

Frl. A. S. in Harburg. — Sie verlangen Hülfe gegen Schwitzen, ohne ein Wort über Ihre Körper-Beschaffenheit, Lebensweise 2c. zu verlieren, und doch ist ohne Kenntniß dieser Umstände eine sichere Beurtheilung und Behandlung nicht möglich! Sind Sie völlig gesund, so können neben Vermeiden von Kaffee, Thee und geistigen Getränken wie überhaupt von Trinken, und bei Benutzung leichter, am besten wollener Unterkleidung kalte Waschungen und Abreibungen Hülfe gewähren. Sicherer ist es, einen zuverlässigen Arzt zu Rathe zu ziehen. Dr. D.

M. v. W. — Sommersprossen sind durch häufiges Betupfen mit starker Borax-Lösung oder durch Umschläge mit solcher zu beseitigen. Schneller führen Sublimat-Lösungen zum Ziel, die aber wegen ihrer Giftigkeit, auch bei äußerer Anwendung, nur vom behandelnden Arzte vorgeschrieben werden dürfen. Dr. D.

Gertrud v. L. — Braune Hautflecken, auch Sommersprossen, die den milderen Mitteln nicht weichen, müssen schärfer angegriffen werden; die dazu geeigneten Mittel reizen aber die Haut stark, sind giftig und deshalb nur mit Vorsicht, am besten unter ärztlicher Aufsicht, zu gebrauchen. Einen Versuch können Sie allenfalls mit abendlichen Einreibungen einer Sublimat-Salbe (Hydrarg. bichlor. corr. 0,05 Vaselini 4,00) machen; aber auch hierbei Vorsicht! Daß braune Schleier solche Flecken machen, ist nicht bekannt; immerhin dürfte ein blauer oder grauer chemisch wirkende Lichtstrahlen weniger durchlassen. Die Empfindlichkeit der Haut ist vielleicht durch kalte Waschungen zu vermindern; bei scharfer und trockner Frühlingsluft dürfte sparsamer Gebrauch einer Lanolin-Salbe, allenfalls auch Pudern anzurathen sein. Dr. D.

Fräulein Emma Schultz. — Elektricität ist nicht, wie Sie als bekannt annehmen, das Universal-Mittel gegen Haarwuchs, sondern man kann durch den galvanokaustischen Strom die Wurzel jedes Haares zerstören; das ist aber mühsam, schmerzhaft und erfordert einen theuren Apparat und sachkundige Benutzung. Man kann sich damit sehr heftige Schmerzen und recht unangenehme Brandwunden bereiten. Dr. D.

Eitle Schwäbin, die ein Recept gegen unschöne rothe Gesichtsfarbe erbittet, muß sich entschließen, etwas mehr über die Art der Farbe, über ihr Alter nebst weiteren Körper- und Lebens-Verhältnissen zu verrathen. Am sichersten wäre es aber, sich persönlich einer ärztlichen Untersuchung und Behandlung zu unterziehen. Dr. D.

E. K. — Briefliche Behandlung brieflich geschilderter Leiden oder Krankheitszustände ist stets unsicher, oft schädlich. Wir können, wie schon oft geschehen, nur immer wieder persönliche Untersuchung und Behandlung durch einen sachkundigen Arzt anrathen. Dr. D.

Unsere Kinder.

Communion und Einsegnung als weltliche Feste. Eine Mahnung. — Mathilde Serao, bekanntlich eine der bedeutendsten Roman-Schriftstellerinnen Italiens, veröffentlichte vor kurzem in einer vielgelesenen neapolitanischen Zeitschrift folgende Zeilen, die auch für ein deutsches Publicum und für die Mitglieder der evangelischen Kirche nicht ganz ohne Interesse sein dürften:

„Wie allmählich doch alles entartet! In früherer Zeit war die erste Communion ein Fest von fast mystischem Charakter, das selbst ein verhärtetes Gemüth zum Glauben bewegen mußte. Wenn das Kleidchen aus weißem Musselin, der weiße Schleier und die weißen Schuhe auch Gegenstände der mütterlichen Fürsorge waren, so geschah es doch nur, weil das kleine Mädchen bei dieser feierlichen und heiligen Handlung gleich einem Engel in würdigem weißen Gewande erscheinen sollte. Jetzt ist die erste Communion eine Modesache, sie wird zum Rendez-vous der Gesellschaft. Das Kleid wird nicht mehr aus weißem Musselin oder weißer Wolle hergestellt, sondern aus Seiden-Gaze oder starrer Seide. Statt des weißen Häubchens, an dem der Schleier angebracht wurde, wird er mit einem Kranz weißer Röschen in den Haaren befestigt, ähnlich wie bei der Braut der Orangeblüthen-Kranz. Unter allen Umständen aber müssen die Schuhe aus demselben Stoff, wie das Kleid gefertigt werden und sind nur zum einmaligen Gebrauch bestimmt. Das ganze Haus, die Treppen, die Empfangszimmer, der Speisesaal, alles ist mit weißen Blüthen geschmückt, um die sich weiße Tüllgewinde schlingen. Nach der feierlichen Handlung im Gotteshaus findet im Hause der Eltern großer Empfang statt: 200 Personen sind geladen. Es fehlt nicht an Boshaften, die meinen, der Zweck sei, dem Kinde eine möglichst große Anzahl von Geschenken zuzuwenden! Nichts, was es nicht bekäme bei diesem Ansturm von Gaben! Man schenkt diesen kleinen Mädchen und Knaben Schmucksachen, Uhren, Brillanten! Letzthin erhielt ein Mädchen von elf Jahren zu ihrer ersten Communion unter anderem ein in Gold ciselirtes Reise-Necessaire, und einem zehnjährigen Knaben wurde ein antikes, höchst elegantes Schreibpult im Stil Louis XV. mit einem Arbeitssessel in demselben Stil geschenkt! Wohin soll das führen? Was wird noch von solchem Protzenthum verschont bleiben? Soll die erste Communion in ihrer früher so ergreifenden, einfachen Form auf ewig verschwunden sein in dieser Welt der Müssiggänger, der Genußmenschen und der Ungläubigen? Könnten nicht verständige Eltern dem Uebel steuern, der Einfachheit wieder die Wege in Haus und Familie bahnen?" — M. G.

Kugelgläser mit frischen Blumen.

Zum Osterfeste.

Kugelgläser mit frischen Blumen als Tafelschmuck. — Zunächst für die Festtafel bestimmt sind die niedlichen Kugelgläschen mit ihrer duftenden Blumenfüllung, aber auch der Familien-Tisch entbehrt nicht gern der leicht beschafften Zierde frischer Blumen. Ein Paar dieser zu je fünf in Halbmond-Form verbundenen grünen Gläschen bildet eine Garnitur für die Mitte des runden oder langen Tisches. Sie haben 19 cm im Umfang, sind je 6 cm hoch und mit Gold-Arabesken in Rococo-Form verziert; ein breiter Goldstreifen umgiebt den Rand jedes Glases. E. S.

Ostereier im Festkleid. — In unserem Haushalte fehlen die Kinder, und der Osterhase verschmäht deshalb, seine bunten Gaben bei uns abzuliefern. Am Ostersonntag soll aber nach altem Brauch eine hübsche Eierschüssel den Tisch schmücken. So machte ich denn im verflossenen Jahre kleine Dütchen, ähnlich den bekannten Blumentopf-Hüllen aus gekrepptem Seidenpapier, in mehreren Schattirungen Rosa. In diese Dütchen hüllte ich die weichgekochten Eier, doch so, daß sie noch ein wenig zwischen den vier Zipfeln der Dütchen hervorsahen. Nun legte ich auf eine runde Schüssel einen Bogen grünes Seidenpapier, dessen ausgezackter Rand genau mit dem Rand der Schüssel abschloß; darauf kamen die Eier in ihren Umhüllungen. Der Außenrand wurde von dem dunkelsten Roth gebildet, die helleren Farben arrangirte ich gegen die Mitte. Das Ganze glich einem Riesen-Chrysanthemum und brachte mir manches Lob ein. M. G.

Häschen am Brunnen. Ostergabe für unsere Kinder. — Seitdem es als ein Vorrecht des Hasenvölkchens gilt, zum Osterfest bunte und süße Eier in aller Stille und Heimlichkeit herbeitragen zu dürfen, dichtet ihm die rege Phantasie unserer Kleinen die wunderbarsten Märchen an, und gar zu gern möchten sie die Häslein in ihrem grünen Waldesheim auch bei anderer Arbeit belauschen. Unsere Häschengruppe mag ihre Neugier befriedigen. Hier sind die flinken Thierchen eben dabei, aus dem Waldbrunnen Wasser zu schöpfen. Einer trägt's, der andere fährt's heim zum Waldversteck, während die Hasen-Schildwache nach allen Seiten späht, ob nicht Gefahr vom bösen Jäger drohe. — Das Nachbilden dieser kleinen Gruppe ist nicht schwer. Für den beweglichen Ziehbrunnen läßt sich ein kleines viereckiges Pappkästchen verwenden, das, faltig mit Krepp-Papier umgeben, frische Frühlingsblumen enthält. Darüber schwebt, an dem Ziehbaum befestigt, der Eimer, eine mit farbigem Glimmer bestreute Eierschale. Weiße Holzstäbe mit farbiger Wolle und Krausgesponnst umwunden, bilden das Material für den Ziehbaum, den kleinen Schubkarren wie für die „Tracht". Als Gefäße zum Schöpfen und Wassertragen dienen den Häslein aus Papier-Maché, halbirte, mit Glimmer bestreute Eierschalen. In dem leichten Gezweig der Bäumchen nisten farbige Vögelchen aus Chenille und schauen neugierig dem Treiben des Hasenvölkchens zu. A. H.

Häschen am Brunnen. — Ostergabe für unsere Kinder.

„Ostereier-Rest". Spanschachtel mit Brandmalerei. An den Innenrand einer 19 cm weiten, 7 cm hohen Spanschachtel werden, dem Boden aufliegend, vier, je 3 cm hohe Holzstückchen geleimt als Stütze für eine Carton-Rundung, in die man sieben Löcher zur Aufnahme von weißen oder farbigen Ostereiern geschnitten hat. Die Löcher werden zuvor nach Größe der Eier mit einem Drei- oder Fünfmarkstück aufgezeichnet. Den Carton deckt man vollständig mit Moos und mit Veilchen, deren Stiele man in vorgebohrte Löcher steckt. Hartgesottene Eier lassen sich mit scharfem Messer der Länge nach theilen und ausnehmen; dann legt man einen kleinen Schmuck, Zettel mit scherzhaften Versen oder ähnliches hinein und klebt die Eierhälften mit Markenabschnitten, die seidene Bändchen

„Ostereier-Rest". Spanschachtel mit Brandmalerei.

decken, wieder zusammen, verziert auch die Außenseite des Eies mit Pinsel oder Brennstift. Der Deckel der Schachtel zeigt, mit Brennstift hübsch geschrieben, folgende Verse:

Wenn die Osterglocken klingen,
Gleich die Osterhasen springen,

Ihrer Pflicht gemäß sie pflegen
Eier in das Nest zu legen.
Darum that ich gestern sorgen
Für das Nest am Ostermorgen,
Und als heute früh ich eilte
Hin zum Nest, wo's Häschen weilte,
Rief es: „Dies mit meinen Grüßen
Sende warm noch ihr, der Süßen!"
Dann mit zartem Ohrensenken
Flüstert's: „Sie soll mein gedenken!"

J. v. d. Lütt.

Osterhäschen. Moos- und Rindenarbeit. — Auf ein Stück fester, harter Kiefernrinde, die zunächst von allen Holzstückchen befreit und sauber gebürstet wird, klebt

Osterhäschen. Moos- und Rindenarbeit.

man mit Leim natürliches Moos, wie es über Steinen oder an Bäumen wächst. Ein kleines Bänkchen oder Stühlchen, aus entnadelten Fichtenzweigen hergestellt, nebst einem Tischlein davor, auf welchem ein farbiges Ei oder Speise und Trank stehen, wird unten fest angeleimt. Die Pilze aus Holz oder Pappe befestigt man gleichfalls mit Leim in vorher gebohrten Löchern. Cartonnage-Häschen und hier und da einige Eier zwischen Moos und Blättern vervollständigen das hübsche Phantasie-Gebilde; zuletzt wird alles reichlich mit Brillantine bevorfen. (Weiteres siehe Bezugsquellen.) Fr. C. M.

„Die Ostereier hat der Hase gelegt!" — Was hat ein Hase, der doch nicht zu den Vögeln gehört, mit Eiern zu thun? Welche Beziehung ist zwischen dem Hasen und dem Osterfeste?

In der germanischen Mythologie war der Hase das der Ostara, der Göttin des wieder erwachenden Frühlings, geweihte Thier, vielleicht wegen der Schnelligkeit, mit der der flinke Läufer die Botschaft von der Rückkehr des Lenzes überall verkünden kann. Mit dem Einzuge des Christenthums wurde das Auferstehungs-Fest der christlichen Kirche in die Zeit des Frühlings gelegt, weil das Erwachen der Natur die Auferstehung veranschaulicht, und das Auferstehungs-Fest wurde im Deutschen „Ostern" genannt, welchen Namen man von Ostara, der Frühlingsgöttin, ableitete. Da heidnische und christliche Begriffe und Bräuche besonders in der ersten Zeit noch Hand in Hand gingen, war es natürlich, daß viele bei dem Namen Ostern noch an das heidnische Frühlingsfest der Ostara und somit auch an den Hasen, das ihr geweihte Thier, dachten. Und wenn man nun an diesem Fest Eier, als ein Bild der Auferstehung, verschenkte, so entstand aus der Verschmelzung der Begriffe der bis auf unsere Tage erhaltene Ausspruch: „Die Ostereier hat der Hase gelegt!" Helli.

Ostereier mit Malerei in Email-Farben. — Wir Hausfrauen sind in der Zeit vor dem Osterfest meist sehr in Anspruch genommen durch die große Frühjahrs-Reinigung. Erst wenn das ganze Haus blitzt und blinkt, die Feststräuße alle Räume durchduften, kommen in letzter Stunde noch allerhand Einfälle für lustige Ueberraschungen. So ging es auch mir, als ich die Ostereier für meinen kleinen Sohn und seine Freunde möglichst hübsch verzieren wollte. Mit dem Brennstift habe ich schon Namen und Monogramme auf Eier gebrannt; für Figuren ist das Brennen aber nicht recht dankbar, wegen der Härte des Materials. Der Stift muß sehr heiß sein und langsam geführt werden. Aquarell-Farben haften auf allen Eiern, die eine etwas fettige Schale haben, nur schwer. Oelfarben trocknen so langsam, und man möchte doch den Kindern gern frisch gekochte Eier geben, wegen der leichteren Verdaulichkeit. Also womit verzieren und wie? — „Halt!" dachte ich, „da sind noch meine Email-Farben! Die trocknen schnell und glänzen so verlockend für Kinderaugen. Mein ganzer Reichthum an denselben (von der Firma Horn und Frank) besteht zwar nur aus sechs Stück: Schwarz, Weiß, Blau, Gelb, Braun und Roth; damit läßt sich jedoch alles Nöthige mischen". Gedacht, gethan. Mit Hülfe eines guten Bilderbuches ist es auch für wenig Geübte nicht schwer, kleine Scenen aus dem Hühner- und Hasenleben zusammenzustellen. Wie hübsch macht sich z. B. der Hahn mit rothem Kamm, stolzem, braunroth-grünem Schwanz auf dem weißen Ei! Ringsherum zauberte der Pinsel etwas feines Gras und braune Erde. Niedlich sind auch Häschen in allen Situationen, kleine Gnomen 2c. Von ganz reizender Wirkung aber ist doch das Brustbild meines weißen Kätzchens auf dem scharlachrothen Grund des Eies! Die Fläche innerhalb der Contouren von Kopf, Hals und einem freundlich dargereichten Pfötchen füllt man zunächst ganz mit Weiß aus, schattirt dann mit ein wenig Schwarz in feinen Strichen das Innere der Ohren, und desgleichen vom Rande zu nach innen die Bäckchen und Stirn; Nase und Schnäuzchen werden zuletzt mit feinen Strichen hinein gezeichnet. Letzteres bekommt noch eine kleine rothe Zunge, der Hals ein blaues Band mit gelbem Glöckchen. Schließlich dürfen als Hauptsache nicht fehlen zwei kohlschwarze Augen, etwas schräg nach oben geschlitzt, denen man zwei gelbe Pünktchen giebt, wodurch sie ordentlich phosphoresciren. Auf weiße, gelbe oder rosa Eier paßt dasselbe Kätzchen in Schwarz. Man wählt dann ein rothes Halsband, schattirt in Grau und setzt gelbe Augen mit schwarzem Stern ein. Sollte eine freundliche Mitleserein den kleinen Spaß probiren, so wünsche ich guten Erfolg und ebenso viel Freude daran, als er uns bereitete. — Und nun noch eine drollige Frage meines Kleinen. Sein geliebtes Kätzchen-Ei in der Hand, sagte er: „Nicht wahr, Mama, wenn man jetzt unserer Gluckhenne lauter solche Eier zum Brüten unterlegte, dann kämen auch lauter junge Kätzle heraus?" Frau Cl. H.

Drei Käuzchen. Ostereier. — Unser Osterhase ist ein drolliger Gesell! Er brachte voriges Jahr nicht nur bekannte Köpfe aus dem Bilderbuch, dem „Struwwelpeter", aus „Max und Moritz" 2c., sondern er formte sogar aus Eiern die verschiedenartigsten Thiere. Grasgrüne Froschungeheuer und beschaulich dreinblickende Käuzchen erregten ganz besonderes Entzücken bei der lieben Jugend. Die Mütter und Tanten aber interessirten sich für die Herstellung der Eier-Eulchen. Nachdem ausgeblasene Hühnereier mit Naschwerk, Fingerhüten, Pfeifchen oder dergleichen Kleinigkeiten gefüllt und mit weißem Papier geschlossen sind, schneidet man aus braunem Seidenpapier gleichmäßige Vierecke von ungefähr 15 cm Länge und Breite. Die Ecken werden leicht abgerundet und an zwei gegenüberliegenden Seiten in der Mitte mit leichten Einschnitten versehen; dann streift man das Papier so über die Eier, daß es unregelmäßige Längsfalten bildet. Die Ecken rechts und links von den Einschnitten werden zu Ohren und Schwänzchen zusammengedreht und mit einem Bindfaden umwunden, der zugleich auf der Rückseite des Eies einen Draht befestigt. Die Augen bestehen aus fest geknifften, zu Rosetten gezogenen, braunen und hellgelben Papierstreifchen, in deren Mitte schwarze Schuhknöpfe eine überraschende Wirkung hervorbringen. Schnäbel und Krallen werden aus schwarzem Glanzpapier geschnitten und mit Gummi angeklebt. Nachdem nun die Federchen mit weißer Farbe leicht angedeutet sind, befestigt der Draht die putzigen Thierchen einzeln oder paarweise auf kleinen Zweigen, hier auf Weinreben. Mit Watte gefüllt, sind die Käuzchen natürlich weit bequemer herzustellen; sie haben sich bei meinen Freunden als Wandzierde schon manch gemüthliches Plätzchen erobert. L. D.

Drei Käuzchen. Ostereier.

Häusliche Kunst.

Verwendung von Sectkörben. — Manche Hausfrau, die bei der Frühjahrs-Reinigung im Keller die geleerten Sectkörbe bei Seite räumen läßt, ahnt sicher nicht, welch reizende Hausgeräthe sich daraus mit Hülfe von Email-Farben herstellen lassen. Die kleinste 6/2-Nummer der Körbe macht sich sehr hübsch im Eßzimmer als Besteck-Korb oder als Behälter für Tücher, Pinsel, Bürsten zur Zimmer-Reinigung oder, mit bunter, türkischer Cretonne oder Musselin gefüttert und mit Rosetten verziert, als vide-poche im Schlafzimmer. Mit Stanniol ausgelegt, dient mir ein anderer größerer Korb ohne Deckel als Jardinière auf der Loggia. Die 6/1-Körbe sind als Schuhbehälter zu gebrauchen, die 12/1- und 25/1-Nummer als Wäschekörbe oder zum Weglegen der Badetücher 2c. im Badezimmer. Die Email-Farbe wird mit weichem Pinsel zweimal aufgetragen; die tief liegenden Geflechtstellen erreicht man mit kleinem Pinsel. Sehr fein wirkt Gelblich-Apfelgrün, dazu werden die an den Körben meist vorhandenen röthlichen oder schwarzen Streifen mit Hell-Ceriseroth bestrichen und ganz einfache Vierecke, Punkte 2c., auf die größern Flächen gemalt. Als praktischere Farbe empfiehlt sich Stahlblau oder Oliv mit kräftig rothen und gelben Verzierungen. Frau Agnes Z.

Bekleidung für das Waschbecken einer Wasserleitung. — Schon oft ist mir in Ateliers und Bureaux-Räumen aufgefallen, wie häßlich sich die so nothwendige Wasserleitungs-Vorrichtung mit ihrem Messinghahn und dem schwarzen Becken ausnimmt. Diese Einrichtung läßt sich mit geringen Kosten auf folgende Weise verkleiden: Vom Tischler wird aus glattem weißen Holz ein Schränkchen um das Leitungsbecken angefertigt. Zwei Seitenbretter, je 140 cm hoch und 40 cm breit, ein Brett für die Vorderseite, 140 cm hoch und 60 cm breit, das, mit einem Scharnier an das rechte Seitenbrett befestigt, als Thür dient, und ein 60 cm langes, 40 cm breites Brett für die Schrankdecke sind dazu nöthig. Der zusammengesetzte Schrank wird, wie jedes Hängeschränkchen, auf Eisenhaken an der Wand hängend, befestigt. Vorher streicht man die Außenwände mit apfelgrüner Oelfarbe und verziert sie dann mit leicht hingeworfenen Zeichnungen, für die sich Apfelblüthen-Zweige oder Seerosen mit Schilf ganz besonders gut eignen. Kleine Gardrollen von ganz gleicher Größe werden als Galerie in regelmäßigen Abständen mit großen Kopfnägeln auf dem Deckel befestigt und durch eine schmale Leiste verbunden; selbstverständlich wird die Galerie mit demselben Anstrich versehen wie der ganze Schrank. Auch schmale goldene Randlinien tragen sehr zur Verzierung bei. H. B.

Ostereier mit Malerei in Email-Farben.

Küche.

Gründonnerstags-Torte. — Man kocht reichlich zwei Hände voll gut gewaschenen Winterspinat in Salzwasser ab, hackt ihn recht fein und streicht ihn durch ein Sieb, dann rührt man 2 ganze Eier und 6 Eidotter mit 250 g Stampfzucker und der abgeriebenen Schale einer Pommeranze ½ Stunde nach einer Richtung. Nach dieser Zeit mischt man 200 g geriebenes Weißbrod, den Spinat und den Schnee der 6 Eiweiße darunter, füllt die Masse in eine mit Butter bestrichene Form und bestreut sie mit 150 g gröblich gestoßenen Pistazien, mit etwas Streuzucker vermischt. Man läßt den Kuchen eine Stunde backen. Ph. Fr.

Englische Charfreitags-Kuchen. (Hot cross buns.) — Hierzu gehört: ½ Theelöffel voll Cremor Tartari, ½ Theelöffel voll doppelkohlensaures Natron, 460 g Mehl, 60 g Butter, 60 g Zucker, 125 g Corinthen, ⅛ l kalte Milch und 1 Ei. — Cremor Tartari und Natron werden mit dem Mehl vermischt, durchgesiebt und mit der Butter gut durchgeknetet; nun erst werden der fein geriebene Zucker und die gereinigten Corinthen darunter gemischt und mit der Milch, in der man zuvor das Ei verquirlte, schnell zu einem leichten Teig verarbeitet. Unmittelbar darauf sticht man kleine runde Klöße mit einer Gabel davon ab und setzt sie recht weitläufig auf ein Backbrett, da sie während des Backens breit aus einander gehen. Nachdem alle Kuchen nun mit einer Nadel kreuzweis eingeritzt worden, läßt man sie 20 Minuten in mäßiger Hitze backen und servirt sie noch warm. Man speist sie, mit Butter bestrichen, zum Frühstück. A. H.

Fasanensuppe. — Einen älteren Vogel umwickelt man mit Speckplatten und brät ihn in reichlich Butter. Nach dem Erkalten löst man das Fleisch sauber von den Knochen, schneidet die Brust und oberen Flügeltheile in Würfel, wiegt das übrige Fleisch fein und zerstößt das Gerippe im Mörser. Nun läßt man 35 g rohen Schinken, etwas Sellerie, Mohrrübe und Petersilie, alles fein gehackt, in 35 g Butter braun schwitzen, fügt die zerstampften Knochen, sowie eine genügende Menge guter Fleischbrühe hinzu und läßt das Ganze eine Stunde kochen. Dann wird die Suppe durchgeseiht, das gehackte Fleisch durch ein Haarsieb getrieben, in die Suppe zurückgethan und zuletzt das Brustfleisch und ein Glas Sherry hinzugefügt. A. H.

Russische Eier. — Hartgekochte, geschälte und der Länge nach in Hälften getheilte Eier richtet man auf einer Schüssel mit folgender Sauce an: Einige Schalotten, etwas Estragon und Petersilie werden fein gewiegt, mit Butter einige Minuten geschwitzt, danach mit brauner Coulis aufgekocht und mit einigen hartgekochten Eigelben, die mit Citronensaft und etwas Senf glatt gerührt wurden, untermischt. Einige gewiegte und passirte Sardellen und etwas Pfeffer geben dem Gericht einen pikanteren Geschmack. A. H.

Sterlet auf russische Art. — Man öffne den Fisch an der ersten Flosse, schneide, nach dem Ausnehmen, die knöchernen Schilder weg, wasche und salze ihn, schneide ihn dann in passende Stücke, trockne sie in einer Serviette gut ab und lege sie in eine Casserole. Nun gebe man für je 1½ bis 2 kg Fisch eine halbe Flasche guten, aber leichten weißen Wein, 125 g sehr frische, feine Butter und eine in ganz dünne Scheiben geschnittene, feinschalige und saftige Citrone daran, decke das Ganze zu und lasse es so gar werden. — Ganz ausgezeichnet schmeckt der Fisch, wenn man Champagner dazu nimmt. — Salm (Lachs), Zander und Stör können ebenfalls auf diese sehr schmackhafte Weise zubereitet werden. L. v. Pr.

Puterkeulen nach Brillat-Savarin. — Aus den Keulen löst man alle Knochen und zieht vor allem die Sehnen heraus, löst auch aus den Flügeln die oberen Knochen, füllt nun alles mit einer guten Kalbfleisch-Farce und näht die Oeffnungen zu. Aus den Knochen kocht man eine kurze Brühe, dämpft Keulen und Flügel darin mit etwas Citronensaft und Gewürz weich und läßt sie in der Brühe erkalten. Beide Flügel und eine Keule wendet man nun in einer Mischung aus schaumig gerührter Butter, zerquirltem Eigelb, etwas geriebenem Parmesan-Käse, Salz und Pfeffer und dann in Reibbrod und brät sie hierauf in Butter goldbraun. Sie geben eine ausgezeichnete Beilage zu feinem Gemüse. Die zurückgebliebene Keule schneidet man in Scheiben, bereitet aus der Brühe, die man klärt, mit etwas Wein, Essig und einer Messerspitze Fleisch-Extract versetzt, eine gute Fleischsulz und gießt sie über die zerschnittene Keule. Man stürzt die Schüssel und servirt dazu eine Mayonnaise. L. H.

Französischer Mandelkuchen (Gâteau de Rheims). — Man rühre 16 Eidotter mit 375 g gesiebtem Zucker, an dem die Schale einer Citrone abgerieben worden, recht schaumig, füge 250 g Kartoffelmehl und zuletzt den Schnee von sieben Eiweiß hinzu und backe drei runde Platten daraus; dann bereite man aus 500 g abgezogenen, fein gestoßenen oder geriebenen Mandeln, worunter einige bittere, 500 g gesiebtem Zucker und für 10 Pfennig Rosenwasser eine nicht zu flüssige Masse, bestreiche die Platten damit und lege sie übereinander. L. v. Pr.

Wachholderbeeren-Sulz. — Welche Leserin wäre so freundlich, mir ein Recept für Wachholderbeeren-Sulz anzugeben? F. T., Wiskonsin.

Allgemeines.

J. S. in L. — Die Adresse der Frau Professor Pfeiffer, deren Pensionat wir in der Nummer vom 15/2 d. J. empfahlen, ist Schillstr. 9, nicht Schillerstraße.

Bezugsquellen: Kugelgläser: P. Naddatz u. Co., W. Leipzigerstr. 11. — Häschen am Brunnen: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Osterhäschen, Moos- und Rindenarbeiten aller Art, nebst Material dazu: Frau Forstmeister Marxall, Frankenstein, Pfalz; H. A. Klettner, Berlin, S. Prinzenstr. 62.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 8, III. 15. April 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(1. Fortsetzung.)

„Sylvia! Gut sein!“ — sagte sie dabei sehr ernst. Das Roth auf dem Antlitze des jungen Mädchens vertiefte sich; eine Blutwelle übergoß sogar den Hals. Aus den im Gegensatze zu dem hellen Haar auffallend dunkeln Augen blitzte aber eher Trotz als Beschämung.

„Was willst Du damit sagen?“ rief sie heftig. „Du meinst wohl ‚dankbar‘, nicht wahr? Mein Gott, bin ich's denn nicht genügend?“

Die Sprecherin drückte das geballte Taschentuch vor die Lippen, und ihre Brust hob sich stürmisch. Dann verschränkte sie die Finger in einander und murmelte: „Unerträglich! Unerträglich!“

Mit einer beinahe wilden Bewegung schüttelte sie den Kopf und schnellte empor. Die gefalteten Hände vor sich hingestreckt, stand sie hochathmend da, das ganze junge Geschöpf wie durchprickelt von zornigem Unbehagen.

Die Doctorin hatte während dieser Scene keinen Blick von dem Antlitze Sylvia's gewandt; erst als die krampfhaft verschlungenen Finger sich zu lösen begannen, und der Athem etwas ruhiger ging, wendete die alte Frau die Augen ab und sah nachdenklich auf die eigenen, im Schoße ruhig über einander liegenden Hände nieder. Dann erhob sie sich und berührte sanft den Arm des jungen Mädchens.

„Du bist im Unrecht, Sylvia,“ sagte sie ohne alle Schärfe, aber sehr eindringlich.

Mit gelinder Gewalt zog sie das Mädchen neben sich auf die Gartenbank nieder, nahm ihr den Hut vom Haupt und fuhr mit den welken Händen ein-, zweimal über den hellen, leicht gewellten Scheitel. Sylvia vermied den Blick der klaren Augen, aber um den Mund fing es an unruhig zu zucken.

„Verzeih!“ sagte sie endlich leise; die Abbitte rang sich mühsam von den widerstrebenden Lippen. „Es ist meine Schuld! Du hast ganz recht: sie sind alle so gut, aber —“

Sie verstummte. Für das Mißvergnügen, dessen Beute sie war, fehlten ihr offenbar die Worte. Um die rothen, schöngeschwungenen Lippen lag es wie Ueberdruß und unbestimmte Sehnsucht zugleich.

Die alte Frau hielt die Worte zurück, die sich ihr auf die Lippen drängten; sie nahm nur Sylvia's Hand stumm in ihre beiden, wie um sich zu vergewissern, daß sie das Mädchen doch noch halte.

Die feinen, kühlen Finger lagen eine Weile schlaff in den warmen Händen der Doctorin; dann aber sprang das Mädchen plötzlich empor.

„Schon elf Uhr!“ rief es, die Schläge der Kirchenuhr zählend. „Höchste Zeit, wenn ich noch aufs Schloß will!“

Auch die Doctorin hatte sich erhoben und sah mit schweigendem Ernst dem jungen Mädchen zu, wie es den auf dem Tische liegenden Hut aufnahm und mit der Nadel auf dem üppigen Zopfneste befestigte. Länger als nöthig hielt Sylvia dabei den Kopf gesenkt, wie sie überhaupt trotz der Eile, von der sie soeben gesprochen, zu zögern schien. Nachdem sie umständlich die Handschuhe über die Finger gezogen hatte, spielte sie mit den Quasten ihres Sonnenschirmes, der an der Gartenbank lehnte. Dabei hielt sie fortwährend den Kopf tief hinabgeneigt und stand halb von der Doctorin abgewendet; diese sah nur das runde, rosige Kinn und die Zöpfe, über welche die durch das Kastanienlaub brechenden Sonnenstrahlen vergoldend huschten, sowie die Nackenlöckchen, mit denen der Sommerwind spielte. Mit einer kleinen Wendung des Oberkörpers begann sich Sylvia der alten Frau endlich zuzuwenden. Gleichzeitig hob sie den Kopf: ein anmuthig verlegenes Lächeln umspielte den halbgeöffneten Mund.

„Bist bös?“ fragte sie sehr leise; ihre Stimme klang süß wie die eines Kindes. Dabei ergriff sie mit einer zögernden Bewegung beide Hände der Doctorin und zog sie schüchtern zu sich heran. Zugleich versenkte sie den dunkeln, jetzt feuchtschimmernden Blick tief in die ernst auf sie gerichteten Augen, deren Ausdruck immer milder wurde.

„Wieder gut? Ja?“ rief Sylvia, die es im Nu gewahrte, und ehe die Doctorin noch zu einer Erwiderung die Lippen öffnen konnte, hatte das Mädchen sich mit einer geschmeidigen Bewegung zu ihr herabgeneigt, sodaß die hochgewachsene Gestalt fast zierlich aussah, und küßte die alte Frau auf den Mund. „Weißt Du was, Tante Weiler?“ rief sie heiter, als sie sich aufrichtete, „die Wildecker Luft wird mir auch heuer gut thun, — ich spüre es schon, — besonders da herum.“ Sie beschrieb lächelnd mit dem Sonnenschirme einen Kreis um die Doctorin.

Diese drohte ihr mit dem Finger. „Schmeichelkatze!“ sagte sie, von dem Anmuthzauber des Mädchens völlig besiegt. „Geb's Gott! Geb's Gott!“ — Bei diesen Worten trat jenes stets um die Mundwinkel lauernde Lächeln voll hervor und ergoß sogar in die Augen einen leuchtenden Schimmer. „Du bist mir eine wahre Freundin!“ schalt sie trotzdem gleich darauf, indem sie sich abwandte. „Um meinen Ferdinand fragt sie nicht einmal.“

Sylvia erröthete jäh; aber ihre Stimme hatte nichts mehr von dem kindlich-süßen Klange, als sie sagte: „Pardon! Ich vergaß. Wie geht es ihm? Hoffentlich gut?“

So sprechend steuerte sie langsam der Ausgangspforte des Vorgärtchens zu.

„Eben heute habe ich einen sehr inhaltreichen Brief erhalten,“ rief die alte Frau lebhaft. „Acht Seiten! So ausführlich ist er sonst nicht; Du kennst ja auch seine laconischen Zettel!“

Der nur für eine Person berechnete Kiesweg ließ nicht zu, daß man neben einander ging. Im Eifer des Gespräches hielt die alte Frau daher die Voranschreitende beim Arme fest, sie zum Stehenbleiben zwingend. Mit der anderen Hand holte sie den Brief aus der Tasche, wo sie ihn seit dem Morgen mit sich trug, und zog die ziemlich großen Bogen aus dem Umschlag.

„Höre nur, was er von seinen Zukunftsplänen schreibt! Ich lese es selbst gerne nochmals durch.“

Nachdem sie die erste Seite mit den Augen stumm überflogen hatte, sagte sie, auf eine Stelle deutend: „Hier ist es!“

Und sie begann: „„Vielleicht wird Dir der Entschluß, den ich Dir mitzutheilen habe, eine Enttäuschung bereiten, liebe Mutter; ich weiß es nicht und sage nur ‚vielleicht‘, denn Du bist nicht wie andere Mütter, das habe ich längst erfahren. ‚Professor‘, vielleicht ‚Regierungsrath und Ritter mehrerer hoher Orden‘ würde allerdings gut klingen, und wer weiß, ob ich's nicht auch einmal mit Ach und Krach dahin brächte, — aber ich will nicht; höre, Mütterchen, Dein Sohn mag nicht! Ich habe immer gefunden, daß ich am wenigsten fehl ging, wenn ich, ohne lange ins Weite zu planen, nach bestem Vermögen jede nächste Stunde mit dem anfüllte, was für den Augenblick das Wichtigste war, und darum will ich auch jetzt nach dem Nächstliegenden greifen und in Wildeck der Nachfolger meines Vaters werden. Das ist ein Platz, den ich mich auszufüllen getraue, ganz so, wie ich mir denke, daß jeder Platz ausgefüllt werden sollte; und da will ich denn auch stehen.““

Die alte Frau hatte die letzten Sätze mit erhobener Stimme gelesen; jetzt ließ sie den Brief sinken und suchte Sylvia's Auge. Diese aber hielt den Kopf halb abgewendet; die Doctorin glaubte nur zu bemerken, daß sie, wie es manchmal ihre Gewohnheit war, schmollend den Mund aufwarf. Doch unbeirrt fuhr die alte Frau erklärend fort: „Du weißt, er hatte längst den Plan, nach der Promotion nur bis zum Herbst in Graz zu bleiben und dann in Wien an einer der medicinischen Kliniken zu hospitiren, um seine Erfahrung zu bereichern. Das bleibt auch jetzt aufrecht; Ferdinand siedelt im Spätherbst nach Wien über. Wann er sich hier etabliren wird, ist noch unbestimmt, wohl spätestens in zwei Jahren.“

Schrittweise vorschreitend, waren die beiden Frauen bis an das Pförtchen des Vorgartens gelangt, und Sylvia legte die Hand auf den Drücker.

„Willst Du nicht lieber durchs Haus?“ fragte die Doctorin. „Du nimmst ja doch den Waldweg zum Schlosse, und ich lasse Dich rückwärts durch den Obstgarten hinaus. Im Vorbeigehen zeig' ich Dir Ferdinands letztes Bild, das ich zum Geburtstage erhalten habe, — Du wirst ihn kaum erkennen; er trägt jetzt einen Bart, so lang!“ Die Mutter lachte. „Komm!“

Sylvia zog die Uhr und warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Ein ander Mal, Tante Weiler,“ sagte sie kurz. „Wenn ich noch zu Kromer's will, kann ich mich unmöglich länger aufhalten.“

Jede weitere Einrede abschneidend, drückte sie mit einer raschen Bewegung auf die Klinke und sprang auf die Straße hinab. Dort erst spannte sie den Sonnenschirm auf und raffte behutsam den Rock zusammen, um ihn vor dem Straßenstaub zu schützen.

„Auf Wiedersehen!“ rief sie hell zurück; im nächsten Augenblick war die schlanke Gestalt, um die Ecke des Häuschens biegend, verschwunden.

Frau Weiler hatte ihr nachgesehen, so lange noch ein Zipfelchen ihres Gewandes zu erblicken war; dann betrat sie mit einem langsamen Kopfschütteln die Veranda-Stufen, die in ihr Häuschen führten.

II.

Die Baronesse hatte rasch die Anhöhe erstiegen, von welcher Ruine und Schloß Wildeck die im Thalkessel liegende Ortschaft beherrschten. Oben angelangt, wandte sie sich um, und blickte in die Tiefe. Zur Linken, dicht unter ihr, lag das Häuschen der Doctorin, von welchem nur der Dachfirst aus dem Grün der umrankenden Weinreben und der schützenden Obstbäume hervorragte; zu Sylvia's rechter Hand zweigte ein zwischen sacht ansteigenden Kornfeldern durchführender Gangsteig vom Waldwege ab. Es war dies der nächste Weg zum Schlosse, das in seiner altmodischen Tüchtigkeit, unfern von der gleichfalls das Thal überschauenden Kirche dalag wie ein ungeschlachter Riese. Weiter rechts ab vom Schlosse, tiefer gegen das Dorf zu, stand, von den Ecken und Kanten der Schindeldächer halb versteckt, der Meierhof, hinter dessen Mauern Sylvia den größten Theil ihrer Kindheit verbracht hatte. Langgestreckt und nüchtern schloß sich das einstöckige Bauwerk knapp an den Pfarrhof, und abermals kaum einen Büchsenschuß davon entfernt blinkte das Schieferdach des Schulhauses hervor: alles dicht an einander gedrängt in dem kleinen Neste — im weiten, grünen Rahmen ein anmuthiges Bild.

Die Luft war so rein, daß die einzelnen Abstufungen der das Dorf gegen Westen zu abschließenden, coulissenartig vor einander geschobenen Bergrücken haarscharf begrenzt erschienen, und es war so stille, daß ringsum kein Blatt, kein Halm sich regte. Das sonnengebadete Thal schien wie ausgestorben: auf der grellweiß schimmernden Straße war weder ein Gefährt, noch ein Mensch zu sehen, — gedämpftes Hundegebell in der Ferne war der einzige Laut, der zur Höhe heraufdrang.

Sylvia starrte eine zeitlang unbeweglich auf das winzige Häuserhäuflein hinab und der Anflug eines Gähnens lagerte sich um ihre Mundwinkel. Sie dehnte und streckte die Arme: es war, wie wenn ein Vogel seine Schwingen regt.

Langsam sank dabei das edelgeformte Haupt in den Nacken, und die weit geöffneten Augen folgten sehnsüchtig den losen, weißen Wölkchen, die über das Firmament hinzogen.

Erst als eine leichte Hand sich auf ihre Schulter legte und eine Stimme im Tone freudigen Erstaunens ausrief: „Täuschen mich meine Augen, oder ist's die Else?“ wendete Sylvia zusammenschreckend den Blick vom Himmel ab, und begegnete einem Paar blaßblauer, kurzsichtiger Augen, die neugierig blinzelnd über ihre Gestalt hinfuhren.

„Richtig, die Else!“ plauderte die Stimme in den höchsten Tönen weiter, ehe Sylvia antworten konnte. „Du kommst zu uns, Herz? Da werden sich die Mädchen aber freuen! Mich mußt Du schon heute entschuldigen . . . ich kann leider nicht umkehren —“ Die Sprecherin holte hinter der, den dünnen Hals hochumschließenden Stehleiste ihre Uhr hervor, und warf einen Blick darauf. „Himmel! Schon drei Viertel auf Zwölf!“ rief sie erschrocken. „Es ist unglaublich, wie die Zeit vergeht!“

Die Dame unterbrach sich für einen Augenblick, fuhr aber schon im nächsten, immer in derselben eintönigen Sprechweise und ungemein geläufig fort, sodaß es bei längerem Zuhören wirkte wie das Plätschern eines sachte dahinrieselnden Bächleins: „Richtig: Du weißt ja nicht . . . Also denke Dir: heute früh erhalten wir von Falkeneck ein Telegramm, in dem sich die Hoheiten mit Gefolge für übermorgen anmelden. ‚Sans cérémonies‘, — heißt es in dem Telegramm, — aber unter uns gesagt: ich weiß, was das bedeutet! Große Ehre natürlich — in Seefeld waren sie noch immer nicht, — aber für die Hausfrau keine Kleinigkeit! Noch dazu jetzt, wo Anton, — denke Dir, Anton! — plötzlich krank geworden ist, und ins Spital mußte . . . Zu bekommen ist so Knall und Fall kein ordentlicher Mensch, und der zweite, — der Louis, weißt Du? — ist unwillig, weil er allein doch nicht alles leisten kann . . . Jetzt will ich zum Stationschef, damit er mit dem nächsten Zuge den Lang, auf den man sich doch verlassen kann, nach Altkirchen schickt, um das Nöthige zusammenzukaufen . . . Grand Dieu! Ich hab' doch die Liste?“ unterbrach sie sich in jähem Erschrecken. „Ja, Gottlob, nicht verloren . . . das wäre noch!“

Bei diesen Worten zog Gräfin Kromer ein Blatt Papier aus der Tasche und brachte es nahe an ihr Augenglas.

„Ach, Kind, sei froh, daß Du nicht in meiner Haut steckst! Dieser Aerger, die Aufregung und Angst! Ich werde kein Auge schließen, bis nicht alles glücklich überstanden ist . . . .“

Die noch jugendlich aussehende Frau, auf deren sehr schlanker Gestalt das einfache drapfarbige Lodenkleid schlotterig herabhing, lächelte sanft wie ein ergebenes Opfer und fuhr mit dem Taschentuch fächelnd über die Stirne.

„Ja, aber was ich noch sagen wollte, Herz! In welch theatralischer Pose finde ich Dich da? Es war wie ein lebendes Bild.“ —

Sylvia senkte erröthend die Wimpern, und schien nach einer Antwort zu suchen; diese ward ihr aber von der zungenfertigen Dame wieder vorweggenommen.

„Ja, nicht wahr? 's ist ein zu süßes, süßes kleines Nest?“ rief sie schwärmerisch. „Wenn ich eine Weile abwesend war, möcht' ich es auch immer mit ausgebreiteten Armen an mein Herz zieh'n —“

Die Baronesse senkte den Kopf; ein verstohlenes Lächeln huschte um ihren Mund.

„Du gute Tante!“ — rief sie dann munter, und sah der Gräfin mit muthiger Schalkhaftigkeit ins Gesicht.

„Und wie das Kind aussieht!“ — rief diese mit einem unterdrückten Seufzer. „Sag' mir nur: wo nimmst Du Stadtbewohnerin diese Farben her? Meine Sisa, die doch beinahe immer auf dem Lande ist, könnte sich ein Beispiel an Dir nehmen . . . Nun, Du wirst ja sehen, was für ein blasses Pflanzerl Sisa noch immer ist! ‚Eisen und frische Luft‘ — sagt der Arzt . . . sie hat doch beides, und es hilft nicht . . . Ja aber, Schatz, jetzt kann ich mich wirklich nicht länger aufhalten . . . wie gesagt: die Kinder werden eine riesige Freude haben — sie sind, glaub' ich, auf ihrem Zimmer.“

Die bewegliche Frau erwiderte den Handkuß ihres Schützlings mit einem freundlichen Streicheln der zu ihr herabgeneigten Wangen: „Uebermorgen, wenn die Herrschaften kommen, erwart' ich Dich bestimmt. Es trifft sich gut, daß Du schon da bist . . . richtig: wie ist das gekommen? Sophie erzählte mir ja neulich etwas von Sonntag, wenn ich nicht irre . . . Ach so, die Schule früher zu Ende? Weißt Du, es kann von Vortheil für Dich sein, wenn die Herrschaften Dich kennen lernen, man interessirt sich immer leichter für jemand, den man kennt. Nächstes Jahr wirst Du ja fertig, wie? Also siehst Du, wie gut sich das trifft! Adieu, Mérie!“

Sie warf dem Mädchen eine Kußhand zu und machte einige Schritte; im nächsten Augenblick wandte sie sich aber nochmals um.

„Bitte, ruf' doch der Céline — Du kennst ja Céline? . . im Vorbeigehen, links im Gange, weißt Du? . . . also, bitte, ruf' da hinein, sie möchte nachsehen, wie viel Theetassen da sind — wir brauchen enorm viel Theetassen, und auf das Zerschlagen muß man auch immer rechnen . . . Also, bitte, sie soll augenblicklich auf die Liste setzen, was noch fehlt . . . Du verstehst? Ich habe nämlich zu Hause noch eine zweite Liste . . .“

Sylvia verneigte sich mit einem zustimmenden Kopfnicken.

„Sei nur ruhig, Tante! Es soll alles besorgt werden —“ sagte sie, indem sie den ängstlichen Blick der Gräfin mit einem beruhigenden Lächeln erwiderte, worauf diese nochmals zurückwinkend, hastigen Schrittes den Abstieg begann.

III.

In angeregter Stimmung verfolgte die Baronesse rascher als bisher ihren Weg. Nach wenigen Minuten langte sie bei dem gemauerten, mit dem Wappen derer von Kromer-Merchetti geschmückten Rundbogen an, der, jetzt noch an eine zum größten Theile abgebröckelte Mauer stoßend, das Gebiet einst von dieser Seite begrenzt hatte. Das hölzerne Thor, welches ehemals den Zugang absperrte, war seit geraumer Zeit verschwunden, und erst wenige Schritte weiter gelangte man vor ein schön gearbeitetes Gitter aus Schmiedeeisen, durch das man in den mit alten Bäumen bestandenen, von säuberlich gefegten Kieswegen durchschnittenen Park Einblick hatte, in dessen Mitte Schloß Wildeck emporragte.

Wohlbekannt mit den Oertlichkeiten öffnete Sylvia eine kleine Pforte, eilte an den zur Linken, von Buschwerk halb verhüllten Wirthschaftsgebäuden vorüber und erstieg die grell von der Sonne beschienene Freitreppe des Schlosses. In der Vorhalle blieb sie einen Augenblick stehen, und kühlte die erhitzten Wangen, worauf sie, in den Gang zur Linken einbiegend, auf das erste Zimmer rechts zusteuerte, wo sie sich, durch die halbgeöffnete Thüre hineinsprechend, kurz und bündig ihres Auftrages entledigte.

Ohne den Schluß der gnädig herablassenden Begrüßung der Kammerjungfer abzuwarten, wendete sich das Mädchen der

Treppe zu, und stieg, den Schritt etwas mäßigend, bis zum ersten Stockwerke empor, wo es nach einem kurzen, energisch klingenden Klopfen das zweite der nach dem Parke zu gelegenen Zimmer betrat.

Eine etwa zwanzigjährige, vor dem Schreibtisch am Fenster sitzende Dame, das etwas länger und noch schmäler gerathene Ebenbild der Gräfin Kromer, hob den braunen Kopf und blinzelte mit den kurzsichtigen Augen nach der Thüre; ein zweites, vor dem Toilette-Spiegel in der gegenüberliegenden Ecke stehendes, kaum sechzehnjähriges Mädchen, das eben damit beschäftigt war, über einem dunkelblauen Leinenrock eine zartrosa Krepp-Taille anzuprobiren, wendete sich im selben Augenblick rasch um und eilte mit einem freudigen Aufschrei der Eintretenden entgegen.

„Sisa! schau doch, wer da ist, Sisa!" rief die jüngere Comtesse Kromer jubelnd, indem sie Sylvia an beiden Händen faßte und bis in die Mitte des Zimmers zerrte. „Daß Du nur wieder da bist, Schatz! Wie ich mich freue! Aber höre," unterbrach sie sich, Sylvia mit beiden Händen von sich weghaltend — „Else, wie Papa Dich nennt, paßt wirklich nicht mehr für Dich ... unverschämt bist Du mir über den Kopf gewachsen ..."

Die Plaudernde musterte Sylvia ehrlich neidisch mit den schwarzen Augen, dann zog sie, ohne ein weiteres Wort, die ruhig lächelnde vor den Ankleidespiegel. Dort hob die Kleine sich auf den Fußspitzen in die Höhe und reckte das Hälschen, aber sie mochte thun was sie wollte: Sylvia überragte sie fast um einen Kopf. Da zeigte die kleine Comtesse, in allen ihren Bewegungen behende wie eine Eidechse, dem Spiegel ihre zusammengerollte Zungenspitze und drehte ihm den Rücken. Dann drängte sie den Gast auf das mit blauem gemustertem Zitz überzogene Sopha, das, einen freien Raum vor dem Toilette-Spiegel freilassend, quer hinein in das Zimmer stand.

„Setz' Dich!" — sagte sie halb lachend, halb ärgerlich. „So gefall' ich mir besser."

Mit einem unterdrückten Seufzer hatte sich indes Comtesse Susanne, die man in der Familie nur „Sisa" nannte, wie ihre Schwester Olga für alle, die sie kannten, nur die „Oli" war, vom Schreibtische erhoben und trat nun, einen Fuß leicht nachschleppend, zu den beiden Mädchen.

„Guten Tag, Sylvia," sagte nun auch sie, der Cousine die Hand reichend. Ihre schmalen Wangen rötheten sich dabei ein wenig, aber als sie auf einem niederen Fauteuil den beiden Mädchen gegenüber Platz genommen hatte, wo das volle Tageslicht auf ihre Züge fiel, mußte Sylvia der Gräfin Kromer Recht geben; Sisa sah zum Erschrecken blutleer aus — sogar die Lippen und das beim Sprechen stark sichtbare Zahnfleisch waren wachsgelb.

„Oli hat sich schon sehr auf Dich gefreut," sagte die ältere Comtesse Kromer leise mit einem liebenswürdigen Lächeln, das ihrem stillen Gesicht einen sinnig sanften Ausdruck verlieh, der durch die Gewohnheit, die langen Wimpern nach dem Sprechen gleich niederzuschlagen und den Kopf leicht zu neigen, in lieblicher Weise erhöht wurde.

„Na, und ob ich mich gefreut habe!" versicherte die Schwester feurig. „Den ganzen Tag dachte ich an Dich, je näher die Ferien kamen. Nein, und wie gut, daß Du schon da bist! .. Denk' Dir, die Hoheiten kommen ... ach so, Du bist Mama begegnet und weißt alles? Nicht wahr, wie schad', wenn Du nicht dabei gewesen wärest! Gott! ich hab' Dir überhaupt zu erzählen ... Du, Sisa, wenn Du Deinen Brief fertig machen willst, Sylvia erlaubt's, nicht wahr?" — Bei diesen Worten wanderte Oli's Blick von Susanne zu ihrem Gaste, und von diesem wieder zur Schwester, welche, die Hände langsam ineinander reibend, in sichtlich unbehaglicher Stimmung dasaß und schon ein paar Mal verstohlen nach dem Schreibtische geschielt hatte.

„Gewiß!" versicherte Sylvia zurückhaltend — „Wenn ich jetzt störe, kann ich überhaupt ein ander Mal kommen."

„Affer! Als ob ich Dich so geschwind fortließe, nun ich Dich endlich einmal habe," rief Oli. „Weißt Du was wir thun? Wir ziehen uns in die inneren Appartements zurück!" — Sie wies mit einer feierlichen Geberde nach dem nebenan liegenden Schlafzimmer, über dessen Schwelle sie Sylvia gleich darauf drängte. „Schrecklich!" — flüsterte sie, als sie ziemlich geräuschvoll die Thüre hinter sich geschlossen hatte, und erhob anklagend den Blick zur Decke. „Sie ist so gut, der arme Hascher, aber ein Fisch hat noch mehr Leben in sich! Und das Bißchen, das in ihr steckt, gießt sie noch in die ellenlangen Episteln, die sie alle Tage aus der Feder träufelt! Es ist rein gar nichts mit ihr anzufangen."

Das Mädchen erinnerte in seiner Art zu sprechen an die Mutter, nur daß das Zünglein nicht ganz so ungehindert fortlaufen konnte, weil Oli mit einem Sprachfehler behaftet war. Es war ein leichtes Anstoßen bei den „r" und „s", das nicht störend wirkte, vielmehr dem Geplauder etwas kindisch Anmuthiges verlieh.

„Also immer noch?" fragte Sylvia, Oli's Bemerkung über der Schwester Briefschreibe-Passion erwidernd. „Hat es ihr die ältere Seefeld — wie heißt sie nur .. — wirklich so angethan?"

„Die Gina, meinst Du? Ach, woher denn! Das ist ja schon lange nicht mehr wahr! Miß Wench ist's jetzt; den Anfang hast Du doch vorigen Sommer schon miterlebt, erinnerst Du Dich nicht? ... Sag' mir: hast Du an Der je etwas so Besonderes gefunden? Solche Füße! und Hände!" Die Comtesse markirte in der Luft einen halben Meter. „Und Sommersprossen d'rauf, brr!" — Sie unterbrach sich erschrocken und preßte, nach dem Nebenzimmer hinhorchend, die schlanken braunen Finger auf den zu laut plaudernden Mund. Doch bald fuhr sie, die Stimme dämpfend, fort: „Sie schreibt ihr täglich, seit sie weg ist. — Ganze Tagebücher! Ich begreife gar nicht, womit sie nur immer die Karteln anfüllt. Und wenn sie, gottlob nur alle Woche einmal, von dem geliebten Wesen einen Brief bekommt, dann geht sie wie im Traume umher, ißt kaum und schläft wahrscheinlich auch nicht die nächste Nacht. Das hat sie nöthig, nicht wahr, wo sie ohnehin schon das reine Zündhölzel ist?" — Ein Schatten von ärgerlicher Besorgniß huschte über das Kindergesicht, gleich darauf aber brach es wie tausend übermüthige Sprühteufelchen aus den schwarzen Augen. „Sie ist verliebt! Begreifst Du so etwas? In die fade, englische Necken! Ha! ha! ha!"

Oli schob das Taschentuch kichernd zwischen die Mausezähne und neigte den Oberkörper vor, ihrer Lachlust freien Lauf lassend.

„Du, ich hab' Dir überhaupt zu erzählen!" — wiederholte sie dann, indem sie, Sylvia's Taille umschlingend, die Cousine heftig an sich preßte. „Komm', setz' Dich da zu mir!"

Die Comtesse raffte eilig die Modeblätter zusammen, die bunt durch einander geworfen auf der vor den Betten der Mädchen stehenden Ottomane lagen, und häufte die Journale in einem unordentlichen Pack auf den davorstehenden Tisch.

„Richtig! Was ich vorhin gerade wollte!" rief sie plötzlich. „Pardon, Du verzeihst!"

Damit lief sie zur elektrischen Klingel und tippte rasch ein paar Mal nach einander auf den Taster.

„Siehst Du: das möcht' ich nämlich .." — rief sie, zum Tisch zurückkehrend. „Na, wo hat es sich denn verkrochen? Ach, da!" — Sie zog eines der Modekupfer hervor, und hielt es Sylvia dicht unter die Augen. „Handbreites Sammtband .. so, bretellenartig über den Rücken, aber vorn nicht gekreuzt wie hier, sondern ..." sie ergriff einen auf dem Tische liegenden Bandrest, hatte davon im Nu eine zierliche Schleife geknüpft und hielt sie zur Illustration ihrer Absichten über die linke Achsel: „So ungefähr! Nur natürlich größer!"

Während sie noch sprach war ein Diener eingetreten.

„Céline soll kommen .. aber gleich!" befahl Oli auf seine Frage nach dem Wunsch der gnädigen Comtesse.

„Die Frau Gräfin haben befohlen, daß Fräulein Cilly," Céline war dem biederen Ober-Oesterreicher nicht beizubringen, „das Service zusammenrichten soll," meldete der Mann, in steifer Haltung unbeweglich an der Thüre stehen bleibend.

Oli erröthete bis an die Haarwurzeln. — „Und ich befehle, sie soll augenblicklich herkommen ... augenblicklich ... haben Sie verstanden, Louis?" — rief sie, leicht mit dem Fuße aufstampfend, worauf der Diener mit einem nicht allzu heimlichen Achselzucken verschwand.

„Unverschämt!" — murmelte die Comtesse zwischen den Zähnen. Das Weinen stand ihr sichtlich nahe.

„Oli, ich meine aber auch, daß es der Tante nicht lieb sein wird, wenn Du die Leute heute aufhältst" — sagte Sylvia nach einer kurzen Pause, während Oli sich schmollend dem Fenster genähert hatte. — „Was wolltest Du von der Jungfer?"

„Sie soll zum Neubauer hinuntergehen und nachschauen, ob er solche Bänder hat. Zum Aufputzen brauche ich sie ohnehin nicht ... das mach' ich mir besser selber ... sie hat gar keinen Chic."

Die kleine Comtesse guckte verächtlich an der glatten Krepp-Taille hinab und hielt hierauf die Versuchsmasche abermals über die Achsel, indem sie hinschielend die Wirkung prüfte. Mit einem befriedigten Nicken zog sie eine der Schleifen etwas länger; man sah ihr an, daß es sie in den Fingern prickelte, die geplante Verschönerung, ganz wie sie sich's dachte, ausführen zu können.

„Die Bänder kann ja ich besorgen, Oli," sagte Sylvia ruhig. „Ich bringe gleich Nachmittag mehrere Rollen zur Auswahl mit herauf ... vielleicht kann ich dann auch etwas anderes helfen."

Sie hatte sich, während sie sprach, erhoben und zog die gewebten Seidenhandschuhe straffer über die Finger.

„Ich sag's ja, Du bist ein Engel!" — rief die Comtesse stürmisch. „Aber mußt Du wirklich schon fort? Na also ... nur eine Secunde, bitte, ich begleite Dich ."

So sprechend zog sie sich zwischen die Betten zurück und vertauschte die rosenfarbige Taille mit einer zu dem Rocke passenden leinenen Matrosenbluse. Im Nu war sie fertig und griff nach ihrem in der Fensterecke lehnenden Sonnenschirm.

„Sisa, ich begleite Sylvia ein Stückchen," rief sie der Schwester zu, die bei dem plötzlichen Eintritte der beiden Mädchen verwirrt aufgesprungen war und den noch unvollendeten Brief rasch unter das Löschpapier schob, ehe sie die Hand ergriff, die Sylvia ihr zum Abschiede entgegenstreckte.

„Hast Du geseh'n? So macht sie's immer, als ob man ihr etwas davon abbeißen wollte!" raunte Oli im Abgehen der Baronesse zu. „Und wenn noch etwas Besonderes d'rin stünde! Aber, ich sag' Dir, gar nicht! Sie ist sehr vorsichtig und läßt nie etwas liegen, aber einmal hab' ich doch ein Blatt erwischt .. Du, war das dumm! Gar nichts ordentliches: nur edle Gedanken und solches Zeug! Gräßlich fad!"

Oli hatte, während sie sprach, ihre rechte Hand in den Arm Sylvia's geschoben und schmiegte sich vertraulich an das hochgewachsene Mädchen.

„Ich ginge so gerne bis ganz hinab" — versicherte sie, als das Gitterthor in Sicht kam. „Aber Mama sieht es nicht gern, wenn ich ohne Begleitung ins Dorf gehe. Findest Du das nicht komisch? Du darfst doch auch allein gehen, und noch dazu in Wien!"

Sylvia's Lippen schlossen sich fester auf einander, und in das blühende Gesicht trat ein unjugendlicher Zug.

„Das ist ganz etwas anderes: Ich!" — sagte sie. „Aber wenn man nicht muß ..."

Comtesse Olga machte erstaunte Augen.

„Geh! wie Du das sagst! Und ich denke mir das gerade so lustig," rief sie lebhaft.

„Wieso: lustig?" fragte Sylvia.

Die kleine Comtesse schmiegte sich fester in den Arm der Cousine und sagte leiser als bisher: „Nun, ich meine nur so! da muß man doch allerhand erleben ... geh', sag' mir: hast Du schon viele Abenteuer gehabt?"

„Aber Oli!" — verwies Sylvia, die Brauen runzelnd.

„Ich bitte Dich, thu' doch nur nicht so!" — ereiferte sich die Comtesse. Aber als Sylvia mit einem abweisenden Zug um die Lippen in Stillschweigen verharrte, fing die Kleine etwas verlegen zu kichern an: „Kommt da nicht schon Mama?" — rief sie plötzlich, erleichtert in die Richtung ausspähend, aus welcher Sylvia vorhin gekommen war. „Ja, richtig! Mama! Mama!"

Oli's weißes Taschentuch flog in die Luft.

„Sie sieht und hört wieder einmal nicht, die gute Mama! Na, endlich! ... Komm', laufen wir ihr entgegen ... Ach so ... Tante Sophie wartet schon mit dem Essen? Na also: leb' wohl, Schatz ... à tantôt!"

Damit nickte sie der den Weg rechts neben der Kirche einschlagenden Sylvia fröhlich zu, und eilte der Gräfin, die bestaubt und erhitzt die Höhe hinankeuchte, entgegen.

IV.

Die Hoheiten mit Gefolge waren in Wildeck eingetroffen. Von den Bewohnern mit gebührendem Enthusiasmus begrüßt, und mit ungebührlicher Neugierde angestaunt, war die stattliche Wagenreihe, deren Ankunft vor einer halben Stunde von einer Cavalcade junger Offiziere angekündigt worden war, durch das Dorf gerollt, und beim Schlosse vorgefahren, wo die Gäste am Fuße der Freitreppe von dem gräflichen Ehepaare empfangen wurden.

Ursprünglich hatte die Absicht bestanden, gleich nach der Ankunft zur Ruine emporzusteigen, die, einen steilen Felsen krönend, hoch über dem Schlosse ins Land ragte, aber die Hitze der Fahrt hatte den hohen Herrschaften die Lust zu dem immerhin anstrengenden Aufstieg benommen, und nur die jungen Mädchen, Oli Kromer an der Spitze, unternahmen von den Cavallerie-Offizieren und einigen anderen Herren escortirt, der Juli-Sonne zum Trotz den kleinen Ausflug. Ein ältliches Stiftsfräulein hatte dabei gutmüthig die Rolle der Chaperonne übernommen, das heißt, die corpulente Dame keuchte der munteren Schar mit bewunderungswürdigem Opfermuth in gemessener Entfernung nach, — ihr zur Seite Sisa, die sich in übelster Laune befand, und jeden Schritt, den die unfreiwillige Leibesübung kostete, mit einem weinerlichen Aechzen begleitete.

Die übrige Gesellschaft genoß indes, in zwanglose Gruppen vertheilt, die schattige Kühle des Parkes. Einige ältere Damen und Herren hatten sich auf der sonnengeschützten Terrasse hinter dem Schlosse niedergelassen, während das fürstliche Paar von Falkeneck, von dem Hausherrn geführt und einem kleinen Theil der Hofgesellschaft begleitet, den Garten nach allen Richtungen durchstreifte. Die Prinzessin hatte einen photographischen Apparat mitgebracht, um die Ruine und einige hübsche Baumgruppen aufzunehmen, und Graf Kromer ließ es sich angelegen sein, ihr zu diesem Zwecke die günstigsten Aufnahmspunkte zu entdecken.

Mit sichtlicher Zerstreutheit nahm die hohe Frau — fast noch ein Kind an Jahren und Aussehen — die historischen und graphischen Daten hin, mit welchen ihr Wirth sie zu unterhalten suchte; sie hatte nur für ihre Hand-Camera Sinn, die sie niemand anvertrauen wollte, und daher höchst eigenhändig von einem Orte zum anderen spazieren trug.

Erst als die gewünschten Bilder gelungen waren, folgte die Prinzessin mit ihrer Hofdame dem Beispiele der auf der schattigen Terrasse Versammelten, während der Fürst sich noch einen Hengst vorführen ließ, den Graf Kromer erst kürzlich gekauft hatte.

Eben als der Stallmeister das prächtige Thier in allen Gangarten um das Rasen-Parterre führte, kehrten die jungen Leute von der Ruine zurück. Gefesselt von dem Schauspiele, faßten sie gleichfalls vor der Terrasse Posto, um den Hengst zu erwarten, der sich nach Beendigung seiner Rundgänge von einem großen Kreis von Herren und Damen umringt fand.

„Ein mächtiger Gaul!" schnarrte einer der Cavalleristen, den wiehernden Fuchs umkreisend, während ein anderer die breite Kruppe tätschelte. Oli Kromer und ein noch jüngeres Comtesschen liefen um Zucker, während eine nur um wenige Jahre ältere, sehr hübsche Frau und die rothblonde, distinguirt aussehende Gina Seefeld durch merkwürdig ungenirte, verständnißvolle Bemerkungen zeigten, daß ihnen der Stall-Jargon nicht fremd war.

Nur Sisa Kromer und Sylvia Merchetti hatten sich mit dem Stiftsfräulein von der Gesellschaft getrennt und stiegen gemeinsam die Stufen der Terrasse empor. Etwa in der Mitte der Freitreppe angelangt, trafen sie mit einem schlanken, großen Mann zusammen, der sich kurz vorher von seinem Sitze erhoben hatte, und nun auf die den Hengst umstehende Gruppe lossteuerte. Den Oberkörper leicht vorgeneigt, die Daumen in die Taschen seines hellen Jackets versenkt, schlenderte der junge Mann langsam von oben herab. Als er der ihm entgegenkommenden Damen ansichtig wurde, trat er grüßend zur Seite, und die hellen Augen, die er während des Abstiegs, von der Sonne geblendet, blinzelnd halb geschlossen gehalten hatte, öffneten sich weit, als nach der seinen Gruß verlegen erwidernden Sisa und dem pustenden Stiftsfräulein, mit einer ruhigen Neigung des blonden Hauptes, das frei und unbedeckt nur von einem rothen Sonnenschirm beschattet wurde, Sylvia Merchetti dicht an ihm vorüberstreifte. Seine vollen, auffallend rothen Lippen unter dem blonden Schnurrbart öffneten sich, sodaß die Spitzen langer weißer Zähne dazwischen hervorschimmerten, und er sah der mit vornehmer Grazie sich langsam emporbewegenden Gestalt mit einem Ausdrucke staunenden Wohlgefallens unbeweglich nach, bis sie im Hintergrunde der Terrasse verschwunden war.

Dann erst trat er zu den jungen Leuten, die den Fuchs umstanden. Er hatte die Daumen wieder in die Taschen seines Jackets versenkt, und stand, die Beine etwas aus einander gespreizt, stumm da, die Kennerausprüche der allmählich in Eifer gerathenen Cavalleristen mit einem gutmüthig überlegenen Lächeln verfolgend, allem Anscheine nach mit halbem Ohre. Nachdem er einige der an ihn selbst gerichteten Bemerkungen mit einem gedehnten „M .. m" oder einem näselnden „N .. ja" beantwortet hatte, ging er ein paar Mal prüfend um das Thier herum, und faßte hierauf nach einem leisen, nachdenklichen Pfeifen sein Urtheil in einige knappe Sätze zusammen, die von dem zufällig in der Nähe stehenden Fürsten mit einem eifrigen Kopfnicken gebilligt wurden.

„Also auch Sportsman, wie ich sehe, Bichéry?" — fragte der hohe Herr. „Ich weiß nicht, warum ich mir einbildete, daß Sie weder Reiter noch Jäger seien."

Der mit Bichéry Angeredete, mit seinem vollen Namen Graf Maximilian Bichéry-Inzendorf, fuhr mit der langen weißen Hand glättend über den blonden Vollbart.

„Nun .. Sportsman .. im eigentlichen Sinne des Wortes nicht, Hoheit .. nur so nebenbei! .. Ein schönes Thier interessirt mich .. wie schließlich Schönheit in jeder Form .."

Der Graf sprach sehr langsam in schleppendem Tone und machte nach jedem einzelnen Satze eine kurze Pause. Viel sprechen schien überhaupt nicht seine Sache zu sein, denn als sich der hohe Herr mit ihm in ein langes Sportsgespräch einlassen wollte, begnügte sich Bichéry mit Einsilben zu antworten, die bald zustimmend, bald höflich zweifelnd klangen, sodaß sich der junge Fürst bald nach einem lebhafteren Gesellschafter umsah, worauf Bichéry, einsam wie er gekommen, die Stufen der Freitreppe wieder emporschlenderte. Nachdem er einige Secunden suchend umhergeblickt hatte, ließ er sich etwas abseits von der übrigen Gesellschaft auf einem niederen Gartensessel nieder und starrte, das plattgeschorene Haupt tief hinabgeneigt zu Boden, eine Stellung, die dem jungen Manne im Vereine mit dem schlaffen Zug um Mund und Augen einen Ausdruck von Melancholie verlieh.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Geistige Interessen.

Mein Tagebuch, mein bester Gesellschafter. — Manche angenehme Stunden verdanke ich meinem Tagebuch. Freud' und Leid, wichtige Ereignisse in der Familie, im Verwandten- oder Freundeskreise, Reise-Eindrücke, kurz alles, was mir einigermaßen wichtig erscheint, vertraue ich allabendlich den Blättern an; sehne ich mich dann hier und da nach Unterhaltung, so nehme ich mein Tagebuch aus früheren Jahren zur Hand und finde an demselben einen so regen Gesellschafter, daß mir die Zeit auf Flügeln enteilt. Da ziehen alle die Bilder der Vergangenheit, Bilder voller Lust und Leid, an meinem inneren Auge vorüber, und unwillkürlich fallen mir in solchen Stunden Goethe's Worte ein: „Wenn ich allein bin, ist gar vieles Schöne aus Ost und West um mich vereint, da spielen alle Farben, alle Töne, und die Erinnerung lacht und weint." — Ein Vertiefen in die Vergangenheit, zugleich ein Vertiefen in die mannigfachen Falten des eigenen Gemüthes, ist stets lehrreich. Ich glaube auch gewiß, daß unsere täglichen Aufzeichnungen unseren Kindern einst ein sehr liebes Andenken sein werden, finden sie in demselben doch auch so viel des Interessanten aus ihrer eigenen Kindheit, ihrer Jugendzeit, daß es ihnen allein deshalb schon werth sein müßte.

Frau Anna.

Falsche Sparsamkeit. — „Ich möchte wissen," sagte Frau Mathilde zu mir, ihrer allerbesten Freundin, „wo die feine Grenze zwischen Recht und Unrecht liegt, besonders mit Bezug auf die Sparsamkeit! Wie unterscheide ich sie, die rechte Sparsamkeit, von der Gaunklerin und Lügnerin, ihrer falschen Schwester?"

„Laß sehen!" erwiderte ich bedächtig. „Es will mir scheinen, als ob in Deiner Frage die Antwort darauf schon enthalten sei. Du nennst falsche Sparsamkeit »Lügnerin und Gaunklerin«. Das ist es: »Am Licht der Wahrheit sollst Du sie erkennen«. Rechte Sparsamkeit hält, was sie verspricht; falsche aber spiegelt Thatsachen vor, die in Wirklichkeit nicht bestehen. — Du hast ein altes Kleid, von dem die Vernunft behauptet, daß es nicht mehr standesgemäß für Dich herzustellen sei, und die Mildherzigkeit räth Dir: ‚gieb es der alten Näherin, ihr dient es noch!' Aber die falsche Beratherin spricht dagegen: ‚Du machst Dir das Kleid noch selbst zurecht. Hier ein wenig Sammetbesatz, einen Bausch auf den Aermel, dort ein paar Schleifen. Knöpfe dazu hast Du auch noch. Du sollst sehen, was Geschicklichkeit thut; die Arbeit kostet ja nichts!' Kostet nichts? — O, endlos mühsam ist sie; ganz ungerechtfertigt mühsam für den schwachen Erfolg, den Du aufzuweisen hast, der Dich so wenig befriedigt, daß — — Du das Kleid doch nicht trägst, Dich auch jetzt erst recht nicht entschließen kannst, es fortzugeben! Rechne aus, wie viel Zeit Du dabei verschwendet hast, wie viel besser Du sie anwenden konntest! Hast, nervös von der unfruchtbaren Mühe, Mann und Kindern manch ärgerliches Wort gespendet, — die arme Näherin aber friert noch immer in ihrem alten Fähnchen. —

Ein anderes Beispiel:

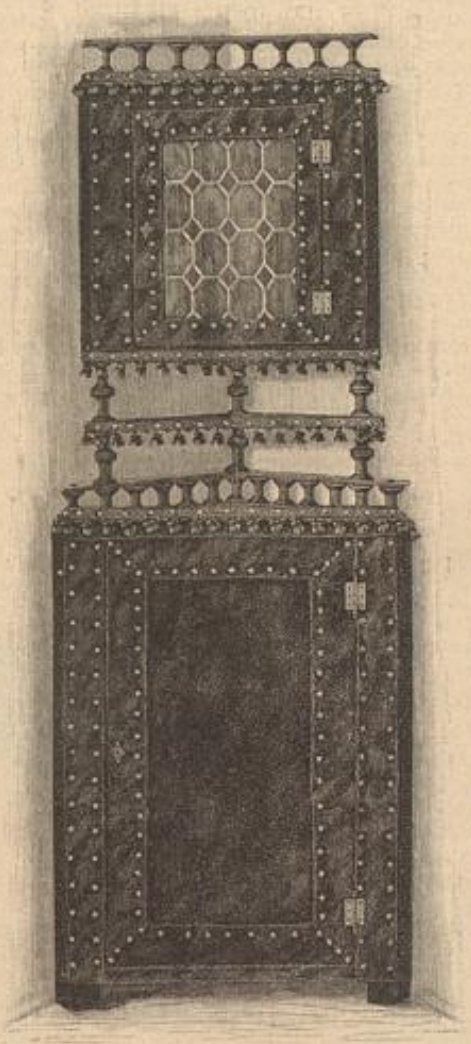
Du hast hundert Mal erfahren, daß es nicht lohnt, alte Glacé-Handschuhe färben zu lassen; die falsche Sparsamkeit aber flüstert arglistig: ‚Es könnte doch gelingen!' Der Versuch wird also abermals gemacht, die Handschuhe aber sind wieder zu eng oder färben unerträglich ab, sodaß Du gerade noch dreimal so viel Seife brauchst, wie ohne sie.

Oder: Du hattest einen sehr kostspieligen Wunsch nach Sammet oder Seide, den Dein Gatte nicht gutheißen konnte, und Du sparst nun unmerklich an der nöthigen, gewohnten Nahrung, an dem Behagen der Deinen und thust ganz unschuldig diesem oder jenem Einwand gegenüber. O, o Falschheit, woran wagst Du Dich! Hinweg mit Dir!

Aber die Falschheit wagt noch mehr: Der Hoffnung stiehlt sie den Mantel und besucht Dich gleißnerisch, wenn Deine Gesundheit wankt und der Arzt gesagt hat: ‚Jetzt wird's aber Ernst!' Nimm nun all Deine Kraft zusammen und Dein Geld und thue etwas für Dich, sonst ist's zu spät. ‚O,' meint sie, ‚es ist ja alles nicht so schlimm. Behalte nur Dein Geld und rege dich nicht auf. Hoffnung und Gottvertrauen lassen nicht zu Schanden werden!' Ich wette, wäre die Badereise oder die Kur umsonst, sie hätte anders gesprochen, die falsche, denn, — ins Ohr sei's Dir gesagt, — sie lügt und trügt nicht nur, sie ist auch geizig; beinahe so geizig, wie der Geiz selber!

Und wer geizig ist, der ist auch neidisch, möchte selbst die Freuden des Lebens so einrichten, daß sie nur ja nichts kosten. Nicht einmal die Kirschen und die Hand voll Beeren gönnt sie, — die falsche Sparsamkeit, — dem Kinde, und der Frühling hat doch für alle geblüht und der Sommer für alle, die leben, gereift! Jedes will seinen bescheidenen Theil am Glück des Lebens, denn einmal lebt man nur; und die echte rechte, vernünftige Sparsamkeit wird schon zeigen, wo das Zuviel liegt, damit wir es ihr und auch uns recht machen. Der falschen aber zeige die Thür, nachdem Du sie erkannt hast!"

Pauline S.



Eckschrank aus Kisten.

Gesundheits- und Körperpflege.

Reform-Beinkleid. — Mit Freuden habe ich die Reform-Bestrebungen für Frauenkleidung begrüßt und bereits sämmtliche Unterkleidung nach den gegebenen Rathschlägen eingerichtet. Nur in einem Punkt bin ich abgewichen: betreffs des Reform-Beinkleides. Ich habe mir genau nach dem im „Leserkreise" vom 1/2 d. J. dargestellten Schnitt des Oberstoffes noch ein für sich bestehendes Beinkleid aus weißem Stoff hergestellt, das man als Futter einschiebt. Die unteren Ränder des Beinkleides werden wie beim Ober-Beinkleid in ein Bündchen gefaßt. Der runde Bund ist hinten mit je zwei Knopflöchern auf beiden Seiten versehen und tritt 5 cm über einander, ebenso sind an dem dunkeln, überzuknöpfenden Beinkleid statt der Knöpfe Knopflöcher eingerichtet. Der Verschluß geschieht durch große Doppelknöpfe, ähnlich den jetzt für Bett- und Herrenwäsche üblichen Knöpfen. Je ein Knopf vereinigt also 4 Theile. Auf diese Art kann man bequem das Futter herausnehmen, man braucht nur die Knöpfe zu entfernen. H. Sch.

Alice in W. Neustadt. — Starkes Surren im Kopfe, worüber Sie Auskunft zu haben wünschen, kann nervösen Ursprungs sein oder von Blutarmuth, die noch nicht einmal hochgradig zu sein braucht, oder von gewissen Herzfehlern herrühren; am häufigsten kommt es aber von einem Mittelohr-Katarrh. Welche Ursache im Einzelfall obwaltet, ist nur durch persönliche Untersuchung festzustellen. Dr. D.

A. S. — Haar-Färbemittel (nach Dr. Versch). — 10 Theile grüne Wallnuß-Schalen werden mit 20 Theilen Spiritus und 20 Theilen Wasser 2 Tage lang unter fleißigem Umrühren an einem lauwarmem Ort digerirt, gut ausgepreßt, filtrirt und die Flüssigkeit bis zur Syrupdicke bei gelindem Feuer eingedampft, dann auf 10 Theile verdünnt mit 15 Theilen Spiritus und 5 Theilen Wasser. Nach Belieben zu parfümiren. A. H.

Frau Major J. M. — Das Zahnwasser Odonta von F. Wolff & Sohn ist empfehlenswerth. Sie können es aus jeder größeren Parfümerie- oder Droguen-Handlung beziehen.

Die Redaction.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Gartenbau-Schule. — Von der „Gartenbau-Schule für Frauen" in Schneckengrün ließ ich mir, weil meine Tochter großes Interesse dafür hat, den Prospect kommen. Unterricht und Praxis waren sehr vielseitig und gediegen, aber das Honorar dafür, monatlich 25 Mk., nebst Pensions-Preis bei eigener Ausstattung 2c. (monatlich 60 Mk.), so hoch, daß es für die meisten Familien unerschwinglich sein dürfte. Könnte mir jemand, — vielleicht aus eigener Erfahrung, — eine andere, billigere Anstalt empfehlen und zugleich angeben, auf welche Art und Weise sich die erworbenen Kenntnisse mit Hülfe eines kleinen Kapitals am besten verzinsen?

Eine dankbare Abonnentin.

Zimmereinrichtung.

Eckschrank aus Kisten. — Seitdem ich meinem im „Leserkreis" vom 1/11 1895 beschriebenen Zierschrank aus Kisten ein Eckschränkchen aus gleichem Material zugesellte, hat sich die fast ausschließlich selbst gefertigte Ausstattung meines behaglichen Arbeitszimmers wieder um ein praktisches und hübsches Möbel vermehrt. — Für den Eckschrank läßt man zwei Kisten, eine größere und eine kleinere, von oben nach unten in zwei ungleich große Dreiecke durchsägen, deren größere an ihrer offenen Seite je mit einer verschließbaren Thür versehen werden. Der obere kleine Schrank mit Butzenscheiben-Thür, den Säulen aus starken Garnrollen tragen, nimmt verschiedene Gläser, Tassen und kleine Teller auf, während der untere, größere Schrank in seinen zwei Etagen Raum für allerlei Erfrischungen bietet, die man gern bequem zur Hand hat. Olivgrüner Tizian-Plüsch, seidene Büschelfranzen gleicher Farbe, mit Ziernägeln von Messing befestigt, bilden die äußere, olivgrüner Diagonal-Stoff die innere Bekleidung beider Schränkchen. Ein plüsch-bezogenes dreieckiges Brett nimmt den Raum zwischen beiden, mit Galerien von Garnrollen verzierten Schränken ein. Drei viereckige, ebenfalls mit Plüsch bekleidete Füße tragen den Eckschrank, der in seiner ganzen Höhe 180 cm, in seiner oberen Breite 52 cm, seiner unteren Breite 60 cm mißt. A. H.

A. St., Leipzig. — Eine Leipziger Firma für zusammenlegbare Chaiselongues vermögen wir nicht zu nennen, doch können wir Ihnen ein praktisches Chaiselongue-Bett von R. Jackel, Berlin SW, Markgrafenstraße 20 (Preis von 65 und 70 Mark an), empfehlen, dessen Fußwand abnehmbar ist, und das einen großen Bettraum enthält, zum Unterbringen der Betten. Die Chaiselongue ist durchaus salonfähig, des Nachts als Bett sehr bequem, besonders in einer neueren Ausführung mit Armlehnen. A. H.

Eine Serbin. — Eine Firma, welche die Ausführung japanischer Papier-Maché-Möbel übernimmt, ist uns nicht bekannt.

Die Redaction.

Häusliche Kunst.

Kleiderpasse und Stehkragen mit Malerei.

Kleiderpasse und Stehkragen mit Malerei. — Malerei mit Wasser- oder Oelfarbe läßt sich auf Seidenstoff jeder Art ausführen; je schwerer der Stoff, desto schneller und besser gelingt sie. Oelfarbe mischt man mit einem Malmittel, um das Auslaufen des Oeles in den Stoff zu verhindern. Sollten dennoch einmal (wie z. B. bei Krepp) Ränder entstehen, so verschwinden dieselben vollständig, wenn man die Arbeit nach dem Trocknen auf der Rückseite dick mit Talkum bestreut und sie so einen Tag oder länger im warmem Zimmer, nöthigenfalls in der Nähe des Ofens, liegen läßt. Zarter und feiner wirken Wasserfarben.

Die Umrisse des Musters deutet man auf hellen Stoffen leicht mit Bleistift an; auf dunkeln zeichnet man sie mit dem Pinsel und einer hellen Farbe. Das Aufpausen des durchstochenen Musters läßt sich am saubersten mit Talkum ausführen, das sich selbst von weißem Grunde genügend abhebt und sich nach dem Nachziehen mit Farbe auf dunkelm Stoff leicht mit einer sauberen Bürste oder dem trockenen Pinsel entfernen läßt. Als Verzierung bunter Stoffe wählt man gern gleichfarbige, nur heller oder dunkler getönte Blüthen. Für Weiß empfehlen sich besonders zart gefärbte Rosen, Azaleen, Alpenveilchen, Apfelblüthen 2c., während sich auf Schwarz im allgemeinen kräftigere Töne gut ausnehmen, wie sie Veilchen, Goldlack, Herbst-Astern, herbstliches Laub, gelbe Narcissen oder dergleichen verlangen. Die dargestellte Passe aus schwarzem Atlas mit Krepp-Plissés zeigt Heckenrosen in den natürlichen Farben. A. S.

Fürs Haus.

Gas-Plätteisen. — Zu einem durch Gummischlauch mit der Gasleitung verbundenen Brenn-Apparat, den kleine Hähne reguliren, und der an das Plättbrett angeschraubt wird, gehören zwei hohle vernickelte Plätteisen, deren inneres Rippen-System in viele kleine Oeffnungen nach außenhin ausläuft. Die Plätteisen werden den länglichen, mit ebenso vielen Brennlöchern construirten, emaillirten Brennern fest aufgeschoben. Die Flamme erhitzt das Eisen von innen bei äußerst sparsamem Gasverbrauch (pro Stunde 18 Pf.) und erwärmt zugleich auch ein Tolleisen, für das eine besondere Vorrichtung an jedem Brenner angebracht ist. Der einfache Brenner mit zwei Eisen ist zum Preise von 14 Mark, Doppelbrenner mit zwei Eisen sind zum Preise von 18 bis 22 Mark käuflich. (Siehe Bezugsquellen.) E. S.

Verstellbare Kleiderbügel. — Für den Hausgebrauch, vor allem aber für die Reise erweisen sich die neuen Kleiderbügel aus kräftigem vernickelten Draht als außerordentlich praktisch. Sie sind leicht, nehmen, wenn ineinander geschoben, geringen Raum ein und lassen sich daher bequem transportiren. Auseinander gezogen messen die Halter 40 cm, zusammen geschoben nur 25 cm Länge; eine kräftige Metallkette dient zum Aufhängen. E. St.

Verstellbare Kleiderbügel.

Putztücher für Kupfer-Legirungen selbst herzustellen. — In einer gut verrührten Mischung von 2 g in 20 g Wasser aufgelöster Marseiller Seife und 2 g weißer Tripelerde werden weiche Tücher eingetaucht. Wenn vollständig wieder getrocknet, sind sie zum Gebrauch fertig. A. H.

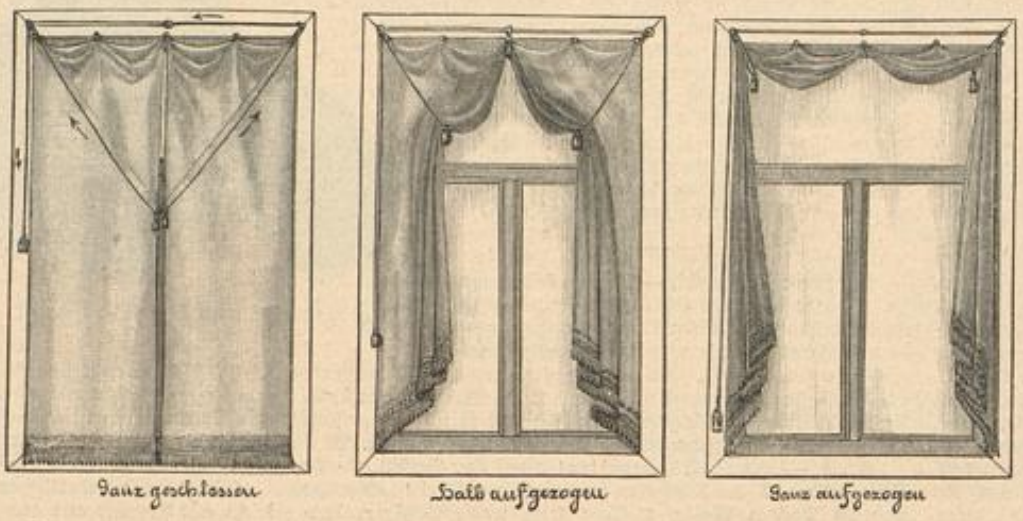
Vorrichtung zum Hochziehen und Raffen von Vorhängen. — Unsere Abbildungen veranschaulichen eine neue Vorrichtung zum Reguliren der Lichtfülle im Zimmer, zugleich um Vorhänge, besonders Stores zur Seite zu ziehen und ihnen aufgezogen einen schönen natürlichen Faltenwurf zu geben. Die zweitheilige Scheiben-Gardine erscheint hier in drei verschiedenen Stadien des Faltenzuges: vollständig geschlossen, nur theilweise und endlich vollständig aufgezogen. Was in der folgenden Erklärung vom linksseitigen Gardinen-Theil gesagt ist, gilt überhaupt für jeden eintheiligen Vorhang, wie Portièren u. dgl. — Zuerst heftet man jeden Vorhangtheil mit kleinen Ringen auf gewöhnliche Weise, in unserer Abbildung

mit drei Ringen, an den oberen Fensterflügel-Rand fest, gleichgültig, ob das Fenster in Ober- und Unterflügel getheilt ist, oder nicht. Immer müssen die Vorhangtheile an den oberen Flügelrändern sitzen und mit diesen auf- und zugemacht werden können, wie das ja bei fast allen Scheiben-Gardinen der Fall ist. Auf jeden der gegen die Fenstermitte zugekehrten Vorhangränder wird eine Olive oder ein Knopf genäht und zwar soweit von oben herab, daß ihre Entfernung vom oberen Rande die ein- und einhalbfache Vorhangbreite beträgt. Damit sind die Vorhangtheile für den Zug hergerichtet.

Der Zug selbst besteht in einer Schnur, die zu einer Schleife umgelegt ist, und, wie auf der Abbildung ersichtlich, für den linken Vorhangtheil durch eine, in der linken oberen Ecke des Fensterstockes eingeschraubte Oese geführt wird. Je eine solcher Oesen mit Schrauben, in Eisenhandlungen „Kloben" genannt, wird für den zweiten (rechten) Vorhangtheil in der Mitte und am rechten oberen Eck des Fensterstockes eingeschraubt. Es sind somit drei solcher Oesen nöthig. Die Schleife ist etwa 5 bis 10 cm länger, als die Entfernung des Knopfes von der oberen Fensterecke beträgt. In unserer Zeichnung des ganz geschlossenen Vorhanges zeigt dies deutlich die schiefe Linie, die von der Fenstermitte nach der oberen Ecke führt. Es ist zu empfehlen, die Schnur nicht einfach zur Schleife zu knüpfen, denn der so entstehende Knoten hindert leicht das Durchziehen durch die Oese; man thut daher gut, ein Schnur-Stückchen dem langen Schnurtheil anzunähen. Am Schleifen-Ende selbst wird abermals eine zweite knopfloch-große Schleife durch Zusammennähen hergestellt, die bestimmt ist, an die Olive oder den Knopf befestigt zu werden; gleichzeitig trägt diese kleinere Schleife eine Bronze- oder Porzellan-Quaste, die, je nach der Schmiegsamkeit des Stoffes, leichter oder schwerer sein muß. Eine gleiche Bronze- oder Porzellan-Quaste ist am langen Schnur-Ende befestigt. Nun wird der betreffende Vorhangtheil durch die Schnurschleife hindurchgezogen, und der Faltenzug ist vollendet. Die Schnur geht also, wie die Pfeile in der Abbildung zeigen, von dem Knopf des Vorhangtheiles, wo sie mit der Schleife festsitzt, vor- und rückwärts derselben bis an den Kloben und von da als einfache Schnur durch denselben abwärts. Die beiden Bronze-Quasten halten die Schnurtheile stets in Spannung. Ein Zug am frei herunterhängenden Theil genügt, um den Vorhang sofort in natürlichem, schönem Faltenwurf zugleich nach oben und nach der Seite zu ziehen. Die Schnur für den zweiten Vorhangtheil ist um die Fensterbreite länger, als die des ersten, und führt von dem rechten Eckkloben nicht gerade hinunter, sondern durch den Mittelkloben nach dem linken Eckkloben, um sich da mit dem einfachen Schnurtheil des linken Vorhanges zu vereinigen und es so zu ermöglichen, daß mit einem Zug beide Vorhangtheile zugleich in Falten aufgerafft werden können.

Sollen die Vorhänge vom Fenster entfernt werden, so knöpft man die Schnurschleifen einfach von den Theilen, ohne daß der Schnurzug mit entfernt und später von neuem angebracht werden müßte. Beim Oeffnen der Fenster bleibt der Zug am Stock ruhig und nur die Vorhangtheile bewegen sich mit.

Die bisher gebräuchliche Weise hatte den unschönen Nachtheil, daß beim Zurückziehen die gerade, nackte Linie des Fensterrahmens immer sichtbar wurde, was hier vermieden wird. Auch von der Rückseite gesehen, also bei Vitragen von der Straßenseite, zeigen sie den gleichen gefälligen Faltenwurf und geben auch hier dem Fenster etwas Anheimelndes und Schmuckes. Z.



Vorrichtung zum Hochziehen und Raffen von Vorhängen.

Küche.

Verwendung der Apfelsinenschale. — Unter die feingehackte Schale mischt man reichlich gestoßenen Zucker und bewahrt sie in geschlossenen Gläsern auf als schmackhafte Zuthat für Compots, Backobst und dergl. Zu einer Limonade, die besonders erfrischend im heißen Sommer wirkt, übergießt man die feingeschnittene Apfelsinenschale mit kaltem französischen Essig, läßt sie verdeckt 6 Stunden darin destilliren, gießt darnach den Essig durch ein Haarsieb und bewahrt ihn in Flaschen auf. Zur Bereitung der schnell und bequem herzustellenden Limonade gießt man wenige Tropfen dieser Essenz in Zuckerwasser. A. H.

Therese B. in Brzeszcze. — Abgeschälter und in Stücke geschnittener Calmus wird, nachdem er in Wasser weichgekocht ist, auf ein Sieb zum Abtropfen geschüttet, nach dem Erkalten in siedenden, zum Bruch eingekochten Zucker einmal aufgekocht und verdeckt 2 Tage darin belassen. Nach nochmaligem Abtropfen auf einen Drahtrost gelegt und überreichlich mit Puderzucker bestreut, muß der Calmus 12 Stunden im lauwarmen Ofen trocknen, was am nächsten Tage nochmals wiederholt wird, bis er vollständig trocken ist. A. H.

Allgemeines.

Die Verwendung von Vögeln zu Modezwecken. — Wir erhalten von verschiedenen Seiten Zuschriften, die sich mit der anwachsenden Bewegung gegen den „Vogel-Massenmord" beschäftigen und uns auffordern, dazu Stellung zu nehmen. Es ist nun nicht zu verkennen, daß ein großer, gesunder Zug durch diese Bestrebungen geht; gleich von vornherein müssen wir uns aber gegen Unklarheiten und auf Unkenntniß der Thatsachen beruhende, falsche Sentimentalitäten bei der Behandlung dieser Frage verwahren. So beklagt ein österreichischer Thierschutz-Verein das Aussterben der Reiher und Seeadler, weil ihre Federn zu Modezwecken Verwendung fänden, vergißt dabei aber ganz, daß diese Thiere Raubvögel sind, die auf dem Gebiete der Fischzucht großen Schaden anrichten. Ebenso logisch wäre es ja dann, den Wolf, Fuchs, Marder u. s. w. zu bemitleiden, deren Winterpelz von bösen Menschen aus „Modesucht" getragen wird! Man vergesse doch ja nicht, daß neben dem Gewinn, welcher den wirthschaftlichen Interessen durch die Vernichtung jeder Art Raubzeug zu theil wird, zugleich große Industrie-Zweige aufgeblüht sind, die sich mit der Ausnutzung des Gefieders oder des Pelzes beschäftigen. Ebenso verkehrt wäre es, die herrliche, malerische Straußfeder aus der Putz-Industrie verbannen zu wollen, nachdem der junge deutsche Colonial-Handel sich die Straußenzucht zur Lebendgewinnung der Federn in ausgiebiger und lohnendster Weise zugeeignet hat! Unfreiwillig komisch aber wirkt die als Beweis-Material angeführte Anekdote von dem englischen Lord, der sich von seiner Braut abwandte, weil diese hundert weiße Tauben für den Schmuck ihres Brautkleides verwandte. Soviel uns bekannt ist, werden die Tauben doch zu allermeist für Küchenzwecke gezüchtet! Benutzt die Mode daneben ihre Federn als Schmuck, so ist dies eine ebenso einwandfreie Verwendung, wie wenn der gute, ehrliche Haushahn, der grüngolden schillernde Enterich ihre Federn dazu leihen müssen. Unsere Leserinnen wollen uns richtig verstehen! Die lauten Klagen über den Vogelmord zu Modezwecken sind inhaltslos, sobald es sich: 1. um Raubvögel handelt, deren Vernichtung der Landwirthschaft oder der Jagd und Fischerei Nutzen bringt, 2. um Hausthiere, die für Küchenzwecke Verwendung finden, 3. um exotische Vögel, wie den Strauß, deren Ausnützung einer großen Industrie zum Siege verhilft, ohne die Landwirthschaft zu schädigen.

Das Bedürfniß der Menschen, sich zu schmücken, ist so alt wie die Welt. Der Wilde wie der Kulturmensch, die Frau wie der Mann, sind zu allen Zeiten dem natürlichen Triebe gefolgt, besonders ihr Haupt durch Schmuck hervorzuheben, seien es nun Blumen des Feldes oder Federn der Vögel gewesen. Die alten Griechen befestigten Federn an ihren Bronzehelmen, wie heute noch der Tiroler sein Lodenhütlein mit der Spielhahn-Feder schmückt. Prächtig gelockte Straußfedern, die den malerischen Hut des mittelalterlichen Edelfräuleins oder das kecke Sammet-Barett des Pagen zierten, — weiße Reiherbüsche, die von dem Haupt der Königinnen aufragen, all dieser Putz ist nicht zufälligen Modelaunen, sondern tiefwurzelndem Schönheitstriebe entsprungen. Und man bedenke nur die Rolle, welche die Schmuckfeder bei den Uniformen aller Länder spielt! Ohne die Hahnenfedern, die vom schwarzlackirten Hute wallen, wäre ein Bersaglieri z. B. gar nicht denkbar. — Selbst der höchste kirchliche Pomp, der die feierlichsten, öffentlichen Handlungen des Papstes begleitet, bedient sich der Pfauenfedern: bei der Krönung des Papstes, bei den Osterfeierlichkeiten, dem Fronleichnams-Umzuge u. s. w. darf der Porta-Flabello (Fächerträger), der die beiden Seiten des Sommo Pontefice schirmt, nicht fehlen. Wenn wir die Trachtenbilder aller Zeiten durchblättern, so werden wir überall die Schmuckfeder finden. Daraus erhellt, daß die Mode durch ganz andere Vorgänge regulirt wird, als durch willkürliche Satzungen; — sie ist und bleibt ein Kind des Zeitgeistes, der trachtenbildend wirkt. Nur die einzelnen Ausschreitungen der Mode können wir verhüten, während die Ausschmückung des menschlichen Hauptes mit Federn ein Trachten-Grundgesetz ist, das sich nicht einfach aufheben läßt.

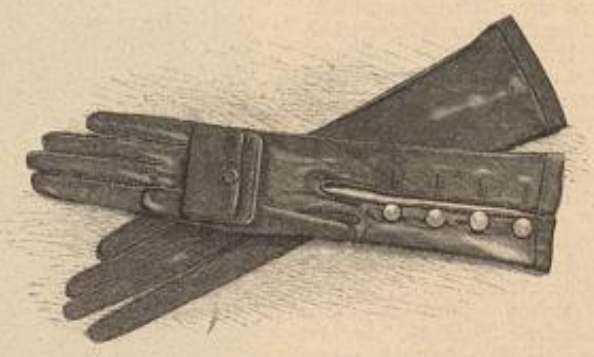
Ganz etwas anderes und streng von der Modefrage zu trennen ist der brutale Massenmord, wie er besonders in Italien, ebenso auch in Südtirol, Dalmatien, Istrien an unseren deutschen Singvögeln geübt wird. Ein ruchloses Treiben ohne gleichen ist es, den nach dem warmen Süden ziehenden Vögeln, wenn sie sich ermüdet zur Rast niederlassen, aufzulauern, sie nach Hunderttausenden, ja Millionen abzufangen und zu tödten, um sie auf den Markt zu bringen und als „Leckerbissen" zu verkaufen. Welchem aus dem Norden kommenden Reisenden blutet nicht das Herz, wenn er in den großen Städten Italiens ganze Berge von Nachtigallen, Lerchen, Wachteln, Finken, Stieglitzen, Meisen und, seit einiger Zeit, auch Schwalben in den Markthallen aufgespeichert sieht? Wen empört es nicht, wenn er vernimmt, daß diese nützlichen Sänger massenhaft mit Netzen gefangen und todtgeschlagen werden? Im Spätherbste vorigen Jahres haben drei Vogelsteller in Montegrado bei Mailand, einer Strichstelle der Zugvögel, an einem einzigen Tage 300 kg Schwalben mit Netzen gefangen und nach Genua verkauft! — In den österreichischen Petitionen wird mit vollem Rechte darauf hingewiesen, welch ungeheurer Vortheil der Landwirthschaft durch die Thätigkeit unserer kleinen, gefiederten Freunde erwächst, daß diese die besten und billigsten Hülfsarbeiter des Landmannes im Kampfe gegen das Ungeziefer bilden, daß nur sie allein imstande sind, den Verheerungen der Nonne, des Borkenkäfers und der anderen schädlichen Kerbthiere und Insecten Einhalt zu gebieten, während ohne ihre Hülfe die Ernte um Milliarden geschmälert wird und die Laub- und Nadelwaldungen schwerer Schädigung, wenn nicht dem Untergange entgegengehen. Vollkommen berechtigt ist der Hinweis, daß es aller Logik und allem Gerechtigkeits-Gefühl widerspricht, wenn hochkultivirte Länder die Vernichtung der für den Landbau so nothwendigen Vögel noch länger ruhig mit ansehen sollen, bloß weil es einer Handvoll mordlustiger oder arbeitsscheuer Menschen gefällt, jährlich eine Million Vögel zu erwürgen. Die Landwirthe in Deutschland klagen, daß die Landwirthschaft dem Niedergange zueilt: der Vogel-Massenmord in außerdeutschen Ländern ist gewiß ein nicht unwesentlicher Mithelfer an diesem Niedergange. Und wenn auch Deutschland noch so sehr das Land des Vogelschutzes ist, — die scheue Amsel, die Nachtigall des Waldes, ist ja bei uns so zutraulich geworden, daß sie jetzt als ein Stadtvogel gelten darf, — all diese Pflege wird Stückwerk bleiben, so lange nicht eine internationale Regelung auch in außerdeutschen Ländern dem unsinnigen Vogelmorden Einhalt thut. Jeder fühlende und denkende Mensch wird Petitionen dieser Art zustimmen. In Oesterreich sind dieselben jetzt an der Tagesordnung, während im Hauptlande des Vogelmordens, in Italien selbst, eine derartige Bewegung leider noch fehlt. Eine solche ist geplant; sie scheint uns aber von falschen Voraussetzungen auszugehen: die Königin Margherita will man bitten, gegen die Verwendung von Vögeln zu Modezwecken ihren Einfluß geltend zu machen. Ach, den Kopfputz schöner Römerinnen zu schmücken, waren unsere armen Singvögel niemals bestimmt! Sie sterben zu Millionen, um den Gaumen verwöhnter Menschen zu kitzeln und habgierige Unternehmer zu bereichern. Die Mode hat sich mit dieser Verirrung nicht befleckt. Wenn daher diese in- und außerdeutschen Weherufe, die den Vogelmord verurtheilen, zugleich die Mode verantwortlich dafür machen wollen, so erheben wir mit allem Nachdruck Einspruch dagegen! — Was endlich die exotischen Vögel, wie Colibris und Paradiesvögel, betrifft, so sind zu deren Schutze wohl in erster Reihe diejenigen Länder verpflichtet, die ihre Federn oder Bälge ausführen, nicht die Einfuhr-Länder, denen sie zum Ankauf angetragen werden. Ausgestopfte Bälge auf den Hüten zu tragen, ist an sich unschön und wird, als jedem ethischen Gefühl widersprechend, durchaus nicht von der Mode begünstigt; jede Frau wird überhaupt darauf verzichten, ihren Hut mit einem Colibri zu schmücken, wenn man ihr sagt, daß diesen fliegenden Edelsteinen der Natur ihr Federkleidchen bei lebendigem Leibe abgezogen wird.

Unsere Zeitung ist hierin stets mit gutem Beispiele vorangegangen. Wer die Nummern aufmerksam durchblättert, wird niemals Mode-Darstellungen finden, deren Hutschmuck ganze Vögel bilden.

Zur Unterstützung der Bestrebungen für den Vogelschutz empfehlen wir unseren Lesern den Anschluß an einen der beiden Hauptvereine in Deutschland und Oesterreich. Der „Deutsche Verein zum Schutze der Vogelwelt" zählt über 1200 Mitglieder, Vereinszeitung ist die „Ornithologische Monatsschrift". Die Mitgliedschaft wird durch Meldung bei einem der Vorsitzenden (Regierungs- und Forstrath von Wangelin in Merseburg und Dr. Hennike in Gera) erworben. Oesterreichische Leser mögen sich Bogen zum Unterschriften-Sammeln von dem großen, 6000 Mitglieder umfassenden „Oesterreichischen Bunde der Vogelfreunde" erbitten, der eine Massen-Petition an den Reichsrath zu Wien vorbereitet. Der Bund läßt sich besonders die Verbreitung des Thierschutz-Gedankens unter der Kinderwelt angelegen sein. Das Secretariat zu Graz, Körblergasse 40, versendet Mitglieder-Karten und Flugblätter. Der Jahresbeitrag ist mit nur 20 Kreuzer angesetzt.

Die Redaction.

Handschuhe mit Sicherheitsbörse. — Wer kennt nicht das discrete Lächeln, das regelmäßig auf den Gesichtern der Pferdebahn-Passagiere erscheint, sobald eine Dame trotz verzweifelten Suchens die — Kleidertasche mit ihrem Portemonnaie nicht finden kann! Diesen Nöthen soll ein neuer Handschuh abhelfen, der in der inneren Handfläche ein 5 cm-großes abnehmbares



Handschuhe mit Sicherheitsbörse.

Portemonnaie mit einer größeren und einer kleineren Tasche zur Aufnahme des nöthigen Kleingeldes enthält; zwei Patentknöpfchen dienen dem Geldtäschchen zur Befestigung. P. R.

Bezugsquellen: Eckschrank: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Kleiderpasse, sowie Malereien auf Stoff: Frl. A. Schmidt, Gr.-Lichterfelde III, Drakestr. 57 I. — Kleiderbügel: (einzelne 50 Pf., 6 Stück im Leder-Etui 6 Mk.) F. Schädde, W. Jägerstr. 57. — Gas-Plätteisen (Nr. 14 bis 22 Mk.) Jacob Ravenné Söhne, C. Stralauerstr. 28/29. — Handschuhe: C. Scheil, W. Leipzigerstr. 6.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 9, III. 1. Mai 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(2. Fortsetzung.)

Ihr Sohn ist doch jetzt ganz wohl, Excellenz? Er sieht etwas angegriffen aus . . ."

Diese Frage stellte Baronin Seefeld in theilnehmendem Flüsterton an eine neben ihr sitzende, in mittleren Jahren stehende Frau, die trotz ihrer unbestreitbaren Häßlichkeit zu jenen Persönlichkeiten gehörte, die nirgends übersehen werden können.

Baronin Seefeld, die nächste Nachbarin der Kromer's, war erst vorhin mit einem gewissen Empressement an die Seite der unschönen Dame zurückgekehrt, nachdem sie in Stellvertretung der eben abwesenden Hausfrau der Prinzessin auf der Terrasse die Honneurs gemacht, und es der jungen Fürstin zwischen ihrer Hofdame und einem alten amüsanten Kammerherrn möglichst behaglich zu machen gesucht hatte.

Die Witwe des Geheimen Rathes, Kämmerers und Generals der Cavallerie, Otto, Grafen Vichéry, spielte eine große Rolle in diesem Kreise und obwohl sie, die bei der seligen Prinzessin-Mutter die Stelle einer Oberhofmeisterin inne gehabt hatte, dem Hofstaate der jungen Fürstin nicht angehörte, wurde ihr von allen, die bei Hofe etwas bedeuteten oder zu bedeuten wünschten, fast mehr noch gehuldigt als der Prinzessin selber.

Die Ex-Oberhofmeisterin lehnte in bequemer Ruhestellung in einem Rohr-Fauteuil und bewegte den grauen Federfächer lässig auf und nieder, als die besorgt klingenden Worte der Baronin an ihr Ohr schlugen. Sich aufrichtend, senkte sie den Fächer in den Schoß.

„Angegriffen, sagten Sie, liebe Seefeld? Wie verschieden die Ansichten doch sind! Eben machte mir Bertengi Elogen über sein prächtiges Aussehen . . . Max ist jetzt übrigens auch ganz wohl.

„Gewiß! Gewiß!" beeilte sich die alte Dame zu versichern. „Er sieht sogar sehr gut aus . . . Was ich meinte, war einzig und allein ein Zug von Abspannung . . ."

Gräfin Vichéry hatte das Glas ihres langstieligen Schildpatt-Lorgnons vor die Augen geschoben und durch dasselbe ihren Sohn flüchtig beobachtet. Ein kaum hörbarer Seufzer hob ihre Brust, und sie preßte den Mund zusammen, der, solange sie sprach oder lächelte, durch die schaufelförmigen Vorderzähne über der wulstigen Unterlippe unangenehm auffiel. Das männlich derbe Gesicht mit der hohen gewölbten Stirn, den starken Backenknochen und sehr tiefliegenden Augen verlor durch das Schließen des Mundes etwas von seiner Häßlichkeit und gewann an Bedeutung.

„Liebe Freundin: wen überkommt nicht zuweilen moralische Müdigkeit, wenn er nicht zur Spreu der Menschheit gehört?" sagte sie nach einer kurzen Pause. Dabei klappte sie langsam das Lorgnon zu und legte es, nachdenklich vor sich hinblickend, an die Lippen.

Die Baronin nickte beistimmend, aber mit einem verlegenen Lächeln. Das von der „Spreu der Menschheit" hatte sie nicht verstanden, aber, daran gewöhnt, die Gräfin immer nur in halben Andeutungen von ihrem Sohne sprechen zu hören, begnügte sie sich mit der erhaltenen Auskunft und begann, doppelt theilnahmsvoll der erwähnten „moralischen Müdigkeit" in den Zügen des jungen Mannes nachzuspüren. Die Zurückhaltung, welche die Mutter in allen Mittheilungen bewahrte, die den Sohn betrafen, erhöhte den Reiz, der für einen großen Theil der Frauen darin lag, aus einem gelegentlichen Emporziehen der Augenbrauen, einem ironischen Schürzen der Lippen oder einem bedeutungsvollen Niederschlag der dunkelblauen tiefliegenden Augen, — das Einzige, wodurch er an die Mutter erinnerte, — einen Schluß auf das Innenleben des schweigsamen jungen Mannes zu ziehen.

Max Vichéry schien die auf ihn gerichteten Blicke zu fühlen, trotzdem er halb mit dem Rücken zu den beiden Damen gewendet saß. Er rückte unbehaglich auf seinem Sitze hin und her, und ein sich rasch vertiefendes Roth stieg in seine Wangen. Ohne sich umzuwenden, zuckte er kaum merklich die Achseln und erhob sich von seinem Sitze.

Auch die Gräfin war aufgestanden und suchte unauffällig in die Nähe des Sohnes zu gelangen.

„Was hast Du?" fragte sie weich; ein Ton, den sonst niemand an ihr kannte. „Du scheinst verstimmt."

„Warum hast Du mich vorhin so fixirt, Mama? Du weißt doch, daß mich das nervös macht," versetzte Vichéry leise. Es klang mehr klagend als unfreundlich.

In diesem Augenblicke richtete die Prinzessin, in deren Nähe die beiden standen, ein huldvolles Wort an die Ex-Oberhofmeisterin, wodurch diese daran gehindert wurde, dem Sohne Antwort zu geben; beim Abwenden warf sie ihm nur einen halb vorwurfsvollen, halb abbittenden Blick zu, den er mit einem gezwungenen Lächeln erwiderte.

Fast gleichzeitig fiel sein Blick auf Sylvia, die soeben in Gesellschaft einiger junger Mädchen in der offenstehenden Flügelthüre aufgetaucht war. Die Züge Vichéry's belebten sich, und als seine Augen sich eine Secunde lang mit den Augen des jungen Mädchens begegneten, verloren sie etwas von ihrem matt gleichgültigen Ausdruck; es war wie ein schwaches Aufleuchten.

„Nun, Comtesse, was machen die Puppen?" fragte er bald darauf, an Oli Kromer's Seite tretend.

Diese blitzte ihn mit den dunklen Augen entrüstet an. Sie mochte ihn überhaupt nicht, den „langweiligen Langen," wie sie ihn bei sich selbst nannte; der väterliche Protections-Ton, den er ihr gegenüber so gern anschlug, empörte sie.

„Erlaube, Sylvia, daß ich Dich mit dem Grafen Vichéry bekannt mache," sagte sie, seine Frage ignorirend, mit Grandezza.

„Eben wollte ich um die Gnade bitten", versetzte der Gemaßregelte, sich tief vor der schönen Unbekannten verneigend.

Als die Oberhofmeisterin von der jungen Fürstin mit einem schüchtern gnädigen Nicken entlassen wurde, fiel ihr Auge auf die Gruppe im Thürrahmen, deren Mittelpunkt die hochragende Gestalt ihres Sohnes bildete. Er stand mit dem Rücken gegen seine Mutter gekehrt, sodaß sie seine Züge nicht sehen konnte; aber aus der Haltung seines Kopfes und den lebhaften Handbewegungen schloß sie, daß er ungewöhnlich angeregt sein müsse. Einmal hörte sie ihn sogar lachen — ganz deutlich — es klang so unbefangen fröhlich, so jung, daß sie zusammenzuckte und für eine Secunde die Augen schloß.

„Liebe Seefeld: können Sie mir nicht sagen, wer jenes junge Mädchen ist?" fragte sie dann die Baronin, die eben wieder an ihre Seite getreten war.

Die Freundin des Hauses Kromer schüttelte den Kopf.

„Ich habe keine Ahnung, wer das sein könnte," erwiderte sie, das Lorgnon an ihre Augen bringend. „Sie meinen doch die Blondine, Excellenz? . . . Ah, ist das nicht? . . . Liebe Charlotte," unterbrach sie sich, den Arm der eben im Vorbeihuschen begriffenen Hausfrau berührend, „ist das nicht die kleine Merchetti? Ich meine sie zu erkennen, trotzdem sie sich in den zwei Jahren, seit ich sie nicht gesehen, auffallend entwickelt hat."

Gräfin Kromer nickte.

„Ja, die Elfe!" sagte sie liebevoll. „Nicht war, sie ist charmant? Richtig, ich wollte die Kleine ja den Hoheiten vorstellen . . . Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du mich erinnert hast . . . Aber pardon! ich wurde gerufen . . ."

„Welche Merchetti?" fragte die Oberhofmeisterin leise, „und von welchem Merchetti?" wiederholte sie, als Baronin Seefeld einige Secunden zögerte und dann nur ein vielsagend einsilbiges: „Ach, nur Sylvia Merchetti, mit Kromer's entfernt verwandt . . ." hervorbrachte.

„Doch nicht von dem verunglückten Rittmeister Merchetti, der eine Schwarz oder Meier, oder wie sie hieß, geheirathet hat und später total verkommen sein soll?"

Baronin Seefeld nickte, und ein boshaftes Lächeln, das sich vorhin nur halb hervorgewagt hatte, umspielte jetzt voll ihre dünnen Lippen.

„Ja, freilich, von diesem Merchetti . . . das arme Kind!"

Ihre Augen schweiften dabei von dem „armen Kinde" zu ihrer Gina, die erfreut lächelte, denn Vichéry richtete gerade eine Bemerkung an sie.

„Lebt der Vater noch?" fragte die Gräfin nach einer Pause.

„Ja, leider . . . seit Jahren giebt ihm der gute Kromer das Gnadenbrod."

„Ach! Was Sie nicht sagen! . . . Also von diesem Merchetti!"

V.

Ueber die Rampe des herrschaftlichen Schlosses Maltern rollten, von den ersten Schlägen eines Sommergewitters begleitet, in kurzen Zwischenräumen nach einander drei Equipagen. Es waren die Gäste aus Wildeck und Seefeld, welche die Oberhofmeisterin zum Diner erwartete. Die erste diesjährige „Abfütterung," wie Max Vichéry diese Empfänge seiner Mutter zu nennen pflegte!

Auch heute hatte er über die bevorstehenden Genüsse gespöttelt, um sich dann — wie immer — mit Grazie in das Unvermeidliche zu fügen. Er that sogar ein übriges, und als nach dem Diner der größere Theil der Gesellschaft zu den Karten seine Zuflucht nahm, gesellte er sich zur „Jugend" und spielte den Liebenswürdigen bei den jungen Mädchen.

Er war heute so gut wie Hahn im Korbe, denn der apfelwangige Cadett Rudi Seefeld, — „der Feldmarschall", wie Oli ihn nannte, — zählte noch nicht.

Oli leistete im stillen Abbitte, denn der junge Graf war heute alles Andere eher als langweilig. Er hatte mit einem bedeutenden Aufwand von Galanterie die sich zierende Gina, eine tüchtige Pianistin, dazu vermocht, sich zu produciren, hatte hierauf, von der Baronesse bestürmt, zwar etwas dilettantisch schleuderhaft, aber mit weichem, sympathischen Anschlag auf dem Flügel phantasirt, — ein Talent, um welches Gina ihn wortreich beneidete; endlich hatte er sogar einige Lieder zum Besten gegeben, ohne viel Stimme, aber mit Geschmack und schmelzendem Ausdruck. Mit dem französischen Volksliedchen:

„Ah! si l'amour prenait racine,
J'en planterais dans mon jardin,
J'en planterais, j'en semerais,
Aux quatre coins,
J'en donnerais aux amoureux
Qui n'en ont point . . . .

hatte er soviel Erfolg, daß Oli sich entschieden weigerte, nach ihm ihr Kanariengezieps, wie sie es nannte, hören zu lassen. Zur Strafe für ihre Weigerung mußte sie es sich gefallen lassen, daß Vichéry mit erstaunlichster Sicherheit ihre Silhouette in Papier ausschnitt, ein kleines, sprechend ähnliches Kunstwerk, das von Hand zu Hand wanderte und schließlich von Oli im Triumph ins Nebenzimmer getragen wurde, um den Mama's gezeigt zu werden.

Dann näherte sich Vichéry Sylvia. Sie war heute zum ersten Male nach Maltern mitgenommen worden, denn: „Bringen Sie doch auch Ihre charmante Nichte mit", hatte als Post-Scriptum auf der in Wildeck eingetroffenen Einladungskarte gestanden. Bisher hatte sich Sylvia hier recht unbehaglich gefühlt, sich aber Mühe gegeben, es nicht merken zu lassen. Aus der Begrüßung der Oberhofmeisterin, die auf das Mädchen schon neulich, als Sylvia ihr vorgestellt wurde, einen starken, zugleich abstoßenden und anziehenden Eindruck gemacht hatte, meinte die Baronesse den Unterschied herauszufühlen, der für die Hausfrau zwischen einer Gina Seefeld oder den Kromer'schen Mädchen und ihr bestand. Die Nuance war freilich so fein, daß ein ebenso feines Ohr dazu gehörte, sie zu unterscheiden, aber Sylvia besaß eben ein für diese Dinge außerordentlich geschärftes Gehör. Auch der Sohn des Hauses hatte sich bisher wenig mit der Baronesse befaßt, aber selbst ihre mißtrauische Empfindlichkeit fand sich dadurch nicht eigentlich verletzt; sie hätte es nicht gerne gesehen, wenn er mit ihr zu tändeln versucht hätte wie mit Oli, und es hätte sie beleidigt, wenn er ihr galante Brosamen zugeworfen hätte, wie es Gina Seefeld gegenüber seine Gewohnheit war. Ja, als die Art, wie der junge Graf sich ihr jetzt näherte, Sylvia das Letztere befürchten ließ, warf sie den Kopf etwas in den Nacken.

Aber sie konnte ruhig sein. Die Augen Vichéry's blickten ernst und seine Stimme klang fast demüthig, als er sagte:

„Und Sie, Baronin? . . . Sie würden mir nicht gestatten, Ihre Züge nachzubilden? . . . Natürlich nicht in Papier," beeilte er sich mit einem halben Lächeln hinzuzufügen, — „sondern in einem dieses Kopfes würdigeren Material: Marmor oder Alabaster . . ."

Sylvia war unter seinem ehrlich bewundernden Blick erröthet; sie senkte die Lider.

„Auch Bildhauer also?" — fragte sie gleichwohl im nächsten Augenblick in ruhig verwundertem Tone. „Ja, wie viele Talente haben Sie eigentlich, Graf Vichéry?"

Ein Lächeln, das weder von Selbstgefälligkeit noch von Bitterkeit ganz frei war, umspielte seine Lippen.

„Alle, Baronin!" erwiderte er. „Ich spiele eigentlich so ziemlich alles: vom Harmonium bis zur Ocarina, ich male in Oel und pinsele in Wasser, ich knete in Thon und dichte in Jamben . . . ja, ja, im Ernst . . fragen Sie nur Mama . . . Cara mammina!" rief er der Oberhofmeisterin zu, die eben an Oli's Seite unter der Portière des Spielzimmers auftauchte, „komm mir zu Hülfe . . . ich werde verkannt . . . die Baronin will nicht glauben, daß ich ein Universal-Genie bin! Aber nein," — unterbrach er sich, die leise Verlegenheit bemerkend, welche sich auf Sylvia's Zügen zu verbreiten anfing, „in vollem Ernst: es wäre mein sehnlichster Wunsch, mich an diesen Profil-Linien versuchen zu dürfen . . . wenn wir nur günstigeres Licht hätten, ich würde Sie heute schon gebeten haben, mir eine Sitzung zu gewähren. Sag' selbst, Mama," — wendete er sich an die inzwischen zu den jungen Leuten getretene Oberhofmeisterin, — „wenn ich zum Beispiel meiner Nike, die ich schon entmuthigt zu den unerfüllbaren Träumen werfen wollte, diesen Kopf gäbe?"

Die Augen der Oberhofmeisterin wandelten von Sylvia zu ihrem Sohne, an dessen Antlitz sie gefesselt hängen blieben. Sie las in seinen Zügen ein Etwas, das sie schon lange, sehr lange vergebens darauf gesucht hatte, und das sie oft mit allem Aufwande der ungeduldigen Energie, die in ihr glühte, gewaltsam darauf hätte hinzaubern mögen.

„Hast Du Deine Skizzen gezeigt?" fragte sie, lebhaft auf den Gedanken des Sohnes eingehend. „Ich glaube wirklich, daß Du recht hast, für Deine Nike könnte sich kein Köpfchen je besser eignen." Sie lächelte Sylvia an und fuhr, ihr zugewendet, fort: „Es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie meinem Sohne und mir die Freude machen wollten, liebes Kind . . ."

Jetzt lag im Tone nur herzliches Wohlwollen; auch das feinste Ohr hätte nichts anderes herausgehört.

Doch in Vichéry waren inzwischen neue Ideen aufgetaucht.

„Oder auch —," begann er zögernd, „was meinst Du, Mama? Die idealen Lichtträgerinnen, welche mir neulich vorschwebten, freilich dachte ich da an Bronze . . ." Er trat einige Schritte zurück, und faßte Sylvia's Erscheinung mit prüfendem Künstlerblick ins Auge. „Als Aurora mit der Fackel in der Rechten oder auch . . . als Astarte mit dem Halbmond . . . erschrecken Sie nicht, Baronin, ich habe nicht eine Lampenfigur im gewöhnlichen Sinne vor Augen, sondern . . . Was würden Sie zum Beispiel zu einer Berenice sagen? . . ."

Die Augen Sylvia's und der Mutter Vichéry's begegneten sich, und es flog wie ein Blitz des Einverständnisses von der einen zur anderen; aber während etwas wie geheime Besorgniß über die Züge der älteren Frau huschte, umspielte den Mund des jungen Mädchens ein kaum merkliches Lächeln.

„Ach, ich sehe schon," sagte Sylvia, wieder flüchtig zur Oberhofmeisterin aufblickend, „ich habe mich vergebens darauf gefreut, von Künstlerhand verewigt zu werden, — die Fülle Ihrer Pläne wird es nicht zulassen, daß ein einziger zur Ausführung kommt."

Mit dem Anflug von Schelmerei um die Lippen und der schmollenden Sicherheit eines verwöhnten Kindes im Ton war Sylvia so anmuthig, daß Vichéry, der bei der Entwickelung seiner Ideen vorhin wieder in den ihm eigenen schleppenden Ton verfallen war, nun warm und lebhaft ausrief: „Das fürchten Sie nicht, Baronin! Wenn Sie nur versprechen, mir zu sitzen, so soll alles übrige Ihnen anheim gegeben sein. Sie selbst sollen entscheiden . . . ich hole gleich jetzt die Gewand-Skizzen zur Nike — oder vielleicht findet sich auch etwas anderes darunter . . . nun, wir werden ja sehen . . ."

Gräfin Vichéry-Inzendorf sah dem elastischen Schrittes Davoneilenden nach, bis er in der an den großen Salon anstoßenden Bibliothek verschwunden war. Dann wendete sie sich mit huldvollem Lächeln an Sylvia.

„Sie leben beständig in Wildeck, liebes Kind?" fragte sie.

Die Baronesse zögerte mit der Antwort.

„In den letzten Jahren nur während der Sommermonate, Excellenz," sagte sie dann. „Im Winter bin ich in Wien."

„Bei Verwandten?"

„Nein, Excellenz; ich bin bei einer Professoren-Familie in Pension."

„Bei Fremden also? Dann wohl zu Studienzwecken?"

Sylvia neigte erröthend den Kopf.

„Ja," erwiderte sie leise.

„Sie haben wahrscheinlich Talent zur Musik?" forschte die Oberhofmeisterin in gütigem Tone weiter.

„Nein, ich besuche das Pädagogium."

Vichéry, der in diesem Augenblicke mit seiner Mappe unter dem Arme zurückgekehrt war, fing Sylvia's letzte Worte auf.

„Sie, Baronin . . das Pädagogium?" fragte er, die Augen weit öffnend. „Aber um alles in der Welt, wozu brauchen denn Sie das?"

Das Roth auf Sylvia's Wangen vertiefte sich, als sie herb erwiderte: „Sie vergessen, daß ich arm bin, Graf Vichéry . . ."

Es entstand eine kurze, peinliche Pause. Der junge Graf kaute an seinem Schnurrbart, indem er suchend seine Skizzen auf dem Klaviere durcheinander warf, während die Oberhof-

Besuchs-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung siehe am Schluß des Modenblattes.

meisterin das vor ihr stehende junge Mädchen mit einem Ausdruck fixirte, der zwischen Mitleid und Aerger schwankte.

„Das ist kein ausreichender Grund," sagte sie endlich ziemlich barsch. „Diese moderne Sucht, das Weib zur öffentlichen Wirksamkeit zu erziehen, hat meine ganze, meine entschiedenste Antipathie," betonte sie nachdrücklich. „Und schon gar ein Mädchen aus Ihrer Sphäre . . . Aber verzeihen Sie . . . ich verletze vielleicht Ihre Empfindungen . . . Sie fühlen wahrscheinlich den „Beruf" in sich, oder wie man das nennt . ."

Sylvia antwortete nicht gleich, aber der Blick, mit dem sie in die forschend auf sie gerichteten Augen sah, rief lauter als alle Worte: „Nein, nein . . . es ist nicht meine Wahl!"

Bald aber senkte sie die Wimpern.

„Ich lerne leicht," sagte sie sehr leise, „und da meinte Onkel, ich sei zur Lehrerin wie geschaffen."

„Das hätte ich mir denken können!" fiel ihr die Oberhofmeisterin ins Wort, während ein rascher Blick zum Sohne hinüberflog. „In diesem Punkte werden wir uns nie verstehen, der gute Kromer und ich . . Nie! Lächerlich! Lehrerin . . ."

Sie schüttelte ärgerlich den Kopf und zuckte die Achseln.

Ein Diener, welcher meldete, daß der Thee servirt sei, machte dem Gespräche ein Ende. Doch ehe sie sich ihren anderen Gästen zuwendete, ergriff die Mutter Vichéry's Sylvia's Hand und drückte sie; sie hatte eine eigene Art, die Spitzen der schlanken Finger rasch und fest in die Handhöhlung des anderen zu pressen, die sehr ausdrucksvoll war. „Darüber sprechen wir noch, liebes Kind," sagte sie im Abgehen, dem jungen Mädchen freundschaftlich zunickend. „Wir sehen uns ja hoffentlich noch öfter in nächster Zeit!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

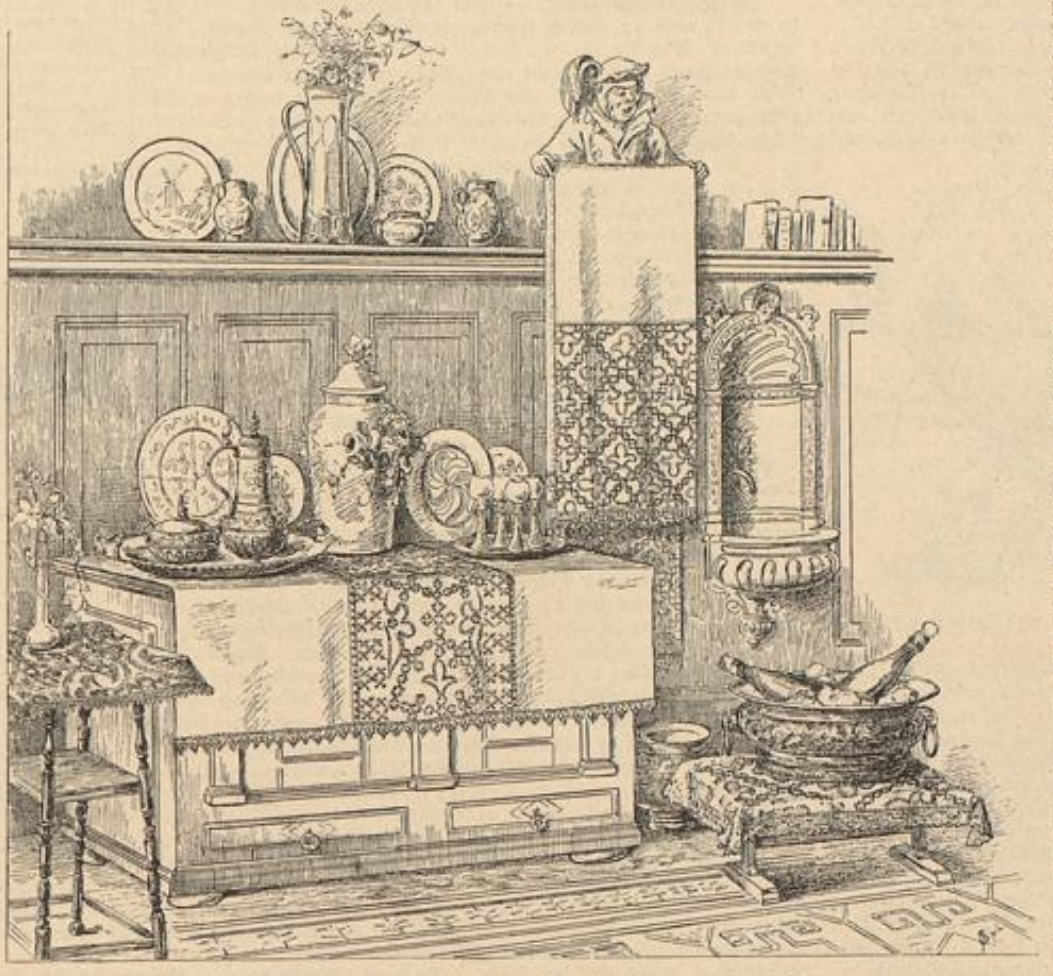
Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Fürs Haus.

Draht-Heft-Apparat. — Das umständliche und zeitraubende Heften mit der Hand von Journalen oder losen Blättern aller Art hat Abhülfe gefunden durch einen kleinen Apparat in Form einer Hand-Nähmaschine, der ein haltbares Heften mittelst Drahtklammern schnell und auf einfache Weise bewerkstelligt. Die zu heftenden Papiere werden, gleich dem Stoff auf der Nähmaschine, gegen ein verstellbares Lineal und unter den um eine Axe etwas beweglichen Klammerarm gelegt; dann hebt man den mit Knopf versehenen Stößel hoch, steckt eine Klammer unter diesen und treibt die Drahtklammer mit leichtem Druck oder Schlag auf den Knopf durch das Papier. Hierauf wird die Klammer rückwärts umgebogen. E. S.

Semmel-Schutztasche. — Einen sicheren Schutz gegen das häufig vorkommende Entwenden der Backware, die kleine dienstbare Geister schon in aller Morgenfrühe in Beuteln an die Thüren hängen, bietet eine 31 cm breite, 32 cm lange Schutztasche aus verzinnten Stahldraht-Spiralen. Zur Befestigung der Tasche an der Thür befinden sich an der einen Hälfte des starken Metallbügels zwei Metallösen, die von außen durch kleine Einschnitte in der Thürfüllung geschoben und an der Innenseite der Thür von einem durch die Oesen geführten Metallstab gehalten werden. Der äußere Bügel wird zugeschlagen, nachdem die Semmeln hineingelegt sind. Hierdurch werden seine beiden beweglichen Verschlußhaken in die Metallösen hineingedrückt und hier vom Gegendruck zweier starken Federn gehalten. Eine Hemmvorrichtung verhindert das unbeabsichtigte oder unbefugte Zuschlagen der Tasche, die mit Leichtigkeit an- und abgenommen werden kann. Die Tasche kann nur von innen durch Herausziehen des Metallstabes an der Innenseite der Thür wieder geöffnet werden. A. H.

Einsatzkorb für Küchenausgüsse. — Selbst bei der peinlichsten Sauberhaltung des Küchenausgusses ist es nicht zu vermeiden, daß allerlei Küchenabfälle, die mit dem Spülwasser hineingegossen werden, sich in dem Knie des Abzugrohres lagern und dasselbe nicht nur mit der Zeit verstopfen, sondern auch üble und gesundheitsschädliche Gerüche entwickeln. Diesen Uebelständen beugt der in zwei verschiedenen Größen käufliche Einsatzkorb mit Siebboden vor, dessen dreieckige, rechtwinklige, vorn abgerundete Form aus verzinktem Drahtgewebe oder weißem Email sich dem Ausguß innen anpaßt und an diesem mit drei übergreifenden Haken befestigt wird. (Preis: siehe Bezugsquellen.) A. H.



Decken mit Geflechtstickerei zur Speisezimmer-Einrichtung.

Küche.

Bowlen. — Wer da glaubt, aus schlechtem Wein eine gute Bowle herstellen zu können, ist in einem bösen Irrthum befangen; er verdiente, die Kopfschmerzen selbst zu haben, die er seinen Gästen unfehlbar verursacht. Das letztere läßt sich auch von dem ganz anders gearteten Gastgeber sagen, der es zu gut meint und zu schweren Wein nimmt. Was gemeinhin als „Bowlen-Wein“ oder „Bowlen-Sect“ verkauft wird, ist furchtbares Zeug, aber eine Bowle, etwa aus irgend einem rheinischen Hochgewächs gebraut, ist fast ebenso unbekömmlich, denn man pflegt von Bowlen nicht ein Glas, sondern deren eine ganze Anzahl zu trinken. Der beste Bowlen-Wein bleibt ein reiner leichter Mosel.

Wirkliche Recepte zu Bowlen zu geben, ist eigentlich unmöglich, weil fast das Wesentlichste in der Kunst des Bowlenbrauens der richtig bemessene Zuckerzusatz ist; für diesen aber läßt sich kein Maß angeben, da jeder Wein einen anderen Zuckerzusatz erfordert, um die richtige Süße zu erlangen. Uebrigens wechselt der Begriff der richtigen Süße nicht nur individuell, er ist auch nach den Landestheilen verschieden.

Wenn sich also keine allgemein gültigen Recepte geben lassen, so doch desto mehr gute Rathschläge. Der wichtigste, über die Auswahl des Weines, wurde schon vorweggenommen. Korkt man die Flasche auf, so überzeuge man sich durch die Zunge, mindestens aber Nase, daß jede Flasche tadellos ist; oft genug schon verdarb eine nach dem Pfropfen schmeckende Flasche eine ganze große Bowle. Dann löse man Stückenzucker in etwas Wasser auf und benutze nur diese starkgesättigte Zuckerlösung zum allmählichen Versüßen des Weins; auf diese Weise entgeht man am leichtesten der Gefahr, plötzlich durch zu große Süße unangenehm überrascht zu werden.

Wir kommen nun zu den aromatischen Zuthaten:

Ananas. Von unserer eingemachten Treibhaus-Ananas, der besseren für Bowlen, braucht man verhältnißmäßig nur wenig; für eine Bowle von 4 bis 5 Flaschen genügt ein Glas für 2 bis 2,50 Mk.; man giebt dessen ganzen Inhalt sofort beim Ansetzen hinzu und hat zu beachten, daß die Bowle dadurch schon stark süßt. Die westindische Büchsen-Ananas sollte man stets 24 Stunden vor dem Gebrauch aus der Büchse nehmen und in einem verschlossenen Gefäß mit reichlich Zucker ziehen lassen.

Erdbeeren. Weitaus am besten sind die Walderdbeeren, alle übrigen Sorten sind, oft freilich ganz leidliche, Surrogate. Die Hälfte bis zwei Drittel der hoffentlich reichlich vorhandenen Erdbeeren zuckere man stark mit feinstem Puderzucker ein, gieße eine halbe Flasche Moselwein darüber, lasse sie eine halbe Stunde ziehen und thue sie dann in die Bowle; der Rest kommt erst kurz vor dem Anrichten hinzu.

Pfirsiche. Die Früchte dürfen nicht mit dem Messer geschält werden. Ein Drittel der Früchte zerdrückt man mit reichlich Zucker in einem Glase, ehe man sie zusetzt; der Rest kommt erst zehn Minuten vor dem Anrichten in die Bowle.

Waldmeister soll möglichst am Tage vorher gepflückt, sauber verlesen und in reichlicher Menge vorhanden sein; man setze ihn auch in möglichst reichlicher Menge zu, lasse ihn aber dafür nur ganz kurze Zeit, wenige Minuten, ziehen und entferne ihn bis aufs letzte Hälmchen. Mai-Bowle giebt nur Kopfschmerzen, wenn man das Kraut zu lange ziehen läßt — oder gar zu viel trinkt.

Weinblüthen. Man thut eine gute Hand voll Weinblüthen, am besten von vitis odoratissima, auf 2 Flaschen Moselwein, Oesterreicher oder Tiroler Weißen und läßt dieselben ½ Stunde ziehen. Nach Geschmack giebt man Zucker hinzu und dann noch 4 Flaschen vom gleichen Wein, 1 Flasche kohlensaures Wasser, sowie kurz vor dem Auftragen 1 Flasche Sect. Die Terrine ist von Anfang an in ein Gefäß mit reichlich Eis zu stellen, dem soviel Wasser hinzugegeben ist, daß beides bis auf einige Finger breit zum Rande der Terrine geht. Diese Bowle reicht für 10 Personen.

Ein Zusatz von Schaumwein (NB. gutem!!) schadet keiner Bowle. Auf je 4 bis 5 Flaschen kann man eine Flasche Schaumwein rechnen, die erst unmittelbar vor dem Anrichten zugegossen wird.

Bowlen sollen kühl, aber nicht eisig sein. Es genügt, den Wein 2 Stunden vor dem Ansetzen der Bowle auf Eis zu legen und die Bowle selbst etwa eine Stunde vor dem Anrichten in Eis zu stellen. Im Nothfalle thut's auch ein recht kühler Keller und recht kaltes Wasser. v. Z.

Obige Recepte entnehmen wir der zweiten, verbesserten Auflage der „Sophia“, Tausend Recepte für Küche und Haus, Gesundheits- und Körperpflege. Binnen wenigen Monaten in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, hat dieses Werkchen, wie wir mit freudiger Genugthuung aussprechen können, uns aus allen Kreisen, aus Nah und Fern, die schmeichelhaftesten Anerkennungs-Schreiben, sowohl was die äußere Gewandung, als den Inhalt betrifft, eingetragen. — Ladenpreis, elegant gebunden, 2 Mark 50 Pf.; gratis für diejenigen Abonnentinnen von „Die Modenwelt“ und „Illustrirte Frauen-Zeitung“, welche die Quittung für ein ganzes Jahr (1. April 1897 bis 1. April 1898) an die Expedition der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Zeitung, Berlin W, Potsdamerstraße 38 oder Wien I, Operngasse 3, einsenden. Abonnentinnen auf die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ erhalten bei Vorauszahlung, wie oben angegeben, außerdem noch gratis: Lehrbücher der Modenwelt. Neue Ausgabe. 1. Abtheilung: Anleitung zur Schneiderei von Damenkleidern. Mit 112 Abb. Ladenpreis 1 Mk. 25 Pf.; ferner: Häkel- und Strickmuster der Modenwelt. 1. Sammlung. Mit 84 Abb. Ladenpreis 1 Mk. 25 Pf. Abonnentinnen auf „Die Modenwelt“ können auch die beiden letzteren Bücher statt der „Sophia“ wählen.

Die Redaction und Expedition.

Gebackene Krebse. — In Salzwasser gekochte Krebse bricht man vorsichtig aus den Schalen, wobei sich der Körper nicht von dem Schwanze trennen darf, wendet sie in einem Gemisch von Mehl und gehackter Petersilie, nach Geschmack mit ein wenig Ingwer gewürzt, um und bäckt sie in geklärter Butter. Dann legt man sie wieder in die Schalen, nachdem man von diesen die Füße entfernt hat, garnirt sie beim Anrichten mit gebackener Petersilie und giebt sie als Zwischengericht. R. G.

Frau D. in Düsseldorf. — Für Rhabarber-Grütze werden 500 g junger, kleingeschnittener Rhabarber mit 300 g feinem Zucker, der abgeriebenen Schale und dem Saft von einer halben Citrone und 8 feingehackten, geschälten bitteren Mandeln aufgekocht, 180 bis 200 g mit Wasser durchgerührter Reisgries hinzugegeben, unter fortwährendem Rühren steifgekocht und in eine mit Wasser ausgespülte, noch nasse Form gefüllt. Nach dem Erkalten stürzt man die Speise und servirt sie mit Vanille-Schlagsahne. A. H.

Baronin S.-B. — Das Gelingen der Puffer hängt hauptsächlich von der Güte der Kartoffeln ab; solche, die nicht auf Sandboden gewachsen und nicht mehlig sind, geben selten gute Puffer. — Zu Hannöverschen Kartoffelpuffern reibt man geschälte, große, mehlige Kartoffeln nicht zu lange vor dem Backen. Die stark hervortretende Flüssigkeit füllt man dann größtentheils ab, giebt Salz, 2 bis 3 ganze Eier, eine geriebene Zwiebel und einige gestoßene Zwiebäcke in die geriebene Kartoffelmasse und verrührt alles gut. Statt der Eier kann man auch dicken sauern Rahm nehmen; Eier sind aber besser. Zum Backen ist ein lustiges, gutes Feuer nothwendig und viel Fett: Schmalz, Nierentalg (auch beides gemischt) oder Buch- oder Mohnöl. In eine Pfanne mit reichlich kochendem Fett thut man mit einem Kuchenlöffel 3 bis 4 Häufchen Brei, drückt sie platt und glatt und bäckt sie rasch auf beiden Seiten knusprig und gelbbraun. Man muß die Puffer direct aus der Pfanne auf heißem Teller serviren, damit sie nicht weich und unschmackhaft werden.

Frau C. v. B., Hannoveranerin.

Ch. H. in C. — Waldmeister-Essenz bereitet man wie folgt: Frisch gepflückter Waldmeister wird von allen unsauberen Theilen gereinigt, die ihm das feine Aroma nehmen könnten, in eine weithalsige Flasche geschichtet und mit 96procentigem Wein-Sprit übergossen, bis die Flasche gefüllt ist. Nach 30 bis 40 Minuten gießt man die Essenz durch einen Filter und bewahrt sie in einer Flasche auf. Eine besonders starke Concentration, von der 1 l für 100 l guten Weingeist ausreicht, erhält man durch nochmaliges Auspressen dieses Extract-Sprits auf ein neues Quantum frischer Kräuter. A. H.

Zimmereinrichtung.

Decken mit Geflechtstickerei zur Speisezimmer-Einrichtung. — Mit großem Interesse habe ich stets die Handarbeiten, besonders die Kunststickereien der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauen-Zeitung“, verfolgt und manche beachtenswerthe Anregung zu weiterem Schaffen daraus geschöpft. Kaum eine Technik aber hat mich so gefesselt, als die Geflechtstickerei, die während der letzten Jahre, u. a. in den Nummern vom 1/9 94, 10/3 95, 14/4 95 und 15/5 96, sowie in dem Extra-Blatt Nr. 83 der „Illustrirten Frauen-Zeitung“, erschien. Ich habe mir mit dieser wirkungsvollen, schnell fördernden Handarbeit im Laufe der Zeit eine vollständige Decoration für mein Speisezimmer hergestellt, von der leider nur ein Theil auf der Illustration Platz finden konnte. Einer gleich mir für die Geflechtstickerei begeisterten Mitleserin dürfte aber dieser Hinweis schon genügen, um eine neue Art ihrer Verwendung zu finden. Für die Decken ist kräftiges, weißes und rothes Leinen verwendet, die Stickerei wurde ebenfalls in den Farben roth und weiß ausgeführt. Sämmtliche auf der Abbildung ersichtlichen Muster sind dem obengenannten Extra-Blatt entnommen. Die Abschlußspitze in Geflechtstickerei arbeitete ich nach einer in den Nummern vom 1/1 95 und vom 10/2 95 gegebenen Anleitung. Frau von M.

Hausthiere.

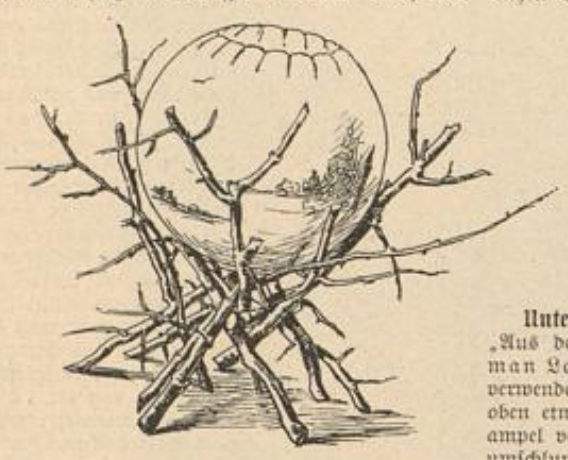
Rosa in Schlesien. — Wir müssen Ihnen abrathen, eine Brutmaschine zum Ausbrüten von Geflügel zu verwenden, da das kleinste Versehen die ganze Brut, — in der Regel werden 60 Stück Eier in die Brutmaschine gelegt, — in Frage stellt. Wollen Sie aber doch einen Versuch machen, so lassen Sie Sich eine Preisliste nebst Erklärung von F. Sartorius in Göttingen senden. Diese Firma stellt die besten Brutmaschinen her. Die Eier nehmen Sie so frisch wie möglich, jedenfalls nicht über 8 Tage alt, säubern dieselben in lauwarmem Wasser sorgfältig und legen dieselben in der von der Firma vorgeschriebenen Weise in die Maschine. Die Wärme darin muß 30 bis 32° R. haben; wird die Temperatur zu niedrig oder zu hoch, so ist fast regelmäßig alles in Frage gestellt. Nach 7 bis 8 Tagen müssen die Eier „geschiert“ und die nicht befruchteten entfernt werden. Morgens und abends sind die Eier zu wenden. Nach 18 Tagen legen Sie dieselben etwa 10 Minuten in warmes, nicht heißes Wasser, damit die Schale sich etwas erweicht und dem Thierchen das Ausschlüpfen erleichtert. Nach Beendigung des Brutgeschäftes, — also nach 21 Tagen, — versäumen Sie nicht, eine künstliche Klucke zur Hand zu haben, die, mit warmem Wasser gefüllt, den kleinen Thierchen zum Unterschlüpfen dient und ihnen die Mutterwärme ersetzt. Solche künstliche Klucken giebt's in Handlungen zu kaufen, die fast regelmäßig in der Berliner „Thierbörse“ inseriren. Bemerkt

sei noch, daß die Küken in den ersten 24 bis 36 Stunden der Nahrung nicht bedürfen. E. E., Wannsee.

Gärtnerei.

Gretchen Fr. — 1. Ein kleines Werk über Cacteen, das Ihren Wünschen entsprechen würde, ist leider nicht vorhanden. Wir empfehlen Ihnen das Buch: „Die Suckulenten" von Rümpler und Schumann, das alle Fettpflanzen behandelt. In dem „Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei" von Max Hesdörffer finden Sie die eingehendsten Kultur-Anweisungen, auch Beschreibungen der besten Arten und zahlreiche Abbildungen. — 2. Die Asclepias ist wohl eine dankbare Zimmer-Schlingpflanze, blüht aber nicht dankbar, namentlich dann nicht, wenn sie viel Nahrung hat und üppig wächst. Ihre Erdmischung ist richtig. Versetzen Sie die Pflanze für einige Jahre nicht, so wird dieselbe schön blühen. Sind die ersten Blüthentriebe da, so haben Sie gewonnenes Spiel, denn die gleichen Triebe bringen jährlich wieder Blumen. — 3. Epiphyllum gehört zu jenen Cacteen, die ziemlich feucht gehalten werden müssen; nur gegen den Frühling hin tritt nach der Blüthe eine kurze Ruhe-Periode ein, die man durch vorsichtiges Gießen einhalten soll. Wurzelschwach ist Ihre Pflanze nicht, Sie besitzen nur ein auf ein dünnes Stämmchen veredeltes Exemplar. Solche Stämmchen können die schwere Krone nicht tragen. Stecken Sie in gleichmäßigen Abständen drei Stäbe am Rande des Topfes bis auf den Boden, und befestigen Sie dann oben einen Drahtreifen an diesen Stäben, auf welchem die Krone fest und sicher ruhen wird. H.

Rathbedürftige Hausfrau in R. — 1. Zum Vertilgen des Unkrautes auf Gartenwegen ist mehrfach das Begießen mit Salzsäure empfohlen worden. Dies Verfahren erscheint aber wenig empfehlenswerth und ist außerdem, auch wenn die Salzsäure 50fach mit Wasser verdünnt wird, viel zu kostspielig. Das allein zulässige Mittel zum Vertilgen des Unkrautes bildet das sorgfältige Behacken der Wege. Soll trotzdem Salzsäure verwendet werden, was sich nur in ganz vereinzelten Fällen bei wenigen Unkrautarten mit sehr tiefgehender Pfahlwurzel empfehlen dürfte, so ist die Säure auf jeden mit der Hacke durchschlagenen Wurzelstock einzeln aufzuträufeln. Ein Abbrausen der Gartenwege mit Salzsäure-Lösung ist unmöglich, denn jeder auf die Blätter der an den Wegrändern stehenden Pflanzen und auf den Rasen gelangende Tropfen dieser Flüssigkeit würde den größten Schaden stiften. — 2. Der rothe oder gelbe Gartenkies hat die Eigenthümlichkeit, unter dem Einfluß der Luft und der Einwirkung mehrfacher Regengüsse in der Farbe zu verblassen. Hiergegen giebt es kein Mittel; auch das kostspielige Begießen mit Goldocker würde nichts nützen, da der erste Regen die Farbe wieder hinwegspült. Zum Bestreuen der Wege ist der in verschiedenen Farben erhältliche Marmorgries, der in einer für den Garten geeigneten Beschaffenheit in den Handel kommt, am meisten zu empfehlen, weil er sich jahrelang unverändert in der Farbe hält. Auch sogenannter Silbersand, der in jedem Frühling von Bergwerks-Gesellschaften angeboten wird und von silberweißer Färbung ist, behält lange Zeit die Farbe, falls man die Wege in sauberem Zustand erhalten kann. Die Landschafts-Gärtnereien liefern im Frühling das geeignete Material zum Bestreuen der Wege. M. H.



Fischbehälter aus einer Lampenkugel.

Plauderecke für Backfischchen.

Schränkchen aus Glasplatten für Nippes und dergl. — Mein ganzes Zimmer, — Arbeitsraum und Schlafstübchen in einem, — ist eigentlich ein Nippes-Schrank, so hübsch und zierlich eingerichtet hat mir's mein gutes Mütterchen, als ich vor wenig Monaten aus der Pension zurückkam! Nur die Wände sind noch immer ein bißchen kahl, — Mama sagt: „absichtlich", damit ich selbst auch noch Freude am Ausschmücken haben kann. Pinsel und Brennstift thaten dabei nun schon das ihre, das Niedlichste aber von allem selbstgefertigten Wandschmuck ist ein Schränkchen aus Glasplatten für besonders zerbrechliche Nippsächelchen. Die Zusammenstellung macht zwar etwas Mühe, durch das hübsche Aussehen des Schränkchens wird man aber reichlich belohnt. Man läßt folgende Stücke dazu vom Glaser aus Fensterglas schneiden: 2 Platten, je 26 zu 8 cm groß, für die Seitenwände; 1 Platte, 26 zu 17 cm groß, für die Rückwand; 2 Platten je 26 zu $8^1/_2$ cm groß, für die Flügelthür; 4 Platten, je 17 zu 8 cm groß, für Decke, Boden und 2 Fächer innen (zum Aufstellen der Nippes); 1 gleichschenkliges Dreieck von 16 cm Länge zu 6 cm Höhe, das als Auffatz dient und gestützt wird durch ein rechtwinkliges Dreieck, dessen eine Kathete 6 cm, die andere 8 cm lang ist. Nun faßt man jedes dieser Brettchen mit $^5/_4$ cm breitem rothen Atlasband ein, näht die passenden Theile an den Ecken überwendlich zusammen und die Fächer innen in gleicher Entfernung an die Rückwand, sowie an die beiden Seitenwände. Die Basis des gleichschenkligen Dreiecks wird oben vorn an den Seitenwänden angebracht, das andere Dreieck mit dem rechten Winkel nach unten vorn an dem Auffatz befestigt, während die Spitze an der Rückwand angenäht wird. Dadurch hat der dreieckige Auffatz Halt. Rosetten aus schmalem Band zieren die 4 Ecken vorn, sowie die höchste Spitze des Dreiecks und dienen beiden Thüren zum Oeffnen. Emmy.

Frühlingssträußchen aus künstlichen Blumen.

Lampenglocken als Blumenampeln. — Im Hause einer Bekannten sah ich einige reizende Blumenampeln, die sich bei näherer Betrachtung als Lampenglocken auswiesen. Besonders entzückte mich eine Ampel aus weißem Eisglas in der bekannten Tulpenform. Man hatte an derselben die klaren Stellen, welche das Muster bildeten, mit Oelfarbe in lebhaften Tönen übermalt und darauf die ganze Innenseite der Kuppel mit einer Mischung aus schwarzem Schuhlack, weißer, grüner und brauner Farbe dick bestrichen. Der daraus entstandene matt olivgrüne Ton, der nur schwach durch das Milchglas schimmerte, gab eine äußerst wirkungsvolle Unterlage für das graziöse, bunte Dessin. Die untere Oeffnung der Tulpe überspannte eine kreisrunde Scheibe von Pergament-Papier, dessen Ränder unter einem vergoldeten, kranzartig umgelegten und vermittelst Glaserkitt angeklebten Bindfaden verschwanden. Zum Aufhängen der Ampel diente ebenfalls ziemlich starker, vergoldeter Bindfaden, der, — so behauptete wenigstens die Verfertigerin des kleinen Kunstwerks, — wiederum nur mit Glaserkitt befestigt war. Die Enden der Schnüre verdeckten dort, wo sie den spitzen Zacken der Tulpe auflagen, dicke Medaillons aus vergoldeten Kaffeebohnen. Quasten aus aufgefädelten Eicheln und aufgedrehtem Bindfaden, — beides mit Goldbronze überstrichen, — schmückten die Ampel. Ihre Füllung bestand aus Moos und Erde; in die letztere waren Schlinggewächse gepflanzt. Das Arrangement erschien mir so anmuthig, daß es mich zur Nachahmung reizte. Indessen ließ ich mir zum Befestigen der Schnüre vom Glaser Löcher in die Tulpe bohren. — Aus kugelförmigen Lampenglocken lassen sich auch Ampeln zur Erleuchtung eines Schlafzimmers oder Durchgangs herstellen. Nur wäre in diesem Falle die Malerei in Transparent-Farben auszuführen und das linksseitige Streichen des Glases mit Lack und Farbe zu unterlassen. Das Anbringen eines Lämpchens in der Kuppel dürfte kaum Schwierigkeiten bereiten. Uebrigens könnte man, statt der Schnüre aus vergoldetem Bindfaden, Ketten aus Klein-Eisenarbeit zum Aufhängen der Ampel benutzen. Frau Dr. K.

Allgemeines.

Holzkeilchen zum Feststellen geöffneter Fensterflügel. — Dem lästigen Auf- und Zuschlagen geöffneter Fenster helfe ich durch Dazwischenschieben von 13 cm langen, oben 9 cm, unten 4 cm breiten Holzkeilchen aus Lindenholz ab, die von unserem Dorftischler angefertigt und von mir mit Brandmalerei verziert wurden. Sie erfüllen durchaus ihren Zweck und sind daneben hübscher als die bisher verwendeten Holzknebel. Mittelst kräftiger, durch ein gebohrtes Loch geführter und zur Schleife gebundener Schnur oder eines Bandes werden die Keile mit Knopfnagel am Fensterrahmen befestigt; so können sie nicht verloren gehen und sind stets zur Hand. Schloßfrau vom Lande.

Holzkeilchen zum Feststellen geöffneter Fensterflügel.

Speisen-Thermometer. — Wie schädlich der Genuß von zu heißen und zu kalten Speisen für Gesunde und Kranke, besonders Magenkranke ist, haben bedeutende Aerzte längst nachgewiesen. Leider wurde allen Mahnrufen bisher nur geringe Beachtung geschenkt, theils aus Nachlässigkeit, andererseits aber, weil es an einem praktischen und zugleich handlichen Apparat für den Haushalt fehlte, mit dem die vorgeschriebenen Wärmegrade der Speisen und Getränke mühelos bestimmt werden konnten. Das neue Speisen-Thermometer, das von ärztlichen Autoritäten warm empfohlen wird, scheint berufen, diesem Mangel abzuhelfen. Die Abbildung der Scala des aus Glas mit Alkohol-Füllung hergestellten Thermometers gewährt eine Uebersicht aller damit abzumessender Temperatur-Grade von Speisen, wie sie in Haus und Küche, wie in Kinder- und Krankenzimmer nach ärztlicher Vorschrift geboten sind. Eine Beschreibung ist jedem Thermometer, dessen Preis Mk. 1,50 beträgt, beigegeben. (Siehe Bezugsquellen.) A. H.

Scala zum Speisen-Thermometer.

Untersteierin. — Als Antwort auf Ihre Anfrage in „Aus dem Leserkreise" vom 12. Febr. d. J.: „Wie kann man Lampenkugeln oder Glocken als Zimmerschmuck verwenden?", rathe ich Ihnen folgendes: Eine hohe, schmale, oben etwas ausgeschweifte Lampenkugel läßt sich als Blumenampel verwenden. Die Glocke wird kreuzweise mit Atlasband umschlungen, sodaß sich die Bänder unten treffen. Die vier Enden müssen aber ziemlich lang sein, ungefähr wie die Ketten einer Ampel; oben faßt eine Schleife sie zusammen. Rings um die Verengerung der Glocke werden die vier Bänder dann mit einem anderen Band, welches sich nur glatt herumlegt, festgehalten und mit vier kleinen Schleifen verziert; auch unten an der Ampel befestigt man eine Schleife als Abschluß. Natürlich dient diese Ampel nur für künstliche Blumen, ein Rankengewächs oder dgl. Frau Pastor Sch.

Fischbehälter aus einer alten Lampenkugel. — Ich verstopfte die kleinere Oeffnung mit einem genau passenden Kork und verklebte ihn zur Sicherheit nach außen mit Glaserkitt. Um den oberen Rand machte ich eine kleine Bogenverzierung aus Kitt, indem ich diesen zuerst glatt strich und dann regelmäßig einen runden Gegenstand hineindrückte; zuletzt bronzirte ich den Bogenrand und malte dann mit flottem Pinsel einige Landschaften rings um die Kugel. Bronzirte Weißdornäste wurden zum Ständer geordnet. Mit etwas Glaserkitt befestigte ich die Kugel auf dem Ständer und verdeckte den Kitt mit kleinen Zweigen. Miß Nya.

Lampenkugeln können als Lichtampeln Verwendung finden. — Die Kugel wird etwas unter ihrer größten Weite mit einem Drahtring umfaßt, an dem 4 lange Drähte befestigt sind, die sich nach oben um die Kugel schließen und zuletzt als Hänge-Oese zusammengebogen sind. Die Drähte werden bronzirt, die Kugel wird innen blaßroth gestrichen. Ein ebenfalls roth gestrichener Carton-Rund, der etwas größer ist, als die untere Oeffnung, wird innen auf diese gelegt und auf diesen Boden eine Lichthülse aus Glaserkitt geklebt zum Aufnehmen der Kerze. — Auch als Blumenvasen-Hülle können Lampenkugeln, sogenannte Tulpen, dienen; sie werden innen flaschengrün gestrichen oder mit Glasmalerei bedeckt und umgeben ein nach ihnen geformtes Blechgefäß. Frau Prof. W.

Frühlingssträußchen aus künstlichen Blumen. — Vorbilder für diese reizvolle Blumenarbeit bietet die Natur in reicher Fülle, das Material dazu ist in Blumengeschäften käuflich. (Siehe auch Bezugsquellen.) Die Kätzchen werden aus Chenille, die Stiele aus auf Draht gezogenem Gummischlauch oder einfachem Besenreis gearbeitet. Für die weißen Blüthen der gewöhnlichen grünen Weide schneidet man von der abgetheilten Chenille eine Anzahl Stückchen, wendet das dicke Ende nach oben, das spitze nach unten, legt um jedes ein Hüllblättchen, das in der Hand etwas gekugelt wird und bindet einen feinen Draht daran. Das Blättchen zeigt innen grüne, oben rothe Farbe. Solch ein fertiges Kätzchen bildet, an einen langen Draht gebunden, die Spitze des Zweiges. Ein grüner Gummischlauch mittlerer Stärke und beliebiger Länge, dem man die vorbereiteten Blüthen in versetzten Zwischenräumen einklebt, wird nun auf den Draht geschoben und an seinem Ende mit Watte und Seidenpapier umwickelt. — Aehnlich verfährt man mit den gelben Kätzchen der Goldweide. Die hierzu verarbeitete grüne Chenille wird stückweise abgeschnitten, mit verdünntem Fischleim befeuchtet und mit feinem gelben Gries bestreut. Wenn die Stückchen getrocknet sind, wickelt man den Draht um das dicke Ende dieser Blüthe und richtet die Spitze nach oben. Man giebt diesen Zweigen einen bräunlich gefärbten Gummischlauch-Stiel und feine grüne Blättchen, deren drei die Spitze bilden und einzelne abwechselnd mit den Kätzchen eingeklebt werden. Graue Weidenzweige fertigt man aus grauer Chenille und mit braunen Hüllblättchen. Sie sehen aber nicht so freundlich aus, wie die beiden erstgenannten Arten, die mit Schneeglöckchen und Veilchen einen reizenden Frühjahrsstrauß darbieten.

Für Birken- und Haselnuß-Blüthen ist die grüne Chenille ganz gleichmäßig gewebt. Man schneidet davon einzelne Stückchen, die, doppelt genommen, mit grünem Wickeldraht in bestimmten Abständen den natürlichen Zweigen angebunden werden. Einzelne feine Birkenblättchen befestigt man zwischen den hängenden Kätzchen an den schwanken Zweigen zur Belebung des Ganzen. Die Birkenreiser liefert ein Besen zur Auswahl.

Sehr decorativ wirkt auch die Sumpf-Dotterblume, mit Rohrkolben zusammen gebunden. Die fünfblättrige Form der gelben Blüthe schneidet man aus glänzend dunkelgelb gefärbtem Satin. Ausschläge in mehreren Größen kann man kaufen; dann werden die Blättchen mit dem Kugeleisen gebrannt und mit einigen tiefen Strichen auf der Glanzseite versehen. Die Mitte bilden einige größere grüne Knöpfchen, um die sich ein Kranz gelber Staubfäden reiht. Ein Kelchstern und ein angefügter grauer Gummistiel vervollständigen jede Blume. Die dunkelgrünen glänzenden Blätter schiebt man zum Theil in die Stiele der Blüthen. — Für je einen Rohrkolben schneidet man ein 6 cm langes, $3^1/_2$ cm breites viereckiges Stück Velvet in braunem Holzton, zackt es an den Schmalseiten aus und bestreicht es von links mit Leim oder Gummi. Ueber einem Quirlstiel lassen sich die Stücke gut so zusammenkleben, daß kleine Röhrchen entstehen. Diese werden auf einen grünen Drahtstiel gezogen, die Zäckchen hieran festgeklebt und die Enden, wie der herausstehende Draht mit Seide umwickelt. Lange, schmale Blättchen aus grünem Blattstoff werden als Rohr dem mit sogenannten „Stielchen" versehenen Draht angebunden, dann fügt man Blüthen und Kolben zu einem Strauße zusammen. Frau E. K.

Bezugsquellen: Draht-Heft-Apparat (incl. 500 Klammern, Preis 3,50 Mk.); Semmel-Schutztasche (Preis 2 und 2,50 Mk.); Einsatzkorb für Küchen-Ausgüsse (Preis 2,25 und 2,75 Mk.); Jacob Ravené Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29. — Speisen-Thermometer: A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Frühlingssträußchen, künstliche Blumen und Material: E. Petzold, Dresden-A., Kreuzstr. 6.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den litterarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 10. III. 15. Mai 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(3. Fortsetzung.)

VI.

Einige Wochen nach jenem ersten Besuche in Maltern pochte Graf Kromer eines Nachmittags an die Thür seiner Gemahlin. Er hielt ein Briefchen in der Hand.

Die Gräfin ließ das Buch, in dem sie gelesen hatte, sinken, als sie den Eintretenden erkannte, und nickte ihm mit einem liebevollen Lächeln zu. Nach bald fünfundzwanzigjähriger Ehe war er in ihren Augen noch immer der schönste, liebenswürdigste und bedeutendste Mensch, den die Erde trug. Daß er noch heute ein hübscher Mann war, mußte ihm übrigens selbst der Neid lassen; auch seine Liebenswürdigkeit blieb unbestritten, und was seine übrige Bedeutung anbelangte, so stand es damit auch lange nicht so schlimm, als seine politischen Gegner gern glauben gemacht hätten.

Graf Kromer besaß ein gesundes Urtheil und unermüdliche Ausdauer, wodurch er sich in den Parlaments-Sitzungen zuweilen vortheilhaft von anderen auszeichnete, und wenn er sich selbst für eines der verdienstlichsten Mitglieder der ganzen verehrlichen Versammlung ansah, so war er damit nicht so ganz im Unrechte, trotzdem es ihm niemals gelungen war, als Redner zu glänzen.

Bei alledem liebte er zu betonen, daß er seinen Beruf verfehlt habe und auf anderem Felde Hervorragenderes hätte leisten können. Damit meinte er die Diplomatie, für welche er besondere Begabung zu verspüren meinte, und für deren Spielfeinheiten er, wie für jedes Spiel, eine entschiedene Vorliebe besaß. Da es ihm nicht gegönnt war, in größerem Stile geheime Fäden zu ver- und zu entwirren, übte er seine Geschicklichkeit gern an kleineren Aufgaben, und er war nie besser aufgelegt, als wenn er irgend eine diplomatische Sendung für sich herausgefunden hatte.

Auch heute zeigten Kromer's Züge jenes vergnügliche Schmunzeln, das der Gräfin als Vorbote irgend eines wohlausgedachten diplomatischen Coups ihres Mannes bekannt war, und das sie, ängstlich von Natur und allem Unerwarteten abhold, wie das Feuer fürchtete.

Unbehaglich auf ihrem Sitze hin- und herrückend, erwartete sie seine ersten Worte, während der Graf die Enveloppe des Briefchens öffnete und seiner Frau ungelesen den für diese bestimmten Inhalt überreichte.

„Wieder eine Einladung nach Maltern?" fragte die Gräfin, die langgestreckten Schriftzüge der Oberhofmeisterin erkennend.

„Wahrscheinlich!" erwiderte ihr Gatte, während sie mit einem Blick die flüchtig hingeworfenen Zeilen überflog, um sie gleich darauf mit einem bejahenden Nicken in den Schoß sinken zu lassen.

„Also wieder? Wenn ich nicht irre, das sechste Mal binnen kaum fünf Wochen!" — Graf Kromer hielt einen Augenblick inne und fügte dann mit etwas erhobener Stimme fragend hinzu: „Kannst Du mir sagen, liebe Lotti, wem das eigentlich gilt?"

Bei diesen Worten hatte sich der Graf dem Fenster genähert und sah nun, mit dem Rücken gegen dasselbe gelehnt, zu seiner Frau hinüber, deren Wangen eine erhöhte Färbung angenommen hatten, und die in sichtlicher Rathlosigkeit den Kopf langsam hin- und herbewegte.

„Ich weiß nicht recht, was ich davon denken soll, Pips," sagte sie endlich, bedächtiger sprechend als sonst. „Was meinst Du?" fragte sie dann schüchtern, nicht ohne Verlegenheit zu ihm emporblickend. „Wenn Sisa . . . Mißversteh' mich nicht, Pips," schaltete sie ein, auf den Mienen des Grafen ein auftauchendes Spottlächeln gewahrend, „ich sage ja nicht, daß ich . . . aber . . . du lieber Himmel! Sie ist eben gerade jetzt in den Jahren, wo man anfängt, unwillkürlich hie und da daran zu denken. Doch, wie gesagt," sie senkte den Blick, „ich weiß nicht . . ."

Graf Kromer hatte sich seiner Frau genähert, während sie sprach, und nahm nun den zweiten Sitz des „S" ein, das sie wegen des günstig einfallenden Lichtes für ihre Lesestündchen zu wählen pflegte. Nachdem er den schlanken Oberkörper so gedreht hatte, daß er ihr ins Gesicht blicken konnte, legte er den Arm auf die Lehne hinter ihrem Rücken und sagte mit einem Anflug von Humor: „Ich sehe an der gekränkten Muttermiene, daß es mit Sisa kaum etwas werden dürfte. Wie?" — Er machte eine abwartende Pause, um dann in entschieden neckendem Tone fortzufahren: „Also wahrscheinlich Oli?"

„Ach nein! An die denk' doch ich noch nicht einmal. Freilich," fügte die Gräfin nachdenklich hinzu, „Vichéry befaßte sich viel mit dem Kind, besonders anfangs . . . Aber nein . . . sie würden ja auch gar nicht zu einander passen."

„Also weder Sisa noch Oli," unterbrach sie der Gatte noch immer lächelnd. „Vichéry als Schwiegersohn droht mir nicht, wie ich sehe . . ."

Die Gräfin bewegte kleinlaut die Achseln.

„Wie gesagt, ich bin mir da nicht klug genug," wiederholte sie. „Ja, was ich noch sagen wollte," fuhr sie nach einer kurzen Pause zögernd fort: „Findest Du es nicht auffallend, Pips, daß die Else jedesmal ausdrücklich mitgebeten ist?

Der Herr auf Wildeck betrachtete seine Frau mit einem vergnügten Zwinkern der Augen; jetzt hatte er sie da, wo er sie haben wollte. Aber es machte ihm zu viel Spaß, sie sich noch ein bißchen „entwickeln" zu lassen, wie er das nannte, so daß er im natürlichsten Tone erstaunt fragte: „Sylvia? Warum auffallend? Hat denn Vichéry nicht angefangen, ihre und Oli's Büste zu modelliren? Da muß sie ja doch dabei sein."

„Ja freilich," versetzte Gräfin Kromer unsicher, „da muß sie natürlich dabei sein . . ."

Im nächsten Augenblick fuhr sie erschrocken zusammen, denn ihr Mann, der sich wieder neben sie gesetzt hatte, hatte sich vorgeneigt und platzte plötzlich, mit den Händen auf die Knie schlagend, in ein schallendes Lachen aus.

„Aber Pips! Ich begreife Dich heute gar nicht," klagte die Gräfin. „Hab' ich denn eine Dummheit gesagt?"

„Bewahre, meine liebe, gute Alte!" beruhigte der Graf, indem er beide Hände der Gekränkten ergriff und einen förmlichen Flitterwochenkuß daraufdrückte. Er hatte seine Lotti nie lieber, als wenn er sich seiner Ueberlegenheit ihr gegenüber so recht deutlich bewußt werden konnte, und das Geheimniß dieser wolkenlosen Ehe lag vielleicht darin, daß die in stiller Demuth zu ihm emporblickende Frau ihm dieses Vergnügen so häufig verschaffte.

„Kleine Eifersucht!" sagte er, der Gräfin, die noch immer schwach erröthete, wenn ihr Gatte sich zärtlich zeigte, die stark geäderte, weiße Hand tätschelnd. „Gönnst also dem Kinde die Eroberung nicht?"

Gräfin Kromer wandte ihm lebhaft das Gesicht zu.

„Du meinst also auch, Pips?"

Der Graf nickte.

„Liebes Herz, da gehörte wohl kein so besonderer Scharfsinn dazu, um das zu bemerken."

„Nun, siehst Du, da hatte ich doch recht! Ich wollte nur nichts sagen, so lange ich meiner Sache noch nicht ganz sicher war . . . Also doch! Vichéry und die Else . . . Nein, Pips, das darfst Du aber nicht glauben, daß ich's dem Kinde nicht gönne . . . nur weil ich eben anfangs an Sisa dachte, — das ist ja verzeihlich, nicht wahr? — Aber nicht gönnen dem lieben Kind! Fi donc! Was denkst Du von mir? Und dann," — fügte sie, mit den hellen Augen erstaunt zu dem Gatten aufblickend hinzu, — „dann sehe ich ja, daß Du nicht einmal so sehr dafür gewesen wärest. Ja, sag' mir nur: was hast Du eigentlich gegen Vichéry, weil Du sagst: Er droht mir nicht als Schwiegersohn . . . Warum »droht«?"

„Liebe Lotti," versetzte der Graf, der sich bei den letzten Worten seiner Frau erhoben hatte und sich schlendernd wieder gegen das Fenster zu bewegte, „ich habe persönlich nichts gegen ihn, nicht einmal Antipathie, für welche man ja bekanntlich keinen Grund anzugeben braucht. Er paßt mir nur nicht, das ist alles. Du wirst vielleicht schon bemerkt haben, daß wir uns nicht besonders gut sprechen. Nichts hast Du bemerkt? Nun ja, liebes Kind: Höfliche Leute brauchen lange, ehe sie einander in die Haare gerathen, aber darum kann ich doch mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß, wenn ich „weiß" sage, er „schwarz" denkt, und umgekehrt . . . Glaube mir, es thut nie gut, wenn in einer Familie die politischen Ueberzeugungen gar so weit auseinander liegen."

„So? so? Ihr seid also verschiedener Ansicht?" fragte die Gräfin. Ihre Augen hatten den zerstreuten Blick, den sie immer annahmen, wenn von Politik gesprochen wurde.

„Aber, liebes Lottchen, das solltest Du nun doch schon wissen!" ereiferte sich Graf Kromer, den die gleichgültige Unwissenheit seiner Frau in dieser Beziehung regelmäßig in Harnisch brachte. „Begreifst Du denn das noch immer nicht? Wir sind in ganz entgegengesetzten Lagern, Vichéry und ich — er ein Klerikaler vom reinsten Wasser, während ich . . ."

„Ja, ja, Du bist feudal, nicht wahr?" fiel die Gräfin ängstlich ins Wort. „Ach nein, was sag' ich denn . . ." stammelte sie auf sein geringes Stirnrunzeln hin schon in unbehaglichster Stimmung. „Ich habe mich nur versprochen . . . ich weiß, Du gehörst zu den . . . den . . ."

„Conservativen, nicht wahr?" fragte Kromer mit einem kurzen Auflachen.

„Ja, ich wollte conservativ sagen," nickte die Gräfin erleichtert.

Graf Kromer warf einen Blick zur Decke empor. „Aber Lotti, wie oft hab' ich Dir doch schon . . . es ist wirklich unglaublich!"

Die Gräfin unterbrach ihn mit bittend gefalteten Händen: „Lieber Pips, bitte, laß mich! Du weißt, ich kann mir das unmöglich merken, und mir ist das auch so einerlei . . . Sei nicht bös, aber wirklich . . ."

Dabei blieb es immer, ob zwar der Graf, und mit Recht, überzeugt war, daß seine im übrigen doch nicht gar so begriffsstutzige Gemahlin sich mit einigem guten Willen wenigstens eine oberflächliche Kenntniß des parlamentarischen Parteigetriebes, — mehr verlangte er von ihr nicht, — hätte aneignen können. Aber, so nachgiebig sie sich in allen übrigen Dingen nach seinen Wünschen richtete, in diesem einen Punkte war nichts mit ihr anzufangen; sobald sie sich dem verwirrenden Chaos von Liberal und Antiliberal, Social und Christlich-Social, Antisemitisch und Deutschnational, Jung- und Alt-Tschechisch gegenüber befand, machte sie es wie die Kinder, die sich die Augen zuhalten und dann ängstlich rufen: „Ich seh' nicht . . . ich seh' nicht . . ."

Eine Pause wortloser Verstimmung war eingetreten. Der Graf promenirte leise pfeifend im Zimmer auf und ab, und seine Gattin zerriß den Einladungsbrief aus Maltern in hundert kleine Fetzchen. Dennoch war sie die Erste, die wieder zu sprechen begann, anfangs mit etwas unsicherer Stimme, allmählich jedoch in ihre gewohnte geläufige Sprechweise verfallend.

„Es wäre wirklich ein großes Glück, wenn etwas daraus würde! Ich finde mich nur schwer in den Gedanken, weil ich immer annahm, daß der junge Weiler . . . Du auch, nicht wahr? Aber natürlich, da ist ja kein Vergleich . . . und weißt Du, Pips, je mehr ich daran denke, desto wahrscheinlicher wird mir, daß Vichéry . . . Es ist merkwürdig, auch die Oberhofmeisterin, von der man doch allgemein annahm, sie wolle für ihren Max so hoch hinaus, interessirt sich lebhaft für das Kind, — ganz auffallend, sage ich Dir! Neulich forschte sie mich über Sylvia's Verhältnisse förmlich aus und war ganz entsetzt, — wirklich entsetzt, — als ich in meiner Unschuld erzählte, daß wir die Kleine zur Erzieherin oder Lehrerin heranbilden lassen. Sie machte mir geradezu Vorwürfe, — das heißt, verblümt, Du kennst sie ja, — aber es war mir doch recht unangenehm. Sie meinte, es wäre keine standesgemäße Stellung für eine Merchetti . . ."

„Ich verstehe nicht ganz, liebe Lotti," fiel Graf Kromer, der vor seiner Frau stehen geblieben war, dieser ziemlich scharf ins Wort. „Wenn es so ist, wie Du sagst, liegt die Sache doch ganz einfach. Entweder Vichéry hält um die Kleine an . . . heute, morgen . . . an Gelegenheit fehlt's ja nicht, und ein „Nein" ihrerseits dürfte auch kaum zu befürchten sein, — oder: wenn es ihm damit doch nicht so ganz Ernst wäre," — die Stimme des Grafen klang sehr streng bei diesen Worten, — „also, wenn er selbst doch nicht ernst machen sollte, so kann ja die Allergnädigste, der die standesgemäße Versorgung Sylvia's so sehr am Herzen liegt, ihr in anderer Weise eine Partie aus unseren Kreisen ermöglichen! Sie braucht ihr nur eine Mitgift von — sagen wir Ein- bis Zweimalhunderttausend sicher zu stellen, was uns leider nicht möglich ist, weil wir unser bißchen Baares wie einen Bissen Brod für unsere beiden Mädeln und für Lázi brauchen."

Lázi war der einzige Sohn des gräflichen Paares, der älteste, gegenwärtig als Lieutenant bei den Dragonern in Linz stationirt.

„Eine dieser beiden Propositionen hast Du der Oberhofmeisterin daraufhin natürlich gemacht, oder wenigstens angedeutet, nicht wahr, liebe Lotti?"

Der Graf weidete sich verstummend an dem verblüfften Aussehen seiner Frau.

„Aber Pips, wie Du heute nur wieder bist! Wie konnte ich denn? So etwas geht doch nicht so auf einmal . . ."

„Wie? Du hast gar nichts gesagt? Schade, sehr schade!" Graf Kromer wiegte den Kopf bedenklich hin und her und machte eine kurze Pause, dann aber erhob er die Stimme und holte langsam jedes Wort wie aus einem Brunnen hervor, wie manche Parlamentarier, ehe sie zu einem sogenannten „Schlager" ausholen. — „Jetzt werde ich Dir etwas sagen, liebe Lotti. Diesmal," der Graf setzte fast nach jedem Wort eine Secunde aus, „diesmal kann die Einladung nach Maltern nicht angenommen werden. Du verstehst? Dir wird im letzten Moment unwohl, und ohne Dich können auch die Kinder nicht fahren. Natürlich überbringe ich als artiger Mann die Absage persönlich und verbringe bei dieser Gelegenheit in Maltern einen höchst vergnügten Nachmittag . . . höchst vergnügt . . . Du merkst doch, wo ich hinaus will?"

Das that nun zwar die Gräfin eigentlich nicht, wohl aber beobachtete sie den Gatten, der in immer bessere Laune gekommen war, mit geheimer Besorgniß. Die linke Hand auf den Rücken gelegt, wanderte er wiegenden Schrittes auf und ab und machte, Zeigefinger und Daumen der Rechten in zierlicher Rundung zusammenfügend, damit von Zeit zu Zeit eine tactmäßige Bewegung, als ob er jemand auf die feinste Weise die ausgiebigsten Wahrheiten sage.

„Pips! Ich bitte Dich, sei vorsichtig! Verletzen möchte ich sie um keinen Preis, schon wegen Lázi's; sie hat soviel Einfluß," bat die Gräfin ängstlich.

Ihre sichtliche Besorgniß steigerte des Grafen Frohlaune.

„Kind," meinte er mit einem mitleidigen Blicke, „was denkst Du von mir? Habe ich nicht schon schwierigere Aufgaben glücklich gelöst? Und dann: Frau Natalie ist ja klug, so klug! Da bedarf's keines Winkes mit dem Zaunpfahl, — sie versteht schon ein halbes Wort! Verlaß Dich nur ganz auf mich: in acht Tagen ist Sylvia's Brautschaft entweder so gut wie entschieden, oder aber die Sache nimmt ein Ende, ehe dem Kinde der Kopf verdreht ist. Einem verwöhnten jungen Herrn die Grillen zu vertreiben und dann bei Seite geschoben werden, dazu, ja dazu, meine Allergnädigste, ist eine Merchetti zu gut!"

Der Graf richtete sich bei den letzten Worten noch etwas gerader auf, als er sich sonst zu tragen pflegte, und seine Augen sprühten.

„Ja, ja, liebes Herz, sieh' mich nur an: das steckt hinter der ganzen Geschichte," fügte er dann, den Oberkörper hin- und herwiegend und der Gattin mit dem Zeigefinger leicht auf die Nase tippend, hinzu, „da kannst Du Dich auf meine Menschenkenntniß wieder einmal so sicher verlassen, wie auf die Bibel."

„Pips!" — war alles, was die Gräfin hervorbrachte, und ein solches Maßhalten schmeichelte dem ob seines Scharfsinns Angestaunten bei seiner Frau immer am meisten.

. . . . . .

Etwa eine Woche später, an einem der letzten Augusttage, nahm Sylvia bei der Doctorin die Jause. Man saß im Lugaus, wie man den im Vorgärtchen hinter einem dichten Bosquet versteckten Sitzplatz getauft hatte, von wo man, ohne gesehen und vom Staube belästigt zu werden, auf die Straße hinausblicken konnte. Lisi hatte auf der Veranda gewartet, bis dem dicken Oberskaffee und dem berühmten Milchbrod der Doctorin gebührende Ehre angethan war, und nahm hierauf das blaue Gedeck ab, die Gebäckskrumen auf die Erde streuend.

„Gleich wird's da sein, das neidige Volk!" — sagte sie dabei, mit den Augen scheel nach ein paar Sperlingen deutend, die kugelig aufgebläht auf dem Zaune hockten und das Thun der Magd zu beobachten schienen.

Lisi hatte richtig kaum das Tuch über den Arm gelegt, die Platte mit dem Kaffeegeschirr ergriffen und sich den Veranda-Stufen genähert, als auch schon eine Schar der ewig hungrigen Bettler herabgeschwirrt kam und sich kreischend um die kargen Bissen balgte. Die junge Dirne hielt den Schritt an und sah dem befiederten kleinen Volk ein Weilchen zu.

„Da sollt' doch einer gleich mit einem Donnerwetter dreinfahren," — schalt sie unwillig, machte aber einen Umweg, um die Schmausenden ja nicht zu verscheuchen, und verschwand kopfschüttelnd im Hause.

„Was ärgert sie denn?" — fragte Sylvia, die ihr lächelnd nachgeblickt hatte. — „Das Spatzenvolk verscheucht uns die Singvögel," versetzte die Doctorin. — „Aber das ist nur gemachtes Wetter; im Winter opfert Lisi ihnen selbst manches Stück Brod,

und nur wenn ein frecher Fink dazwischenfährt und dem kleinen gemeinen Pack die besten Bissen wegschnappt, dann gönnt sie's dem doch noch lieber und hält sich die Seiten vor Lachen."

Die alte Frau hatte, während sie sprach, ihren Strickbeutel geöffnet, und auch Sylvia rollte die Stickerei, an der sie vor der Jause gearbeitet hatte, wieder auf.

Eine Weile regte sich nichts in dem laubenartigen Versteck, als das Auf und Ab der arbeitenden Hände, und auch von außen störte kein Laut die Stille. Die Sperlinge waren längst wieder über Zaun und Landstraße verstreut, und nur zuweilen piepste einer kurz auf, wie auch nur selten ein flüchtiges Geflüster durch die Zweige fuhr, denn die Luft war ruhig, bloß durch das kaum hörbare Summen und den Flügelschlag winziger Insecten, das Düfteaushauchen der Blumen und das sachte Rauschen des fernen Waldes wie von leisen Schwingungen durchzittert.

Sylvia ließ die Arbeit sinken und sog in vollen Zügen den Heliothrop-Duft ein, den eines jener seltenen Lüftchen in die Büsche hereinwehte.

„Gut ist's heute, Tante Weiler," sagte sie und nickte der alten Frau mit hell aufleuchtenden Augen zu. Das Antlitz des jungen Mädchens zeigte keine Spur jener Zerfahrenheit, welche die Doctorin anläßlich des ersten Besuchs der Baronesse erschreckt hatte. die Stirn war glatt, und als Sylvia verstummend auf ihre Arbeit niedersah, lag wie der Widerschein einer angenehmen Erinnerung ein halbes Lächeln um ihre Lippen.

Dennoch war die alte Frau nicht ganz zufrieden: der junge Mund schwieg ihr zu viel.

Besonders mittheilsam war Sylvia schon als Kind nicht gewesen, aber in früherer Zeit hatte sie der alten Freundin, theils von dieser dazu aufgemuntert, theils freiwillig, über die kleinen Ereignisse ihres Lebens regelmäßig berichtet, während sie jetzt die Fragen der Doctorin, welche die Schule und die Familie des Professors, bei dem sie wohnte, betrafen, in kurzer, fast abweisend klingender Weise beantwortete.

„Ach, ich weiß nicht," hatte sie erst vorhin beim Kaffee gesagt, „offen gestanden kümmere ich mich so wenig wie möglich um diese Leute."

„Du hattest doch keine Unannehmlichkeiten?" fragte die Doctorin theilnehmend.

„O nein, das nicht; es sind ganz gute Menschen, nur so uninteressant. Es lohnt nicht, von ihnen zu sprechen." —

Dabei hatte das Mädchen leise gähnend die Arme gestreckt.

Die Doctorin, die bei der Arbeit gern plauderte, wollte eben, trotz Sylvia's geringem Entgegenkommen, abermals ein Gespräch in Gang zu bringen suchen, als das Geräusch eines rasch vorüberfahrenden Wagens die Baronesse gerade in diesem Augenblicke bewog, sich umzuwenden und durch die Zweige auf die Landstraße hinauszuspähen. Frau Weiler folgte ihrem Beispiel, denn Wildeck gehörte zu jenen Orten, wo das Auftauchen einer Equipage, — als das verrieth sich der Wagen durch das leichte Rollen, — wie ein Sensations-Ereigniß wirkt.

„Die Livrée der Herrschaften aus Maltern," sagte die alte Frau, wieder ihren Sitz einnehmend. „Gewiß waren sie im Schloß und fahren über den Sattel zurück. Kromer's sind aber heute in Seefeld, nicht wahr?"

Sylvia's „Ja" klang halb erstickt unter dem Tisch hervor; sie hatte ein Knäuel fallen lassen und brauchte ziemlich lange, um es hervorzuholen. Als das Antlitz des jungen Mädchens, etwas erhitzt von dem langen Suchen in gebückter Stellung, über der Tischkante auftauchte, fragte die Doctorin:

„War die Oberhofmeisterin allein?"

„Ich glaube nein," versetzte Sylvia, ihren alten Platz einnehmend. Sie hielt beim Sprechen das Haupt tief über die Arbeit herabgeneigt. „Mir war, als hätte ich noch eine Person neben der Gräfin gesehen, aber sie hielt den Schirm offen, sodaß ich nicht erkennen konnte, wer es war."

„Wahrscheinlich der Sohn," meinte die alte Frau. — „Schade! Ich hätte ihn gern wieder einmal gesehen; er war seiner Zeit ein sehr hübscher Junge . . . Ja, richtig: Du hast mir noch immer nicht erzählt, wie es neulich in Maltern war? Oli sagte mir, daß der junge Graf Eure Büsten modellirt; hat er denn Talent?"

„Ich wußte nicht, daß Du die Oberhofmeisterin kennst," fiel ihr Sylvia lebhaft interessirt ins Wort. Die an sie gerichteten Fragen schien sie überhört zu haben.

„Sie selbst kenne ich nicht, aber den seligen Excellenz-Herrn sah ich häufig," sagte die Doctorin. — „Freilich ist das jetzt auch schon recht lange her . . . zwanzig Jahre dürften es bald sein, seit er todt ist. Damals stand das neue Schloß noch nicht in Maltern: sie bewohnten eine Art Jagdschlößchen am äußersten Ende des Besitzthums, an der steirischen Grenze. Mein Mann war oft dort, denn der Kleine war sehr zart, und die besorgte Mutter hätte ihn am liebsten unter einen Glassturz gestellt. Der General, ein gar lieber Herr, konnte gegen diese Verzärtelung nichts ausrichten, so oft er auch vor meinem Manne dagegen wetterte: zwischen jedes rauhe Lüftchen und den Kleinen hätte sich die Gräfin am liebsten als Schutzwand gestellt. Ja, ja, man kann auch eine zu gute Mutter sein, das hab' ich mir damals oft gedacht . . ."

Die alte Frau nickte vor sich hin. Dann nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf.

„Ein paar Mal mußte mein Mann auf Wunsch des Generals auch Ferdinand mitbringen, der des Herrn Liebling war, damit er mit dem kleinen Max spiele. Aber es that selten gut, nahm gewöhnlich ein Ende mit Schrecken, und ich fürchte, die gute Gräfin hat meinen Buben für einen kleinen Satan gehalten." Die Doktorin lächelte, in ihre Erinnerungen aus fernen Tagen versunken. „Das kleine Bild in dem alten Album," fuhr sie dann fort, „stammt aus jener Zeit: der fremde Knabe neben unserem Ferdinand ist der kleine Graf, Du erinnerst Dich doch?"

Sylvia schüttelte verneinend den Kopf, sprang aber auf, das Bild zu holen.

„Auf der Bücherstelle ganz unten," rief ihr die Doctorin nach.

Die Baronesse nickte, während sie auf der Veranda verschwand. Nach wenigen Augenblicken erschien sie wieder, mit dem Album in der Hand. Sie schlug es auf und fand nach längerem Suchen die bewußte Photographie. Es war ein verblaßtes Bildchen in Visitenkarten-Format, das der General gelegentlich der Anwesenheit eines armen Teufels von Wander-Photographen im Schlosse hatte aufnehmen lassen. Die Knaben standen neben einander, ohne sich die Hände zu reichen, sodaß es keine Gruppe gab. Rechts der junge Graf in einem schwarzen Sammetröckchen mit einer weißen Krause um den schlanken Hals, — links der Doctors-Sohn in einem Miniatur-Jagdgewand, das aus einem alten Lodenrock des Vaters angefertigt worden war und zu jener Zeit den höchsten Stolz des Knaben bildete. Max Bichéry überragte den mehr in die Breite entwickelten Kameraden fast um einen Kopf, und auch die feinen, man könnte sagen schon damals durchgeistigten Züge stellten das runde Kindergesicht des anderen in den Schatten; aber der kleine Knirps guckte dafür mit seinen großen dunklen Augen so frisch und lachend aus der Umrahmung hervor, daß dieses lebensprühende Augenpaar dennoch der Mittelpunkt des ganzen Bildes wurde und den Beschauer zwang, sich immer wieder ihm zuzuwenden.

Sylvia erging es ebenso. Sie hatte zuerst, Ferdinands Bild nur flüchtig mit den Augen streifend, ihre ausschließliche Aufmerksamkeit dem Conterfei des jungen Grafen zugewendet; als dann aber ihr Blick, wie um zu vergleichen, zu dem kleinen Jägersmann zurückkehrte, entfuhren ihr unwillkürlich die Worte: „Wie nett Ferdinand da ist! Wie er lacht! Als wir zum ersten Mal zusammenkamen, sah er noch gerade so aus, nur etwas größer. Ich erinnere mich noch deutlich . . . gerade so lachte er, wenn wir Fangen spielten . . . weißt Du, dort rückwärts zwischen den Apfelbäumen, und er plötzlich ganz unerwartet Kehrt machte und mir den Weg vertrat . . ."

Die Augen der alten Frau strahlten, während sich Sylvia, noch immer in die Betrachtung des Bildes versunken, mit ungewohnter Lebhaftigkeit in diese Kindheits-Erinnerungen vertiefte.

„Ja, ja, der Schlingel! Manchmal trieb er's arg, — oft weintest Du aus Zorn," lachte die Doctorin.

„Und darauf bekam ich zum Trost »was Gutes«. Ich sehe Dich noch, wie Du Dich mit beruhigenden Worten vor der Credenz niederließest, um es hervorzuholen."

Die Doctorin hatte während der letzten Worte Sylvia's das Album herangezogen und betrachtete nun ihrerseits das kleine Bild.

„Ja, ganz so war er damals," sagte sie sinnend. „Aber auch der kleine Graf war sehr gut getroffen, ein feines Gesichtel! Mein guter Mann sagte nur immer: »Der arme Junge denkt schon zu viel«."

Sylvia warf noch einen kurzen Blick auf die Photographie, welche die alte Frau ihr wieder zuschob; dann klappte sie das Album zu und trug es ins Haus zurück. Als sie wiederkam, hatte sie den Hut auf dem Kopfe und den Schirm in der Hand.

„Es wird Zeit für mich," sagte sie, „Tante Sophie wird mir sonst ungeduldig."

Damit drückte sie der alten Frau die Hand und wandte sich zum Gehen.

In kaum zehn Minuten war der Weg bis zum Meierhofe zurückgelegt. Das bei Tag meist offenstehende Thor, das die bis dahin schnurgerade Straße, welche dort eine scharfe Biegung machte, scheinbar abschnitt, sah man schon von weitem vor sich; ebenso das darüber liegende Fenster, das ebenfalls noch offen stand.

Ein lichter Punkt in der Mitte der Fensterumrahmung entpuppte sich für Sylvia's scharfes Auge als Tante Sophie's weiße, auf dem löckchenumrahmten Kopfe sitzende Spitzenhaube. Jetzt hatte das Fräulein die Näherkommende offenbar auch bemerkt, denn ein Taschentuch wurde wimpelgleich hin- und hergeschwenkt. Es sah sich an wie ein fröhliches Willkommen, und Sylvia erwiderte den Gruß munter mit ihrem Sonnenschirm. Aber trotzdem sie von da an ihren Schritt beschleunigte, schien sie sich für die Ungeduld der Harrenden noch zu langsam zu nahen, denn diese empfing das Mädchen schon auf der Treppe.

Fräulein Holde, die ältere Schwester der früh verstorbenen Mutter Sylvia's, war keine stattliche Erscheinung. Trotz der zwiebelartig übereinander getragenen wollenen und seidenen Ober- und Unterjäckchen, „Seelen"- und Pulswärmer, und dem über alle diese Umhüllungen gekreuzten dicken Wolltuche, machte sie nahezu den Eindruck von Körperlosigkeit, und das blasse Spitzmausgesicht mit dem verschwommenen Ausdruck sah wie ein verblaßtes Daguerreotyp aus. Um die schmalen Lippen lag ein süßsäuerlicher Zug, der dem Fräulein das Aussehen gab, als sei es immer gerührt.

Heute lag in dem Blick der alten Dame etwas Unruhiges, wie neugierige Erwartung, und Sylvia erkannte daran augenblicklich, daß während ihrer Abwesenheit etwas vorgefallen sein müsse. Sie wollte schon eine Frage stellen, als ihr beim Eintritt in das Wohnzimmer ein länglicher Brief ins Auge fiel, der genau in der Mitte des mit einem alten, grünen Wolltuche überdeckten Speisetisches lag.

„Das hat Louis für Dich gebracht," sagte die Tante, als Sylvia danach langte. — „Die Oberhofmeisterin war heute oben im Schloß . . . hast Du sie nicht vorüberfahren gesehen?"

„Ja," versetzte Sylvia. „Mich wundert's eigentlich, daß sie heute kam. Ich dachte, sie wisse, daß Kromer's nach Seefeld geladen sind."

„Wahrscheinlich ein Mißverständniß, denn als sie niemand antraf, befahl sie Feder und Tinte, um sowohl an Lotti wie an Dich einige Zeilen zu schreiben, wie mir Louis sagte."

Sylvia hatte, während die Tante sprach, rasch die Handschuhe abgezogen und die Enveloppe mit einem zackigen Riß geöffnet. Zwei Visitekarten fielen ihr in die Hand; die der Oberhofmeisterin und Max Bichéry's. „P. p. c." stand auf jeder rechts unten in der Ecke.

Das junge Mädchen starrte einen Augenblick verständnißlos darauf hin.

„Etwas wegen Eurer nächsten Sitzung, nicht wahr?" fragte die Tante, welche sich vergeblich bemüht hatte, dem Mädchen über die Schulter zu sehen. „Für wann? Ich möchte es nur wissen wegen des Unterrockes, den Fanny noch bügeln müßte."

Sylvia antwortete nicht gleich. Sie hatte die Karten umgewendet, und auf jener der Oberhofmeisterin einige dichtgedrängte Zeilen entdeckt.

„Eine hartnäckige Bronchitis zwingt mich, schon jetzt den rauhen Bergen zu entfliehen. Mein Sohn, der auch erholungsbedürftig ist, bedauert lebhaft, die so vielversprechenden Arbeiten ohne seine liebenswürdigen Vorbilder beenden zu müssen. Sollte das Schicksal uns nicht mehr zusammenführen, so seien Sie doch versichert, daß Ihre künftige Lebensbahn mit den besten Wünschen begleitet Ihre . . ." — ein schlängelnder Strich stellte die Verbindung mit dem Namen der Oberhofmeisterin auf der Vorderseite der Karte her.

„Für wann also?" wiederholte Tante Sophie.

Sylvia steckte die Karten in die Tasche und nahm den Hut vom Kopfe.

„Es ist keine Einladung," sagte sie in gleichmüthigem Tone, „sondern ein Abschied. Die Oberhofmeisterin muß plötzlich verreisen."

Die Tante sagte nichts. Ihr Lockenköpfchen fing an zu zittern.

Sylvia hatte sich abgewendet und ihren Kasten geöffnet. Während sie Hut, Schirm und Handschuhe in den dafür bestimmten Fächern barg, hingen die Blicke des alten Fräuleins mit eigenthümlichem Ausdruck auf der Gestalt des jungen Mädchens. Die dünnen Lippen bewegten sich unhörbar, und verstohlen, — ganz verstohlen machte Sophie in der Luft das Kreuzeszeichen über das geneigte blonde Haupt. Sylvia überraschte die Tante beim Umwenden noch in dieser Stellung und das schüchterne Zeichen liebender Theilnahme jagte ihr das Blut in die Wangen.

„Was hast Du? Was siehst Du mich so feierlich an?" fragte sie gereizt.

„Nichts . . . nichts . . .." erwiderte die alte Dame eingeschüchtert in sanftestem Tone . . . „Es ist nicht nur, weil ich Dir so von Herzen alles Gute wünsche . . . weißt Du, Kind . . . so innig alles Gute!" Das Zittern des grauen Köpfchens wurde heftiger, und auch die Hände bebten, welche wie in schmeichelndem Trost über Sylvia's Arm fuhren. „Aber wir haben eben kein Glück, alle kein Glück . . ."

Sylvia machte einen etwas mißlungenen Versuch zu lachen.

„Ich weiß nur nicht, wie das alles mit der Abreise der Oberhofmeisterin zusammenhängen soll," sagte sie nicht mehr so unfreundlich wie vorhin, aber mit aufgeregt funkelnden Augen. „Am fünfzehnten muß ich ja ohnehin in Wien sein, — dann hätte der Spaß doch ein Ende gehabt. Vierzehn Tage früher oder später, das ist doch wirklich einerlei."

Damit wandte sie sich rasch ab und verließ das Zimmer.

Die Tante folgte ihr nicht. Sie ließ sich bei ihrem Nähtisch am Fenster nieder und raffte die noch von ihrer Nachmittagsthätigkeit her dort liegenden Fadenabschnitzel zu einem Ballen zusammen.

„Kein Glück!" flüsterte sie dabei kopfschüttelnd mit wehmüthig emporgezogenen Brauen. „Auch sie kein Glück!"

VII.

Minna, die sechsundzwanzigjährige Tochter des Professors Wilhelm Schmidtbauer, deckte den Mittagstisch. Das hagere, blatternarbige Mädchen breitete das schneeweiß gewaschene Leinengewebe sorgfältig auf, wobei Minna genau darauf achtete, daß die Kante des Tischtuchs ja auf allen Seiten gleich breit herabhänge. Ebensolche Aufmerksamkeit schenkte sie dem großen Wachsleinwand-Schoner, den sie bedächtig aufrollte und, hie und da matte Stellen wahrnehmend, so lange mit einem Tuch daran rieb, bis sie sich von der Erfolglosigkeit solchen Bemühens endgültig überzeugt hatte. Aehnlich machte sie es mit jedem Stück, das sie in die Hand nahm: kein Eßzeugkörbchen, kein Messer, keine Gabel blieben ungeprüft, und als das Salzfaß hingestellt und für den Brodteller der beste Platz gefunden war, trat sie einen Schritt zurück und musterte ihr Werk. Sie schien zufrieden, rückte aber doch noch hier und zupfte dort ein bischen, — alles mit einem Behagen, als besorge sie keine Arbeit, sondern als gebe sie sich einem seltenen Vergnügen hin.

Das Decken des Mittagstisches war auch ein Vergnügen für Minna. Sie speiste nur Sonntags im Kreise der Familie; die übrigen Tage der Woche erprobte sie als Tages-Gouvernante ihre pädagogischen Talente an vier kleinen Menschen-Exemplaren, die es sich möglichst angelegen sein ließen, ihrer Lehrerin in der christlichen Tugend der Geduld Uebung zu verschaffen.

Das Dasein verdroß Minna trotzdem nicht sonderlich. Von den dreißig Gulden, welche die Erziehung besagter vier Plagegeister ihr monatlich einbrachte, verwendete sie einen kleinen Theil auf ihre sehr bescheidene Toilette, den Rest aber legte sie am ersten jedes Monats stillfreudig in die Postsparkasse, der sie von Zeit zu Zeit größere und kleinere Summen entnahm, um sie in einer Leinwand-Handlung in Ware umzusetzen. Der so errungene Linnen- und Baumwollschatz verschaffte dem Mädchen vergnügte Sonntag-Vormittage: von zeitig früh bis Mittag saß sie wie angenagelt an der Nähmaschine und klapperte furiosissimo darauf los, — eine Passion, welche mit einer anderen geräuschloseren Leidenschaft Minna's in engstem Zusammenhange stand. Es gab nämlich einen Realschul-Supplenten, im Hinblick auf welchen dieser sonntäglichen Wäsche-Erzeugung gefröhnt, und von dem erwartet wurde, daß er es Minna einst ermöglichen werde, auch an Wochentagen Maschinennähen und den Tisch decken zu können.

Das Speisezimmer bei Schmidtbauer's war nicht geräumig, und die altmodischen Einrichtungsstücke standen, wie sich's eben am besten gefügt hatte, dicht aneinander gepfercht längs den Wänden; kein Centimeter breit war unverstellt. Ein Schlafdivan hatte nur noch an dem schmalen Mittelpfeiler zwischen den Fenstern Platz gefunden, trotzdem es hier im Winter unliebsam hereinzog.

Jetzt diente das ungefüge Möbel einem langen Jüngling, der gähnend das Neue Wiener Tageblatt durchblätterte, dazu, die seltsamsten Gliederverrenkungen darauf einzuüben, und erfüllte als Faulbett an dieser Stelle also immerhin noch besser seinen Zweck, als der in den finsteren Ofenwinkel verbannte Schreibtisch, vor dem sich ein um drei Jahrzehnte älterer Mann die Augen verdarb. Die Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn war groß: die graublonde Mähne des Aelteren war noch ebenso dicht, wie die strohgelbe des Jüngeren, dem nur der lang herabwallende Vollbart und die Schulterbreite zur vollendeten Reckenhaftigkeit seines Erzeugers fehlte. Dafür hatte er im Gehaben mehr von einem Ur-Germanen aus besseren Zeiten rüpelhafter Ungebundenheit an sich, während sein Vater, degenerirter Kultur- und Katheder-Mensch, nie anders als still und stetig seine Straße wandelte und jederzeit so aufrecht auf seinem Stuhle saß, als sollten sich unausgesetzt ein paar Hundert erziehungsbedürftiger Knaben an seinem geraden Rücken ein erbauliches Beispiel nehmen. Zuweilen freilich knickte auch dieses gewissenhafte Rückgrat schlaff zusammen, denn außer Gott, den zu fürchten bekanntlich jedem braven Deutschen gestattet ist, gab es noch etwas, wovor Professor Wilhelm Schmidtbauer heillosen Respect hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

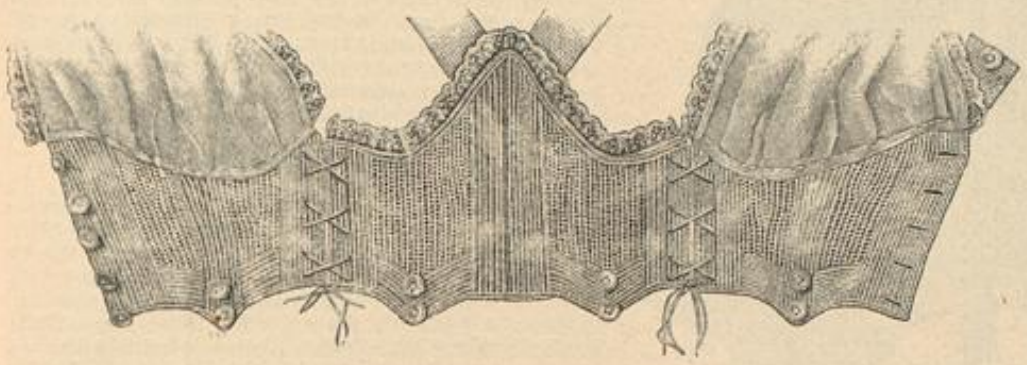
Gesundheits- und Körperpflege.

Zur Reform der Frauenkleidung.

Von Dr. Fr. Dornblüth.

Nachdem seit mehr als hundert Jahren Anatomen und Aerzte gegen Unzweckmäßigkeiten und Ungesundheiten in der Frauenkleidung ohne nennenswerthen Erfolg ihre Stimmen erhoben haben, ist es hocherfreulich, daß jetzt aus Frauenkreisen selbst eine Reform unter Rücksichtnahme auf Leistungsfähigkeit und Gesundheit angestrebt wird. Die ärztlichen Beurtheiler der Frauenkleidung konnten vielleicht schon deshalb keine großen Erfolge erzielen, weil sie nichts Besseres an die Stelle zu setzen wußten; namentlich der Ruf: „Weg mit dem Corset!“ ist leicht ausgestoßen, kann aber nur wirken, wenn etwas Besseres an seine Stelle tritt.

Der weibliche Unterkörper verlangt, wie wohl alle auf



Reform-Corset aus Häkelarbeit.

Schönheit und Annehmlichkeit Anspruch erhebenden Trachten beweisen, eine weite, faltige, wallende Umhüllung: das hohle Kreuz, die breiten Hüften, die dadurch bedingte Stellung der Oberschenkel und die davon abhängige Art des weiblichen Ganges fordern dies nicht weniger, als die veränderliche Körperform. Dieser Theil der Kleidung soll auch Schutz gewähren gegen Unbilden der Witterung, wenigstens in den kühleren und wetterwechselnden Erdgegenden, wie die Volkssitten, die doch wohl aus Erfahrungen sich gebildet haben, nicht weniger beweisen, als die Beobachtungen vieler Tausende von Aerzten. Wenn einzelne Abhärtungs-Fanatiker und deren Apostel entgegengesetzte Urtheile um so absprechender hinzustellen pflegen, je weniger sie durch Sachkenntniß getrübt sind, so vergessen sie, daß Abhärtung nicht Zweck, sondern Mittel ist, und daß die Kräfte, auch die wärmebildenden des Organismus, im Kulturleben höheren Zwecken zu dienen haben, als dem Kampf gegen Witterungs-Einflüsse, den wir unseren Wohnungen und Kleidern überlassen und überlassen müssen, um selbst so weit wie möglich höheren Zwecken dienen zu können. Abkühlung und Kühlhalten allein bewirkt auch keine Abhärtung, sondern dies thut nur die Gegenwirkung des wärmebildenden Organismus, und zwar durch gesteigerte Muskelarbeit und entsprechende Ernährung, was jedenfalls mehr Zeit und Kosten verursacht, als ein wärmendes oder vielmehr die im Körper erzeugte Wärme zusammenhaltendes Kleidungsstück.

Mehr als zu diesem Zwecke nöthig ist, sollen die Kleider allerdings nicht leisten. Sie sollen weder übermäßige Wärme aufspeichern, wodurch die Haut zum Schwitzen geneigt und verweichlicht wird, noch sollen sie dem Körper zu viel zu tragen geben und die Beine am Ausschreiten hindern. Auf der Straße und bei der Arbeit Schleppkleider oder Bodenstreifer tragen, sollte niemand, der nicht an Füßen oder Schuhwerk etwas zu verbergen hat; Staubaufwirbelung sollte überall für ebenso unschicklich gelten, wie der Schmutzsaum an den Kleidern. Was aber das einseitige Aufraffen betrifft, so ist es an sich das Gegentheil von anmuthig und pflegt dem ganzen Oberkörper eine schiefe Haltung zu geben. Also: lange Kleider und Schleppen für den Salon ꝛc., fußfreie Kleider für Arbeit und Straße.

Will man für kühleres Wetter die Kleiderlast vermindern, so ist es nicht anders möglich, als mittelst Schließung unten, d. h. Ersatz der Röcke durch ein hosenartiges Kleidungsstück: im Sommer mag Leinen oder Baumwolle genügen, im Winter wird Wollstoff zweckmäßiger sein, wobei dann ein dünnleinenes Höschen der Reinlichkeit und der Schonung des Wollstoffes dient. Ob man statt reiner und locker gewebter Wolle Halbwolle (Vigogne) oder ähnlich gewebte Baumwolle oder gar Seide wählt, mag persönlichem Bedürfniß oder Geschmack freigelassen werden.

Die Kleidung des Unterkörpers durch Schnürbänder oder feste Gürtel um den Leib tragen zu lassen, ist unbedingt schädlich: denn die zu diesem Zwecke nöthige kreisförmige Einschnürung der Muskeln (deren Wirkung auf die Waden bei altmodischen Strumpfbändern zu sehen ist), beeinträchtigt nicht nur ihre für das Athmen und die Blutbewegung aus dem Unterkörper hochwichtigen regelmäßigen Bewegungen, sondern wirkt auch unmittelbar schädigend auf Lage, Form und Verrichtung der in die Bauchhöhle eingeschlossenen Organe, namentlich auf Leber und Nieren, Magen und Dickdarm, sowie auf die übrigen inneren Organe. Aus dieser ganz richtigen Erkenntniß gehen die mannigfaltigen Bestrebungen hervor, die Kleider von den Schultern tragen zu lassen.

Dabei läuft man jedoch Gefahr, eine Schädigung durch eine nicht minder bedenkliche andere zu ersetzen, und unternimmt einen Kampf gegen gewisse Sitten in der Bekleidung, die, — wenn Ausschreitungen unterbleiben, — in verschiedenen Beziehungen nicht ganz ungerechtfertigt, jedenfalls aber sehr schwer zu verdrängen sein dürften.

Sollen die Kleider von den Schultern getragen werden, so ist es von äußerster Wichtigkeit, dabei nicht nur der Büste freien Raum zur Entwicklung zu gewähren, wie Schönheit und Mutterpflicht verlangen, sondern auch jeden leisesten Druck auf die Rippen zu vermeiden. Denn gerade die Hebungen der obersten Rippen und des Brustbeins beim Einathmen sind unentbehrlich für das Eindringen der Luft in die obersten Theile der Lungen, die sogenannten Lungenspitzen, die dabei entfaltet, der Luft zugänglich und dem Blute frei gemacht werden sollen; geschieht dies nicht in hinreichendem Maße, so bleiben sie luft- und blutarm und bieten günstige Gelegenheit für die Ansiedelung von Krankheitskeimen, welche hier die berüchtigten, schwer zu heilenden Spitzen-Katarrhe, sowie Tuberkel-Ablagerungen und von diesen eingeleitete Zerstörungen des Lungengewebes mit nachfolgender Schwindsucht erzeugen. Werden schon über der Brust enge Kleider von jedem nicht daran Gewöhnten unangenehm und für Tiefathmen geradezu hemmend empfunden, so sind Tragbänder für Röcke und Hosen, die über Rippen und Brustbein hinunterlaufen, ganz unbedingt zu verwerfen. Tragbänder und Achselstücke von Leibchen dürfen deshalb nur möglichst weit nach außen auf den Schultern liegen und ihre Zug- oder Tragrichtung lediglich an den Brustseiten ohne jeden Druck auf die Rippen ausüben. Sie lasten dann nur auf den äußeren Theilen der Schlüsselbeine und auf den Nackenmuskeln, die den Schultergürtel zu tragen haben. So sind (oder sollten sein) die Hosenträger der Knaben und Männer, die vorn mehr an den Seitentheilen des Hosengürtels befestigt sind, hinten aber nach der Mitte des Rückens zulaufen oder, noch besser, gekreuzt ebenfalls mehr seitlich befestigt werden. Die männlichen Schultern sind aber, was wohl zu beachten ist, anders gebaut als die weiblichen. Das Schlüsselbein, das allein Schulter und Arm mit dem Knochengerüst des Rumpfes durch ein Gelenk am Brustbein verbindet, ist beim Mann länger und in seinem Außentheile stärker geschweift, sodaß die Schultern breiter werden und nahe an denselben sich eine Art Rinne bildet, aus welcher darübergelegte Träger weder nach außen, noch nach innen leicht abgleiten und nicht auf, sondern neben dem Brustkorbe hinunterziehen. Bei der Frau sind die Schultern schmäler und abschüssiger (hängender) und bieten deshalb eine weniger sichere Lage für Träger. Außerdem sind die Nackenmuskeln, die das Schlüsselbein, die Schultern und das Schulterblatt nebst dem Arme tragen, beim männlichen Geschlecht viel stärker angelegt als beim weiblichen, was schon bei kleinen Kindern an dem „breiten Buben-Nacken“ deutlich sichtbar ist, und bilden deshalb dickere, nach außen weniger abgeschrägte Polster und stärkere Halt- und Hebe-Vorrichtungen für die Schultern.

Aus all diesem folgt, daß den weiblichen Schultern nicht mehr Last zum Tragen auferlegt werden darf, als durchaus nothwendig ist. Bei Kindern hat dies bekanntlich keine Schwierigkeit, weil ihre kurzen Kleider und Röcke von einem weichen Leibchen so leicht getragen werden, daß dies nicht einmal eine Streckung dadurch erfährt. Anders verhält es sich bei Erwachsenen, wo die Länge und Weite der Kleider ꝛc., — wenigstens in der kühleren Jahreszeit, — ein erheblich größeres, durch Wind oft noch verstärktes Gewicht haben, während lange und weite Mäntel ohnehin von den Schultern und leider auch von dem oberen Theile der Brust getragen werden. Entwickeln sich infolge ihrer Belastung die Nackenmuskeln der Frau stärker, so wird auch die Nackenkrümmung der oberen Wirbelsäule runder, die Brust aber flacher, was durch die Heraufhebung des Busens und andere Toiletten-Kunststücke wohl einigermaßen verdeckt, aber niemals ausgeglichen oder gar unschädlich gemacht werden kann. Dieser Schönheitsfehler wird noch auffallender, wenn, wie so häufig geschieht, ein enges Corset zu Gunsten einer schlanken Taille die Schulterblätter in die Höhe drängt.

Die starke Einbiegung des Kreuzes nebst den breiten Hüften der Frau bieten ein natürliches Widerlager für den unteren Theil der weiblichen Kleidung, den sie ohne Schaden tragen können, wenn ein breiter Gürtel sich genau anschmiegt, ohne den Leib und die unteren Rippen einzuengen und an ihren Bewegungen zu hindern. Ob Faltungen dieses Gürtels, der, entsprechend der Hüftenform, vorn heruntergehen muß, besser durch den Stoff oder durch eingenähte Schnüre oder biegsame elastische Stahl- oder Fischbeinstangen verhindert werden, muß die Erfahrung lehren. Die hinteren Stangen, die übrigens die stärksten sein können, sollten nicht weiter als bis unter den unteren Schulterblatt-Winkel hinaufgehen, um jedes Empordrängen dieses höchst beweglichen Knochens auszuschließen. Durch hohe Rückenstangen dem Oberkörper Haltung zu geben, ist ein falsches und meistens auch vergebliches Bemühen, wenn sie nicht den ganzen Oberkörper in eine steife Säule verwandeln, wodurch dann aber die angeblich zu schwachen Rückenmuskeln infolge ihres Nichtgebrauches erst recht geschwächt werden, die anmuthige Beweglichkeit des Körpers aber ganz verloren wird. Vorn darf unser niedriges Corset, das man besser Hüftgurt nennen würde, keine Stangen enthalten, weil diese auf Brust und Bauch nachtheilig wirken würden, besonders beim Sitzen und Vorbeugen des Oberkörpers, wie dies beim Schreiben, bei Handarbeiten und vielen anderen Gelegenheiten nothwendig ist. Ueber die Schädlichkeit der langen Brust- und Bauchpanzer braucht man heute keine Worte mehr zu verlieren!

In neuerer Zeit sind vielfach elastische Einsätze und elastische Schnüre empfohlen und angewendet, um die Wirkungen starker Einschnürung aufzuheben, aber auch diese Empfehlungen beruhen auf einer Verkennung des elastischen Druckes. Wenn er wirkt, ist gerade der andauernde elastische Zug noch mehr, als der gleichbleibender und durch Ausdehnung an Zugkraft verlierender nicht elastischer Gewebe, geeignet, Form-Veränderungen der ihm ausgesetzten Körpertheile zu bewirken. Er darf jedenfalls nur mit geringer Spannung und steter Beachtung seiner Wirkungen angewendet werden. Die glücklicher Weise rasch überwundene Mode der Gummigürtel hat dies klar genug herausgestellt.

Meinen Bemerkungen brauche ich wohl kaum hinzuzufügen, daß sie durch Bezeichnung der zu meidenden Fehler und Gefahren die Bestrebungen des „Verein für Reform der Frauenkleidung“ lediglich zu unterstützen suchen. Niemand kann lebhafter als ich dem jungen Verein Blühen und Gedeihen wünschen.

Reform-Corset aus Häkelarbeit. — Das Gesundheits-Corset im „Leserkreise“ vom 15/9 96 bewährte sich im Tragen derart, daß ich mich seitdem endgültig entschlossen habe, kein festes Corset mehr zu tragen. Der Preis (7,50 Mk.) zur Beschaffung eines zweiten Corsets war mir jedoch zu hoch; da ich nun früher schon gutsitzende Kinderleibchen verschiedener Art in Strick- und Häkelarbeit hergestellt hatte, machte ich den Versuch, auch dieses Corset in Häkelarbeit auszuführen, was über Erwarten gut gelang. Die Anfertigung aus weißem Häkelgarn Nr. 30 geschieht in folgender Weise: Für den Rückentheil häkelt man auf einem Anschlag von 50 M. in hin- und hergehenden Touren abwechselnd 1 St. und 1 Luftm. In den ersten 6 Reihen wird auf einer Seite stets 1 M. zugenommen. In der 7. Reihe dagegen hat man oben und unten 1 M. zuzunehmen, dann folgen 9 Reihen, in denen oben 1 M. zu- und unten 1 M. abgenommen wird. In der nächsten Reihe häkelt man nur 18 St., dann zurück; nun, nach einer vollständigen Reihe St., schlägt man unten noch 25 Luftm. auf und häkelt in glatten festen M. den dichten Mittelstreifen, immer oben in jeder Reihe 1 M. zunehmend, bis zur Spitze und dann zurück. An der Spitze und unten ist jetzt noch der dicke Streifen anzuhäkeln. — Für den Vordertheil schlägt man 62 M. auf. 4 Reihen St., oben je 1 M. abnehmen und unten 1 M. zunehmen. Dann 12 St. und zurück und 4 Reihen glatt, oben und unten 1 M. zu- und abnehmen. Dann unten 25 Luftm. zunehmen und den dichten Streifen häkeln (in die hinteren M.). Nach dem dichten Streifen unten 25 M. stehen lassen und wieder 4 Streifen klar, oben und unten 1 M. abnehmen. Dann 12 St. und zurück; 4 Reihen St. unten abgenommen, oben 1 zugenommen, darauf der glatte Streifen gearbeitet. Am einfachsten ist es, nach der Façon zu häkeln, bis zum Strich klar, und mit festem Rand umgeben. Die Achsel habe ich gewebt; man kann sie aber ebenso gut stricken. Der Ansatz besteht aus Congreß-Stoff. C. H.

N. G. in L. — Von den mit den Abb. 71—72 im technischen Theil dieses Blattes vom 1/4 97 dargestellten Corset-Taillen ist nur das Leibchen mit geradem Taillen-Ansatz, Abb. 72, amerikanischen Ursprungs, während die längere Schoßtaille, Abb. 71, ihre Entstehung einer Anregung der um die „Verbesserung der Frauenkleidung“ verdienten Frau Dr. Sera Prölß verdankt. Wenn der Schoß genügend lang geschnitten wird, empfiehlt sich die letztere Form besonders für starke Damen. G. B.

Theetisch mit Malerei im maurischen Stil.

Häusliche Kunst.

Theetisch mit Malerei im maurischen Stil. — So schön die eingelegten maurischen Tische sind, so hoch stehen sie auch im Preise, und diese waren für mein Budget stets etwas zu hoch, aber wo so vieles mit Glück nachgeahmt wird, warum sollte nicht auch dieses gelingen? Ein achteckiges Tischchen aus weißem Lindenholz kann jeder Tischler herstellen, und die Malerei ist auch nicht allzu schwer auszuführen, also frisch ans Werk! Zunächst der Tisch selbst: außer der Platte von 48 cm Durchmesser oder, von Ecke zu Ecke gemessen, 19 cm, sind acht Seitenwände erforderlich von je 65 cm Höhe zu reichlich 17 cm Breite, die unten in 12 cm Höhe nach der Abbildung auszuschneiden sind; das über diesen befindliche Herz von 9 zu 8 cm Größe ist gleichfalls herauszuschneiden. Wer mit dem Zierbohrer zu arbeiten versteht, hebt sämmtliche Contouren mit diesem heraus und füllt sie zuletzt mittelst feinem Pinsel mit Goldbronze; andernfalls sind die Contouren mit der Ziehfeder auszuführen, doch bleiben sie dann weit hinter den echten Tischen zurück, auf denen Contouren und Schriftzüge vertieft sind. Für die Malerei gelangen Nußbaum- und Eichenbeize zur Anwendung, ferner weiße und schwarze Email-Farbe. Die weiße Lackfarbe imitirt trefflich die Elfenbein-Einlagen, nur hat man darauf zu achten, daß die Farbe etwas pastos und sehr glatt, mit kleinerem, aber vollem Pinsel aufgetragen wird; geschieht dies, so deckt sie gut den Grund und zeigt keinen Pinselstrich, sondern eine glatte glänzende Oberfläche. Der Grund wird mit Nußbaumbeize bestrichen, die größeren Muster-Figuren mit Eichenbeize; schwarz sind die bandartigen Verzierungen und die Schriftzüge, sowie die Dreiblätter in der oberen Randborte, weiß endlich die Streifen, Kreise, die einzelnen Blätter und die Randbogen, letztere noch mit Zackenlinien aus Goldbronze überfangen. Ohne den Randstreifen und mit ein

wenig gekürzten Beinen lassen sich passende Hocker fertigen, die mit dem Tisch ein reizendes Etablissement bilden. E. F.

Fürs Haus.

Guter Thee ist ein empfehlenswerthes Getränk, weil er die Lebensgeister anregt und zugleich körperliches Wohlbehagen hervorbringt. Mehr aber, als bei irgend einem andern Handels-Artikel, hat man sich beim Einkauf von Thee vor gefälschter Ware zu hüten. Es ist Verständniß beim Einkauf und bei der Zubereitung nöthig, und endlich ist Mäßigkeit im Genuß zu empfehlen. Niemand schlürft bekanntlich so viel Thee, wie die Söhne und Töchter des „Himmlischen" Reichs; an ihnen kann man sich aber auch ein warnendes Beispiel dafür nehmen, daß fortgesetzter und reichlicher Theegenuß den Menschen körperlich und seelisch erschlafft. Ueber den Zeitpunkt des ersten Theeverbrauchs auf der Erde sind die Gelehrten nicht einig, immerhin steht fest, daß China das ursprüngliche Vaterland des Theestrauchs ist, und daß man Thee zu allererst von dort in den Handel brachte. Durch den Genuß von starkem Thee kann man bekanntlich Schlaflosigkeit erzeugen. Dem grünen Thee schreibt man eine sehr nervenaufregende Wirkung zu; außerdem wird derselbe häufig gefärbt, wodurch sich seine nachtheilige Wirkung auf den Körper weiter erklärt. Es empfiehlt sich daher, nur den sogenannten schwarzen Thee zu genießen. Beide Sorten werden von einem und demselben Strauch gewonnen; der Unterschied bezieht sich demnach nur auf deren Behandlungs-Methode bei der Theegewinnung. Nachdem die Theeblätter bei der Lese in der Sonne getrocknet sind, werden sie einem wiederholten Röstverfahren unterworfen. Man vermuthet, daß bei dem grünen Thee dieses Verfahren nur theilweise oder garnicht zur Anwendung gelangt, wodurch der Giftgehalt der Theestaude auch aus den Blättern nicht genügend entfernt wird. Am räthlichsten ist es, den Thee nur aus renommirten Handlungen zu beziehen. Aus China und Rußland kommt neben dem guten Thee auch oft ganz gemeine Ware, die vom Theestrauch nur den Namen entlehnt hat, zu hohen Preisen nach Deutschland in den Handel. Unter den schwarzen Theesorten, zu denen man auch den Souchong und Congo zählt, pflegt man den Pecco als den edelsten zu bezeichnen. Er wird von den zartesten, hellen Sprossen junger, d. h. kaum dreijähriger Theestauden hergestellt. Bei der Zubereitung des Thees muß man das Gefäß, eine Porzellan- oder Metallkanne, zuvor mit heißem Wasser ausspülen, sodann aber auf die Theeblätter, die man eingeschüttet hat, völlig kochendes, d. i. sprudelndes Wasser gießen, zunächst nur so viel, daß es die Theeblätter eben bedeckt. Nachdem dann die zusammengerollten und durch das Trocknen eingeschrumpften Blättchen erweicht sind, füllt man das noch erforderliche, ebenfalls sprudelnde Wasser nach. Der Aufguß darf, zum Zweck des „Ziehens" an heißer Stelle, nur 3 bis 4 Minuten auf den Blättern bleiben, entweder auf der Herdplatte oder über dem Wasserdampf des Theekessels; nach dieser Frist erfreut sich der Kenner einer guten Tasse Thee. Tony Pauly.

H. Schrader. — Versuchen Sie, den unangenehmen Geruch des Manchester-Sammets durch Räuchern mit Wachholderbeeren zu entfernen. Zu diesem Zweck muß der Sammet in einen engen geschlossenen Raum, vielleicht einen Schrank, gehängt werden; ein eisernes Gefäß mit glühenden Kohlen, die mit Wachholderbeeren bestreut sind, stellt man nun darunter und schließt die Thür. Nach 12 Stunden nimmt man den Sammet wieder heraus. A. H.

B. v. S. in K. — Die verbesserten Glühstoff-Plätteisen der Deutschen Glühstoff-Gesellschaft sind sehr empfehlenswerth, was Sparsamkeit im Brennen, Sauberkeit beim Plätten, schnelles Erwärmen bei vollständiger Geruchlosigkeit anbetrifft. Dieselben verbrennen in der Stunde ungefähr 6 bis 8 Glühkörper, von denen 48 Stück für 40 Pf. käuflich sind. Jacob Ravené Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29 führt diese Eisen zum Preise von 3,50 Mk., vernickelt zum Preise von 6 Mk. A. H.

C. B. in Borek. — Die Truhe zum Aufbewahren des Pelzwerkes (siehe Leserkreis vom 14/4 95) ist als Mottenschutz durchaus zu empfehlen; der Kampher-Geruch macht sich so intensiv bemerkbar, daß keine Motte sich in ihre Nähe, viel weniger noch in das Innere der Truhe verirrt. Frau A. Fr.

A. B. in Wetten und **A. R. in Karge.** — Weiße Strohhüte, die von der Sonne gebräunt oder unsauber geworden sind, bürstet man strichweise mit Citronensaft ab, reibt sogleich jeden Strich mit pulverisirtem Schwefel nach und läßt den Hut im Dunkeln trocknen. A. H.

Lora P. A. — Schimmelflecke entfernt man aus Wäsche mit kräftigem Eau de Javelle; sie schwinden danach sofort, doch darf ein wiederholtes Nachspülen in klarem Wasser nicht versäumt werden. A. H.

A. Singer in Ozora. — Wir können Ihnen nur ein Verfahren (nach Dr. Versch) angeben, um Marmor smaragdgrün zu färben. Für diesen Zweck wird Wachs mit destillirtem Grünspan zusammengeschmolzen, diese Masse noch warm gleichmäßig auf den Marmor aufgetragen und nach völligem Erkalten von der Oberfläche entfernt. A. H.

Küche.

Einige Winke für das Kochen. — Aale und schleimige Fische reinigt man gründlich und leicht durch Abreiben mit heißer Asche; Barsche und schwer zu schuppende Fische hält man nach dem Tödten (durch einen Schlag auf den Kopf) einen Moment in heißes Wasser, dann gehen die Schuppen leichter ab. — Nur ganz dunkle Krebse kochen sich schön roth, während bläuliche ein mattes Roth nach dem Kochen erhalten. Schmackhaft sind Krebse nur in den Monaten, die kein r haben; dasselbe gilt vom Meerrettig. A. H.

Raviolis mit Spinat. — Einen aus 250 g Mehl, 30 g Butter, 3 Eigelben und Salz mit lauwarmem Wasser bereiteten Teig schlägt man, bis er Blasen wirft, und stellt ihn einige Zeit an einen warmen Ort. Danach theilt man ihn in zwei Hälften und rollt Platten davon aus, die man gleichmäßig dünn nach allen Seiten auszieht. Die eine der Platten bestreicht man mit Wasser, füllt in Zwischenräumen kleine Häufchen von dick eingekochtem kräftigen Spinat-Pürée darauf, deckt die andere Teigplatte darüber und schneidet mit dem Kuchenrad 2 cm große Vierecke davon aus. Diese Raviolis kocht man 5 Minuten in siedender Fleischbrühe, hebt sie mit dem Schaumlöffel vorsichtig heraus in einen Durchschlag zum Ablaufen, schichtet sie mit Parmesan-Käse und zerlassener Butter auf eine Schüssel und bäckt sie ¼ Stunde in guter Ofenhitze. A. H.

Englischer Spargel-Pie mit Krebsschwänzen. — Ein Pie-Teig, von Mehl, Wasser, Salz und zerlassenem Rindersett bereitet und mehrfach ausgetrieben, wird dünn ausgerollt.

Tischdecke aus Java-Canevas mit farbigem Kreuzstich.

Sodann legt man eine tiefe Pie-Schüssel von starkem Porzellan damit aus und schneidet einen gut passenden Deckel aus Teig. Nun mischt man ½ kg in kleine Stücke geschnittenen Spargel, ½ Schock ausgeschälte Krebsschwänze mit einer dicken Sahnen-Sauce, füllt alles in die Pie-Schüssel, deckt den Teigdeckel darauf, drückt beide Teigränder mit einem Kneipeisen fest auf einander und läßt den Pie 1 Stunde in nicht zu heißem Ofen schön braun backen. A. H.

Frau M. S. in Hamburg. — Fürst-Pückler Béchamel-Kartoffeln. — Gekochte, in Scheiben geschnittene Kartoffeln werden mit feinwürfelig geschnittenem Schinken, gewiegten, in Butter gedünsteten Zwiebeln, zerlassener Butter und Parmesan-Käse in eine mit Butter ausgestrichene Mehlspeisen-Form geschichtet; 8 ganze in ¾ l Milch zerquirlte Eier mit etwas Salz werden darübergegossen; obenauf wird reichlich Parmesan-Käse gestreut und zerlassene Butter geträufelt. Die Kartoffeln müssen ¾ Stunden im Ofen, auf einem Dreifuß stehend, backen, worauf man sie in der Form servirt. A. H.

Rathbedürftige Hausfrau in R. — Selbstbereitete Chocoladen-Pralinés können nur dann ihren Glanz verlieren, wenn die flüssige Mischung zu heiß gehalten wurde. Dieselbe ist niemals direct auf dem Feuer oder der heißen Koch-Maschine flüssig zu erhalten; sie darf nur auf ein Gefäß mit gleichmäßig kochendem Wasser gestellt werden. — Zweckmäßig construirte Bratofen-Thermometer erhalten Sie zum Preise von 4,50 Mk. bei P. Naddatz u. Co., W, Leipzigerstr. 11. A. H.

Gärtnerei.

Kaffeesatz als Blumendünger. — Viele Blumenliebhaber pflegen Kaffeesatz um Oleander-Bäume und andere Pflanzen zu schütten, in der Meinung, dadurch das Gedeihen derselben zu befördern. Durch den fetten Dünger, den der Kaffeesatz erzeugt, wird die Pflanze zwar anfangs zur raschen Entwicklung getrieben, bald aber fängt sie an zu kränkeln und geht dann rasch zu Grunde. Der Kaffeesatz ist nämlich der beste Brutherd für allerlei Ungeziefer. Betrachtet man die Wurzeln einer durch Kaffeesatz gedüngten Pflanze, so wird man sich überzeugen, welche Verheerungen die Würmer angerichtet haben. Beim Oleander zeigt sich die schädliche Wirkung zunächst daran, daß die zuerst üppig entwickelten Blätter gelb werden und trocknen, nach und nach immer kleinere Blätter hervorkommen, während die Blüthen die schöne rosa Farbe verlieren, ziegelroth werden und zuletzt so verkümmern, daß die Knospen nicht mehr aufgehen, sondern welk und trocken abfallen. Kaffeesatz als Dünger ist nur dann gut, wenn er mit Lehm, Sand, Holzkohlen-Pulver und Gartenerde stark vermischt, also nur homöopathisch angewendet wird. Am besten ist es, ihn zum Kompost zu verwenden und durch Einwirkung von Luft, Sonne und Regen ausgähren zu lassen. B. Schlegel.

C. E. in Darmstadt. — Die neue japanische Weinbeere (Rubus phoenicolasius), auch „Child's new Japanese Wineberry" genannt, ist keine Weintraube, wie der deutsche und englische Name vermuthen läßt, sondern eine Brombeer-Art. Diese Pflanze, deren Triebe über dem Boden hinlaufen, auch an kleineren Spalieren gezogen werden können, hat schon als Zierpflanze einen hohen Werth, verlangt aber, um nicht zu erfrieren, in Süddeutschland eine leichte, in Norddeutschland eine sorgfältige Winterdecke. Die Blätter sind gesägt, oberseits grün-, unterseits weißfilzig, die Blüthen klein, aber in ganzen Büscheln beisammenstehend, die Früchte glänzend corallenroth. Auf gutem Boden trägt die Pflanze sehr reich. Die Früchte schmecken wie Brombeeren, haben aber nur wenig Aroma und eignen sich mehr zur Wein- und Gelée-Bereitung als zum Rohgenuß. M. H.

Frau L. G. — Baumrinde läßt sich für die Verfertigung von Jardinièren leicht genügend biegsam machen, wenn man sie einige Zeit in einem Waschkessel kochen läßt oder nur über einem mit kochendem Wasser gefüllten Kessel aufhängt. Die Rinde muß in noch feuchtem Zustande verarbeitet werden. M. H.

Handarbeit.

Tischdecke aus Java-Canevas mit farbigem Kreuzstich. — Das Resultat meines Fleißes an den langen Winterabenden ist eine Tischdecke für mein Gartenzimmer, die fortgesetzt die Bewunderung meiner Besucher erregt. Als Material verwendete ich ein 145 cm im Quadrat messendes Stück naturfarbenen Java-Canevas, das Meter zu 4,50 Mk., und zwei Strang rothes, zwei Strang blaues Stickgarn, à 90 Pf.; Einfassung und Cordel kosteten 2,50 Mk. Vorlagen boten mir die Sammlungen altdeutscher Leinenstickerei, Nr. 16 und 21; die Muster können natürlich auch, — je nach Größe der Decke, — durch andere ersetzt werden. Frau Emma H.

Allgemeines.

Pflanzenpresse. — Waren bisher auch die sogenannten Gitterpressen mit Messingplatten die gebräuchlichsten, so zeigten sie doch mancherlei Mängel; besonders war ihr hohes Gewicht für Touristen lästig. Eine neue Pflanzenpresse, ohne die Fehler der Gitterpresse, besteht aus zwei Rahmen von hartem Eschen- oder Ahornholz, die mit einem feinmaschigen Drahtgewebe überzogen sind. An den Längsseiten des einen Rahmens sind zwei eiserne Patent-Ketten befestigt, die, um beide Rahmen geschlungen, beliebig fest oder lose in die Haken des anderen Pressenrahmens sich einfügen lassen. Ein kräftiger Ledergriff erleichtert das Tragen dieser in verschiedenen Größen angefertigten Pflanzenpresse, deren größte dem Format der meisten Herbarien entspricht. A. H.

Freistelle im Mädchen-Pensionat. — Ist einer Mitleserin ein Institut bekannt, wo eine vierzehnjährige Halbwaise eine Freistelle erhalten könnte zur besonderen Ausbildung im Klavierspiel und in der französischen Sprache?

Langjährige Abonnentin.

Baronin B. in T. bei Wien. — Auf Ihre Anfrage in „Aus dem Leserkreise" vom 1/2 97, bezüglich des Stoffes aus Chap-Seide, ist folgende Antwort bei uns eingegangen: Die Firma Othomar Wenzel, Prag I, Karlsgasse, führt Stoffe aus Chap-Seide. Baronin G., Schloß Engelstein.

Außerdem haben sich die folgenden Firmen zur Lieferung des Stoffes erboten: J. F. Kratzer u. Co. (C. Muermann), Berlin O, Blumenstr. Nr. 7, I; Conrad Kein, Ostritz i. S.; Ernst Levi, Mannheim. Die Redaction.

Frau E. Gr. — Weben von gezupfter Seide (siehe „Aus dem Leserkreise" vom 1/2 1897).

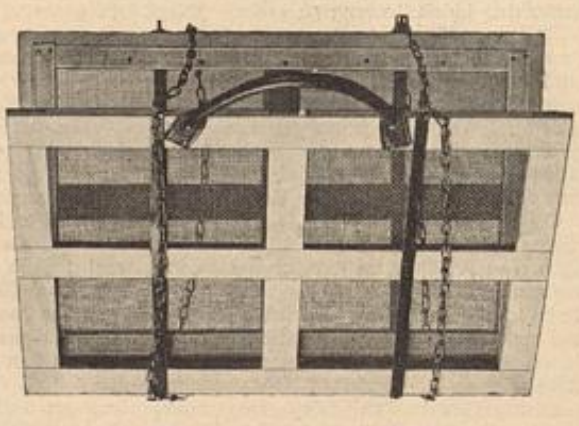
Ich möchte Ihnen empfehlen, Sich an die Seiden-Teppichweberei von Anton Hermann, Königl. Hoflieferant in Donauwörth, Bayern, zu wenden. 1 kg gezupfter Seide giebt eine Decke von 1 □m Größe. Die Unkosten betragen etwa 10 Mk.

Eine Abonnentin.

Carl und Josef Gutwald in Unter-Meidling, Nieder-Oesterreich, Marleinsdorferstr. Nr. 7, lieferten eine sehr hübsche Decke aus 2 kg farbiger gezupfter Seide.

Frl. Marie B. in Lemberg.

Frida Sch. (siehe „Aus dem Leserkreise" vom 15/2 97). — Zur Beschaffung eines Klaviers für eine arme Lehrerin, die ihre blinde Mutter zu ernähren hat, werden eine Million Briefmarken gesammelt. Beiträge erbittet der Schriftführer des B.-S.-V. „Franko", H. Stamm, Münster i/W., Gaststr. 9. Mehrere Leserinnen.



Pflanzenpresse.

Gebrauchte Briefmarken, die so ausgeschnitten sind, daß der Zackenrand unverletzt bleibt, sammeln für wohlthätige Zwecke: Margarete Thomsen, Lübeck, Kaiserhof; M. Stein, Danzig, Nähm 17; ebenso die „Berliner Brockensammlung", Berlin N, Reinickendorferstr. 46a, die auch für Pferdebahn-Billets Verwendung hat. D. Red.

Fräulein Helene Erler, Azuga, via Predeal, Rumänien, sammelt eine Million Briefmarken, um dafür ein armes Kind in die Schule schicken zu können. L. B.

Bezugsquellen.

Pflanzenpresse (Größe a 42 : 28 cm 4,50 Mk., Größe b 34 : 22 cm 3,50 Mk.): Erste Berliner Metalldraht-Weberei von Fritz Schindler, 80, Köpenickerstr. 116.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 11, III. 1. Juni 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(4. Fortsetzung.)

Wenn Donner und Blitz in der Luft lagen, — in der von seinen vier Wänden umschlossenen Luft nämlich, — dann schlug auch dieses freien Mannes Stündlein. Schon bei den ersten Anzeichen, dem leisesten fernen Grollen im äußeren Departement, dem gewöhnlichen Entstehungsherde dieser localen Gewitterbildungen, — zuckte der Professor nervös zusammen und rückte ängstlich auf seinem Stuhle hin und her, bange Blicke nach der Thüre werfend.

Der Sohn schien in dieser Beziehung widerstandsfähiger, und derlei kleine Elementar-Ereignisse brachten ihn nicht aus seiner schönen Fassung. Auch das allmählich immer mächtigere Anschwellen zweier weiblicher Stimmen draußen schien sein Behagen nicht im mindesten zu stören; er zog das rechte Bein nur in noch unglaublicherer Verkürzung empor, und ließ den Hacken des herabbaumelnden linken Fußes in gleichmäßigen Zwischenräumen auf den Boden niederfallen. Er markirte in dieser Weise den Takt zu der Melodie, die im Nebenzimmer von einer frischen, etwas spitzen Mädchenstimme tapfer hinausgeschmettert wurde. Bei jedem nicht ganz reinen Tone zog der Jüngling den Mund schief und rümpfte die Nase, — einmal entfuhr ihm sogar ein „Au!“

Minna, die eben das Credenz-Tuch aufbreitete, bezog dieses Au!“ auf das sich immer besser entwickelnde Gezeter draußen.

„Wie ärgerlich! Immer am Sonntag,“ murmelte sie verdrießlich, den Spitzen der Credenz-Decke dieselbe Aufmerksamkeit zuwendend, wie vorhin der Tischtuchkante.

Der Professor blickte neidisch zu seiner ältesten Tochter hinüber.

„Sonntag?“ flüsterte er kaum hörbar, dann sank er seufzend in sich zusammen und warf wieder einen ängstlichen Blick nach der Vorzimmerthüre, der sich aufgeregt rasche Tritte näherten. Was sich gleich darauf im Thürrahmen zeigte, mochte Uneingeweihten übrigens nicht gar so schreckenerregend erscheinen: eine rundliche kleine Frau mit kühn aufgestülptem Näschen und hübschen dunklen Augen, die augenblicklich allerdings etwas unruhig flimmerten.

„Wilhelm! Sei so gut, einen Augenblick!“ Die Stimme bebte ein wenig.

Der Recke hob den Kopf.

„Röschen, ich bitte Dich,“ sagte er beschwichtigend.

„Wilhelm . . .“

Der Professor versuchte keinen weiteren Widerspruch; er erhob sich und wandte sich der Thüre zu. Erst dort stand er einen Augenblick stille.

„Welche?“ fragte er kläglich, weiter nichts.

„Die Resi natürlich! Diese freche, impertinente Person, sie bringt mich noch ins Grab! Mit ihr verglichen war ja die alte Marie noch Gold . . .“

Einer weiteren Instruction bedurfte es nicht; der Professor kannte seine Pflicht. Er lenkte die wuchtigen Schritte zur Küchenthür und ließ im nächsten Augenblick den Donnerkeil seiner gewaltigen Thorstimme auf die „impertinente Person“ niedersausen. Mit der Zornesader auf der Stirn und den dräuenden Blau-Augen sah er dabei aus wie ein nordischer Held; doch als die Verstockte sich wenig eingeschüchtert zeigte, blickte der Professor zuerst scheu um sich und drückte dann der bereits etwas versöhnlicher Blickenden ein paar Silbermünzen in die Hand, indem er flehend flüsterte: „Gehn's Resi, seien's gescheidt, geben's nach! . . . Sie wissen ja, wie die Frau ist!“

Mit einem leidenden Zug auf den leicht gerötheten, männlich schönen Zügen betrat er gleich darauf das Speisezimmer. Fügsam wie ein Lamm, aber noch mit gekränkter Duldermiene folgte die gezähmte Widerspenstige mit der Suppenschüssel.

„Rufen Sie die Baronesse, Resi!“ befahl die Hausfrau, als das Mädchen verschwinden wollte. Die Stimme klang schon bedeutend milder.

Sie ergriff den Silberschöpfer, und fischte eine von vorsorglichster Gattenliebe zeugende Anzahl allerliebster Bröselknödelchen aus der appetitlichen Brühe, den Teller ihres Gatten füllend.

Aber der Hüne schob die Suppe von sich.

„Ich kann nicht, mir ist der Appetit vergangen!“ ächzte er, und der Leidenszug um seinen Mund verschärfte sich.

Seine Gattin erwiderte nichts; während sie die übrigen Teller füllte, verrieth nur der hochwogende Busen ihre innere Bewegung.

Zugleich mit Sylvia, die stumm grüßend ihren Platz neben der Hausfrau einnahm, trat die Sängerin aus dem Nebenzimmer. Es war ein hübsches, frisches Mädchen, mittelgroß und üppig. Mit dem vorne hoch toupirten Haar und dem breiten Umlegekragen, der trotz der rauhen Jahreszeit den weißen Hals frei ließ, war Mizi Schmidtbauer das Prototyp einer feschen Wienerin.

Eine Weile schwiegen alle; man vernahm nur das Klappern der Löffel und das Einschlürfen der Suppe, worin sich besonders der Jüngling Otto hervorthat. Auch das Opfer der Küchenfehde, der Hausherr, schien seine Eßlust allmählich wiedergefunden zu haben: das erste Klößchen schob er zwar noch mit einer sehr matten Geberde in den Mund und wälzte es dort wie zögernd von einer Backe in die andere, als koste es ihm Ueberwindung hineinzubeißen, aber als Resi mit dem Rindfleisch erschien, glänzte des Professors Teller doch wie rein abgewaschen.

„Otto, kommst heut' mit in die Burg?“ fragte das jüngere Fräulein Schmidtbauer, während die Mutter das Zugemüse austheilte, abermals sorglich bemüht, daß dem Gatten der Löwenantheil seiner Lieblingsgerichte zufalle.

Otto machte ein „Schnoferl“, dann aber fragte er: „Also in die Burg wird heute gegangen?“ Er wandte sich mit dieser Frage an Sylvia, und zwar mit einem Blick, der kühn galant gemeint war, aber etwas verlegen ausfiel. Oli hatte nicht unrichtig vermuthet: der Student besaß schon so etwas wie ein Herz, wovon nebst anderem auch ein Gedicht Zeugniß ablegte, das mit viel Gefühl begann und in souveräner Verachtung des Rhythmus in die freudigen Worte ausklang:

„Wir beugen unser Sclavenknie,
Und stammeln: Sylvia Merchetti!“

„Wir gehen uns anstellen, Minna und ich,“ antwortete Mizi an Sylvia's Statt, die den Jüngling selten einer directen Ansprache würdigte. „Da geht die Baronesse nie mit, das weißt Du ja!“

In dem kurzen pfiffigen Blick, der, Sylvia flüchtig streifend, das Auge des Bruders suchte, lag ein deutliches: „Du kennst ja ihre Fadaisen!“

Doch die ältere Tochter des Hauses stellte sich auf Sylvia's Seite.

„Da hat sie wirklich recht,“ meinte sie. „Man verliert eine Menge Zeit!“

„So? Na, da geh' ich halt' ein anderes Mal allein,“ schmollte Mizi.

„Allein? Daraus wird nichts!“ fiel Mama Schmidtbauer sehr bestimmt ins Wort. „Entweder alle beide oder keine, das weißt Du.“

„Heute gehe ich ja ganz gern,“ beruhigte Minna die Schwester, die ihr in aller Eile einen sehr ausdrucksvollen Blick zugeworfen hatte. „Ich spreche nur im allgemeinen, daß es manchmal nicht der Mühe werth ist, sich ein paar Stunden hinzustellen und halb todt drücken zu lassen Mir wäre ein anderes Sonntagsvergnügen auch oft lieber.“

„Ich möchte nur wissen, was?“ ärgerte sich Mizi. „Ich komme ohnehin so selten dazu: viel zu selten! — Wenn man zum Theater geht . . “

Der Professor, der eben die liebevolle Aufforderung seiner Gattin, noch etwas süßes Kraut zu nehmen, mit einem gnädigen Nicken beantwortet und dem Gespräche der jungen Leute bisher nur geringe Beachtung geschenkt hatte, ließ bei Mizi's letzten Worten die Gabel sinken und funkelte seine Jüngste durch die Brillengläser mit mißbilligendem Staunen an.

„Was soll das heißen? Spukt Dir das noch immer im Kopfe? Ich glaube mich doch schon einmal deutlich über diesen Punkt ausgesprochen zu haben! Dazu erhältst Du nun und nimmer meine Einwilligung, das könntest Du schon wissen.“

„Aber Papa,“ kam Otto der Schwester zu Hülfe, „warum denn nicht? Schau, das ist ein Vorurtheil von Dir! Glaub' mir, da sind noch ganz andere beim Theater als Mizi: hohe Offizierstöchter und Baroninnen.“

„Mag sein! Ich aber habe meine Töchter dazu erzogen, sich ehrlich ihr Brod zu verdienen . . .“

„Aber wenn ich einmal gar keine Lust zur Klavierlehrerin hab',“ widersprach Mizi weinerlich. „Da kriegt man ja die Gelbsucht vor Gift und Gall' . . . Ja, wenn ich keine Stimm' hätt', das wär' was anderes, aber die Pollici sagt, ich könnt' mein Glück machen.“

„Weißt Du, wie viel z. B. die Kopacsi hat?“ fiel Otto eifrig gesticulirend ein. „Neulich stand es in einer Zeitung: Auf mindestens 30000 Gulden steht sie sich im Jahr, — 30000! Das will was heißen, — nicht einmal ein Minister bekommt so viel! Wart' einmal: 1. Rangklasse, das macht 12000 und Functions-Zulagen beiläufig ebenso viel, — also 24000! . . . Ja, wenn eine Glück hat! Und warum soll gerade Mizi kein Glück haben?“

Aber der Professor war nicht so leicht umzustimmen. Mit einem sehr entschiedenen: „Macht mich nicht böse, ich will davon nichts mehr hören,“ schnitt er die Discussion ab, um sich mit ungetheiltem Interesse dem eben aufgetragenen Nierenbraten zuzuwenden.

* * *

Sylvia zog sich nach dem Speisen auf ihr Zimmer zurück. Eigentlich war es nur ein neben der Küche gelegenes mittelgroßes Cabinet, dessen Fenster auf den Hof hinausführte. Dieser war so hell und geräumig, daß Sylvia's Wohnstube immerhin luftiger und freundlicher war als sonst Hofzimmer im Weichbilde der Stadt. An düsteren Tagen bot es freilich trotzdem mit seiner nüchternen Einrichtung und der begrenzten Aussicht keinen erheiternden Anblick, und man mußte in froher Stimmung sein, um den Aufenthalt darin nicht geradezu melancholisch zu finden.

An Wochentagen, wenn ihre Studien sie häufig bis spät abends beschäftigten, empfand Sylvia das nicht so deutlich; heute aber lag es schon den ganzen Tag auf ihr wie ein Alp.

Sie nahm aufs Gerathewohl einen Band von der Bücherstelle und setzte sich damit ans Fenster, aber statt zu lesen, folgten ihre Augen den an den Scheiben herabperlenden Regentropfen, die, selten neue Bahnen suchend, gewöhnlich in den von andern ausgewaschenen Rinnen herabflossen und sich gegen das Ende ihres Laufes mit einem der unten träge stehen gebliebenen Tropfen vereinten. Heuer dauerte das trostlos graue Spätherbstwetter bis tief in den Winter hinein. Man schrieb schon Anfang December, und noch war kein Schnee gefallen, aber seit Wochen waren die Pflastersteine kaum trocken geworden.

Während der vier Winter, die Sylvia nun schon im Hause des Professors verbrachte, hatte es ähnliche Tage in Menge gegeben, nie aber hatte das junge Mädchen den Einfluß der Witterung auf seine Stimmung so empfunden wie heuer. Mit jedem Tage wurde die Unlust-Empfindung unerträglicher. Schon wenn Sylvia des Morgens erwachte, öffnete sie die Augen mit einem ungeduldigen Seufzer; sie kleidete sich an ohne Freude und lernte ohne Interesse, bloß weil ihr Stolz es nicht zuließ, hinter anderen zurückzustehen. Dabei hatte sie oft schwer zu kämpfen, um die abspringenden Gedanken bei dem Gegenstande, der eben gelehrt wurde, oder in den sie sich daheim versenken sollte, festzubannen, zwischen den Worten des Vortragenden meinte sie eine erstaunte Stimme zu hören, die sprach: „Um alles in der Welt, Baronin, wozu brauchen denn Sie das?“ — und zwischen den Zeilen ihrer Bücher und Hefte stand oft und oft ein verwirrendes: „Sie . . . Lehrerin! Lächerlich!“ Oder auch eine andere Aeußerung, die bei einer späteren Gelegenheit gefallen war und dem jungen Mädchen alles Blut zum Herzen getrieben hatte: „Nein, nein! Das müssen wir anders eintheilen, — das gebe ich nicht zu!“ Dazu ein freundlich verheißungsvolles Lächeln. Sylvia sah noch deutlich den häßlichen Mund vor sich, der so sprach, und den sie dankbar hätte küssen mögen.

Es war an dem Tage, als der Thon unter Vichéry's Hand die edlen Umrisse von Sylvia's Köpfchen in so vielversprechender Weise zum ersten Male zeigte. „Vielversprechend“ — war das nicht auch auf jener Karte das Wort gewesen? Und dann: „Wenn uns der Zufall nie mehr zusammenführen sollte“ . . .

Das junge Mädchen sprang auf und lief rastlos im Zimmer auf und ab.

Da ertönte ein kurzes Klopfen, und das runde Antlitz der Professorin, deren rechte Wange den Abdruck der von gestickten Streifen zusammengesetzten Schlummerolle zeigte, schob sich durch die Thürspalte.

„Möchten Sie nicht in die Bilder-Ausstellung mitkommen, Baronesse? Heute kostet es nur zwanzig Kreuzer, so viel wird's wohl werth sein. Sie hätten ja, glaub' ich, auch gern das Bild gesehen, von dem jetzt so viel gesprochen wird. ‚Der Krieg‘ heißt's und soll so grauslich sein!“

Sylvia zögerte. Sie vermied es gern, sich öffentlich mit der Professorin zu zeigen, denn die im Hauskleide trotz ihrer erwachsenen Kinder nicht anders als noch hübsch zu nennende Frau sah im Federhut und reichgarnirten Cape beunruhigend corpulent aus, wozu die geräuschvolle Backfischfreudigkeit, welche Mama Schmidtbauer immer entwickelte, wenn auch sie sich einmal ein Vergnügen gönnte, in merkwürdigem, Sylvia höchst peinlich berührendem Gegensatze stand. Da war der Professor trotz seines im Nacken nie ordentlich zugestutzten Haares, das Sylvia an ihm störte, doch eine weit weniger auffällige Erscheinung.

„Kommen's nur mit, Baronesse! Das ist nichts; ein junges Geschöpf soll hie und da ein bissel hinaus! Das ganze Haus ist leer: mein Mann kommt mit uns, die Mädel sind im Theater, Otto im Kaffeehaus und die Marie hat Ausgang. Sie werden doch nicht mit der zuwideren Person, der Resi, allein bleiben und Trübsal blasen.“

„In die Kunst-Ausstellung“ — hatte Frau Schmidtbauer gesagt? Warum nicht? dachte Sylvia. Es war wirklich alles besser als in den Regen hinauszustarren und zu grübeln.

„Sie kommen mit? Na, das ist recht! Also richten Sie Sich einstweilen zusammen, — ich bin auch gleich fertig.“

Trotz des schlechten Wetters war das Künstlerhaus sehr gut besucht; besonders vor den Sensations-Gemälden der Saison staute sich die Menge. „Der Krieg“ von Stuck, auf den die Professorin so neugierig gewesen war, enttäuschte aber die Dame.

„Was ist denn das, wo er darüber reitet?“ fragte sie. — „Es schaut bald so aus wie ‚Schneenockerln in der Himbeer-Sauce‘ . . . Was? Blut ist's und Menschenleiber? Richtig! Da schau her. Pfui Teufel!“

Mehr Glück hatte die „Sünde“ desselben Meisters bei der Professorin. Den Schlangenleib zur Rechten des Kopfes hielt sie zwar lange Zeit für einen neumodischen Aermel und erklärte diesen „schon für das Häßlichste, was sie in der Art gesehen“; dann aber ließ sie sich von ihrem Gatten über die Bedeutung des seltsamen Gemäldes, wie über die wahrscheinlichen Absichten des Malers belehren, was, wie immer, wenn der Professor ins Doctiren kam, so lange dauerte, daß Sylvia die Geduld verlor und andere im selben Saale hängende Gemälde zu betrachten anfing.

Ein kleines Genre-Bild fesselte längere Zeit ihre Aufmerksamkeit, und als sie sich mit einer Bemerkung an ihre Begleiter wenden wollte, hatte sie diese aus den Augen verloren: wohin sie ihre Blicke wendete, begegneten ihr unbekannte Gesichter.

Da plötzlich zuckte sie zusammen. — Dort, die große, dunkelgekleidete Frau, die, ohne der Bilder an den Wänden zu achten, gebieterisch raschen Schrittes den Saal durchquerte, war das nicht die Oberhofmeisterin? Ein zweiter rascher Blick brachte der Baronesse Gewißheit: es war in der That Gräfin Vichéry, und jeder Schritt brachte sie Sylvia näher.

Dem Mädchen erging es seltsam; es war sich selbst nicht klar über seine Empfindungen. Etwas wie demokratischer Groll gegen die hohe Dame, die mit souveräner Unbekümmertheit über geheimes Hoffen hinweggegangen war, das sie selbst genährt, hatte die ganze Zeit über in Sylvia's Brust gekocht, — und doch! — jetzt, als sie den Gegenstand ihrer unausgesprochenen bitteren Anklagen vor sich sah, kam es wie ein befreiendes Gefühl der Zusammengehörigkeit über sie. Als hauche der Odem einer ihr zusagenden Luft sie an, so wurde ihre Haltung ungezwungener, freier, während das Bewußtsein, die brave Mama Schmidtbauer an der Seite zu haben, die ihr doch nie etwas anderes als Freundliches erwiesen, das sonst so selbstbewußte Mädchen derart drückte, daß es sich bei den seltenen gemeinsamen Promenaden, wenn auch nie linkisch, so doch immer mit einer gewissen Unsicherheit bewegte.

Trotzdem war Sylvia im Zweifel, ob sie grüßen oder unbemerkt im Nebenzimmer verschwinden sollte; aber während sie noch schwankte, hatte die Gräfin das Lorgnon erhoben und das nur mehr wenige Schritte vor sich stehende Mädchen fixirt. Im nächsten Augenblick stand sie vor der Erröthenden.

„Da leugne einer noch die anziehende Macht sympathischer Erinnerung!“ sagte sie lebhaft. „Es sind kaum zehn Minuten, daß ich an Sie dachte, liebes Kind, und nun sehe ich Sie vor mir wie ein verkörpertes Traumbild! Aber wie? So einsam und verlassen?“

Sylvia gab nicht ohne Verlegenheit Aufklärung über ihr augenblickliches Alleinsein.

„Nun, dann trifft sich's ja doppelt gut, daß ich als Deus ex machina erscheine, um einstweilen die Chaperon-Rolle zu übernehmen! Kommen Sie: ich helfe Ihnen Ihre Leute suchen, und bis dahin plaudern wir ein bißchen . . .“

„Vielleicht sind sie in der österreichischen Abtheilung?

Promenaden-Toilette. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

Waren Sie schon dort?“ fragte die Gräfin, als man in den beiden Nebensälen erfolglos nach dem Ehepaar Umschau gehalten hatte.

Sylvia verneinte.

„Ueberhaupt noch nicht? Da haben Sie also auch das Bild meines Sohnes nicht gesehen?“

Sylvia verschwieg, daß sie von dem Vorhandensein eines solchen überhaupt nichts gewußt hatte, und sagte einige verbindlich bedauernde Worte, es noch nicht besichtigt zu haben. Die wenigen Schritte an der Seite der ihren hohen Wuchs noch etwas überragenden Frau hatten ihr die eigene ruhige Sicherheit des Auftretens wiedergegeben. Vorhin neben ihren Hausleuten hatte Sylvia jeden bewundernden Blick, der sie traf, wie eine verletzende Kühnheit empfunden, und der Schleier, den sie vor das Gesicht gezogen hatte, erschien ihr nicht dicht genug, — jetzt hatte sie diesen ganz zurückgeschlagen, und wenn sie merkte, daß die sonntäglichen Kunst-Enthusiasten, welche die Räume füllten, beim Herannahen der beiden hohen Gestalten rücksichtsvoll zu beiden Seiten aus einander wichen, dann wirkte die Beachtung, die dieses freiwillige Menschen-Spalier ihr schenkte, nicht im entferntesten belästigend auf sie — weit eher berauschend, wie ein Glas starken Weines. Daß sie trotz der Einfachheit ihrer dunkelblauen Toilette distinguirt genug aussah, ihrer vornehmen Begleiterin keine Schande zu machen, bestätigte ihr ein flüchtiger Blick, den sie beim Durchschreiten des Vestibules in einen der hohen Spiegel warf.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Unsere Kinder.

Kinderpflege und Kindererziehung. Von Nicolaus Partenheimer, Lehrer in Frankfurt a/M. (Verlag von W. Rommel, Frankfurt a/M., Preis 60 Pf.). Das kleine Heft stellt klar und bündig in anziehender Form die Hauptregeln der körperlichen und geistigen Kindererziehung dar. Ein scharfer Ausdruck, wie: „Wer sein Kind nicht nähren kann, sollte auch nicht Mutter sein", wäre wohl dahin zu mildern: „Wer sein Kind stillen kann und es nicht will, sollte nicht" 2c. — Kleine Kinder in kaltem Wasser, — von 20 bis 25° C. = 16 bis 20° R., — zu baden, wird von der großen Mehrzahl der Kinderärzte als zu starke Reizung der Nerven für nicht zweckmäßig und nur ausnahmsweise für zulässig erachtet; die Ausdehnung solcher Bäder auf 5 Minuten ist jedenfalls zu lange, weil dadurch zu viel Wärme entzogen wird. Im übrigen ist das kleine Buch wärmstens zu empfehlen. Dr. D.

An die Mütter. — Eine indische Lehre sagt: „Dieses ist die Summe aller wahren Rechtschaffenheit: Begegne anderen, wie Du möchtest, daß Dir selbst begegnet würde. Thue Deinem Nachbar nichts, was Du nicht möchtest, daß er Dir thue. Im Erfreuen, im Kränken, im Wohlthun oder Schaden, im Gewähren oder Versagen dient es dem Menschen zur genauen Richtschnur seines Handelns, wenn er auf seinen Nächsten sieht, wie auf sich selbst." Wie leicht wäre der unheilvolle Fehler „sich nicht in die Lage anderer versetzen zu können" aus der Welt geschafft, wollten die Mütter damit beginnen, schon kleinen Kindern immer aufs neue klar zu machen, daß, was ihnen selbst Freude und Schmerz bereitet, auch anderen wohl und wehe thut. Wenn eine derartige, consequent durchgeführte Gedanken- und Gefühlsübung eine Grundlage sittlicher Erziehung unserer Kinder bildete, so würde in der kommenden Generation der herrschende mitleidlose Kampf um das Dasein, jede rücksichtslose Selbstbehauptung gar bald einer Selbstbeschränkung weichen, und an Stelle des Beiseiteschiebens und Niedertretens fremder Interessen würden sittlichere und liebenswürdigere Eigenschaften, vor allem wieder allgemeine Menschenliebe und Achtung, ein edler Wetteifer treten, in dem die Tauglichsten zugleich die sittlich Besten sind, die neidlos und mit hülfsbereitem Wohlwollen dem weniger Befähigten die stützende Hand bieten; die herrschende Ruhelosigkeit und Zerfahrenheit würden ein Ende haben, innere Ruhe und Zufriedenheit wieder die Menschheit beglücken. Sittliche Lehren aber als eine wahrhaft edle Saat, als die Grundlage reichen und unermeßlichen Segens auszustreuen über eine Welt, mit liebender Sorgfalt ihr Gedeihen zu pflegen und zu behüten, — wer könnte hierfür geeigneter sein als die Mütter, denkende, milde und doch im Wollen starke, edle Frauen? C. Tombo.

Ordnungsliebe über alles. — Unordnung wirkt zersetzend auf alle Verhältnisse des Lebens, trübt den Frieden zwischen Eheleuten, stört die Harmonie zwischen Eltern und Kindern; mit der Ordnung aber zieht der Wohlstand in das Haus, und jedes Familien-Glied, so klein es ist, kann helfend dazu beitragen.

Eine Mutter sollte schon bei Zeiten ihren Kindern die Lehre einprägen: „Haltet Ordnung am eigenen Anzug, in Kommode und Schrank, unter den Schulbüchern und Heften, unter Spielsachen, in der Puppenstube!" Ein einfach, aber ordentlich angezogenes Kind erscheint lieblich und harmonisch, selbst wenn das Gesichtchen unschöne Züge zeigt. Man weise das heranwachsende Kind darauf hin, daß gar schnell ein linker Handschuh zum rechten verloren ist, wenn nach dem Ausgang nicht beide sorgfältig fortgelegt wurden, daß ein mangelndes Löschblatt im Schulhefte, ein fehlendes Taschentuch am Dutzend ein gewissenhaftes, auf Ordnung gerichtetes Gemüth beunruhigen, während sie das unordentliche Mädchen gleichgültig lassen. Und wie sieht es im Zimmer des unordentlichen Kindes aus? Halb entkleidet liegen die Lieblingspüppchen hier und dort herum, dem einen fehlt der Strumpf, dem anderen der Schuh. Die Spielsachen finden sich halb zertrümmert in den Ecken; der Ball, den der Onkel jüngst zum Geschenk mitbrachte, liegt im Staube hinter dem Schrank; er wird nicht hervorgesucht, denn das kostet ja Mühe, und Mühe scheut jedes Kind. An Euch, gewissenhafte Mütter, geht daher dies Wort als Bitte: Rügt ohne Schwäche bei Euren Knaben und Mädchen den kleinsten Hang zu Gleichgültigkeit und Ordnungslosigkeit! Nur dann erzieht Ihr aus Euren Söhnen rechte Bürger des Staates, aus den Töchtern tüchtige Mädchen und treue Hausmütter, deren Aufgabe in Zukunft leichter sich gestalten wird, wenn sie von Kindesbeinen an daran denken: „Ordnung erhält das Haus". — Auch Gott ist ein Gott der Ordnung! B. N.

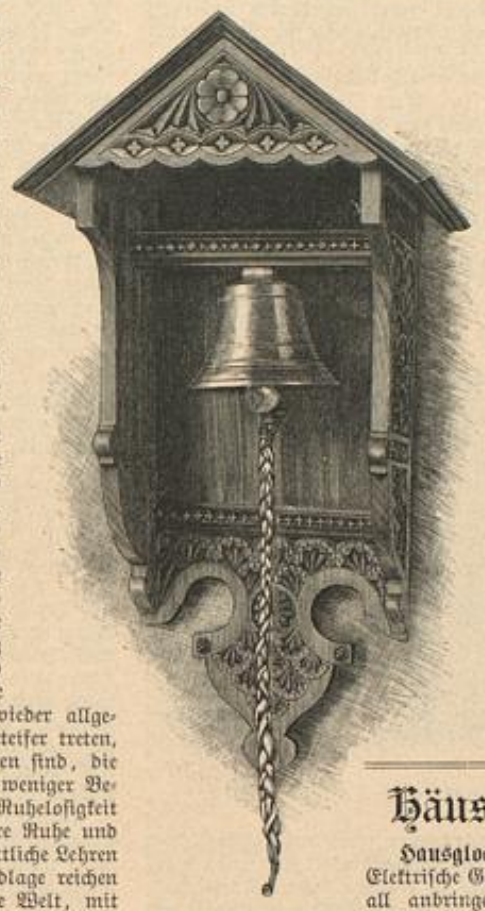
Aengstliche Mutter. — Beurtheilen Sie Ihr fünfjähriges lebhaftes Söhnchen doch jetzt nicht zu ihm langweiligen Spaziergängen an der Hand der Bonne! Wir empfehlen Ihnen das Sandspielzeug, käuflich bei A. Manus, W, Leipzigerstr. 134 und E. W. Matthes, W, Leipzigerstr. 115/116. Die Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Lehrerin für Zeichnen und kunstgewerbliche Techniken. — Im Interesse eines Schützlings erlaube ich mir eine Frage: „Giebt es eine Stadt in Deutschland, in welcher Mangel an einer tüchtigen Lehrkraft im Zeichnen und Malen ist?" Als Waise ohne Mittel auf Erwerb angewiesen, wäre es meiner jungen Freundin sehr erwünscht, bald eine feste Stellung an einer Schule oder auch in feinem Stickerei-Geschäfte zu finden in einer Stadt, in der sie außerdem Aussicht auf Ertheilung von Privatstunden hätte. Die junge Dame ist in München an der Kunstschule ausgebildet und ertheilt Unterricht im Elementar-Zeichnen, wie im Zeichnen nach der Natur, im Oel-, Aquarell- und Porzellan-Malen und in den kunstgewerblichen Techniken: Kerb- und Lederschnitt, Aetzen, Holzbrand 2c. M. C.

Unterricht in Schwedischer Handweberei. — Sollten wohl die Gutsbesitzerinnen Schleswig-Holsteins sich im ähnlichen Maße für die nordische Handweberei interessiren, wie es in Schweden und Dänemark der Fall ist? Unterzeichnete würde gegen Honorar aufs Land reisen und im Weben Unterricht ertheilen, wenn genügend Anerbieten gemacht würden. Selbstverständlich müßte sich jede Schülerin ihren Webstuhl anschaffen, doch sind die Auslagen dafür nicht bedeutend. B. M.

Handarbeits-Schule. — Wäre eine der Mitleserinnen in der Lage, mir eine Stadt Westphalens oder der Rheinprovinz zu nennen, in der die Gründung einer Handarbeits-Schule erwünscht wäre? Unterrichtet würde in allen praktischen, sowie modernen Handarbeiten; Entwürfe und Aufzeichnungen für jegliche Handarbeiten werden angefertigt. Eine staatlich geprüfte Handarbeits-Lehrerin.



Hausglocke mit Kerbschnitt.

P. Br. in K. — (Siehe „Aus dem Leserkreise" v. 1/3 97.) Frau Bertha Johanni-Richert, die Vorsteherin der Höheren Zuschneideschule für Damenschneiderei, Berlin, W, Königin-Augustastr. 36, erbietet sich, Ihnen Hinweise über einen passenden Ort für die Eröffnung einer Zuschneideschule zu geben. Die Red.

Dorothea S. — (Siehe „Aus dem Leserkreise" v. 1/3 97.) Auf Ihre Anfrage ist leider keine Antwort aus dem Leserkreise eingegangen, auch vermögen wir Ihnen keine Adressen von Geschäften oder Privatpersonen anzugeben, die Handarbeits-Aufträge nach auswärts geben würden. Die Red.

Häusliche Kunst.

Hausglocke mit Kerbschnitt. — Elektrische Glocken lassen sich nicht überall anbringen, und die kleine Tischglocke wird öfter vergessen, wenn man den Kaffee auf dem Balcon oder im Garten serwirt. Da ich nun Gong und Tamtam nicht liebe, so sah ich mich nach einer hübschen Läute-Vorrichtung um, die sich bequem aufstellen oder hängen läßt und womöglich Gelegenheit zu eigenhändiger Ausschmückung bietet; beides vereinte sich zu meiner Freude in dem kleinen, wie ein Hausgiebel gestalteten Glockengehäuse. Bei fast 41 cm ganzer Höhe der Rückwand mißt die vordere Breite des Daches 22 cm; jede Dachplatte ist 14 cm hoch und 13 cm breit. Die dreieckige Giebelwand, mit geschnitzter Rosette und Vergißmeinnicht verziert, hat $5^1/_2$ cm mittlere Höhe zu 16 cm unterer Breite. Die Seitenwände messen 24 cm Höhe, oben 12 und 8 cm tiefer, 8 cm Breite und runden sich unten ab, wo die Rückenwand im Bogen zurücktritt. Von einer Seitenwand zur anderen spannt sich ein 14 cm langer Balken, an dem die Glocke auf der Innenseite befestigt ist; mit dem Balken harmonirt wieder eine $1^1/_2$ cm breite Leiste, als oberer Abschluß der Rückenwand-Verzierung. Letztere zeigt, außer dem Flügelstern, einen Schuppen-Plein aus Palmetten, dem das Muster der Seitenwände entspricht. Die Dachplatten erhalten ein spitzes Ziegelmuster mit ausgezackten Contouren. Am besten wirkt die Schnitzarbeit in Birnbaumholz, weil dies seine natürliche Farbe behält und nur gewachst wird. Als Glockenstrang dient eine 30 cm lange, aus Lederriemchen geflochtene Schnur. Meine Hausglocke, die jetzt auf dem Balcon angebracht ist und allgemeine Bewunderung findet, kaufte ich, zum Schnitzen vorbereitet, in Berlin, bei Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84 a. E. F.

Musikalisches.

Adelina. — Um die Singstimme von Anfang des Singens an klar zu machen und gegen Rauhwerden zu schützen, werden von hervorragenden Gesangskünstlern recht verschiedene und theilweise sogar nicht unbedenkliche Mittel empfohlen. Vielen genügt ein Schluck nicht zu kalten Wassers oder Zuckerwassers; andere nehmen es lieber warm, auch mit Zusatz von etwas gutem Rum oder Arrac; noch andere ziehen ein Glas Rothwein vor. Rohes Ei wird mit Recht gelobt; wer es so nicht liebt, kann es mit Zucker geschlagen genießen. Bei alledem bleibt Sängern und Rednern stets vorsichtiger Beginn zu rathen und besonders das Vermeiden zu starker Anspannung der Stimmbänder im Anfang. Dr. D.

M. B., Schrattenthal. — Lassen Sie Sich von einem der folgenden Verleger eine Auswahl oder einen Katalog für Zithermusik kommen (die Preise finden Sie bei jedem Werk angegeben): K. Ferd. Heckel, Mannheim; A. Kabatek, Leipzig, Neumarkt 15; P. Ed. Hoenes, Trier; B. Kratochwill, Wien I, Wollzeile 1; C. Schmidt & Co., Triest (Oesterreich). Die Red.

Fr. B.-M. — Es ist für den Ton ganz gleichgültig, ob der Geigenbogen mit schwarzem oder weißem Roßhaar bezogen ist; verschaffen Sie Sich aber bestes Colophonium. E. S.

Fürs Haus.

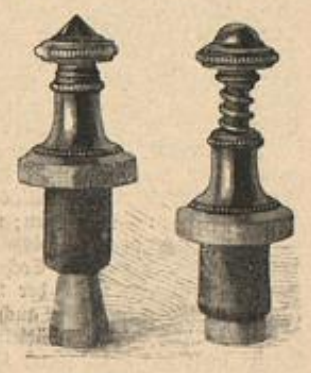
Dr. Baron's Milchkoch-Apparat für Herstellung keimfreier Kindermilch. — Dieser einfache und praktische Apparat ist ein Ersatz für die bisher bekannten kostspieligen Sterilisirungs-Apparate und hat vor diesen den Vorzug leichtester Handhabung und Reinigung, sowie billigsten Preises bei solider Ausführung. In den Größen für 2, 3 und 5 l Inhalt vorräthig, ist das Gefäß mit einem Ausguß, einem Henkel, wie ferner mit zwei seitlichen Griffen versehen. Der Deckel fügt sich mit seinem breiten Rand nach innen fest anschließend ein und bewirkt durch einen flachen, halbrunden Vorsprung den Verschluß der Ausgußklippe, oder, mit einer kleinen Drehung nach rechts, das Oeffnen derselben, ohne den Deckel zu heben, und zwar mittelst eines dreieckigen Einschnittes in den Rand des letzteren. Infolge dieser einfachen Einrichtung bleibt der Topf auch beim Abgießen der Milch geschlossen, und der Zutritt von keimhaltiger Luft wird verhindert. Beim Gebrauch stellt man den Milchkocher in einen bis zur halben Höhe mit Wasser gefüllten Topf, läßt das Wasser 35 bis 40 Minuten lang kochen, hebt den Kocher heraus und stellt ihn kalt, um von hier aus die Milch, welche mit dem nöthigen Zusatz von Wasser, Hafer- oder Gerstenschleim bereits vor dem Kochen versehen war, je nach Bedarf abzugießen. Die Milchkocher sind aus verzinntem Eisenblech zu 3,50, 5,00 und 6,50 Mk., weiß emaillirt für 2 l Inhalt für 4,25 Mk. käuflich. (Siehe Bezugsquellen.) A. H.

Weiße, wollene Tücher 2c. zu waschen. — Gute weiße Seife, es darf sogar Kernseife sein, wird fein geschabt und mit etwas heißem Wasser zu Schaum geschlagen, dann wird frisches Wasser zugegossen, die Wollwäsche hierauf in diesem lauwarmen Seifenschaume tüchtig gerieben und in klarem lauwarmen Wasser nachgespült. Hierauf zündet man ein Stück Schwefelfaden an, legt diesen auf einen alten Teller und hängt das Tuch darüber, nachdem man es einige Zeit abtropfen ließ. Da mir hierzu ein kleiner dunkler Raum fehlt, räume ich stets einen Kleiderschrank aus, wo sich das Tuch oder andere weißwollene Sachen bequem aufhängen lassen. Der Schrank muß sofort fest geschlossen werden. Auch eine Kiste würde sich dazu einrichten lassen, im Schrank aber ist das Schwefeln zugleich ein sehr gutes Mittel gegen Motten. Nach ungefähr 8 bis 12 Stunden hängt man die wollenen Sachen noch einige Zeit an die Luft. Frau E. S.

Geräth zum Poliren des Oberleders von Stiefeln und Schuhen. — Von zwei Federn wird ein Filzstreifen gehalten, die an den Enden eines griffartigen Stabes in Gestalt eines Geigenbogens angebracht sind. Nach dem Auftragen der Wichse gebraucht man den Filzbogen in derselben Weise wie eine Bürste und erzielt damit schneller und leichter als bisher starken Glanz des Schuhwerks. (Nach Mittheilungen des Patent- und technischen Bureau von R. Lüders in Görlitz.) A. H.

Luftdichte Verschlußkorken. — Eine neue Art Metall-Korken mit Gummi-Ansatz stellt untenstehende Illustration dar. Dieser Kork sichert der Flasche unbedingt luftdichten Verschluß und erhält einem Rest Wein, Sect oder Selterwasser die Frische und Kohlensäure bis zum letzten Tropfen. Durch Hineintreiben eines Holzkegels bei der Schraubendrehung der oberen Stöpselhälfte dehnt sich der untere Gummi-Ansatz des Stöpsels bis zur inneren Flaschenhals-Wand aus und bewirkt damit den luftdichten Verschluß. Die Korken sind in zwei Größen, in einfacher und eleganter Ausführung, bei Frau A. Herzberg, Charlottenburg, Spandauerstr. 19, käuflich. E. S.

Spargelzange. — Das hübsche, 24 cm lange, silberne Tischgeräth besteht aus einer flachen Doppelschaufel, deren einer Arm als Handgriff und zugleich als Träger für den zweiten, kürzeren, durch schwach federnden Druckhebel beweglichen Schaufeltheil dient. Ein leichter Druck öffnet und schließt die Schaufelzange, die ein bequemes Auftischen von Stangenspargel gestattet. (Siehe Bezugsquellen). — Weit weniger kostbar, aber recht praktisch ist ein bei H. Kübler, Berlin SW, Beuthstr. 17, käuflicher Spargelheber aus Ahornholz in Form einer Schere mit zwei runden Griffen, deren untere, 2 cm breite Enden gerippt sind. Das kleine Küchengeräth ermöglicht das leichte Herausheben einzelner Spargelstangen aus der Brühe und das sorgfältige Serwiren derselben. E. S.



Luftdichte Verschlußkorken.

Spargelzange aus Silber.

S. Wollner. — Das Wichsen des Parkettbodens erfordert eine Mischung von gelbem Wachs und Terpentin. Man läßt zu diesem Zweck 300 g gelbes Wachs zergehen und rührt 1 l Terpentin hinzu; sobald die Mischung ganz klar ist, setzt man sie auf ein Gefäß mit kochendem Wasser, um sie andauernd heiß zu erhalten, niemals darf sie auf Spiritus-Feuer erhitzt werden, ihrer großen Explosions-Gefahr wegen. Sobald der Fußboden, der Holzfaser nach, mit Stahlspänen abgerieben ist, trägt man die warmflüssige Mischung, ebenfalls der Holzfaser nach, mit einem Woll-Läppchen den Dielen auf. Am nächsten Tage, wenn der Fußboden trocken ist, reibt man ihn mit der Bürste und einem Friestuch blank. Das tägliche Abreiben mit wollenen Tüchern erhält den Fußboden, der vor jeglicher Nässe geschützt werden muß, blank. Das Wichsen und Bohnern wird alle 3 bis 4 Wochen wiederholt. A. H.

Frau v. S.-B. — Der empfehlenswerthen Putzmittel für Metalle sind so viele, daß wir Ihnen keines im beson-

deren nennen möchten. Sehr gut bewährt hat sich für das Schnellputzen von Messing 2c. eine Flüssigkeit „Triumphglanz", von Eugen Blum in München hergestellt. Man befeuchtet ein Baumwoll-Läppchen damit, reibt den betreffenden Metallgegenstand ein und sofort mit einem trockenen Baumwoll-, nicht Woll-Lappen, nach. E. S.

F. K. Bozen, Südtirol. — Verrostete, matt gewordene Nickel-Gegenstände erhalten ihren Glanz zurück, wenn man sie 10 bis 15 Secunden, — nicht länger, — in ein Bad von 50 Theilen Alkohol und 1 Theil Schwefelsäure legt, sie danach mit Wasser abwäscht, mit Alkohol nachspült und mit weicher Leinwand trocken reibt. — Gegen Säureflecke hilft nur neu Plattiren; andere Flecke entfernt man aus Nickel durch Abreiben mit einem in Alkohol getränkten wollenen Läppchen, das man in Zinnasche taucht. A. H.

Fr. A. Z. — Ueber Aufpoliren von Möbeln finden Sie in „Aus dem Leserkreise" vom 15/9 96 Anleitung unter „Nützliche Winke zum Wohnungswechsel". Auch russischer Möbellack, das kg für Mk. 2,40, wird mit Erfolg benutzt. A. H.

Küche.

Verwerthung der Rosen zu Rosensaft. — Außer der Verwerthung der Rosen zu „Slatko", die vor Jahren einmal in diesem Blatte mitgetheilt wurde, möchte ich noch eine andere Art empfehlen, von mir selbst vor ungefähr acht Jahren „entdeckt", angeregt durch die in der „Illustrirten Frauen-Zeitung" mitgetheilten Recepte für Fruchtsäfte mit Weinstein-Säure. In meinem Garten blühen alljährlich die herrlichsten Centifolien so reichlich, daß ich manchmal an einem Morgen 60 bis 80 von einem Stocke schneiden kann. Hat man ungefähr zwanzig Rosenstöcke und schneidet von jedem täglich auch nur zehn, so ist doch rasch das Quantum Rosenblätter beisammen, das nöthig ist, um 4 l Saft oder Wein herzustellen. Ich verfahre damit in folgender Weise:

Rosensaft. — 200 frisch erblühte Rosen werden kurz unter dem Kelche abgeschnitten (sehr früh am Tage, weil sie da am duftigsten sind), in einen großen Steintopf gelegt und mit 3 bis 4 l Wasser, worin man 30 g Weinstein-Säure aufgelöst hat, übergossen. Die Weinstein-Säure entzieht den Rosen Duft und Farbe und theilt sie dem Wasser mit, das dann nach 24 Stunden durch ein Sieb, in das man ein reines Tuch legt, gegossen wird. Nun mißt man das Wasser und giebt genau so viel Tassen Zucker dazu, als man Liter Wasser hat, rührt dies so lange, bis der Zucker vollständig aufgelöst ist, und füllt den gewonnenen Saft in Flaschen, die man nicht verkorkt, sondern mit einem leinenen Läppchen zubindet. Ein Drittel des Saftes zu zwei Drittel Wasser giebt einen köstlichen Sommertrank. Ich habe diesen Saft auch schon wie Frucht-Eis gefrieren lassen, was ebenfalls ausgezeichnet ist.

Rosen-Gelée. — Nimmt man zu einem kleinen Gelée-Glas dieses Saftes ein Blatt Gelatine, das man in Wasser auflöst, so erhält man ein köstliches Rosen-Gelée.

Ruckſack für Herren, Damen und Kinder.

Rosenwein. — Der wie oben gewonnene Saft wird mit dem Safte einiger Orangen und Citronen oder mit etwas leichtem Wein verdünnt, mit etwas Natron in Krystallen, den man direct in die Flasche giebt (eine Messerspitze voll für die Champagner-Flasche), eingefüllt und verkorkt und kann, sobald der Natron aufgelöst ist, getrunken werden. Dies ist ein stark moussirender, Asti-ähnlicher Trank.

Rosen-Essig. — Die zurückbleibenden Weinreste können noch zu Essig gut verwerthet werden, wenn man sie mit heißem Wasser übergießt, acht Tage lang an einem warmen Ort stehen läßt, täglich einige Male umrührt, dann durch ein Tuch gießt, die Flüssigkeit zum zehnten Theil mit Zucker vermischt und gähren läßt. Nach der Gährung füllt man den Essig ab; er schmeckt wie feiner Obst-Essig. M. Goes, Silver Springs, Wisconsin.

Rosen-Likör. — 1 kg frische Rosenblätter, die man säubert, damit keine fauligen Theile Verwendung finden, werden in ein weithalsiges weißes Glas gethan und mit 1 l guten Kornbranntweins übergossen; nun wird 1 kg in kleine Stücke gebrochener weißer Kandiszucker hineingeschüttet und die Mischung mit 1 Tropfen Cochenille gefärbt. Das Glas wird darauf zugebunden und der Likör an der Sonne destillirt. Man kann die Rosenblätter auch nach und nach hinzufügen und das Glas dabei stets umschütteln. Nach drei oder vier Wochen filtrirt man den Likör durch Kaffeepapier und füllt ihn auf Flaschen. Sollte er nicht stark genug parfümirt sein, so hilft man mit einem Tropfen Rosenöl nach. H. Heyl.

Spargel in Blechbüchsen zu conserviren. — Frisch gestochener, starker Spargel wird geputzt, in heißem Wasser einmal aufgekocht und dann in kaltem Wasser gekühlt. Nun stellt man die Spargelstangen in eine hohe Blechbüchse, füllt kaltes Wasser darauf, verlöthet die Büchsen luftdicht und kocht sie eine Stunde lang im Wasserbade. Das Wasser muß mindestens 2 cm über den Büchsen stehen, damit man beobachten kann, ob sie luftdicht bleiben. Häufig bildet sich nach einigem Kochen eine kleine Oeffnung, die sich leicht durch aufsteigende kleine Blasen kenntlich macht; in diesem Falle muß die betreffende Stelle nochmals gelöthet werden. A. H.

Hausthiere.

Mad. L. F., Cairo. — Goldfische vermehren sich mit Leichtigkeit in großen Wasser-Bassins, falls dieselben reichlich mit unter dem Wasserspiegel wachsenden Pflanzen besetzt sind. Diese Pflanzen lassen Sie sich in stehenden Gewässern der Umgegend sammeln. Wenn Sie aber 60 Fische in dem Bassin halten, ist an eine Vermehrung nicht zu denken. Wohl laichen die Fische, aber die Eier und die etwa auskommenden Jungen werden stets wieder von den alten Fischen gefressen. Sie dürfen, um erfolgreich zu züchten, in dem Bassin nur einige Paare zuchtfähiger Fische halten, die Sie, nachdem die Fische den Laich abgesetzt haben, möglichst herausfangen. Nur bei sehr üppigem Pflanzenwuchs, der den jungen Fischchen reichliche Schlupfwinkel bietet, und bei guter Fütterung können die alten im Bassin bleiben. Als Futter bieten Sie gehacktes mageres Fleisch und geschnittene Regenwürmer. Die jungen Fische färben sich nur zum kleinsten Theil schon im ersten Jahre roth, meist erst im zweiten und dritten Jahre. M. H.

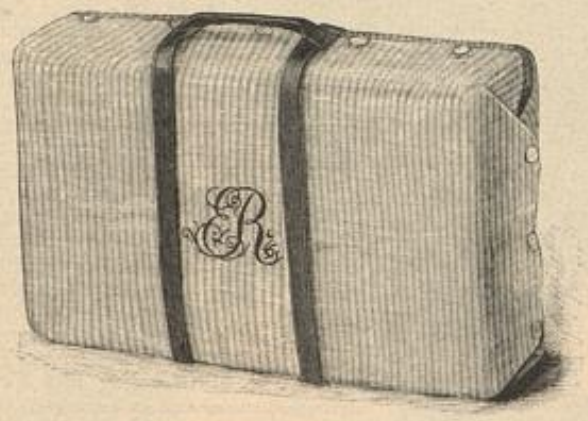
Gärtnerei.

Blumen-Gießkanne mit Zerstäube-Vorrichtung. — Für Blumen und Blattpflanzen, denen besondere Pflege gewidmet werden muß, eignen sich die neuen Gießkannen mit Zerstäube-Vorrichtung ganz besonders. Durch Druck auf einen im Gießrohre angebrachten Gummiball läßt sich leicht ein weitgehender Voll- oder Staubwasserstrahl auf die der Erfrischung bedürftigen Pflanzen ermöglichen, entweder unter Benutzung einer zur Gießkanne gehörigen Strahlenspitze und Brause von Messing, oder auch einer einfachen großen Brause. Die in verschiedenen Farben lackirten, zart abgetönten und reich bronzirten Gießkannen fassen 2 l Inhalt und sind für 6,50 Mk. käuflich. A. H.

Frau L. M. — Als Hülfsbuch bei gärtnerischer Beschäftigung dürfte sich für Ihren Sohn das „Botanisch-Gärtnerische Taschenwörterbuch von R. Metzner" (Berlin, Robert Oppenheim) eignen. Das Büchlein ist ein Leitfaden zur richtigen Aussprache lateinischer Pflanzen-Namen und enthält außerdem eine bildliche Darstellung der verschiedenen Formen und Zusammensetzungen aller Pflanzen-Organe. Die Red.

Allgemeines.

Rucksack für Herren, Damen und Kinder. — Als praktisches Ausrüstungsstück für Wander-Touren wird der Rucksack seit langem schon hoch geschätzt, doch war ein solcher bisher nicht unter 5 bis 6 Mk. zu erstehen. Herr Adolf Hoffmann in Görlitz stellt nun einen durch Patent geschützten Rucksack aus wasserdichtem Material her, den er für den erstaunlich billigen Preis von Mk. 1,70 franco überall hin versendet. Herr Hoffmann verzichtet beim Verkauf des Rucksackes auf jeden geschäftlichen Nutzen; der Reinertrag wird vielmehr, im Einverständniß mit dem deutschen und österreichischen Riesengebirgs-Verein, den Ferien-Kolonien und Schüler-Herbergen im Riesengebirge überwiesen. Diese Rucksäcke werden in 3 Größen: für Kinder unter 10 Jahren, für Kinder über 10 Jahren und für Herren und Damen, in den Farben grün, braun und grau (Rohleinen) hergestellt. Preis an allen Verkaufsstellen in Deutschland das Stück Mk. 1,50, in Oesterreich 1 fl. oder gegen Einsendung von Mk. 1,75, bezw. ö. W. fl. 1,10 franco jeder Post-Station Deutschlands und Oesterreichs (siehe Bezugsquellen). Die Red.



Carton-Hülle aus Schifferleinen.

Courier-Tasche mit Notizbuch. — Das nothwendigste Reise-Utensil zur Aufnahme von Geldbörse, Kursbuch, Flacon und anderen Kleinigkeiten, — die Courier-Tasche, — pflegte man bisher an langem Lederriemen über der Schulter zu tragen. Neuerdings weist ihr die Mode aber den Platz am Ledergürtel an, wo man sie seitlich mittelst langen Metall-Hakens oder Schnalle befestigt. Die zierliche, 12 zu 16 cm große Vorlage aus Juchten-Leder mit Nickelbeschlag hängt an kurzer Chatelaine aus gleichem Metall; das kleine Notizbuch an feiner Nickelkette kann nach Belieben frei hängen oder in der Courier-Tasche Aufnahme finden. E. S.

Courier-Tasche mit Notizbuch.

Reise-Hutschachtel. — Als Reisegepäck werden die sonst üblichen, dunkel beklebten Papp-Cartons für Hüte meist schon unterwegs schadhaft, außerdem sehen sie stets staubig und unsauber aus und lassen sich sehr schlecht tragen. Durch Ueberziehen der Pappschachtel mit einem grauen Leinenbezug werden alle diese Uebelstände vermieden: der Bezug hält die Pappwände zusammen und hütet sie vor Beschädigung. Ein 3 cm breiter, kräftiger, doppelt gelegter Träger aus Leinwand ermöglicht leichtes und bequemeres Handhaben und bildet nicht, wie die sonst gebräuchlichen umgeschnallten Riemen, ein Hinderniß für das schnelle Oeffnen der Schachtel. E. L.

Carton-Hülle aus Schifferleinen. — Einer besonderen Vorliebe als weibliches Reise-Handgepäck erfreuen sich immer mehr Papp-Cartons in allen Größen. Unbestritten sind diese Behältnisse höchst praktisch, bergen sie doch gar bequem die im Koffer kaum unversehrt zu verpackenden Taillen, Spitzen-Garnituren und dergleichen Dinge. Hübsches, elegantes Handgepäck ist nun bekanntlich eine Visiten-Karte, die man beim Besteigen des Coupé abgiebt; aus dieser Erkenntniß habe ich mir eine Hülle für diese oft unansehnlichen Cartons erdacht, die bequem nachzuarbeiten ist, und daher gewiß mancher Leserin für die kommende Reisezeit erwünscht sein wird. Mein Carton war 54 cm lang, 35 cm breit und 13 cm hoch. Zum Bezug nahm ich Schifferleinen, da dies für längeren Gebrauch haltbarer ist als jeder andere Leinenstoff. Ein Stück von 110 cm Länge und 82 cm Breite versah ich ringsherum mit einem $3^1/_2$ cm breiten Saum, sodaß ein Stück von 1 m Länge bei 72 cm Breite entstand. An den beiden Schmalseiten brachte ich je 7 Perlmutter-Knöpfe und 7 Knopflöcher an, und mit diesem Bezug wurde nun der Carton umgeben. Jetzt galt es, auch die Seitenwände zu schließen. Neben den beiden äußersten Knöpfen nähte ich ein rothes, etwa 30 cm langes Band an, ebenso je in der Mitte des Saumes der Längsseite. Die Bänder wurden zugebunden, der Stoff in ähnlicher Weise, als wolle man ein Packet machen, geknifft und die Seitenwände noch mit 3 Knöpfen über einander geknöpft. In mannigfaltigster Weise ist ein solcher Bezug zu verzieren; ich begnügte mich mit einem schönen, großen Monogramm, in rother Waschseide gestickt. Auf jeder Seite, 8 cm von dem mittelsten der 7 Knopflöcher entfernt, kann man aus doppeltem Stoff eine Handhabe anbringen, $2^1/_2$ cm breit, 16 cm lang. Scheut man aber die Ausgabe von 1,50 Mk. nicht, so wirken durch einen Bügel verbundene Riemen von mindestens 1,10 m Länge ungleich besser und machen das Ganze nicht nur zu einem sehr praktischen, sondern auch recht eleganten Handgepäck. A. K.

Wichtigkeit der Morgenstunde. — Vielen mag wohl von der ersten Jugend her die Geschichte aus ihrem Lesebuch in der Erinnerung sein von einer jungen Hausfrau, deren Wirthschaft, trotz aller Tagesarbeit und Mühe, immer rückwärts ging, weshalb sie schließlich einen sogenannten weisen Mann, in Gestalt eines Eremiten, aufsuchte, um seinen Rath einzuholen. Dieser gab ihr ein verschlossenes Kästchen und empfahl ihr, jeden Morgen zu früher Stunde damit durch alle Räume ihres Hauses zu gehen, da in dem Kästchen ein wunderthätiges Mittel enthalten sei. Sie that es. Als sie zu so ungewohnter Stunde ihr Haus und ihre Leute kennen lernte, sah sie allerdings ihr „blaues Wunder" und fand auch bald den Grund des wirthschaftlichen Rückganges, nämlich: das mangelnde Auge der Herrin. — Mit großen Buchstaben sollte jeder jungen Frau vor Augen stehen: „Auf der Morgenarbeit baut sich das ganze Tagewerk, ja das Glück und der Friede des Hauses auf". Die Versäumnisse am Morgen bringen Verwirrungen und Hemmnisse in den Tag hinein, und gar manche schlechte Laune der Hausfrau, manch unerquickliche, leicht zu vermeidende Scene seitens des Eheherrn läßt sich allein darauf zurückführen. Leider giebt es heutzutage sehr viele junge Frauen, die es ruhig geschehen lassen, daß der Mann, dessen Beruf ein frühes Fortgehen bedingt, sein Frühstück allein genießt, während sie sich noch träger Ruhe hingeben. Oft werden sie darin sogar noch von Müttern bestärkt, die das lange Schlafen und Ruhen für die zarte Gesundheit ihrer Töchter für nöthig finden.

Möchten doch alle „zarten jungen Frauen" dem Rath des Eremiten folgen! Sie würden bald mit Stolz empfinden, welch unentbehrliche Person sie gerade früh von 6 bis 9 Uhr ihrem Hause sind; sie würden bald nicht mehr „müde" sein, sondern in ungekannter Frische mit ihrem Mann das Frühstück theilen. Unsere Großmütter saßen im Winter schon früh um 5 Uhr mit ihren Mägden am Spinnrocken und sammelten Schätze für Truhe und Schrein. Maschinen-Arbeit hat diese Art Fleiß verdrängt, aber auch unseren Frauen ist es möglich, das Gold der Morgenstunde zu erwerben, wenn sie sich dem belebenden Hauche derselben nicht entziehen, sondern sich zu planvoller Thätigkeit dadurch stärken lassen möchten! H. S.

Frau v. O. in Pr.-Eylau. — Zu unserem Bedauern sind wir nicht in der Lage, Ihnen über Brüsseler Verhältnisse, Miethspreise, Kosten von Lebensmitteln 2c. Auskunft geben zu können. — Wir nennen Ihnen u. a. das Pensionat und die Fortbildungsanstalt für Töchter gebildeter Stände unter Leitung des Fräuleins H. Hoffers in Friedenau bei Berlin, Fregestr. 61. Die Anstalt bezweckt Befestigung und Erweiterung aller in der Schule erworbenen Kenntnisse, neben besonderer Ausbildung in Musik und Malerei, sowie in wirthschaftlicher Thätigkeit. Prospecte durch die Vorsteherin. Die Red.

Sport.

Freifrau v. Fr. — Zum Radfahren gehört beides, — Muth und Ausdauer; wir bezweifeln, daß theoretische Anleitung allein genügt, um es zu erlernen. Vielleicht giebt Ihnen das kleine Büchlein: „Wie lernt man Radfahren?" von Alois Stern, Verlag von Julius Kittl, Mähr.-Ostrau (Preis 20 Kr.) die gewünschten Hinweise. Die Red.

José, A. M. — Das Tamburin-Spiel ist italienischen Ursprungs und heißt in Italien selbst: „Il Palleggio col Tamburello". Es hat seinen Weg indes seit einigen Jahren bereits über die Alpen gefunden und wird beispielsweise in Bayern von Damen und Herren viel gespielt. Lassen Sie Sich aus der Verlags-Buchhandlung von Franz Pechl, Graz, die kleine Broschüre kommen: „Das Tamburin-Spiel", beschrieben von dem Vorstand der Landes-Turnanstalt in Graz, Herrn Franz Kreunz. Wir sind überzeugt, daß das hübsche Bewegungsspiel sich gleich dem Tennis Ihren und den Beifall Ihrer Sommergäste erwerben wird. Die Red.

Bezugsquellen:

Milchkoch-Apparat und Blumen-Gießkanne: Jacob Ravené Söhne, C. Stralauerstr. 28/29. — Spargelzange (Preis 15 Mk.): E. Kayser, W. Leipzigerstr. 124. — Rucksack: Haupt-Versand-Stelle: Adolf Hoffmann, Görlitz; Versandt-Stelle für Oesterreich: Josef Beuer, Reichenberg. Courier-Tasche: F. Schlöske, W. Jägerstr. 57.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepanski; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 12, III. 15. Juni 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(5. Fortsetzung.)

Erst vor dem Bilde Vichéry's beschlich Sylvia wieder eine leise Verlegenheit. Sie fühlte die Blicke der Gräfin auf sich gerichtet und empfand die Nothwendigkeit, ein bewunderndes oder wenigstens höflich anerkennendes Wort zu sagen, aber ihre Lippen widerstrebten. Ohne selbst Zeichen-Talent zu besitzen, hatte sie auch nicht viel gesehen, und der geübte Blick fleißiger Kunstbummler, die infolge steter Uebung allmählich doch das Bessere vom Schlechteren unterscheiden lernen, fehlte ihr daher, — andererseits schützte sie ihre universelle Bildung davor, wie Mama Schmidtbauer naiv abzuurtheilen, wo sie nicht verstand. Hier aber schien ihr kein Räthsel zu lösen. Die ziemlich große Leinwand, — herbstlicher Laubwald im Hintergrunde und eine graugrüne Wiese davor, — war auf den ersten Blick weder besser noch schlechter als die zahlreichen saftiggrünen oder halbentlaubten Buchen- und Birkenwälder, Wiesen und Aecker in Morgen- und Abend-, Frühling- und Herbststimmung, die an den Wänden herumhingen. Aber während man bei einigen dieser Landschaften bei näherer Betrachtung doch einen individuellen Zug herausfand, der sie von den Rivalen in erfreulichem oder unerfreulichem Sinne unterschied, mühte sich Sylvia vergebens, an dem Bilde etwas herauszufinden, das ihre Aufmerksamkeit in irgend einer Weise hätte fesseln können. Es enthielt nichts, das sie abstieß, nichts, gar nichts, das sie anzog.

„Woran liegt es nur, daß gerade dieses eine mir gar so uninteressant erscheint?“ fragte sie sich selbst verwundert und mit einem Gefühle unzufriedenen Bedauerns.

Aber auch ein halbunterdrückter Seufzer an ihrer Seite, der ihrem feinen Ohre nicht entging, zwang ihr nur ein ausweichendes: „Ist das aus der Umgebung von Maltern, Excellenz?“ auf die Lippen.

„Nein,“ versetzte die Oberhofmeisterin, „es ist nach einer seiner Studien aus Steiermark, nicht gerade sein bestes Bild! Ueberhaupt liegt die Begabung meines Sohnes nicht in dieser Richtung. Auch fehlen ihm meiner Ansicht nach die gründlichen Vorstudien: sein Meister war zu nachgiebig und gestattete ihm zu früh, zur Farbe überzugehen.“

Die kritische Objectivität, mit welcher die Gräfin sprach, befremdete Sylvia an der Mutter des Künstlers; zugleich aber athmete sie erleichtert auf, denn Ton und Blick der älteren Frau zeigten nicht die geringste Verstimmung über Sylvia's schweigende Verurtheilung des Bildes.

Trotzdem war dem jungen Mädchen das Auftauchen ihrer früheren Begleiter im Thürrahmen in diesem Augenblicke nicht unwillkommen.

„Ihre Leute?“ fragte die Oberhofmeisterin auf Sylvia's Ausruf: „Ach, da sind sie ja!“

Die Gräfin musterte die Näherkommenden mit einem raschen Blicke; dann wanderten die scharfen Augen zu ihrer jugendlichen Begleiterin zurück, und ein kaum merklicher Zug von Ironie umspielte ihre Lippen.

„Eigentlich schade!“ sagte sie mit einem rasch verschwindenden Lächeln. „Wir hatten noch kaum Zeit zu plaudern . . .“

Sie zögerte eine Secunde lang; dann aber sagte sie rasch entschlossen: „Wissen Sie 'was, Kleine? Kommen Sie heute Abend mit mir in die Oper, wollen Sie? Ich hole Sie ab. Wie ist Ihre Adresse?“

Sylvia konnte ein freudiges Erröthen nicht verbergen, während sie Straße und Hausnummer nannte. Die Gräfin gewahrte es und lächelte sie wohlwollend an. — „‚Hänsel und Gretel‘ mit der Mark und Renard,“ sagte sie. „Ich hoffe, es wird Ihnen Spaß machen.“

Nach diesen Worten wendete sie sich, ohne erst die Vorstellung durch Sylvia abzuwarten, an das Ehepaar Schmidtbauer, das inzwischen ganz nahe gekommen war, und sagte mit einem gnädigen Nicken: „Hier übergebe ich Ihnen den in Verlust gerathenen Schützling, den ich einstweilen unter meine Fittige genommen hatte. Doch bin ich nicht so uneigennützig, keinen Finderlohn zu beanspruchen: heute Abend entführe ich Ihnen die Baronesse, das müssen Sie mir gestatten. Also abgemacht!“ rief sie, die tiefe Verbeugung Frau Schmidtbauer's, der Sylvia rasch eine Erklärung der Situation zugeflüstert hatte, mit einer herablassenden Kopfneigung erwidernd. Des Professors Gruß fiel ziemlich steif aus; sein Grundsatz war: „Männerstolz vor Königsthronen.“

„Also vergessen Sie nicht: Punkt sieben bin ich mit dem Wagen vor Ihrem Hause. Au revoir, chère enfant!“

Damit verschwand die Gräfin unter der Ausgangsthür des Saales.

VIII.

Als halbflügges Mädchen hatte Natalie Inzendorf, die letzte ihres Stammes, an den bedeutend älteren Grafen Leopold Vichéry ihr Herz verloren. Daß sie dem auffallend schönen Mann in dieser Aufwallung ihrer unreifen Empfindung die Hand zum Bunde für das Leben gereicht hatte, konnte sie sich später, als der erste Liebesrausch vorüber war, nicht verzeihen, und noch weniger verzieh sie es dem Gatten. Sie hatte sich mit ihrer Heirath eine herbe Enttäuschung bereitet; das wurde ihr mit jedem Tage klarer. Ihrem hochstrebenden Sinne hätte ein Bismarck als Gatte gerade genügt: sie hätte sich mit einem berühmten Gelehrten oder Künstler allenfalls noch abgefunden, — aber die Gemahlin eines Mannes zu sein, der nichts war, und, — schlimmer noch, — nichts sein wollte, als das Rädchen einer großen Maschine, die ohne Stockung weitergeht, wenn ein Bestandtheil durch ein anderes ersetzt wird, — einem solchen Mann anzugehören, empfand die stolze Frau als eine unerträgliche Demüthigung.

In den Jahren ihrer geistigen Entwicklung arbeitete die junge Natalie zuerst mit, dann ohne Güte darauf hin, ihre schönere Hälfte zu dem Niveau emporzuheben, auf das sie selbst gelangt war, aber als sie einsehen gelernt hatte, daß aller Liebe Müh' verloren sei, bemühte sie sich nicht weiter und sah fortan mit kühler Geringschätzung über den heiter-gutmüthigen Mann mit den Mittelmaß-Empfindungen hinweg.

Eine zeitlang stand sie in Gefahr, in einem andern die Verkörperung des ihr vorschwebenden Mannes-Ideals zu suchen und zu finden, aber schließlich schützte ihre Wohlerzogenheit oder, wie die böse Welt behauptete, ihre Häßlichkeit sie davor, den Gewohnheitsweg unverstandener Frauen zu gehen, und sie warf sich in verhältnißmäßig noch jungen Jahren ausschließlich auf den Geist.

Ihre äußeren Lebensverhältnisse brachten es aber mit sich, daß jedes gründlichere Studium, das sie vielleicht befriedigt hätte, zur Unmöglichkeit wurde, und da das Naschen von allen Künsten und Wissenschaften ihr nur halbe Anregung gewährte, fühlte sie sich wie erlöst, als nach mehrjähriger kinderloser Ehe die Geburt eines Knaben ihrem Denken und Wünschen eine feste Richtung gab. In eifersüchtiger Liebe wachte sie über das kleine Geschöpf, dem sie alles in allem sein wollte, wie der Sohn ihr alles war: ihre Freude, ihr Stolz und ihre Hoffnung.

In seiner frühesten Kindheit häufig kränkelnd, war der kleine Max ein ernstes, stilles Kind, jedem leise tadelnden Wort gegenüber empfindlich reizbar. Reif, weit über seine Jahre, spielte er am liebsten allein, wenn er nicht vorzog, mit Erwachsenen, besonders mit seiner Mutter, wie ein Erwachsener zu plaudern.

Der General versuchte hie und da, seinen Sohn der mütterlichen Alleinherrschaft zu entziehen, und als ihm dies nicht gelingen wollte, machte er kein Hehl daraus, daß er nur das geeignete Alter abwarte, um Max in eine Militär-Anstalt zu bringen.

Doch es kam anders. Der General starb, und Gräfin Natalie, die nun den Sohn erst recht als ihr unbestrittenes Eigenthum betrachtete, sah in jeder Schablonen-Erziehung die Gefahr, Durchschnittsmenschen in der Art ihres verstorbenen Gatten zu zeitigen, und behielt daher Max an ihrer Seite. Sie verwandte die größte Sorgfalt auf seine Erziehung, wählte mit scharfem Blicke die tüchtigsten Lehrer, und hatte die Freude, ihre Bemühungen immer deutlicher von Erfolg gekrönt zu sehen.

Mit zwanzig Jahren war Max Vichéry der meistversprechende Jüngling seines Kreises. Die körperlichen Vorzüge seines seligen Vaters mit den Talenten der Mutter in sich vereinend, besaß der junge Mann ein reicheres Gemüth als beide, war rein von Sitten, liebenswürdig im Umgang und der Mutter gegenüber von liebevoller Fügsamkeit, wie ein junges Mädchen. Früher als die Mehrzahl seiner Altersgenossen hatte er die letzte Staatsprüfung abgelegt, und alle Schritte waren gethan, um dem jungen Mann eine Anfängern sonst schwer zugängliche Stelle im Ministerium des Innern zu sichern.

Trotzdem sollte nicht alles so glatt weitergehen, wie die Gräfin gewünscht und gehofft hatte.

Max zeigte im ersten Jahre einen wahren Feuereifer für den Dienst, doch bald stand er, der sich schon als Kind mit anderen Kindern schwer vertragen hatte, mit sämmtlichen Vorgesetzten und Collegen auf gespanntem Fuße. Ganz besonders die Pedanterie des unmittelbar über ihm stehenden Hofrathes stellte Vichéry's Nerven auf eine harte Probe und trug viel dazu bei, ihm die Beamtenlaufbahn gründlich zu verleiden. Die Gräfin, welche trotz ihrer loyalen und patriotischen Gesinnung im Stillen von der Unfähigkeit der hohen Behörden durchdrungen war, theilte des Sohnes Mißstimmung und gab endlich mit getheiltem Herzen ihre Einwilligung zu seinem Austritt aus dem Staatsdienste, wo, — wenigstens solange eben der liberale Wind wehte, — voraussichtlich doch nicht jene Lorbeeren zu holen waren, die sie gern auf sein Haupt gedrückt hätte.

Sie bedauerte lebhaft, sich nicht für die Diplomatie entschieden zu haben, und wendete längere Zeit allen ihren Einfluß auf, den Ehrgeiz des Sohnes in die von ihr nun als einzig richtig erkannte Bahn zu lenken. Max verhielt sich dem neuesten Wunsche seiner Mutter gegenüber anfangs passiv, dann aber meinte er, Dienst bleibe Dienst, und er sehe nicht ein, warum er, der durch sein Vermögen in der Lage war, unabhängig zu bleiben, nicht als freier Mann sein Leben genießen solle.

Ueberhaupt war in ihm, — später als in anderen Jünglingen, aber endlich doch, — der Freiheitsdrang erwacht, und er fing an, die stete mütterliche Vormundschaft als ein Joch zu empfinden, das abgeschüttelt werden mußte. Unter dem Vorwand, eines Ateliers für seine neuerdings mit größerem Eifer aufgenommenen Malstudien zu benöthigen, miethete er im obersten Stockwerke eines Ringstraßenhauses einen dazu geeigneten Raum, der mit einer kleinen Garçon-Wohnung verbunden war, und wo er von da ab auch gewöhnlich die Nächte zubrachte. In dem von der Gräfin bewohnten Inzendorf'schen Palais erschien er nur noch als Gast.

Die vernachlässigte Mutter, klug wie immer, gab sich geschickt den Anschein, als ob sie sich völlig mit dem bescheidenen Einfluß begnüge, den der Sohn ihr selbst noch willig einräumte. Mit einer Hingebung, von der niemand anzugeben vermocht hätte, ob sie echt oder mühsam erkünstelt war, ging sie auf alle seine Ideen ein, förderte sie jeden seiner Wünsche und ließ es an Aufmunterung nicht fehlen, als Max sich immer entschiedener zuerst der Malerei und dann der Bildhauerei in die Arme warf. Seine plastischen Erstlingsarbeiten hatten nicht nur die Freunde der Familie geradezu entzückt, sondern auch die Gräfin selbst, die ein feines Formengefühl besaß, auf das freudigste überrascht. Ja, es lag Talent darin, das zeigte jede Linie! Nun fing sie selbst an zu glauben, was sie bisher nur zu glauben vorgegeben hatte, daß Max eigentlich zum Künstler geboren und nur durch die falsche Richtung, in die sie ihn anfangs gedrängt hatte, in seiner Entwicklung aufgehalten worden sei.

Von diesem Augenblick an folgte sie dem neuen Kurse mit aufrichtiger Begeisterung und sah ihren einzigen Feind in der Apathie, die so häufig den Anlauf zu freudigem Schaffen unterbrach. Wie oft mußte sie sich mühsam zurückhalten, um nicht in erregten Worten gegen dieses schlaffe Sichgehenlassen zu eifern, das mit Indolenz so verzweifelt viel Aehnlichkeit hatte, und das die Gräfin so unliebsam an die geistige Bequemlichkeit des Gatten erinnerte!

Bei diesem Vergleich angelangt, hielt die Gräfin jedesmal wie von einer Natter gestochen inne, und wenn sie dem Sohne bisher im Geiste gegrollt hatte, so zeigte sie sich jetzt doppelt erfinderisch in Entschuldigungs-Gründen. — Wußte sie denn nicht, daß nicht Armuth, sondern Ueberfülle die Thatkraft des jungen Mannes lähmte? Sah sie denn nicht, wie sehr er selbst darunter litt? Die Klage, daß er von seinen Ideen erdrückt werde, kehrte als steter Refrain in seinem Munde wieder, wenn er sich dazu herbeiließ, die Mutter einen Blick in sein Inneres thun zu lassen, und der müde, bittere Zug um Mund und Augen, der ihm sein interessantes Aussehen verlieh, zeugte deutlich genug von seinen inneren Leiden.

Als die Gräfin, durch den Aufzug in die Höhe befördert, in das Vorzimmer ihres Sohnes trat, erfuhr sie durch den Diener, daß der Herr Graf zwar zu Hause, aber leidend sei.

Die Oberhofmeisterin öffnete, ohne anzuklopfen, die dem Eingange gegenüberliegende Thüre, die in das Speisezimmer führte.

„Im Arbeitszimmer?“ fragte sie den ihr nacheilenden Diener, und als dieser, mit einer zustimmenden Verbeugung antwortend, vorauseilen wollte, die zweite Thüre zu öffnen, fügte sie kurz hinzu: „Lassen Sie das! Sie brauchen mich nicht anzumelden, ich bin ja hier zu Hause.“

In dem dunkel tapezierten Zimmer, das sie betrat, waren die Rouleaux herabgelassen, und nur ein flackerndes Holzfeuer im Kamine verbreitete in dem durch den Ofen ausgiebig erwärmten Raum eine matte Helle.

Max Vichéry saß in der Nähe des Kamins in einem Schaukelstuhl; die Hände hielt er unter dem zur Zimmerdecke emporgewendeten Haupte verschränkt, und die Füße waren gegen einen schweren eichenen Schemel gestemmt. Als die Gräfin eintrat, zwinkerte er mit den Augen, schloß sie aber gleich wieder, wobei die Nasenflügel ein wenig zuckten.

Seine Mutter lächelte schmerzlich, als sie es gewahrte, bemühte sich aber trotzdem, ihre durch den dicken Teppich ohnehin gedämpften Tritte noch unhörbarer zu machen. Die rechte Hand entblößend, näherte sie sich dem Ruhenden und legte ihre kühlen, weißen Finger, — die einzige Schönheit, welche sie besaß, — auf dessen Stirne. Zugleich hauchte sie, sich niederbeugend, einen flüchtigen Kuß über sein Haar.

„Armer Junge! Wieder Kopfschmerzen?“ fragte sie leise.

Ein durch die Nase gezogenes „Ja“, das ähnlich wie „njau“ klang, mußte ihr als Antwort genügen. Sie ließ sich aber trotz seiner sichtlich geringen Neigung zur Conversation nicht abschrecken, sondern nahm ihm gegenüber auf einem niederen Fauteuil Platz und begann, — immer in gedämpftem Tone, — zu plaudern. Sie sprach von den alltäglichsten Dingen: von einigen Besuchen und Briefen, die sie empfangen, vom Wetter, das sich während der letzten halben Stunde auffällig gebessert hatte, und von der Kunst-Ausstellung, wohin sie sich heute, trotz des Sonntags, verirrt habe.

„Ja, denke Dir, wen ich dort traf, — gerade vor Deinem Bilde, — rathe einmal! Aber nein, Du erräthst es doch nicht! Die kleine Merchetti aus Wildeck, die hübsche Blondine. Du erinnerst Dich doch? Wirklich, ein allerliebstes Mädchen!“

Die Gräfin hatte sich, während sie sprach, erhoben und dem Fenster genähert. Sie öffnete die inneren Flügel und begann das Rouleaux in die Höhe zu ziehen, um der noch vor ihrem Untergange matt mit dem Wolkengrau kämpfenden Wintersonne Eingang ins Zimmer zu verschaffen.

„Blendet es Dich?“ fragte sie unbefangen, das Auge des Sohnes suchend.

Dieser hatte den Kopf zur Seite geneigt und die Hand schützend vor die Augen gelegt. Doch auf ihr entschuldigendes: „Du weißt, im Winter wuchere ich mit jedem Sonnenstrahl,“ sagte er beruhigend: „Laß nur, Mama, wenn es Dir so lieber ist! Ich kann mich ja mit dem Rücken gegen das Fenster setzen.“

Aber statt seinen Worten die That folgen zu lassen, erhob er sich leise ächzend und steif wie ein Automat von seinem lange innegehabten Ruhesitze und trat an den Spiegel, wo er die etwas verschobene Cravate zurecht rückte. Hierauf stellte er sich ans Fenster und ließ die spärliche Sonnenwärme seinen Rücken entlang rieseln, während seine Blicke der Mutter folgten, die vom Fenster zurückgetreten war und sich dem Mitteltische näherte.

„Was hast Du da? Etwas Neues?“ fragte die Gräfin, eines der dort liegenden Bücher zur Hand nehmend. „Von Nansen, — das kenne ich noch nicht,“ fügte sie hinzu, als der Sohn nur ein zerstreutes: „Der Buchhändler hat es vorhin geschickt, ich habe es noch nicht einmal angesehen,“ für sie hatte.

In seiner Haltung lag eine leise Unruhe, etwas Unschlüssiges, in seinen Augen eine unausgesprochene Frage.

Die Gräfin schien nichts davon zu bemerken; sie blätterte noch fortwährend in den Büchern.

„Gyp, Cherbouliez,“ murmelte sie, „ah! und auch das neue Stück von Sudermann! Ja richtig! A propos Theater: ich habe die Kleine, — wie heißt sie doch? Sylvia, nicht wahr?, — ich habe sie eingeladen, heute in der Oper mein Gast zu sein. Mir scheint, das arme Kind hat blutwenig Vergnügen: sie wurde ganz roth vor Freude. Schade, daß Du nicht wohl genug bist, heute musikalischen Genüssen stand zu halten! Mir wenigstens macht die naive Freude solch eines jungen Geschöpfs immer Spaß.“

Dem Grafen, der noch immer am Fenster stand, entschlüpfte in diesem Augenblick ein nervöses Gähnen, das er mit einem Strecken der schlanken Glieder abschloß.

„Pardon, Mama!“ rief er abbittend. Dann trat er an den Tisch und nahm die dort aufliegende Zeitung zur Hand. „Was giebt's denn heute? Die ‚Puppenfee‘ und ‚Hänsel und Gretel‘,“ meinte er mit einem halben Lächeln. „Nun, diese ‚musikalischen Genüsse‘ sind nicht gerade nervenaufregend.

‚Reisbrei, Reisbrei,
Das ist fein!‘“

trällerte er halblaut. „Eigentlich schon unerlaubt dumm!“ meinte er dann. „Aber das gefällt jetzt, wie man sieht! Wenn mir nicht schlimmer wird, komme ich übrigens auf ein Viertelstündchen, schon der Höflichkeit halber, aber, wie gesagt, nur, wenn mein Kopf es zuläßt! Wie, Du gehst schon, Mama?“ unterbrach er sich fragend.

Die Gräfin nickte.

„Schon vier Uhr! Um fünf dinire ich bei Kathrinovics und muß mich noch vorher umkleiden. Also: auf Wiedersehen in der Oper, wenn möglich!“

Max Vichéry verbeugte sich und küßte der Mutter die Hand, ehe diese den Handschuh, nach dem sie vorhin gegriffen hatte, über die Finger zog. Dann bot er ihr galant den Arm und geleitete sie bis an die Ausgangsthüre.

IX.

Es war an einem der ersten Tage des neuen Jahres um die Abendstunde, als Sylvia Merchetti raschen Schrittes den Graben durchquerte, um in den Kohlmarkt einzubiegen. Zur Christnacht war der erste Schnee gefallen und zwar gleich in ausgiebiger Menge: makellos weiß lag er auf den Dächern und in den Garten-Anlagen Wiens, während sich auf den vielbegangenen Trottoirs der inneren Stadt, trotz der empfindlichen Kälte, der in den Fugen festsitzende Schneestaub allmählich zu jenem schwärzlichen Brei zu verdünnen begann, welcher der Feind aller Fußgänger ist.

Bisher hatte Sylvia die Feiertage immer in Wildeck verlebt, heuer aber hatte ein Brief Tante Sophie's sie von der Heimkehr abgehalten. Die Masern waren im Ort ausgebrochen; auch Sisa lag erkrankt darnieder.

„Natürlich! Uns muß ja jede Freude zerstört werden!“ klagte die Tante, die ebenso, wie ihr Schwager, die Gewohnheit hatte, alles: jedes Allgemein-Unglück, unter dessen Rückwirkungen auch sie zu leiden hatte, ja jeden unfreundlichen Regentag, der ihr nicht gelegen kam, für eine ausschließlich gegen ihre Person gerichtete Bosheit des Schicksals anzusehen. Auch Sylvia hatte frühzeitig gelernt, sich dieser Auffassung anzuschließen; dieses Mal aber war der Brief, der ihr Bedauern über die vereitelte Festfreude ausdrücken sollte, in so lauem Ton abgefaßt, daß die Empfindlichkeit der alten Dame sich schon bedenklich zu regen begann. Aber die zum Schlusse flüchtig hingeworfene Bemerkung, Gräfin Vichéry, mit der sie kürzlich zufällig zusammengetroffen sei, habe Sylvia, um ihr einigen Ersatz für das Verlorene zu bieten, eingeladen, den Heiligen Abend bei ihr zu verbringen, gab den Gedanken der mütterlich liebenden Tante alsbald eine minder trübe Richtung. Zart, wie es ihre Weise war, verrieth sie in ihrem nächsten Briefe stille Neugierde, Näheres über das Fest zu hören, und sie erlebte die Freude, daß Sylvia, — sonst keine übereifrige Correspondentin, — willig die solide Pracht des Inzendorf'schen Palais beschrieb, womit sich das altmodisch eingerichtete Wildeck nicht messen konnte, und außerdem über einige in der Loge der Gräfin genossene Theater-Vorstellungen ziemlich ausführlich Bericht erstattete. Auch von der Gesellschaft, wo sie, durch die Oberhofmeisterin eingeführt, zu verkehren begonnen hatte, sprach Sylvia voll freudiger Lebhaftigkeit. Wie wohlthuend unterschieden sich doch die Umgangsformen dieser Kreise von den spießbürgerlichen Manieren ihrer bisherigen Wiener Umgebung! Wie erschien doch jedes Vergnügen, ja jedes kleinste Alltagserlebniß veredelt durch die vornehme Selbstverständlichkeit, mit der alles hingenommen wurde; wie glatt wickelte sich alles ab, ohne daß ein immer vernehmliches Knarren der häuslichen Maschinerie jegliches Behagen störte!

Sylvia gestand unbedenklich, daß sie sich noch nirgends so völlig daheim gefühlt habe, und sie tummelte sich auch wirklich in der Gesellschaft, der sie durch die Geburt nur halb angehörte, und von der ihre Armuth sie wie durch eine weite Kluft trennte, mit unbefangenstem Wohlbehagen. Viel mochte dazu beitragen, daß von der Zurückhaltung, welche die Oberhofmeisterin bei Sylvia's erstem Besuch in Maltern anfangs beobachtet hatte, nicht nur keine Spur mehr vorhanden war, sondern daß die Gräfin es auch verstand, ihrem jungen Gast überall, wo sie ihn einführte, Geltung zu verschaffen. Das fiel ihr um so leichter, als sich die „reizende Merchetti“ durch ihr in dieser günstigen Atmosphäre zu vollster Anmuth entwickeltes Benehmen ohnehin die meisten Herzen im Sturm eroberte. Eine Ausnahme machte höchstens Gina Seefeld, welche die arme Nichte ihrer Gutsnachbarn nach wie vor etwas über die Achsel ansah.

Ihr durch Eifersucht geschärfter Blick witterte Gefahr, trotzdem Vichéry, der sich, ganz wie früher, von der Gesellschaft junger Damen möglichst fernhielt, das schöne Mädchen lange nicht so auffällig umschwärmte, wie einige jüngere Vertreter der „Jeunesse dorée“. Daß der Graf fast regelmäßig an der Seite der Oberhofmeisterin und Sylvia's erschien, wenn sie das Theater besuchten, fiel nicht auf, weil er sich auch sonst häufig neben seiner Mutter in der Loge gezeigt hatte, und daß er jetzt fast die ganzen Nachmittage und Abende im Palais zubrachte, war in weiteren Kreisen nicht bekannt. Auch von den Sitzungen in Vichéry's Atelier verlautete nichts in der Oeffentlichkeit; erst wenn das Werk vollendet war, sollte es in der bis dahin zu eröffnenden Jahres-Ausstellung im Künstlerhause den Blicken des Publicums preisgegeben werden.

Im Gegensatze zu früheren Gelegenheiten sprach der junge Mann mit niemand über die begonnene Arbeit, und doch war er noch nie von einer Aufgabe so vollständig erfüllt gewesen. Zum ersten Male verlor er nicht die Geduld, sobald es an die mühevolle künstlerische Ausgestaltung seines Gedankens ging, sondern er wurde nicht müde zu verbessern und zu verändern, ohne sich durch die zuweilen peinliche Selbstkritik die Freude an seinem Schaffen verkümmern zu lassen. Die Gegenwart des schönen Mädchens übte auf ihn eine anspornende Wirkung, ohne seinen inneren Menschen aus dem Gleichgewichte zu bringen; denn, obwohl Sylvia sich durch das Wohlgefallen, welches sie allgemein erregte, gehoben fühlte und es mit naiver Freude hinnahm, war sie Männern gegenüber von jeder eigentlichen Gefallsucht frei, und es wäre ihr nie eingefallen, einen ihrer Bewunderer heute durch einen gnädigen Blick zu beseligen, um ihn morgen durch eine jener unerklärlichen Launen, welche die aufreizenden Waffen der Koketten bilden, aus allen seinen Himmeln zu reißen. Sie war gegen alle und zu jeder Zeit von derselben freundlich kühlen Ruhe, die jeder ihrer Bewegungen den Stempel unnachahmlicher Vornehmheit aufdrückte. Vichéry gegenüber, mit dem sie jetzt so häufig zusammentraf, erschien diese Zurückhaltung etwas gemildert, und der Ton zwischen den jungen Leuten war der einer reservirten Vertraulichkeit, der auf Sylvia's Seite so etwas wie lächelnde Ueberlegenheit beigemischt war, und auf der seinen das nicht stürmische, aber stets rege bleibende Bemühen, ihr durch das, was er war und vermochte, wärmeres Interesse einzuflößen. So wurden die Sitzungen im Atelier für diese beiden zu Stunden stillen Selbstgenusses und wachsamer Eigenliebe; für die Mutter des Künstlers aber waren sie mehr: ihre Blicke hingen bald an dem entstehendem Werke, bald an dem fleißig und freudig Schaffenden, und, als könne ein voreiliges Wort das Entstehende gefährden, verharrte sie meist in Schweigen, — man könnte sagen: sie hielt den Athem an.

„Ich bitte, gnädigste Baronesse, nicht hier, — bei Rodeck,“ sagte Sylvia's Begleiterin, eine einfach gekleidete Fünfzigerin, als das junge Mädchen vor der Eingangsthüre des Klein'schen Etablissements den Schritt anhielt und Miene machte einzutreten. Der ehrerbietig leise Ton, den Gräfin Vichéry's Kammerjungfer, wie die Dienerschaft überhaupt, auch Sylvia gegenüber immer anschlug, that der durch die Familiarität von Tante Sophie's Hausmagd und die mürrische Bedienung der Schmidtbauer'schen Dienstleute stets empfindlich Verletzten aufrichtig wohl und trug mit dazu bei, ihr den Aufenthalt im Inzendorf'schen Palais so lieb zu machen.

„Ich danke Ihnen, Frau Weser,“ sagte sie freundlich. „Ich hätte bald eine Confusion gemacht! Jetzt erinnere ich mich: nur die Rauch-Cassette und die Malachit-Vasen waren von hier, das Uebrige alles von Rodeck.“

Es handelte sich um ein Weihnachtsgeschenk, das Sylvia von der Oberhofmeisterin erhalten hatte: ein reizender Fächer von in zartesten Farben bemaltem rosa Krepp, an dem man jedoch bei näherer Betrachtung einen kleinen Fehler entdeckt hatte. Die Spenderin wollte das schadhafte Stück gleich umtauschen, doch befand sich ein gleiches nicht auf dem Lager, und da ein Unwohlsein die Gräfin seit Neujahr an das Zimmer fesselte, wollte Sylvia heute selbst nachsehen, ob der gewünschte Ersatz bereits zur Stelle sei. Die Sache war um so dringender, als der Fächer zugleich mit der rosa Seiden-Gaze-Robe, — gleichfalls einem Geschenk der Oberhofmeisterin, — bei dem in wenigen Tagen bevorstehenden ersten Ballfeste der Saison eingeweiht werden sollte, einem Cavallerie-Picknick, bis zu welchem die Gräfin, ihrem Ballkind zu liebe, bestimmt gesund zu werden versprochen hatte.

In dem Galanterie-Waren-Geschäft entstand bei dem Eintritte Sylvia's, welche die Oberhofmeisterin bei ihren letzten Weihnachts-Einkäufen begleitet hatte, ein förmlicher Aufruhr: alle eben nicht anderweitig Beschäftigten eilten ihr unter tiefen Bücklingen entgegen, denn Gräfin Vichéry-Inzendorf war eine der besten Kunden des berühmten Geschäftes. Das Gewünschte war leider noch nicht zur Stelle, aber während das Telephon in Thätigkeit gesetzt wurde, um die Ursache der unbegreiflichen Verzögerung zu ermitteln, suchte man Sylvia, die auf einem der rasch herbeigerollten Sammet-Fauteuils Platz genommen hatte, durch das Vorzeigen verschiedener moderner Nippes die Zeit zu verkürzen. Zerstreut wanderten ihre Augen über die ihr vorgewiesenen Kostbarkeiten, als sie plötzlich aufhorchend zusammenzuckte.

Eine laute Männerstimme hatte mit einigen kurzen Worten eine Brieftasche zu sehen begehrt, und fast gleichzeitig trat ein junger Mann an der Rücklehne von Sylvia's Fauteuil vorbei zum Verkaufstische.

„Pardon!“ murmelte er flüchtig beim Vorübergehen, denn er hatte an den seitwärts lehnenden Schirm der Sitzenden gestoßen.

Während der neue Ankömmling stumm prüfend seine Wahl traf, wendete Sylvia den Kopf mit einer kaum merklichen Neigung nach rechts, und ein forschender Blick streifte die in einen weiten grauen Wettermantel gehüllte gedrungene Gestalt. Von dem abgewandten Gesicht sah sie nur einen Theil des blauschwarzen Bartes; das um einen Schatten hellere, kurzgeschorene Haupthaar ließ einen breiten Nacken frei, der ebenso, wie die Ohren, von der draußen herrschenden Kälte stark geröthet war. Mit den zum Schutze gegen den Straßenschmutz unten etwas aufgerollten Beinkleidern und dem breitrandigen Filzhute wollte seine Erscheinung in den von Spiegelglas glitzernden Raum, wo ringsum die kostbarsten Luxus-Gegenstände ringsum zur Schau umherstanden, nicht recht passen; aber die derben, kothbespritzten Lederstiefel standen mit unbekümmerter Sicherheit auf dem peinlich sauberen Laufteppich, und als, — rasch genug, — das Gewünschte gefunden war, verrieth die Knappheit der den Kauf begleitenden Worte die Gewohnheit zu befehlen.

Bei den etwas hart klingenden Lauten zuckte Sylvia abermals zusammen, und als sich ihr im selben Augenblick einer der Herren mit der unter hundert Entschuldigungen vorgebrachten Meldung näherte, daß der Fächer noch nicht fertig sei, morgen aber ins Palais gesandt werden würde, klang ihre Antwort zerstreut, und ihre Stimme nicht so kühl und ruhig, wie sonst. Mit einer an Uebereilung streifenden Hast raffte sie, sich erhebend, den Regenschirm und den auf dem Verkaufstische liegenden Muff zusammen und eilte, die tiefen Bücklinge der sie begleitenden Herren mit einem kurzen Nicken erwidernd, dem Ausgange zu. Als sie an der Kasse vorbeikam, vor der jetzt der junge Mann im Wettermantel stand, hob dieser, durch das Rauschen des weiblichen Gewandes aufmerksam gemacht, den Kopf, und seine Blicke glitten flüchtig über die Erscheinung der sich Nähernden; plötzlich aber öffnete er die sehr großen, dunkeln Augen weit, und ein Ausruf der Ueberraschung fiel von seinen Lippen.

Den restlichen Geldbetrag, den der Kassirer ihm hinschob, mit einem Griff zusammenraffend, drängte er sich an Sylvia's Begleiterin vorbei, und im nächsten Augenblicke war die bereits auf dem Thürgriff liegende Hand des jungen Mädchens von einer breiten Männerhand bedeckt.

„Halt! Und aufgeschaut, wenn ich bitten darf!“ so klang es wie neckender Befehl halblaut an Sylvia's Ohr.

Die Kammerjungfer, die mit befremdeten Blicken der Scene gefolgt war und schon Miene machen wollte, zwischen die sichtlich Verlegene und den Frechen zu treten, zog sich bescheiden weiter in den Hintergrund zurück, als ein herzliches Lachen des jungen Mannes, der inzwischen Sylvia's Hand vom Drücker abgezogen und zwischen seine Finger genommen hatte, einen leisen Widerhall in dem Munde der ihrem Schutze anvertrauten jungen Dame fand. Es klang auch gar zu verlockend, dieses aus tiefster Brust aufsteigende und dabei doch angenehm beherrscht klingende Lachen: man mußte mit, ob man wollte oder nicht. Selbst Frau Weser kräuselte die dünnen Lippen, und der Fremde, der ihr anfangs einen zweifelhaften Eindruck gemacht hatte, wurde von ihr mit einem Mal als zur Gesellschaft gehörig taxirt.

„Gewiß ein Verwandter der Baronesse,“ dachte sie bei sich. „Ein Land-Edelmann wahrscheinlich; die haben manchmal so 'was Nonchalantes.“

Es fielen anfangs nur wenige Worte zwischen den jungen Leuten.

„Sylvia!“

„Ferdinand!“

„Wie lange ist's nun schon, daß wir uns nicht gesehen haben?“

„Zwei Jahre, — nein, fast drei Jahre schon, nicht wahr?“

Das war so ziemlich alles. Dabei standen sie sich, die Ausgangsthüre versperrend, regungslos gegenüber, sahen einander lächelnd in die Augen, und er hielt ihre Hand in der seinen.

Erst der Eintritt einer Dame schien beiden zum Bewußtsein zu bringen, wo sie sich befanden; der junge Mann ließ Sylvia's Hand los, und sie gab den Eintritt frei.

Auf dem Heimwege schloß sich Ferdinand Weiler der Baronesse an, ohne erst zu fragen, ob sie es auch gestatte. Eine Weile schritt er schweigend neben dem jungen Mädchen hin, dessen feines Gesicht unter dem Reflex der elektrischen Bogenlampen, wie von einem bläulich verklärenden Schimmer übergossen, aus dem hohen, dunkeln Pelzkragen hervorsah. Den Arm, den er ihr anbot, hatte Sylvia nicht angenommen, und auf dem schmalen Trottoir des Kohlmarktes wurden sie häufig von Entgegenkommenden auseinander gedrängt; aber auf dem etwas breiteren Terrain vor der Michaeler-Kirche trat der junge Mann dicht an des Mädchens Seite.

„Wissen Sie, daß ich Ihnen heuer schon recht böse war?“ sagte er, während seine Blicke unverwandt an ihrem Antlitze hingen. „Sie fühlen Sich unschuldig und wissen nicht, was Sie angestellt haben? Ich hoffe doch, die holde Libussa, die mir nun schon zweimal mit der nämlichen Melodie: ‚Bitt' ich schön, ist nit zu Haus, Fräul'n Baronesse‘ — die Thüre vor der Nase zuklappte, hat mich genügend verstanden, um Ihnen meine Grüße auszurichten?“

Sylvia nickte.

„Ich vermuthete, daß Sie es gewesen seien,“ meinte sie lächelnd, „schon deshalb, weil Pepi sagte, der Herr habe beide Male seine Visiten-Karten vergessen.“

Ferdinand lachte.

„Das sieht mir ähnlich, meinen Sie? Ein Zeichen, wie gut Sie mich kennen, — am Ende gar besser, als ich Sie?! — Ich muß gestehen, im ersten Augenblick durchfuhr es mich wie ein Zweifel: Ist sie's, oder ist sie's nicht? Ja, lachen Sie mich nur aus! Ueber dem bißchen ‚große Dame‘, das inzwischen dazu gekommen ist, hätte ich bald die kleine Sylvia nicht mehr herausgefunden. Ich brauchte eine ganze Weile, um mit mir ins Reine zu kommen. — Und Sie? Mir scheint, Sie hätten mich gar nicht erkannt?“

„O doch! Schon an der Stimme!“ fiel Sylvia lebhaft ein; dann verstummte sie plötzlich. Sie erinnerte sich erst jetzt, daß die Begegnung mit dem jungen Manne bei Rodeck sie in Verlegenheit gesetzt hatte, und daß sie auf dem Sprunge gewesen war, vor ihm die Flucht zu ergreifen. Das erste erschien ihr jetzt unbegreiflich, das letzte sogar lächerlich, und doch trieb ihr die ungenirte Selbstverständlichkeit, mit der er dicht an ihrer Seite hinschritt und in vertraulichem Tone in sie hineinsprach, abermals das Roth der Verlegenheit in die Wangen, und sie sandte einen verstohlenen Blick zu Frau Weser zurück, die immer in derselben discreten Entfernung dem Paare folgte.

Unter dem zum Josefsplatze führenden Thorbogen zwang ein rasch vorüberrollender Wagen den jungen Mann, von Sylvia's Seite zu weichen; als er wieder neben ihr auftauchte, trug sie den Kopf etwas höher als früher und fragte, in ihren vornehmen Conversations-Ton übergehend, den sie bisher ihm gegenüber nicht gesucht hatte: „Waren Sie zu Weihnachten in Wildeck? Ich habe schon lange keine Nachricht von Hause.“

Er bejahte die Frage und berichtete ihr auf ihre weiteren Erkundigungen über Sisa's Befinden und den Stand der Epidemie im Dorfe.

„Es ist da vieles faul,“ sagte er mit einer seiner lebhaften Handbewegungen, auf das Treiben des seit seines Vaters Tode allmächtigen Quacksalbers anspielend. „Ich erhielt einen kleinen Vorgeschmack von dem, was mir bevorsteht, wenn ich meine Zelte dort aufschlage.“

„Sie wollen also wirklich in Wildeck leben und sterben?“ fragte Sylvia, deren sich, seit sie vorhin den veränderten Ton gegen ihn angeschlagen, eine ihr selbst unerklärliche gereizte Stimmung bemächtigt hatte. — „Ja, haben Sie denn gar keinen Ehrgeiz? Als Ihre Mutter davon sprach, wollte ich meinen Ohren nicht trauen und nun höre ich's aus Ihrem eigenen Munde! Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht!“

Ferdinand Weiler hatte bei ihren ersten Worten mit einem Ruck den Kopf in die Höhe gehoben und das junge Mädchen groß angesehen. Dann aber glitt sein Blick von Sylvia's gesenkten Lidern abwärts und blieb an dem rothen Munde hängen, der ihn jetzt mit der etwas geschürzten Oberlippe an den schmollenden Kindermund erinnerte, den er so gut kannte, und der ihm in der Ferne, wenn er an die kleine Jugendfreundin dachte, vor allem anderen vorgeschwebt hatte.

„Keinen Ehrgeiz,“ flüsterte er träumerisch, die Augen immer an ihren Lippen, „nein, keinen Ehrgeiz . . .“

Er brach plötzlich ab und erschreckte Sylvia heftig, indem er ihren Arm unversehens durch den seinen zog und kräftig an sich preßte.

„O Kind, Kind! Keinen Ehrgeiz! — Nein, freilich nicht, — was so ein Kind Ehrgeiz nennt, freilich nicht! . . .“

Es war ein Klang von leidenschaftlicher Energie mit einer Beimischung von mitleidiger Zärtlichkeit in seiner Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Wer macht die Mode?

Vortrag, gehalten im „Verein für Verbesserung der Frauenkleidung", von Gunda Beeg in Berlin.

Der Radicalismus, der sich so leicht an reformatorische Bestrebungen heranwagt, gefährdet auch unseren Verein, — er will mit der Mode aufräumen und vergißt ganz oder weiß nicht, daß die Kleidung ein historisch Gewordenes ist. Die Form, zu der sie sich entwickelt hat, besitzt ein Recht auf Dasein und Anerkennung und damit auf Schonung, denn die Mode ist ein Stück Menschheitsgeschichte. Darnach wäre unsere Frage: „Wer macht die Mode" bereits beantwortet; sie ist, sie existirt! Wenn wir trotzdem die Frage aufrecht erhalten, so wollen wir den Versuch machen, den Apparat zu erklären, deren die einzelnen Erscheinungen der Frauenmode in der Jetztzeit zu ihrer Entwicklung, Herstellung und Verbreitung bedürfen. Gerade die häufig gestellte Frage: „Wer macht eigentlich die Mode?" läßt erkennen, daß über den Ursprung der Mode noch recht unklare Begriffe herrschen. Viele haben die Vorstellung, daß irgendwo in der Welt, wahrscheinlich in dem bösen Paris, eine Art Halbgöttin ihr blumengeschmücktes Scepter schwingt, mit dem sie nach Willkür und Laune immer Neues hervorzaubert, das ihre Vasallen sofort in alle Winde tragen; andere glauben, daß in den Modenzeitungen die Mode nach eigenster Phantasie geschaffen wird. Wenige haben eine Vorstellung davon, wie complicirt der Apparat ist, wie viele Factoren zusammenwirken müssen, um neue Modeformen ins Leben zu rufen und ihnen den Weg bahnen. Das, was wir heute unter „Mode" verstehen, diese ununterbrochene Neugestaltung aller Dinge, die der Kulturmensch glaubt, zum Leben nöthig zu haben, die eine hoch entwickelte Industrie für das stets sich steigernde Luxus-Bedürfniß schafft, das ist international, ein großer Theil des gesammten Welthandels beruht darauf. Glück und Wohlergehen von Millionen Existenzen würden in Frage gestellt, wenn der Mechanismus einmal stockte, wenn nur in einer Saison, ja nur einen Monat lang nichts Neues auf den Weltmarkt gebracht würde. Nehmen wir an, wir deutschen Frauen wollten uns wirklich engherzig gegen neue Moden verschließen, weil sie zu uns etwa aus Frankreich oder England kommen, und wollten nur deutsches Fabrikat tragen, so erlitte damit der Welthandel einen schweren Stoß, Deutschland verlöre seine internationalen Handels-Beziehungen, und aus der ewig wechselnden, fruchtbringenden Mode würde sich sehr bald rückschreitend die Tracht, die Vorläuferin der Mode, entwickeln. Dies ist heute undenkbar und deshalb auch die Beschuldigung unbegründet, unser Verein strebe die Uniformirung der Frauen an. — Um nun unsere Frage: „Wer macht die Mode?" nur einigermaßen beantworten zu können, müssen wir sie in zwei Fragen gliedern: Wo wird die Mode gemacht, und wie wird die Mode gemacht?

Lange bevor die „Saison" beginnt, d. h. ehe der Bedarf an Garderobe für eine neue Jahreszeit vom großen Publicum gedeckt werden muß, sind in der ganzen civilisirten Welt eine Unzahl von Händen mit den Vorbereitungen beschäftigt. Der Ursprung neuer Muster und Formen ist meist auf Frankreich zurückzuführen; Lyon liefert aus seinen weltberühmten Seidenwebereien herrliche Stoffe, die häufig wieder als Vorlagen, oder doch wenigstens als Anregung dienen für die zahllosen Woll- und Baumwollen-Gewebe, die dann in Deutschland und England entstehen. Paris schafft Schnitt und Ausgestaltung der Kleidung und bildet deshalb thatsächlich den Mittelpunkt der gesammten Mode-Industrie. England macht ihm in neuerer Zeit für ein bestimmtes Toiletten-Genre Concurrenz; als das Vaterland jeder Art von Sport hat es naturgemäß die erste Stimme, wo es sich darum handelt, die geeignete Kleidung dafür zu finden. Die Oesterreicherin wieder besitzt eine so stark ausgeprägte Individualität, daß man auch von einer Wiener Mode sprechen kann, obwohl ihr Ursprung schließlich doch immer auf französischen Einfluß sich zurückführen läßt. Berlin endlich hat durch seine ausgedehnte Industrie bedeutende Einwirkung auf die eigentliche Confection gewonnen, d. h. auf all das, was die Frau als Straßenhülle trägt, als da sind: Mäntel, Paletots, Capes 2c., sodaß man mit Stolz heute sagen darf, es beherrscht auf diesem Gebiet den Welthandel. Somit ist gegenwärtig der Einfluß in Mode-Angelegenheiten ziemlich gleichmäßig auf die Centralen der mitteleuropäischen Großmächte vertheilt; — wenn Paris der Löwenantheil zufällt, so ist das eben in der Eigenart des romanischen Volkes begründet, dem Mutter Natur eine starke Phantasie und einen ausgeprägten Formensinn in die Wiege gelegt hat, das auch Geschick und Geschmack genug hat, um neue Ideen zu verwirklichen. Für die Französin ist die Toiletten-Frage eine Lebensaufgabe, der sich zu widmen ihr der größere allgemeine Wohlstand des Landes erlaubt, und nur durch alle diese zusammenwirkenden günstigen Umstände ist es möglich, die immer wachsende Riesenaufgabe, — die fortdauernde Versorgung der ganzen Welt mit ewig Neuem, — zu bewältigen.

Wie wird die Mode gemacht? Hierfür müssen alle Kräfte, die sich in den Dienst dieser Macht gestellt haben, in friedlicher Arbeit vereint zusammenwirken. Die zur Schaffung alles Neuen nöthige Phantasie wird in erster Reihe durch die Zeitströmung, den Zeitgeist beeinflußt, sodaß die Mode von jeher ein Spiegelbild ihrer Zeit war, andererseits der Zeit ihren Stempel aufdrückt. Blühen Handel und Gewerbe, herrscht Frieden bei den Völkern, so wird die Mode reichere, üppigere Formen annehmen, während gedrückte Verhältnisse naturgemäß hindernd auf die Entfaltung des Mode-Luxus wirken. Für jede Anregung von außen ist die Mode empfänglich, manches Zeitereigniß spiegelt sich in ihr wieder; fehlt ihr einmal der Impuls von außen, so greift sie wohl in ihr Archiv und holt Halbvergessenes hervor, es in der Neugestaltung nach Belieben modelnd. Auch einzelne Persönlichkeiten können oft mittelbar oder unmittelbar eine ganze Moderichtung beeinflussen. So giebt es z. B. eine noch heute nachwirkende Mode „Loïe Fuller", die ihre Entstehung jener Serpentine-Tänzerin verdankt, welche vor mehreren Jahren ihren Siegeszug durch Europa hielt. Die in ihren Gewändern wechselnden Licht-Effecte regten zur Wiederaufnahme der schon früher bekannten wunderbaren Changeant-Gewebe an, welche durch die erhöhte Leistungsfähigkeit der Textil-Industrie immer herrlicher in allen Regenbogenfarben schillerten. Auch die graziösen Fächerfalten und die in sogenannten Serpentine-Rundungen geschnittenen, faltigen Garnitur-Theile, ja, das einige Jahre die Welt beherrschende Cape verdanken indirect den wallenden Gewändern jener Loïe Fuller ihr Dasein. Es gab wohl Zeiten, wo einzelne Persönlichkeiten absolut die Mode regierten, so die schöne Kaiserin Eugenie. Heute kann es keine absolute Herrscherin im Reich der Mode mehr geben, ihre Unterthanen am Ende des Jahrhunderts lassen sich nur constitutionell regieren, sie wollen Sitz und Stimme im Rathe haben und ablehnen dürfen, was ihrem Geschmack widerspricht. So können die maßgebenden Kreise Vorschläge machen und vorlegen, der großen Menge bleibt es vorbehalten, sie anzunehmen oder zu verwerfen.

Um eine neue Modeform zu schaffen, müssen Fabrikanten und Schneider in Wechselbeziehungen treten, in erster Reihe giebt meist der Weber den Ton an, da er zuerst in Thätigkeit tritt. Neben möglichst verschiedenartiger Textur seiner Stoffe hat er immer neue Farben-Effecte und Musterungen zu erfinnen, wofür ein Heer von Zeichnern, — Künstler ersten Ranges in ihrem Fach, — das ganze Jahr hindurch beschäftigt werden. Außer dem Stoff verlangt eine Toilette Besatz-Material, das ihr erst das modegerechte Cachet giebt, Spitzen, Bänder, Passementerien, Knöpfe und dergl. Es mag ja nun sehr schwierig scheinen, diese Dinge in Uebereinstimmung zu bringen, aber erstens gehen die Moden meist so unmerklich in einander über, daß sich folgegerecht eins aus dem anderen entwickelt, andererseits werden stets vorerst nur Proben hergestellt. Das Material häuft sich nun in den tonangebenden Schneider-Ateliers, in den Welthäusern von Worth, Felix, Redfern, und wie die großen und kleinen Könige der Schneider alle heißen mögen, und hier werden die Wunderwerke der Schneiderkunst „creirt". Inzwischen eilen aus allen Theilen der Welt Fabrikanten und Schneider herbei, die sich die neuesten Modelle holen wollen. Vor diesem kritischen Fach-Publicum muß jetzt die Wirkung des Neugeschaffenen erprobt werden, von ihm hängt es in erster Reihe ab, ob eine Mode angenommen wird oder ins Nichts zurücksinkt, denn diese Leute haben ihr Publicum hinter sich, dessen Geschmack sie genau kennen. Für diejenigen ihrer „Créations", die nicht von vornherein von tonangebenden Damen der Gesellschaft bestellt sind, haben die Schneider ihre „Lanceusen" bereit, Damen, deren Aufgabe darin besteht, sich an möglichst belebten Orten in den neuen Toiletten zu zeigen. Hierzu sind vielfache Gelegenheiten geboten, vor allem an dem der Mode eigens gewidmeten „Vernissage"-Tag des Pariser Salon im Industrie-Palast, bei dem „Concours hippique", den großen Rennen, unter denen wieder der Tag des Grand-prix der maßgebendste ist. Ein wesentlicher Factor sind auch die Theater, wo beliebte Schauspielerinnen auftreten; die Toiletten einer Sarah Bernhardt, einer Réjane werden stets mit fieberhafter Spannung erwartet. Wie oft aber hängt das Wohl und Wehe einer Neuheit vom Zufall ab, — wer sie trägt, wie und wann sie getragen wird. Als ich im Ausstellungsjahr 1889 in Paris war, erlebte ich z. B. den überraschenden Erfolg der Pelz-Boa mit. Zwei Damen in hellen, duftigen Toiletten erschienen im warmen Sonnenschein auf einem der tonangebenden Rennen mit langen Pelz-Boas; das erregte solches Aufsehen, daß eine Woche später alles, was auf Beachtung Anspruch machte, Boas trug.

Gießkanne mit Malerei.

Haben nun die Neuheiten die Feuerprobe bestanden, glauben die Händler, sicher zu wissen, was durchschlagen wird, dann wandern die theuer erkauften Modelle in alle Welt, und nun erst beginnt im einzelnen die fieberhafte Thätigkeit der Vorbereitung für die nicht mehr ferne Saison. Die Moden-Zeitungen haben schon lange Fühlung mit den leitenden Kreisen gehabt und sorgen dafür, daß die neuen Vorlagen bis in die fernsten, entlegensten Winkel der Welt dringen; auf diese Weise können sie ebenso segensreich wie verderbend für den Geschmack wirken, denn die große Menge, die sich nicht durch den Anschauungs-Unterricht bilden kann, ist naturgemäß auf die Fachpresse angewiesen. Hier muß die Spreu vom Weizen geschieden und nur das Beste von der oft verwirrenden Fülle des Gebotenen vorgeführt werden.

Wir haben jetzt die Einflüsse kennen gelernt, die auf Schaffung, Ausgestaltung und Verbreitung der Mode einwirken; dieselben sind zum Theil, ja, wir müssen sagen, zum größeren Theil, materieller Natur, nur zum kleineren ideeller, dies nur, insofern sie in den Gesetzen der Aesthetik eine gewisse Norm haben. Ein Gesichtspunkt ist aber von der Mode bis jetzt kaum berücksichtigt worden, das ist der hygienische. Derselbe scheint auf den ersten Blick materiell zu sein, bedenken wir aber, daß er nicht bloß das Wohlbefinden des Einzelnen, sondern das von Familien, Generationen, ja des gesammten Menschengeschlechts in sich schließt, und daß die Gesundheit des Leibes auch die der Seele bedingt, so ist der hygienische Gesichtspunkt wesentlich der ideale, ja der höchste sittliche Gesichtspunkt.

Wir dürfen es stolz für uns in Anspruch nehmen, daß unsere Ziele der körperlichen und geistigen Veredelung des Menschengeschlechts gelten.

Wie haben wir uns nun zur Mode zu stellen? Nach dem Gesagten ist es sehr einfach: Wir müssen auf Erfindung, Ausgestaltung und Verbreitung der Mode bestimmenden Einfluß zu gewinnen suchen, wir müssen deshalb unsere Propaganda bis in die Kreise treiben, die wir als Ausgangspunkt der Mode kennen gelernt haben. Wir müssen fordern, daß sowohl die Stoffe, als vor allen Dingen die Formen der Kleidung sich mit den Gesetzen der Hygiene in Uebereinstimmung befinden, daß alles vermieden werde, was die Entwicklung des Körpers hemmen oder ihn gar verkümmern kann.

Allein, so wenig wir in Fragen der Mode abseits stehen und das Recht preisgeben dürfen, auf sie bestimmend einzuwirken, so wenig dürfen wir den Anspruch erheben, daß unsere „verbesserte Kleidung" etwa die Mode sei oder die Mode werden wollte. Die Reform-Kleidung soll, im Grunde genommen, nur die Grenzlinie bezeichnen, innerhalb deren sich die Mode zu halten hat, wenn sie die Gesetze der Natur und der Hygiene beachtet. Im übrigen hat sie volle Freiheit, sie braucht sich den Reichthum und die Kostbarkeit der Stoffe ebenso wenig zu versagen, wie den Glanz der Farben und die Mannigfaltigkeit der Formen. Das materielle Interesse der Roh-Production und Fabrikation, des Handels wird ebenso seine Rechnung finden, wie das mehr ästhetische der Formengebung, der Zusammenstellung und der Anordnung. Die Grundform, die wir dem Frauenkleide geben wollen, kann in der Hütte wie im Palast, von der Bürgerfrau wie von der Königin getragen werden. Nur Unverstand und böswillige Entstellung können von unseren Tendenzen eine Schädigung der Industrie oder Banausenthum und Geschmacklosigkeit erwarten. Unsere verbesserte Kleidung ist eine Form, aber keine todte, sondern eine lebendige, sie trägt den lebendigen Keim der Entwicklung in sich. Von ihr gilt Goethe's Urwort:

„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

V. L. in B. — Beim Shamponiren nach englischem Original-System wird der Trocken-Apparat nicht angewendet; er trocknet das Haar leicht zu sehr aus, sodaß es sich mehrere Tage schlecht frisiren läßt und oft die Ursache von Kopfschmerzen ist. Nach englischer Methode werden zuerst die gespaltenen Haarspitzen sorgfältig beschnitten, dann wird die Kopfhaut mit Philodermin-Pomade eingerieben, das Haar gekämmt und gebürstet; jetzt beginnt das eigentliche Shamponiren. Das Trocknen geschieht mittelst aus Band gestrickter Tücher so vollkommen, daß man das Haar nachher beliebig frisiren und brennen kann und eine Erkältung ausgeschlossen ist. J. Braun & Jacobi, Damen- und Herren-Friseure, Berlin SW, Friedrichstr. 24, haben die englische Methode in ihren Frisir-Salons eingeführt. Die Red.

Häusliche Kunst.

Gießkanne mit Malerei. — Ein ebenso hübsches wie zweckentsprechendes Geräth zur Blumenpflege ist die Gießkanne mit langem gebogenen Ausguß und kräftigem, gleichfalls hohem gebogenen Griff. Die viereckige Form mit angepaßtem kleinen Schutzdach, das vor unfreiwilligen Ueberschwemmungen sichert, dürfte vielen neu sein; einer im Malen geübten Hand bieten die gleich großen Seitenwände vier Felder, die sich im Zusammenhang oder einzeln leichter verzieren lassen, als die übliche runde Form der Gießkanne. An unserer Vorlage, die zu 17 cm Höhe oben 34 unten 48 cm Umfang mißt, ist der Grund stahlgrau von hell zu dunkel getönt und mit Zweigen aus naturgetreu wiedergegebenen Heckenrosen geschmückt. Je nach Gefallen lassen sich Grund wie Malerei mit Oel- oder Email-Farben (Horn und Frank) ausführen, — beide haften gleich gut auf der Metallfläche. E. F.

Untersetzer mit Kerbschnitt und ausgemaltem Holzbrand. — Für heiße Kannen oder Schüsseln, zum Schutze der Tischplatte bestimmt, sind die kleinen Untersetzer in der verschiedensten Ausführung käuflich, aber eigener Fleiß gestattet, nach Gefallen diese oder jene Technik zu wählen oder, wie hier, zwei einander ergänzende Techniken zu vereinigen. An der im Quadrat 16 cm großen Platte, für die man am besten Birnbaumholz wählt, da es die Naturfarbe behält und nur gewachst wird, ist der reichlich $2^1/_2$ cm breite Rand geschnitzt, während die innere Fläche mit dem Brennstift gemustert und die Musterung farbig ausgemalt erscheint. Die Schnitzarbeit begnügt sich mit einem einfachen Palmetten-Motiv, — in einander geschobene Halbkreise von ungefähr 5 cm Durchmesser; der Brennstift zeichnet zunächst ein auf die Spitze gestelltes Viereck und theilt dieses in knapp 2 cm große Quadrate, die kleine Blümchen füllen. Ein Zackenrand trennt die Mittelfläche von den Ecken, deren Musterung mit jener in der Mitte harmonirt. Von grünlich getöntem Grunde heben sich die rosa Blümchen gut ab; bei Anwendung einer weißen Holzplatte muß der geschnitzte Rand braun gebeizt und gewachst werden. E. F.

Untersetzer mit Kerbschnitt und ausgemaltem Holzbrand

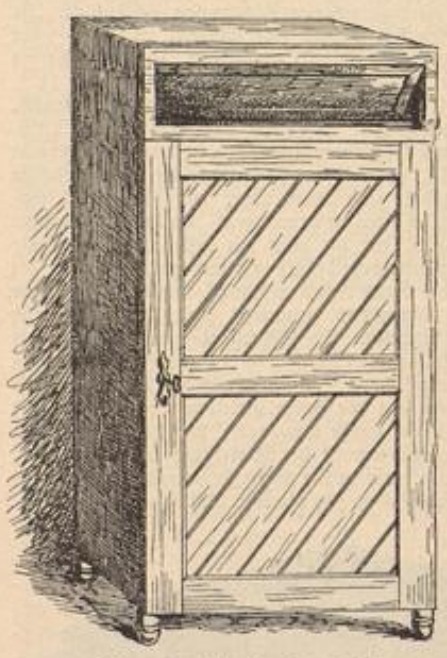
Fürs Haus.

Conserven-Gläser mit luftdichtem Verschluß „System Bösl". — Die Conserven-Gläser der Actien-Gesellschaft für Glas-Industrie, vormals Friedrich Siemens, in Dresden, mit dem bisher auf Bierflaschen u. dgl. angewendeten Deckelverschluß D. R. P. Nr. 58602 und 59915 werden mit dem Ventil D. R. P. Nr. 61211, System Bösl, ausgestattet, sodaß man die zu conservirenden Substanzen in verschlossenen Gläsern abkochen und zugleich darin aufbewahren kann, eine Methode, die besonders sichere Garantie für haltbare Conserven bietet. Das Ventil besteht aus einer Blechhülse, die innen durch ein Stückchen Gummirohr ausgefüllt und dem Deckel der Conserven-Gläser aufgelöthet ist. Durch den Deckel führt ein Bohrloch, das sich durch die Wandung der Blechhülse fortsetzt und durch das Stückchen Gummirohr verdeckt wird. Beim Kochen drückt der entstehende Wasserdampf durch das Bohrloch des Deckels und der Blechhülse auf das Gummischlauch-Stückchen und hebt die anliegende Wandung desselben so weit ab, daß der Dampf durch die beiden Enden der Blechhülse entweichen kann. Sobald der Dampfdruck im Innern der Gläser nachläßt, was bei Unterbrechen des Kochens der Fall ist, geht das Gummischlauch-Stückchen infolge seiner Elasticität von selbst wieder in seine ursprüngliche Lage zurück und verdeckt das Bohrloch der Blechhülse und des Deckels unter luftdichtem Abschluß. Die Zuverlässigkeit der Vorrichtung ist im hygienischen Institut der Kgl. Ludwigs-Maximilians-Universität in München geprüft. Alle Arten Conserven, Milch ꝛc., halten sich jahrelang in den Gläsern; sie vertragen die stärkste Erschütterung bei etwaigem Transport, denn das Ventil Bösl öffnet sich nie durch Zufälligkeiten. Die Gläser werden in verschiedenen Größen und Formen hergestellt und sind immer wieder verwendbar. (Siehe Bezugsquellen.) A. B.

Salz- oder Pfefferstreuer „Sauber". — Der Name des kleinen, von der Firma Becker & Marxhausen in Cassel in den Handel gebrachten Tischgeräthes kündet zugleich seinen größten Vorzug an: Salz und Pfeffer, die in offenen Gefäßen leicht verstaubt oder kraftlos werden, bleiben in dem 12 cm hohen geschliffenen Glasgefäß mit Schraubenhals völlig sauber und gewürzig. Den Verschluß des Glases bildet eine aufgeschraubte Kapsel aus Nickel mit oben angebrachter Mahlvorrichtung. Die letztere spendet bei jeder Umdrehung der seitlichen Griffscheibe das bei dieser Bewegung zerkleinerte Gewürz in geringer Menge, sodaß nie zuviel auf den Teller gelangen kann. E. S.

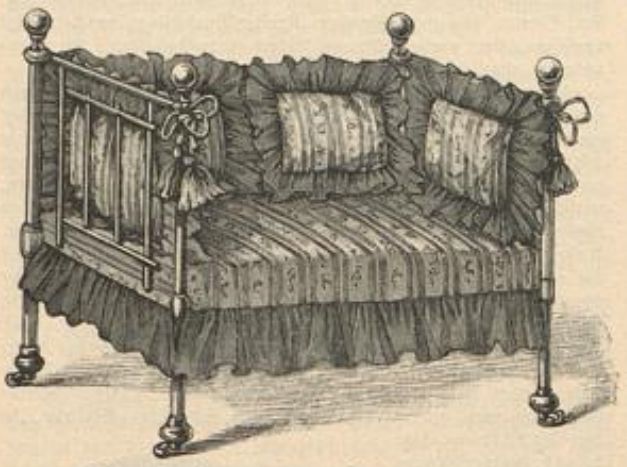
Bratpfannen-Untersatz. — Die ungleichmäßige Hitze, welche so viele Bratöfen entwickeln, — mag sie theils auf schlechte Bauart des Ofens, oder auf unverständiges Heizen desselben zurückzuführen sein, — verhindert gar zu häufig das Bereiten guter, saftiger Braten. Am meisten leiden die letzteren unter übermäßiger, direct ausstrahlender Unterhitze, dörren aus und brennen an. Mit Hülfe eines schmiedeeisernen, länglichen Rostes, der mit einer verstellbaren Vorrichtung in der Art von Jalousien versehen ist und der Bratpfanne als Untersatz dient, läßt sich durch Auf- oder Zuziehen der Vorrichtung die Hitze ganz nach Bedarf regeln und das Gelingen des Bratens sichern, zumal der erhöhte Stand der Pfanne eine von allen Seiten gleichmäßig auf den Braten einwirkende Hitze ermöglicht. Drei verschiedene Größen dieser Untersätze von 29, 34 und 43 cm Länge sind zum Preise von 2,00, 2,50 und 3,00 Mk. vorhanden. A. H.

Schrank mit Einschub für gebrauchte Wäsche. — In meiner Stadtwohnung fehlt mir ein besonderer Raum für unsaubere Wäsche, deshalb habe ich mir einen 120 cm hohen, 60 cm breiten Schrank dafür machen lassen. Ueber seiner Thür ist ein 15 cm breites bewegliches Brett mit zwei Charniren angeschraubt; durch diese nach innen sich öffnende Klappe schiebt man die unsaubere Wäsche, bis der Schrank gefüllt ist. Herausnehmen kann man die Wäsche natürlich nur, indem man die Thür aufschließt. Jede Hausfrau, die weiß, wie lästig es ist, für jedes Stückchen Wäsche den Behälter auf- und zuschließen zu müssen, wird meinen Schrank gewiß ebenso praktisch finden, wie ich selbst. A. L.



Schrank mit Einschub für gebrauchte Wäsche.

Bade-Apparate. — Ein Hinweis auf einzelne praktische Bade-Geräthe des Natur-Heilverfahrens, die nach neueren Methoden im häuslichen Gebrauch für Gesunderhaltung, Erstarkung und Erfrischung von Körper und Geist zur Anwendung kommen, dürfte vielen unserer Leserinnen von Interesse sein und ihnen zugleich Anregung geben, sich dieser gesundheitlichen Wohlthat in denkbar bequemster Form zu bedienen. Den vollkommensten Ersatz für alle Anwendungsformen des Kaltwasser-Bades, sei es als Brause-, Wellen-, Sitz-, Halb- oder Vollbad, bietet die schon öfters erwähnte und durch die Gewerbe-Ausstellung überall bekannte Wellenbad-Schaukel. Dieselbe wird in drei Größen angefertigt; der Preis für Ausführung in Zink beträgt 40, 44 und 46 Mk., für lackirte Wannen je 10 Mk. mehr. Verschiedenartige Zimmer-Brause-Apparate, die wegen ihrer abkühlenden oder hautreizenden Wirkung von besonderer Bedeutung für die Gesundheitspflege sind, kommen neuerdings vielfach in Anwendung. Die einfachste Form, die Regenbrause, besteht aus einem runden, an die Decke des Zimmers zu hängenden Eimer, oder einem halbrunden, an die Wand zu befestigenden Gefäß, die je mit Brause und Ventil versehen sind und zugleich an einem eisernen Halter den wasserdichten Vorhang tragen; letzterer schließt sich einer unterstellten flachen Stehwanne dicht an und verhindert das Durchdringen des Wassers nach außen. Brause-Eimer sind zum Preise von 7, 8 und 10 Mk., mit Vorhang für 24 und 27 Mk. käuflich. Eine noch ausgiebigere Wirkung als diese erzielen die mit einer Ober-, Seiten- und Unterbrause versehenen Apparate, welche nach neuester Bauart in Verbindung mit einer Sitz-Badewanne angefertigt und aus einem oberhalb befindlichen Bassin gespeist werden. Der Druck dieser Brausen ist jedoch immerhin noch gelinde genug, um jedes Bedenken wegen etwa zu stark wirkenden Wasserstrahles auszuschließen. Der zerlegbare Apparat, bestehend aus Zink-Sitzwanne mit Brause und Vorhang, zum Preise von 80 Mk., ist auf Reisen besonders brauchbar. Hier sei auch einer einfachen Kinder-Badewanne Erwähnung gethan,



Sitzmöbel aus einem Kinderbettchen.

die, mit verschließbarem Deckel und starkem Lederriemen versehen, zugleich als Reisekoffer dienen kann. Aus lackirtem Zink angefertigt, sind diese praktischen Wannen für 26 und 33 Mk. erhältlich. Der großen Bedeutung, welche ärztliche Autoritäten dem Dampfbad als natürlichem Heilmittel beimessen, nicht nur als ausgezeichnetem Verfahren zur methodischen Abhärtung des Körpers, sondern auch zur Erhaltung der Gesundheit und Verhütung von Krankheiten, danken wir eine andere Neuerung der Industrie, die Zimmer-Dampfbad-Apparate. Sie bestehen aus einem Zink-Bassin, zwei eisernen verstellbaren Stützen, einem Mantel aus dampfdichtem Segeltuch mit Halskrause, einem kleinen Dampf-Erzeuger mit Spiritus-Lampe und einem Holztritt nebst Sessel. Alle Theile sind zerlegt bequem im Bassin unterzubringen. Sie werden verschiedentlich benutzt. Beim Vollbad des ganzen Körpers schließt der cylinderförmige Mantel bis zum Halse fest, beim Halbbad des Unterkörpers umspannt er nur die Gürtellinie, während er beim Fußbade etwa in Schenkelmitte endigt. Der Preis eines Dampfbad-Apparates in einfacher Ausführung beträgt 45 Mk. Der hierzu gehörige Dampf-Erzeuger mit Réchaud aus Eisenblech, Kessel, Verbindungsrohr und Spiritus-Lampe aus polirtem Messing ist auch einzeln für 10 Mk. zu beziehen und leistet als Dampfbrause bei Krampf- und Schmerzanfällen einzelner Glieder und Gelenke vorzügliche Dienste. Er dient außerdem dazu, beliebige Körperstellen durch Einwirkung des Dampfes einer darauf folgenden elektrischen oder Massage-Kur leicht zugänglich zu machen. Gleichfalls als Apparate der natürlichen Heil-Methode sind auch die theils mit Wasser, theils mit Dampf benutzbaren Kopf-, Arm- und Fuß-Badewannen zu nennen, sowie all die verschiedenen Geräthe, welche für Uebergießungen nach Kneipp'scher Methode gebraucht werden; hierzu gehörig auch eine große $7^1/_2$ l fassende Gießkanne aus Zink zum Preise von 4 Mk. A. H.

Küche.

Noch einmal Thüringer Kartoffelklöße. — Im Leserkreise der Nr. vom 1/9 96 wurde ein Recept zu Thüringer Kartoffelklößen angegeben, welches der Art, wie die sogenannten „rohen Klöße" im Thüringerwald gemacht werden, nicht ganz entspricht. Einige kleine Verschiedenheiten laufen in der Zubereitung der Klöße allerdings unter, aber die ursprünglichste und einfachste Art ist folgende: Die am Abend vorher geschälten Kartoffeln läßt man, nachdem sie gewaschen, während der Nacht im Wasser stehen. Am nächsten Tage werden $^1/_3$ der Kartoffeln in kleine Stückchen geschnitten und mit Salz in Wasser zu einem dickflüssigen Brei gekocht, die anderen Kartoffeln werden auf dem Reibeisen in etwas lauwarmes Wasser gerieben und dann in einem Sack unter der Presse ganz trocken ausgepreßt. Man muß die Presse möglichst fest schrauben, da sonst die Kartoffeln roth werden und die Farbe der Klöße leidet. Die Flüssigkeit fängt man in einer Schüssel auf und gießt sie nach ungefähr 10 Minuten vorsichtig ab. Die Stärke, die sich gesetzt hat, und die ausgepreßten Kartoffeln mischt man mit einer Handvoll Salz gut durcheinander und übergießt sie mit dem durch und durch kochenden Brei. Die Mischung muß möglichst schnell durchgerührt werden, da der Brei brühen muß. Aus diesem Teig formt man Klöße, in deren Mitte man in Butter braun geröstete Semmelbröckchen thut. Die Klöße werden in sprudelnd kochendes Wasser gelegt. Wenn der Teig richtig gebrüht ist, brauchen die Klöße nicht zu kochen, ist er jedoch dünn, so müssen sie ein paar Mal aufkochen. Ehe man den Teig zu Klößen formt, muß man die Hände in kaltes Wasser tauchen, damit er nicht daran hängen bleibt. Die Klöße werden je nach der Jahreszeit zu Rinder-, Pökel-, Schweine- und Gänsebraten gegessen. Die armen Bewohner des Waldes essen sie meistens nur mit einer sauren oder Petersilien-Sauce ohne Fleisch. In Scheiben geschnitten und in Butter aufgebacken schmecken die Klöße auch sehr gut. Wer sich für den Ursprung der rohen Klöße interessirt, lese einmal Rudolf Baumbach's „Krug und Tintenfaß". Eine aus dem Lande der echten Thüringer Kartoffelklöße.

Eis à la Pückler. — 1 l Vanille-Schlagsahne wird in drei Theile getheilt. Den einen Theil vermischt man mit 100 g zerbröckelten, bitteren Macronen; dem andern Theile setzt man etwas Maraschino zu und färbt ihn roth mit Cochenille oder Alkermes-Saft; in den dritten Theil giebt man etwas aufgelöste Chokolade. Nun füllt man, mit den verschiedenen Farben abwechselnd, die Sahne löffelweise in eine Eisform, fährt mit einer weitzinkigen Bratengabel einige Mal leicht durch die Masse, damit sie wie marmorirt erscheint, und läßt sie, in Eis vergraben, in 2 bis 3 Stunden gefrieren. Man reicht kleine Waffeln dazu. A. H.

Marianne G., Wien I. — Blumenkohl als Pickles. — 2 g gestoßener Cayenne-Pfeffer, 40 g gestoßener weißer Senf, 15 g Curkuma und 35 g Salz werden in 1 l lauwarmem Essig klar gerührt, die Mischung gut verschlossen an einen warmen Ort gestellt und häufig umgeschüttelt. Nach 2 bis 3 Wochen gießt man diese Pickles-Sauce über den zertheilten und in stark gesalzenem Essigwasser einmal aufgekochten Blumenkohl und bewahrt die Pickles, fest mit Blase überbunden, in Steinkruken auf. A. H.

Zimmereinrichtung.

Sitzmöbel aus einem Kinderbettchen. — Als ich kürzlich beim Umzug meine Rumpelkammer einer Durchsicht unterwarf, fand ich dort wohlverdeckt ein altes Kinderbettchen, in dem einst meine sämmtlichen Geschwister, ich selbst und schließlich meine Kinder geschlafen haben. Es war ein schwarz lackirtes hölzernes Gitterbettchen von 65 cm Breite und 122 cm Länge bei 42 cm Sitzhöhe, mit Gitterwänden von 29 cm Höhe, hübsch gedrechselten Beinen, ganz guter Sprungfeder-Matratze und mit Betthimmel. Aus Pietät war dasselbe immer überallhin mitgeschleppt worden, und alter lieber Erinnerungen wegen konnte ich mich auch jetzt nicht entschließen, es fortzugeben, sondern versuchte, es in anderer Weise nutzbar zu machen. Ich ließ mir zunächst vom Schreiner die Stange des Betthimmels und eine Längswand absägen, dann besorgte ich mir grünen englischen Aspinall-Lack und überzog das Gestell sorgfältig damit, ferner ließ ich vom Tapezier die Sprungfeder-Matratze frisch aufpolstern und bezog selbst den Sitz mit einer hübschen, in den Farben passenden Cretonne, die ich vorn mit goldenen Ziernägeln befestigte. Für die Rücklehne nähte ich zwei 50 cm große quadratische Kissen, für die Seiten zwei kleinere von 32 cm, füllte sie, um ihnen besseren Halt zu geben, mit Federn und Werg so fest wie möglich, überzog sie mit Cretonne und umrandete sie mit einem 12 cm, resp. 8 cm breiten grünseidenen Volant. Die großen Kissen wurden an der Rückwand, die beiden kleineren gegen die Seiten befestigt und vorn an den Eckpfosten mit einer hübschen, zu Cretonne und Seide passenden Quasten-Schnur befestigt. Auf diese Weise war ein Miniatur-Sopha als behagliches Plaudereckchen geschaffen, das nicht allein durch seine originelle Herkunft, sondern auch durch seine Ausstattung viel Beifall fand. Um den Plauderwinkel zu vervollständigen, lackirte ich zwei gewöhnliche Weidenstühle mit bequemen Seiten- und Rückenlehnen, wie sie jeder Korbmacher anfertigt, grün, versah auch sie mit denselben Kissen wie das Sopha, nagelte Pompon-Franse um den Sitz und befestigte ein Pompon, Schnur oder Quaste, wo es sich geschmackvoll anbringen ließ. Den Aspinall-Lack bezog ich nach Bestellung und Durchsicht der Farben-Scala von Emil Meyer, Bonn, Ecke Viehmarkt. Gertrud.

Allgemeines.

Doppeltasche; Behälter für Fußbänkchen ꝛc. — Auf einer längeren Bahnfahrt entbehrt man oft schmerzlich eine Stütze

Doppeltasche; Behälter für Fußbänkchen ꝛc.

für die Füße, und Plaid-Rolle, Hutschachtel oder andere, ebenso ungeeignete Gegenstände müssen wohl oder übel die Fußbank ersetzen, — meist zu ihrem eigenen Schaden. Meine Erfindung, — ein durch Kreuzverschnürung verbundenes Doppelsäckchen aus lila Sammet mit leichter Stickerei, deren eines ein zierliches zusammenlegbares Fußbänkchen, das andere Flacon, Taschentuch, Brille, neben anderen Kleinigkeiten aufnimmt, — hat sich bisher bei sonntäglichen Kirchenbesuchen als unentbehrlich erwiesen; kürzlich begleitete es mich auch auf die Reise, und ich bin sehr entzückt von der Bequemlichkeit, die ich mir durch das Fußbänkchen schaffen konnte! Mit Brandmalerei oder Kerbschnitt läßt sich das Bänkchen sehr hübsch verzieren; den Ausputz der Taschen übernehmen Pompons; Seidenband dient als Träger. E. S.

Plaid-Hülle als Bonbonnière. — Nach der hübschen Plaid-Hülle im technischen Theil der Nummer vom 1/5 96 fertigte ich, außer einer großen, eine entsprechend kleinere von 18 cm Höhe zu 20 cm Breite, Ueberschlag und Zuschlag eingerechnet, die seither als Bonbonnière bereits mehrere Reisen mitgemacht hat. Die Riemen imitirte ich aus gelben Wachsleinwand-Streifchen. Beide Hüllen, zugleich an Mutter und Tochter überreicht, fanden großen Beifall.

Alte Abonnentin in München.

Bezugsquellen: Gießkanne: Verein „Bienenkorb", W, Lützowstr. 73. — Conserven-Gläser nebst Auskochtopf dazu: Albert Lindner, München, Schützenstr. 5. — Wellenbad-Schaukel: Moosdorf & Hochhäusler, S, Kommandantenstr. 60; alle andern Bade-Vorrichtungen und Bratpfannen-Untersatz: J. Ravené Söhne, C, Stralauerstr. 28/29.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 13. III. 1. Juli 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(6. Fortsetzung.)

Pardon!“ entschuldigte er sich gleich darauf lächelnd und gab den Arm, der sich aus dem seinen zu lösen suchte, frei. „Sie müssen mir schon verzeihen, wenn ich hie und da die bewußte ‚große Dame‘ vergesse! Mir dürfen Sie das nachsehen, Sylvia, auf meine Verantwortung hin. Die anderen mögen nur immer hübsch manierlich sein, ich möchte es ihnen nicht anders rathen, aber ich, — ich bin ja nur der Ferdinand; als Salon-Mensch von jeher hoffnungslos, nicht wahr? Das heißt: wenn es sein muß . . . Sie würden staunen, meiner Seel', der complete Gentleman! Aber ich muß nicht, nicht wahr? Ihnen gegenüber nicht? . . . Wozu wären wir auch ein paar so alte Freunde?“

Sie standen schon in der Johannesgasse, vor dem Thore des Hauses, in welchem Professor Schmidtbauer wohnte, als Ferdinand Weiler diese Worte sprach, und die Hand, die er ihr entgegenstreckte, bot ihr zugleich den Abschiedsgruß. Wärmer, als sie selbst wußte, erwiderte Sylvia deren Druck; die reizbare Verstimmung, die sie vorhin angewandelt hatte, hielt nicht stand vor diesem treuherzigen Ton, vor diesen warmen Augen.

Um die Mundwinkel und zwischen Unterlippe und Kinn trat noch deutlicher als vorhin jener eigensinnig schmollende und dabei doch weiche Zug, der dem Kinde eigen gewesen war und nun dem Antlitze der Vollerblühten einen Widerschein von Kindlichkeit verlieh. Sie sprach es nicht aus, das altgewohnte: „Du garstiger Bub', Du!“ —, das er von der kleinen Sylvia so oft zu hören bekam, wenn er sie wieder einmal gezwungen hatte, ihm den Willen zu thun, aber er las es deutlich von diesem trotzigen Mund, aus diesen halb lächelnden, halb drohenden, ein wenig feuchtschimmernden Augen.

Als Sylvia den ersten Treppenabsatz hinter sich hatte, lief er ihr nach, immer zwei Stufen zugleich überspringend.

„Nächsten Sonntag brauchen Sie nicht auf mich zu warten, Sylvia! Ueberhaupt dürfte ich die nächsten vierzehn Tage kaum abkommen können: ich bin jetzt immer bis in die sinkende Nacht mit Arbeit überhäuft! Sobald ich kann, lasse ich es Sie früher wissen, und Sie bleiben dann zu Hause, ja?“

An ihrer Zustimmung zweifelte er offenbar nicht, denn er wartete nicht einmal ein Kopfnicken ab, sondern sprang eilig, wie er gekommen, wieder die Stufen hinab. Unten angelangt, lüftete er noch leicht den Hut und winkte grüßend mit der Rechten; dann verschwand er unter dem Hausthore.

X.

Auf den Patronessen-Listen der großen Wohlthätigkeitsbälle Wiens war Gräfin Vichéry's Name keine Seltenheit; mit ihrer Anwesenheit beehrte die Ex-Oberstthofmeisterin aber alljährlich nur eines dieser Feste, denn sie war keine Freundin von „Damen-Aufmärschen in Parade-Schritt vor Sr. Majestät dem Philisterthum“, wie sie es nannte. Heuer war die Reihe an dem Industriellen-Balle, und zwar opferte sich die Gräfin dieses Mal mit geringerer Selbstüberwindung als sonst, weil sie auch den Zweck damit verband, ihrem Schützling eine Freude zu machen.

Sylvia freute sich auf den Abend mit der prickelnden Tanzlust ihrer achtzehn Jahre, mit der ganzen Ichfreude ihrer Schönheit. Die naive Putzsucht der Weltkinder erwachte in ihr bei dem Anblicke des kunstvollen Gebildes aus weißem Atlas, aus Silberstickerei und Spitzen, das Gräfin Vichéry, ohne nach dem Preise auch nur zu fragen, in einem der ersten Ateliers für sie hatte zusammenstellen lassen, und als Sylvia vor dem Spiegel saß und der „Haarkünstler“ mit Bürste und Welleisen ihr Haar „discret“ zu bearbeiten anfing, pochte das Herz der zu Schmückenden nicht nur in freudiger Erwartung, sondern auch in eitelm Ausgenießen dieses Augenblicks.

Etwa eine Stunde später, ehe Sylvia in dem an das Ankleidezimmer stoßenden Boudoir die schimmernde Ball-Robe durch den warmen Burnus verhüllte, wurde dem Dienst-Personal die Erlaubniß ertheilt, die Baronesse anstaunen zu dürfen, und neugierige Mädchengesichter lugten über die Schwelle.

„Darf etwas Männliches auch schon herein?“ fragte in diesem Augenblick Vichéry, der soeben aus seinen im anderen Flügel liegenden Appartements eingetroffen war, um die Damen abzuholen.

„Ja, ja, komm' nur, Du darfst uns beide bewundern!“ rief die Oberstthofmeisterin und reichte dem Sohne lächelnd die Hand zum Kusse.

Den Gruß des jungen Mannes erwidernd, senkte Sylvia erröthend die Lider. Seit kurzem befand sie sich Vichéry gegenüber in einer eigenthümlichen Verwirrung. Schon öfter war sie, ohne unhöflich zu scheinen, durch eine geschickte Wendung, durch eine kleine seitliche Neigung des Hauptes seinen Blicken ausgewichen, die sie belästigten, ohne daß sie sich dadurch beleidigt fühlen konnte, da sie, von zudringlicher Bewunderung weit entfernt, bloß lebhafter, ausdrucksvoller waren als früher. Aber, sie mochte sich sagen, was sie wollte: kaum fühlte sie diese Blicke auf sich ruhen, so legte es sich ihr um Brust und Herz wie ein beengender Gürtel.

Und doch wirkte auch auf die Baronesse, wie auf jede Evastochter, das Bewußtsein zu gefallen wie eine belebende Sonne, und als das mild vornehme Licht der Redouten-Säle hell auf sie herniederstrahlte, und nicht ein, sondern Hunderte von männlichen und weiblichen Augenpaaren in offenkundiger Schmeichelei ihr Antlitz, ihre Gestalt, ihre Toilette umkosten, da erhöhte jedes bewundernde Lächeln den Glanz ihrer Augen, da steigerte jeder Blick die Anmuth ihres Ganges. Es will viel heißen, von den „Sternen“, die ein großes Wiener Ballfest vereinigt, nicht überstrahlt zu werden; der Glanz mancher Schönheit verblaßt in dem allgemeinen Geflimmer, und geschickt in Scene gesetzte Scheinreize triumphiren oft über die edelsten Linien.

An diesem Abend aber reichten die meisten doch Sylvia die Palme. Selbst das galante Kerzenlicht konnte es nicht hindern, daß der künstliche Rosenschmuck auf den Wangen mancher anerkannten Beauté neben der natürlichen zarten Frische ihres Antlitzes erbleichte, und wenn auch vielleicht das lebhaftere Mienen- und Augenspiel einiger Vielumworbener deren Verehrern mehr amüsante Abwechslung bot, so war doch auch Sylvia, trotz ihrer ruhigen Haltung, kein Bild ohne Gnade; weit eher erschien sie wie eine Verkörperung des Lenzes, der lächelnd und mühelos seine Blüthen über die Erde streut.

Gräfin Vichéry war ersucht worden, die Baronesse an dem Damen-Spalier theilnehmen zu lassen, durch das die höchsten Herrschaften ihren Weg nehmen sollten, und sie hatte auf einen bittenden Blick ihres Schützlings, der in dieser Weise den Hof am besten zu sehen hoffte, mit einem gnädigen Nicken ihre Einwilligung gegeben; sie selbst mußte sich in ihrer Eigenschaft als Lady Patroneß auf die Estrade begeben, wo Erzherzogin Maria Theresia in Stellvertretung der Kaiserin Cercle halten sollte.

Der Arrangeur des Spaliers ließ Baronesse Merchetti an der Biegung, nahe der Estrade, Stellung nehmen; es war ein besonders günstiger Punkt, sowohl um gesehen zu werden, wodurch die Absicht des Comité-Mitgliedes, als um zu sehen, wodurch der Wunsch Sylvia's in Erfüllung ging, die während der feierlichen letzten Viertelstunde vor Eintreffen des Hofes ganz eine Beute jener erwartungsvollen Aufregung war, die bei diesem Anlasse alle Ball-Novizen Wiens erfüllt.

Bei der bekannten Pünktlichkeit des Kaisers erwartete man den großen Moment seines Erscheinens in längstens zehn Minuten, als Sylvia durch ein neuerliches Schwanken der bereits zur Ruhe gekommenen Menge hinter ihrem Rücken bewogen wurde, den Kopf zu wenden. Ein alter Herr, der bisher in der zweiten Reihe, etwas zu ihrer Rechten, gestanden hatte, war zur Seite geschoben worden, und Sylvia's mißbilligender Blick, der dem ruhestörenden Eindringling galt, begegnete den lachenden Augen Ferdinand Weiler's.

„Ein Feind mehr!“ flüsterte er, nach dem Verdrängten schielend, nur für Sylvia verständlich. „Ohne ein bissel Rücksichtslosigkeit kommt man heutzutage leider nirgends durch . . . Ich sah Sie schon bei Ihrem Eintritt,“ fügte er dann etwas lauter hinzu, „brauchte aber so lange, um mich bis zu Ihnen durchzuschlängeln.“

Sylvia fand nicht gleich ein Wort der Begrüßung. Sie war sehr überrascht, den Jugendfreund hier zu finden, und ihre erste Empfindung war freudiger Schreck.

„Sie gehen auch auf Bälle?“ fragte sie endlich. „Ich dachte, Sie hätten gar so viel zu thun.“

Er hing lächelnd an ihren Lippen, wie damals auf der Straße.

„Weil ich noch nicht kam, meinen Sie?“ fragte er leise. Seine Stimme klang sehr sanft. „Nun, dann im Vertrauen gesagt: ich wäre auch heute nicht da, wenn ich nicht müßte. Ich konnte mich nicht herauswinden; die Töchter eines Professors sind hier, dem ich viel Freundliches verdanke; die muß ich ein paarmal abtanzen, da hilft kein Gott! Es kam mir höchst ungelegen, und ich kroch nicht wenig fluchend in diesen »Affenjanker«,“ — er wies auf seinen Frack, in dem sich sein breiter Rücken offenbar nicht behaglich fühlte. „Jetzt aber habe ich mich mit meinem Schicksal ausgesöhnt.“ Er brach ab, und nur die Augen, welche liebkosend an der Erscheinung des jungen Mädchens hingen, sagten, wie sehr er sich freue, Sylvia wiederzusehen, und wie sehr sie ihm gefiel.

„Sind die Töchter Ihres Professors so hübsch?“ fragte Sylvia, und jetzt lachte auch aus ihren Augen und spielte um ihre Lippen der Schelm.

„Warte, kleine Schlange!“ dachte Ferdinand und wollte eben beginnen: „Gewiß, ganz allerliebste Mädchen!“ als das Nahen des Hofes und die damit verbundene Bewegung in den Reihen des anmuthigen Spaliers ihm das Wort abschnitt.

Als der Zug vorüber war und die Mädchenreihe sich zu lösen begann, wendete sich Ferdinand an Sylvia mit der Frage: „Mit wem sind Sie hier? Mit den Schmidtbauer'schen Damen?“

Die rasch verflogene Verlegenheit des ersten Augenblicks, als Ferdinand so unvermuthet vor ihr aufgetaucht war, regte sich wieder in Sylvia's Brust. Sie hätte die Ursache nicht anzugeben vermocht, aber es war ihr kaum minder peinlich, dem jungen Mann über ihr Verhältniß zur Oberstthofmeisterin, als der Gräfin über ihre Freundschaft zu dem Sohne des ehemaligen Wildecker Dorfarztes Auskunft geben zu müssen.

„Nein, die Professorin ist nicht hier,“ erwiderte sie ausweichend. „Ich bin mit andern Bekannten gekommen.“

Ferdinand wollte sich eben erbieten, Sylvia an ihren Platz zu führen, als ein anderer sich vor der Baronesse verneigte und, als verstehe sich das von selbst, den Arm des Mädchens in den seinen legte.

„Ich suche Sie schon eine Ewigkeit, Baronesse,“ sagte Max Vichéry in seinem schleppendsten Tone. „Ein unerhörtes Arrangement, die Damen derart zu isoliren! Ich hatte mir fest vorgenommen, mich in Ihrer Nähe zu halten, wurde aber unglücklicherweise von dem alten Schwätzer Bertenyi angesprochen, und als ich mich endlich losreißen konnte, waren Sie meinen Augen entschwunden.“

Bei diesen Worten streifte Vichéry die Gestalt des jungen Arztes mit einem zwinkernden Blick; hatte nicht soeben Sylvia mit diesem Fremden einige Worte gewechselt?

„Der Zufall war mir günstig; ich war nicht allein,“ sagte Sylvia, welche die Nothwendigkeit einsah, die Situation zu erklären, und der die Nähe des Grafen ihre Weltdamen-Haltung vollkommen wiedergegeben hatte. „Doctor Weiler, ein alter Bekannter aus Wildeck . . . Graf Vichéry . . .“

Die beiden jungen Männer verbeugten sich schweigend. Gleich darauf ertönten die Geigenstriche des ersten Walzers, und Sylvia wirbelte mit Vichéry, der sich bereits während der Fahrt die erste Tour gesichert hatte, von dannen.

Auch bei der Quadrille, die bald auf den Rundtanz folgte, war Vichéry an der Seite der Baronesse, und während dieser ganzen Zeit wurde Sylvia das sonderbar beengende Gefühl nicht los, das die Nähe des jungen Mannes ihr jetzt immer verursachte. Bei alledem freute es sie aber doch, daß der Graf sie so auffällig auszeichnete, und es that ihr wohl, dem exclusiven Winkel anzugehören, den sich einige aristokratische Paare in aller Eile gebildet hatten, um von der auf diesem Bürgerfeste in überwiegender Anzahl vertretenen nicht blaublütigen Menge möglichst abgesondert zu bleiben.

Nach der Quadrille trat Ferdinand ihr entgegen.

„Darf ich um den nächsten Walzer bitten?“ fragte er, sich verneigend. Sylvia reichte ihm die Tanzkarte. Wer sie eben noch an Vichéry's Seite gesehen hatte, hätte in Zweifel gerathen können, ob das auch dasselbe Mädchen sei. Sie war jäh erröthet und hatte etwas von der unsicher freudigen Haltung eines Backfischchens an sich, das zum ersten Male zum Tanze geholt wird.

Ferdinand schien es nicht zu bemerken; er war ernster als vorhin, und als die Musik anhob, legte er schweigend den Arm um ihre Mitte. — Es waren die wiegenden Töne der „Rosen aus dem Süden“, und Sylvia flog bei deren Klängen hin, wie im Traum. Der junge Mann hielt sie fest und drehte sich anfangs langsam, dann immer schneller und schneller mit ihr im Kreise. Er tanzte gut: man flog dahin, ohne daß man eine Anstrengung spürte; es war, als nehme er die Mühe der Bewegung halb auf seine starken Schultern.

Sylvia schloß die Augen und ließ sich von ihm führen, wie er wollte. Daß sie im Ballsaale war, hatte sie fast vergessen, und daß vor und neben ihr andere ebenso umschlungen dahinjagten wie sie, störte sie nicht in ihren träumerischen Erinnerungen, von denen sie sich halb bewußt, halb willenlos umspinnen ließ.

Plötzlich mäßigte Ferdinand das Tempo und sagte im Tone leisen Vorwurfs: „Sie leben seit einiger Zeit also fast ganz im Hause Vichéry? Wie kommt es, daß mir in Wildeck nichts davon erzählt wurde, und daß auch Sie selbst mir gegenüber keine Erwähnung davon machten?“

Sylvia warf das Haupt in den Nacken. War er ihr Vormund, daß er Rechenschaft von ihr verlangen durfte? War sie nicht frei, zu thun, was sie wollte?

Dennoch begann ihr Herz, unruhig zu klopfen. Ohne daß sie sich's gestand, hatte sie diesen Augenblick gefürchtet, seit sie den jungen Mann bei Rodeck wiedergesehen hatte.

„Daß Sie in Wildeck nichts davon erfuhren, ist Zufall, denn meine Verwandten wissen es und sind damit einverstanden,“ sagte sie, so kühl sie es zuwege brachte.

„Auch Graf Kromer?“ fragte Ferdinand, ohne sich durch ihren abweisenden Ton beirren zu lassen.

„Auch er,“ versetzte Sylvia. Ihr Mund nahm einen schmollenden Ausdruck an. „Die Gräfin selbst hat ihm neulich geschrieben, nach Budapest, wo er sich jetzt wegen der Delegations-Sitzungen befindet.“

Ferdinand Weiler erwiderte kein Wort. Das junge Mädchen fühlte, daß er sie fester umfaßte als bisher. Einige Secunden flogen sie schweigend durch den Saal.

„Entschuldigen Sie,“ sagte Sylvia plötzlich, ihre Athemlosigkeit übertreibend. Sie wollte nicht weiter tanzen.

Der Doctor ließ ihre Taille los und reichte ihr den Arm. Die ganze Länge des Saales mußte durchschritten werden, um zu dem Stiftsfräulein zu gelangen. Es war ein beschwerliches Vorwärtsdrängen hinter den Reihen der Tanzenden, und als eine leere Fensternische erreicht war, blieben beide aufathmend stehen und zögerten, abermals die vor ihnen sich stauende Menge zu durchbrechen. Das Mädchen löste den Arm aus dem seines Begleiters.

„Sylvia,“ sagte der junge Mann in diesem Augenblick leise. „Erlauben Sie mir ein Wort, mir, Ihrem Freunde!“

Seine Stimme klang weich und zugleich fest.

Die Baronesse sah nicht auf. Sie preßte die Lippen fest auf einander, und ein Gefühl von Feindseligkeit erfüllte ihre Brust. Sie runzelte die Brauen. Er verkannte offenbar seine Stellung ihr gegenüber, und sie suchte nach dem passendsten Wort, ihm einen Wink zu geben, damit er das erkenne. Doch er kam ihr zuvor.

„Es war nicht meine Absicht, jetzt schon zu sprechen,“ sagte er, ehe sie ihr Wort gefunden hatte, „aber ich sehe: in diesem Fall ist es vorzeitig just an der rechten Zeit, den Mund aufzuthun.“

Eine Bewegung Sylvia's mochte die Befürchtung in ihm erwecken, daß sie ihn unterbrechen wolle, aber sie schwieg, und er fuhr rascher als bisher fort.

„Hier ist nicht der Ort, viele Worte zu machen, aber Eines muß ich durchaus heute noch sagen, und weil die Gelegenheit eben günstig ist, so soll es jetzt geschehen. Ich lasse nicht gern einen Augenblick ungenützt verstreichen, wenn Gefahr im Verzuge ist, das kennen Sie an mir von früher, nicht wahr? Und ebenso,“ fuhr er langsam fort, „ebenso wissen Sie, was Sie mir immer gewesen sind, Sylvia . . . .“

Das junge Mädchen regte sich nicht. Vor ihren Ohren fing es an zu rauschen und zu summen.

„Es bedarf keines Wortes von Ihrer Seite,“ fuhr der junge Mann, unbeirrt durch ihr Schweigen, fort. „Selbst wenn Sie leugnen wollten, wüßte ich doch, daß Sie auch jetzt, in diesem Augenblick, sicherer als ich es Ihnen je betheuren könnte, fühlen, was Sie mir sind.“

Er machte eine kurze Pause und trat, einem tanzenden Paare ausweichend, einen Schritt weiter gegen die Fensternische vor, wo Sylvia stand, und zu der er den Eingang versperrte.

„Wenn Sie mir fremd wären, Sylvia, und ich sähe Sie in dem Kreise, wo ich Sie heute find', so würde ich nur denken: ‚Sie paßt hinein, obwohl ihre Mutter eine Bürgerliche war und sie unter dem plumpen Dach einer ländlichen Meierei aufgewachsen ist und einen plumpen Dorfjungen zum Spielgefährten hatte'. Also ich wiederhole: von diesem Standpunkt betrachtet, ist alles in schönster Ordnung, und ich würde jeden einen Narren schelten, der Sie daran hindern wollte, in diesem Erdreich feste Wurzeln zu fassen. Warum auch nicht? Vielleicht, weil es mir weh thut? Das ist kein Grund, das seh' ich ein,

Strand-Toilette für junge Damen. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

und Sie hätten ganz recht zu denken: „Ja, was geht das mich an? Ist es meine Schuld?“

So bitter die Worte selbst klangen, in seiner Stimme war keine Spur von Bitterkeit; sie war ganz ruhig. Bewegter schien sie bei den folgenden Sätzen, aber noch immer fest.

„Ich habe gesagt, daß Sie wohl ahnen, was Sie mir sind, Sylvia, ob Sie Sich aber auch klar darüber sind, was ich Ihnen sein könnte, das ist eine Frage. Wissen Sie auch gewiß, daß nicht auch Sie meiner bedürfen? Das klingt kühn, nicht wahr? Aber nur ruhig: ich bin kein eitler Thor und weiß, warum ich so spreche. Sie haben mich neulich gefragt, ob ich keinen Ehrgeiz habe? Ich mußte lachen und verlor kein Wort darüber. Ich dachte nur: ‚Du wirst mich schon verstehen, wenn die Zeit kommt. Warte nur, Kind!‘ Und das glaub' ich auch jetzt, bin fest davon überzeugt. Ich müßte mich sehr in Ihnen täuschen, von jeher in Ihnen getäuscht haben, Sylvia, wenn es anders käme.“

Die Musik war verstummt. Während der Anwesenheit der hohen Herrschaften ließ man keinen Tanz zu lange dauern. Ferdinand sah um sich und fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Ja so, — jetzt muß ich Sie als gesitteter Ballmensch wohl an Ihren Platz zurückbringen?“ fragte er mit gutmüthigem Spott. „Sie sehen: ich weiß auch noch so halbwegs, was sich schickt, also kommen Sie in Gottesnamen!“

Er wollte ihr den Arm reichen, ließ ihn aber wieder sinken und sagte mit einem halben Lächeln: „Nein, nein! So leichten Kaufs kommen Sie mir doch nicht los! Vorher müssen Sie mir versprechen, daß Sie nächsten Sonntag für mich zu Hause bleiben; ich mache mich frei auf jeden Fall. Dann sollen Sie noch mehr von mir hören, auch von meinem Ehrgeiz, wenn Sie wollen, oder wenigstens von dem, was seine Stelle einnimmt. Also nicht wahr: Sie erwarten mich?“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreise" angegeben. — Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pf. pro Druckzeile; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgesandt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung aus einander zu setzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer" keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. Die Redaction.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

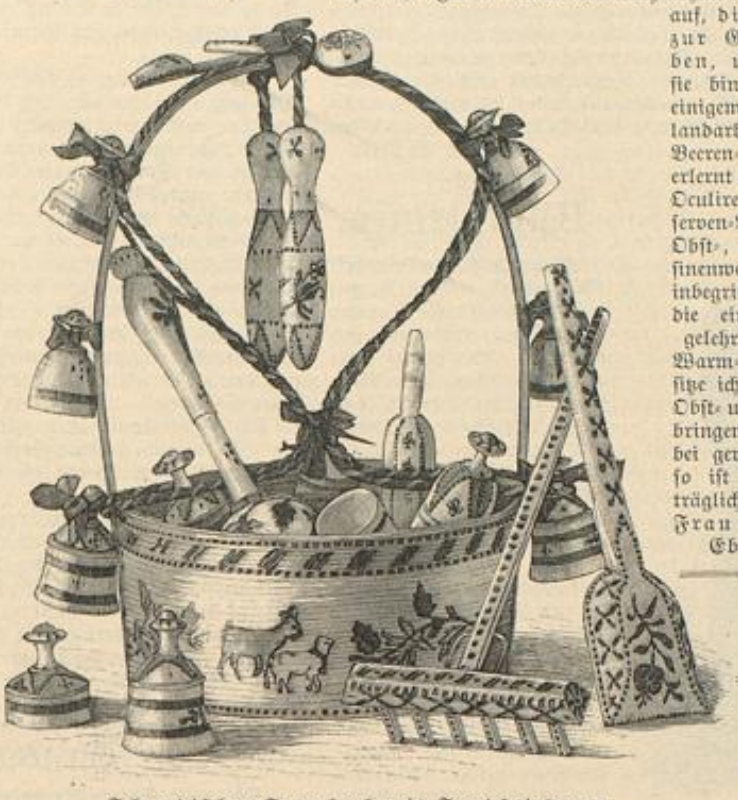
Die Einrichtung einer Kanarienvogel-Pension zur Reisezeit möchte ich älteren, thierfreundlichen Damen bestens empfehlen. Die Touristin zieht viel beruhigter ins Weite, wenn sie den kleinen Liebling daheim in guter Obhut weiß; die Pflegerin kann bei geringer Mühe und Auslage damit einen ganz einträglichen Nebenverdienst erzielen, außerdem gewährt die Pflege der lebhaften, freundlichen Thierchen eine hübsche Unterhaltung. Der Umstand, daß meine vogelfreundliche Gastlichkeit allsommerlich wahrhaft bedrohlich stark aus Bekanntenkreisen in Anspruch genommen wurde, veranlaßte mich schließlich, ein für alle Mal in einer eigens dazu bestimmten Kammer eine Zufluchtsstätte für vorübergehend verwaiste „Hänschen" zu gründen. Diesbezügliche Annoncen, die ich in den gelesensten Blättern meines Wohnortes ergehen ließ, förderten das Unternehmen aufs beste. Meine dankbaren, gefiederten Sommergäste lohnten mir die geringe Mühe, die ich mit ihnen hatte, stets durch einen so reichen Nachwuchs, daß ich mich zu Ende der Saison in den Stand gesetzt sah, mir mit dem Erlös dafür manchen Wunsch, der sonst unberücksichtigt hätte bleiben müssen, befriedigen zu können. Neulingen in der Vogelpflege bietet die kürzlich erschienene Broschüre der Gebrüder Ortleb über „Die Pflege des Kanarienvogels" hinreichend Gelegenheit zu gründlicher Belehrung. J. G.

Abonnentin in Aachen. — („Aus dem Leserkreise" vom 15/3 97). Von verschiedenen Seiten wird Ihnen Dresden als der geeignete Ort zur Errichtung eines Familien-Pensionates genannt. D. Red.

Eine Norddeutsche Schriftstellerin, die seit neun Jahren in Meran, Südtirol, lebt, giebt den dringenden Rath, an diesem Kurort ein „Hospiz oder Vereinshaus" zu gründen. Solche Häuser bestehen jetzt in fast jeder größeren Stadt unter der Leitung einer gebildeten Dame, sind immer gefüllt, besonders in der Gesellschaft sehr beliebt, und deutsche Aerzte und Kranke wünschen schon lange ein solches Hospiz für Meran. L. W.

D. B. in D. — In Bezug auf die Anfrage in „Aus dem Leserkreise" vom 15/3 97, eine „Krankenkasse für Schneiderinnen" betreffend, theile ich Ihnen mit, daß die „Krankenkasse für Frauen und Mädchen in Offenbach" (Freie Hülfskasse), den Wünschen der Fragestellerin entsprechen wird. Die Kasse ist über ganz Deutschland verbreitet und hat Zweigstellen in allen größeren Orten. Sollte an dem Wohnsitz der Fragestellerin keine Zweigstelle vorhanden sein, so wäre es das einfachste, direct aus Offenbach die Statuten zu erbitten. Dr. A. L., Dresden.

Eine dankbare Abonnentin. — („Aus dem Leserkreise" vom 15/4 97). Für 50 Mark monatlich nehme ich junge Mädchen auf, die Lust und Liebe zur Gartenarbeit haben, und garantire, daß sie binnen Jahresfrist bei einigem Fleiße alle Freilandarbeit, Mistbeet-, Obst-, Beeren- und Rosen-Kultur erlernt haben, Samenzucht, Oculiren, Vermehrung, Conserven-Bereitung jeder Art, Obst-, Beeren-, und Rosinenwein-Bereitung mit inbegriffen. Nebenbei wird die einfache Haushaltung gelehrt. Gewächshäuser, Warm- und Kalthaus, besitze ich nicht. — Gemüse-, Obst- und Beeren-Conserven bringen den meisten Gewinn bei geringer Anlage; ebenso ist Weinbereitung einträglich.
Frau Geometer Huber, Eberbach-Baden.



Schwedischer Spankorb mit Sandspielzeug. Farbige Brandmalerei.

Häusliche Kunst.

Schwedischer Spankorb mit Sandspielzeug. Farbige Brandmalerei. — Das 7 cm hohe, 60 cm im Umfang messende weiße Spankörbchen mit hohem Henkel enthält außer den verschiedensten Sandformen auch eine kleine Harke und Schippe, eine Springleine mit zwei Holzgriffen, ein Kugelfang-Spiel und ein auf- und abrollendes Joujou. Der Korb, sowie die sämmtlichen in weißem Holz ausgeführten Geräthe sind mit Blumen, Blättern, Sternen und Thierbildern in Brandmalerei geschmückt und mit lebhaften Aquarell-Farben ausgemalt, deren Haltbarkeit durch Ueberstreichen mit unsichtbarem französischen Lack gesichert ist. A. H.

Fürs Haus.

Zucker- oder Compot-Schale in Empire-Form. — Eine 15 cm hohe, längliche silberne Form mit durchbrochenen Seitenwänden ruht auf vier Füßen, die unten Löwenklauen imitiren. Der Einsatz aus geschliffenem Krystall findet als Behälter für Zucker, Marmelade, Gelée oder auch für Blumen angemessene Verwendung. E. S.

Tischläufer aus gekrepptem Seidenpapier. — Als ich diese Papierstreifen jüngst auf einem Gartenfeste als Tischläufer verwendet sah, fand ich sie so reizend, daß ich mir gleich einige davon zur Auswahl schicken ließ. Die Läufer sind in den Farben Rosa, Gelb, Grün und Roth käuflich, am schönsten jedoch in Roth oder Rosa, mit Gold oder farbig bedruckt. Ein Stück enthält meist 5 Meter bei 50 cm Breite und kostet 2 bis 3 Mk.; das Papier ist durchaus haltbar, die Farben-Zusammenstellung so harmonisch, daß die Läufer auch einen recht hübschen Schmuck für den täglichen Speisetisch abgeben. E. S.

M. K., Jägerndorf. — Rosa Flecke sind Stockflecke, die sich bilden, wenn feuchte Wäsche längere Zeit übereinander geschichtet liegt. Graue oder rosa Stockflecke werden am leichtesten durch Rasenbleiche entfernt; sind sie jedoch hartnäckiger Art, so begießt man sie während des Bleichens auf dem Rasen mit einer Lösung von 1 Eßlöffel Kochsalz und 1 Theelöffel pulverisirtem Salmiak in 3 l Wasser, was häufig wiederholt wird; danach spült man in klarem Wasser. A. H.

Tischläufer aus gekrepptem Seidenpapier.

M. v. W. — Besonders dauerhaft und unverwüstlich sind die aus afrikanischen Aloe-Fasern hergestellten Abstäuber von P. Mahler, Berlin O, Alexanderstr. 14 pt., deren Wedel und Griff aus zusammenhängendem Material gearbeitet ist. — Die Firma Jacob Ravené und Söhne, Berlin C, Stralauerstraße 28/29, führt neben bewährten Wringmaschinen auch die sehr empfehlenswerthe Waschmaschine Germania, ganz in Holz ausgeführt und auch mit Zink-Einsatz. A. H.

Frl. A. Zenker. — Möbel grün zu beizen. 1 Theil grüner Vitriol wird in 4 Theilen Essig fein abgerieben und danach in 24 Theilen Wasser einige Zeit gekocht. Nach dem Erkalten bepinselt man die Möbel wiederholt damit und lackirt sie am nächsten Tage mit Copal-Lack. — Vergilbte Rohrsitze reinigt man durch Bestreichen mit einem Gemisch von gelber Schälseife, Salmiak-Geist und Terpentin-Spiritus, läßt es 24 Stunden darauf einwirken und bürstet dann mit heißem Wasser nach. Schnelles Trocknen in Zugluft fördert das Straffwerden des Rohrgeflechtes. A. H.

Frau Lieutenant H., Charlottenburg. — Kamillenthee-Flecke entfernt man aus Wäsche folgendermaßen: Ein rohes Gelbei, mit gleichem Theil Glycerin vermischt, wird auf den Fleck aufgetragen und später mit Schwamm und heißem Wasser ausgewaschen und noch halb feucht geplättet. — Flecke unbekannter Abstammung entfernt man aus Seide mit einer Mischung von 20 Theilen Borax, 5 Theilen Seife, die in 35 Theilen verdünntem Spiritus und 15 Theilen Aether gelöst, und denen ein Eigelb und 5 Theile Magnesia hinzugefügt sind; man bestreicht den Fleck damit, wäscht lauwarm, spült kalt, trocknet, plättet nicht zu heiß. A. H.

Frau Bundesrichter W., Lausanne. — Die Gas-Koch-Apparate und Gas-Kochherde von Richard Göhde, Berlin W, Leipzigerplatz 12, sind im Gasverbrauch äußerst sparsam. — Gas-Koch-Apparate führt diese Firma mit 4 Brennern und einem Bratofen mit Backvorrichtung zu den Preisen von 70, 90 und 98 Mk., Gasherde mit 4 Rundbrennern, Bratofen mit Backvorrichtung und Wärmeröhre für Teller 2c. für 210 Mk. Derselbe Gasherd außerdem mit einem Längsbrenner für Fischkessel kostet 250 Mk. Besondere Heizröhren zum Erwärmen der Küche, für alle Rundbrenner passend, stellen sich auf 7,50 Mk. A. H.

Marie L. in M. — Obwohl wir entschiedene Gegner der Chlor-Bleiche sind, wird sie unter Berücksichtigung der gelben Flecke in Ihrer Wäsche kaum vermeidlich sein. Man rechnet auf einen Eimer Wasser für 5 Pf. Chlor, übergießt diesen mit kochendem Wasser, läßt ihn gut verdeckt 1 Stunde darin ziehen und filtrirt die Chlor-Lösung danach durch ein altes Leinentuch, um damit den Bodensatz, den jedes Chlor zurückläßt, abzusondern. Vergilbte Wäsche, 24 Stunden in diese kalte Lösung gelegt, erhält ihre schneeige Weiße zurück. Sollten die gelben Flecke trotzdem noch hervorkommen, so werden diese mit stärkerer, warmer Chlor-Lösung für einige Minuten benetzt und sofort nachgewaschen. — Borax-Spülwasser, auf 4 Eimer Wasser, 30 g gelösten Borax, bleicht vergilbte Wäsche bei 24-stündigem Einlegen tadellos und gefahrloser als Chlor, da Borax, als neutrales Salz, die Wäsche in keiner Weise angreift. A. H.

Zucker- oder Compot-Schale in Empire-Form.

Frau E. Schm.-Kn. in Crefeld. — Die von uns erprobte Wollwasch-Seife von Ferdinand Neumann, Berlin SW, Leipzigerstr. 51, schützt Flanell- und weiße Tuchsachen vor dem Einlaufen und Vergilben. Sie ist in Packeten à 6 Stück für 75 Pfg. und zu 3 Packeten für 2 Mk. mit Gebrauchsanweisung käuflich. Das Krausbleiben wollener Wäsche verhindert man durch Plätten derselben in noch feuchtem Zustande. A. H.

Küche.

Unterscheidungszeichen des jungen und alten Geflügels. — Beim Einkauf von Geflügel ist es von großem Werth, die Merkmale zu kennen, an denen sich die jungen von den alten Thieren unterscheiden lassen; denn wenn altes Geflügel auch für kräftige und gute Suppen genügt, so eignet sich sein zähes Fleisch doch nicht zur Bereitung schmackhafter Speisen und eines saftigen Bratens. Hierfür wählt man ausschließlich junges, zartes Geflügel.

Junge Gänse erkennt man an hellgelben Füßen, leicht zerreißbaren Schwimmhäuten und ziemlich weichen Schnäbeln, während alte Gänse, außer härteren Schnäbeln und Schwimmhäuten, auch stärkere Fußballen haben.

Für Enten gelten dieselben Merkmale.

Junge Hühner und Poularden haben einen leicht biegsamen Brustknochen, glatte glänzende Schuppen an den Füßen und hellrothe, kurze Kämme; alte Hühner dagegen rauhe Schuppen, harte Sporen und einen dicken Kamm.

Für junge Tauben sind helle Füße maßgebend, sowie kleiner Kopf mit dickem, kurzem Schnabel und außerdem gelbliche Flaumfedern am Kopf und unter den Flügeln. Die alten Tauben erkennt man an ihren rothen Füßen, der dunkeln Haut, sowie an dem Fehlen der Flaumfedern.

Bei jungen Truthühnern sind die Schuppen an den Beinen graublau oder grauweiß, weich und feucht, bei alten dagegen roth, hornartig hart und trocken. Auch die Lappen auf dem Kopf sind bei jungen Thieren weniger dunkelroth als bei alten.

Für junge Fasanen gelten als sicherste Kennzeichen die noch runden Sporen und die sehr spitzen äußersten Flügelfedern.

Junge Rebhühner lassen sich untrüglich an den gelben Füßen und Schnäbeln erkennen, die alten an blaugrauen Füßen, weißen Schnäbeln und rothen Ringen um die Augen.

Junge Auer- und Birkhühner haben blaßgelbe Schnäbel, die im Alter schwarz werden. A. H—n.

Kleines Entrée von grünem Spargel für vier Personen. — 100 g grüner Spargel (ein Bund, wie es gewöhnlich im Handel ist, 50 g gekochten, mageren Schinken, 32 g Butter, 50 g Mehl, 2 Eier, 3 g Salz, 1 Prise gestoßener weißer Pfeffer, 3 Eßlöffel Milch, 60 g Butter. — Die 32 g Butter werden warm gestellt und geschmolzen, der Spargel wird fein geschält, dann in erbsengroße Stückchen zerschnitten, gewaschen und auf einen Durchschlag geschüttet, die Eier zerschlägt man gut mit einer Kelle in einer Schale. Jetzt schüttet man das Mehl und den gewiegten Schinken hinzu, fügt die geschmolzene Butter und die drei Eßlöffel voll Milch zum Teig, schlägt denselben einige Minuten, salzt und pfeffert ihn vorsichtig und mischt die Spargelstücken gleichmäßig darunter. Acht kleinere Fricassée-Näpfchen von Porzellan oder Mocca-Tassen pinselt man darauf mit dem im Gefäß gebliebenen Rest geschmolzener Butter aus, füllt die Masse gleichmäßig ein und stellt die Näpfchen in einen Dampftopf, d. h. in ein Sieb, welches über kochendes Wasser gestellt und fest verschlossen wird, oder in eine Pfanne mit kochendem Wasser, die man zudeckt; hierin läßt man die kleinen Speisen in einer halben Stunde gar werden. Die 60 g Butter bräunt man und gießt sie, nachdem die Speisen gestürzt sind, rings um dieselben. Man kann dies Gericht verfeinern durch 50 g frische, geschälte und in Würfelchen geschnittene Trüffeln, oder auch den Spargel durch junge frische Erbsen ersetzen. H. H.

Gelée von Johannisbeer-Wein. — Auf eine halbe Flasche Johannisbeer-Wein giebt man 5 bis 6 Blättchen aufgelöste Gelatine, klar gekochten Zucker nach Gutdünken und dazu den Saft und die Schale einer Citrone. Man thut die Masse in eine abgeschreckte Glasschüssel; in 6 Stunden ist das Gelée fertig. Fr. v. M.

Agnes P. — Eingemachte grüne Nüsse. — Die mehrfach mit einer Nadel durchstochenen Wallnüsse werden 8 Tage lang in dreimal täglich erneuertem Wasser gewässert, dann in mildem Salzwasser weich gekocht und noch einige Tage kalt gewässert. Auf ½ kg Nüsse kocht man ½ kg Zucker mit Wasser auf, schäumt ihn, läßt die Nüsse einmal darin aufkochen, thut sie in einen Napf, gießt den Zucker darüber und läßt sie, mit Papier bedeckt, bis zum anderen Tage stehen. Nachdem man den Zucker drei Tage hinter einander aufgekocht, ausgeschäumt und wieder über die Nüsse gegossen hat, kocht man diese am fünften Tage mit den Nüssen auf, läßt sie abtropfen, packt sie in Gläser und gießt den zu einem dickflüssigen Syrup eingekochten Zucker darüber. Je nach Geschmack kann man die Nüsse auch mit Nelken und kleinen Zimmetstückchen spicken. A. H.

Thierwelt.

Hundepflege. — Man soll die Thiere alle acht Tage gründlich mit einem Schwamm waschen; dazu thue man in einen Waschnapf voll Wasser 3 bis 4 Tropfen Creolin; nachher mit einem Tuche gehörig abtrocknen.

Rummelsburg i. Pr. — Eine größere Schwefelholz-Kiste kann unter keinen Umständen zu einem Kanarien-Käfig eingerichtet werden. Wer einen gefiederten Sänger halten will, darf auch die Kosten für einen büglich-eckigen, ganz aus Draht gefertigten, mit ausziehbarer Schublade versehenen Käfig nicht scheuen. Der Schwefelgeruch ruinirt den Vogel, außerdem riecht die Kiste bald abscheulich, und tausende von Milben nisten sich im Holz ein, die den armen Sänger in der gräßlichsten Weise peinigen. M. H.

Marie M., Hohenmauth. — Schwarze Ameisen lassen sich aus den Gärten nicht vollständig vertreiben, doch können Sie deren Zahl ganz erheblich vermindern. Suchen Sie zunächst die Nester der Plagegeister auf und begießen Sie dieselben mit Petroleum oder kochendem Wasser. Um die Stämme der von den Ameisen vorzugsweise besuchten Bäume werden mit Brumata-Leim bestrichene Papierstreifen gelegt. An sonstige, den Ameisen ausgesetzte Stellen legen Sie große mit Zuckerwasser getränkte Schwämme. Von Zeit zu Zeit, wenn sich große Massen der Ameisen auf den Schwämmen befinden, werden dieselben in kochendes Wasser geworfen, danach ausgedrückt, neu in Zuckerwasser getaucht und wieder ausgelegt. M. H.

Gärtnerei.

A. Sch., Wien. — Unter den Gloxinien giebt es einige empfindlichere Sorten, die etwas schwerer zum Blühen gelangen, oft befinden sich auch die Knollen nicht in guter Verfassung, und dann darf eine gedeihliche Entwickelung nicht erwartet werden. Die gesunden Knollen werden im Januar in mäßig große Töpfe ganz in die Erde gepflanzt. Man verwendet sandige Heide-Erde, welcher man noch etwas Mistbeet-Erde zusetzen kann. Bis zum Austreiben der Knollen hält man die Töpfe möglichst warm und nur mäßig feucht, dann giebt man ihnen einen hellen Standort und gießt reichlich. Einmaliges Verpflanzen ist im Laufe des Sommers erforderlich. Die Gloxinie liebt einen hellen, gegen die Einwirkung directer Sonnenstrahlen geschützten Standort und etwas feuchte Luft. Gießt man die Pflanzen mit dem Wasser, in welchem Fleisch gewässert wurde, so gedeihen sie besonders üppig. M. H.

Plauderecke für Backfischchen.

Heti. — Woher der Name „Sandwiches" stammt, möchten Sie von uns erfahren, weil Sie „die niedlichen, pikanten Butterbrödchen so schrecklich gern" essen. Was so eine kleine Evastochter doch alles zu wissen begehrt! Wenn jemand so hübsch bitten kann, da müssen wir wohl antworten, — „in nächster Nummer" aber konnte es nicht sein; lesen Sie einmal „zur Beachtung" am Anfang dieses Leserkreises! — Der Name „Sandwich" stammt aus England. Dort lebte von 1718—92 ein flotter, lebenslustiger Herr, von seinen Freunden und Feinden „Jemmy Twitcher", in Wirklichkeit aber Lord John Sandwich genannt, der dem Kartenspiel so leidenschaftlich huldigte, daß er Essen und Trinken darüber oft vergaß. Einst, so berichtet eine alte Chronik, habe ihn der Hunger so arg geplagt, daß er sich „irgend etwas, wenn auch nur Brod und Fleisch", an den Spieltisch bestellt habe. Man brachte ihm zwei Schnitten trockenes, englisches Weißbrod und eine Scheibe Roastbeef. „Das genügt für lange", sagte er, legte das Fleisch zwischen die Brodscheiben und verspeiste beides ohne Salz, ohne Messer, Gabel und Teller während des Kartenspiels. — Diese im allgemeinen sonst in England als „shocking" verurtheilte Art des Speisens fand Aufnahme in kleineren und größeren Kreisen, und bald führten überall Hotels und Speisehäuser das neue Butterbrod in allen möglichen Variationen unter dem Namen „Sandwich" ein; endlich kam es auch über den Canal. D. Red.

Rahmen für Knüpfarbeit.

Allgemeines.

Rahmen für Knüpfarbeit (Macramé). — Das Macramé-Knüpfen ist bei uns zur ansteckenden Krankheit geworden, — oder ist das etwa nicht Ansteckung, wenn Mutter, Erzieherin und drei Töchter mit Knüpfen anfangen, und wenn dann alle Freundinnen des Hauses zwischen 14 und 20 Jahren sich als Schülerinnen anmelden? Wie es unter solchen Umständen um die Knüpfkissen aussah, läßt sich denken! Schon wurden die Fußkissen zur Hülfe herangezogen, — aber kaum hatte man sich auf einem solchen gemüthlich etablirt und wendete einmal den Rücken, da hatte es auch schon eine thatendurstige jüngere Schwester stibitzt. Kurz, es ging so nicht weiter, und im Interesse des schon bedrohten häuslichen Friedens versetzte sich die Familien-Mutter in schöpferische Stimmung und ließ vom Sattler einige leichte, transportable Kissen nach beistehender Abbildung anfertigen. Der Apparat besteht aus zwei Brettchen von 40 cm Länge zu 6 cm Breite und 5 cm Höhe, durch 110 cm lange, 4 cm breite Gurte verbunden, die kürzer und länger geschnallt werden können. Das eine Brettchen, mit einem festen Kissen bespannt, trägt die Arbeit und ruht auf den Knieen, auf dem anderen Brettchen stehen die Füße. Die zwischen beiden straff gespannten Gurte halten die Arbeit eben so sicher, wie sonst die Schraube es thut; man ist aber nun nicht an den Tisch gebannt. Da der Knüpfrahmen ganz leicht ist, läßt er sich auch mit in die gemüthlichen nachbarlichen Nachmittags-Kaffees nehmen, wo man neben der Unterhaltung die Hände gern fleißig sein läßt. Frau v. M.

Die Ausstellung des „Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung". — Von überraschendem Erfolge ist die Ausstellung des „Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung" begleitet gewesen, die vom 11. bis zum 24. April in Berlin stattfand. Niemand hätte wohl gedacht, daß die Zahl der Besucher zwischen 204 und 1274 an den einzelnen Tagen schwanken würde. Vielen, die da ein- und ausgingen in den Sälen des „Kleinen Journals" war die Ausstellung etwas völlig Neues; sie staunten über die Fülle von Unterkleidung und schüttelten wohl auch den Kopf über die Neuerungen, andere dagegen suchten, begeistert von der Idee, gleich unter den ausgestellten Sachen etwas aus für ihren Privatgebrauch. Die Firma Henel aus Breslau bot eine Auswahl Unterkleidung; die verschiedenen aus Wolle, Macco-Baumwolle, weißer Baumwolle, Seide, Shirting, Linon gefertigten Hemdhosen sollten zeigen, wie das neue Kleidungsstück sich jeder Jahreszeit anpaßt. Die Firma Jordan stellte gitterartiges Gewebe aus Wolle, Baumwolle und Leinen aus, das sich in der Wäsche wie Leinen und Baumwolle behandeln läßt und dabei doch nicht einlaufen soll. Kein anderes Bekleidungsstück war jedoch so zahlreich und in mannigfacher Ausführung in der Ausstellung vertreten, als das Mieder, von der einfachen Untertaille bis zum Halb-Corset, — ein Beweis, wie rührig die Reform auf diesem Gebiete schon gearbeitet hat. Da gab es gestrickte Leibchen und Tricot-Corsets der Firma Lindner, Max Kühl stellte die Lahmann'schen Leibchen für Erwachsene und Kinder aus, und auch das englische Mieder war in allen möglichen Stoffen vertreten. Besonderes Interesse beanspruchten aber die von Frl. Dr. Anna Kuhnow, Frau Ilgenstein und Frau Haase ausgestellten Leibchen, die den anatomischen Verhältnissen des Frauenkörpers angepaßt sind. Obgleich noch reformbedürftig, bilden sie wohl die Grundlage, auf der weiterzuarbeiten ist. Der Brustgürtel, den Fräulein Christine Dahl einem Gürtel nachgebildet hat, wie ihn einst die Griechinnen des antiken Alterthums trugen, ist gleichfalls werth, daß ihm Beachtung geschenkt wird. Die Form der meist aus Seide oder Wollstoff gefertigten Beinkleider ist jetzt schon ziemlich fest bestimmt, nur im Schluß lassen sich wohl noch Aenderungen und Verbesserungen anbringen, die eine größere Bequemlichkeit zum Ziele haben.

Die Oberkleidung, zu der ja der Verein ganz besonders die Anregung gegeben hat, ist bereits erstaunlich weit vorgeschritten, wenn man bedenkt, daß die Reform erst vor einem halben Jahre ihre Arbeit begann. In den verschiedensten Farben, Stoffen und Formen waren Muster ausgestellt, ein Beweis, daß die neue Kleidung der größten Abwechselung fähig ist. Da sah man Winter- und Sommerkleider, in Wolle, Seide und Mull, Kleider als Hänger, mit Medicis-Gürtel, in Prinzeßform, mit gewöhnlicher Taille. Frau Böttcher stellte ein Kleid aus, das durch seine nur durch einen Heftel zu schließende Rückennaht interessant war. Manche der Kleider haben sich jedoch noch nicht so weit vom Alten losgemacht, daß sie dem Rocke hinten die Länge nicht ließen. Der Reform-Rock aber muß ringsherum von gleicher Länge sein und darf den Schwung — alias Schwanz — nicht haben, wie die gewöhnlichen Kleider.

Im allgemeinen sahen wir fast nur erste Firmen unter den Ausstellern: Jordan, Hertzog, Henel brachten reiche Collectionen, Gerson, Lüders, Hain und Krüger u. a. traten ein für die Reform-Oberkleidung. — Diese erste Ausstellung des Vereins wird nicht die letzte sein, — wie im Frühling in Berlin, so wird im Sommer in Stockholm die nordische Kleider-Reform ausstellen. Schon stehen die deutsche, die norwegische und amerikanische Kleider-Reform in Verbindung, und der Gedanke erscheint deshalb wohl nicht zu kühn, daß die Kleider-Reform aller Länder auf der großen Pariser Ausstellung im Jahre 1900 sich betheiligen muß, um dann vielleicht im Mittelpunkte der Mode die gleichen Erfolge zu haben, wie die Berliner Ausstellung in Deutschland. Dr. Anna Gebser.

Handarbeit.

„Die neue Stopf-Methode", erfunden und veröffentlicht von Frau Prof. Virginia Brunner in Prag.

„Stopfen, welch' lästige, geisttödtende Arbeit!" Und doch ist das Stopfen in jedem Haushalte so unumgänglich nothwendig, — daß man trotz aller Seufzer endlich daran gehen muß! Eine Stopfstelle sieht aber meist höchst unvortheilhaft aus, und empfindliche Personen behaupten, überhaupt keine gestopften Strümpfe tragen zu können wegen der am Rande der Stopfe entstandenen Wulste. Frau Virginia Brunner in Prag endlich gelang es, beiden Uebelständen abzuhelfen, indem sie ein Häkelmuster erfand, wodurch in kurzer Zeit selbst das größte Loch glatt und hübsch gestopft wird. Die Arbeit ist so leicht, daß jedes Kind sie ausführen kann; es entstehen keine dicken Ränder. Die mit der Häkelnadel ausgeführten Stopfen sehen wie glatte Strickerei aus, und das neue, feste Gewebe hält viel fester als die ursprüngliche Strickerei.

Diese neue Stopf-Methode läßt sich nicht bloß auf Strümpfe, sondern auch auf jegliche Strickarbeit, Tricot-Wäsche ꝛc., anwenden. Was sie aber vor allen anderen Methoden auszeichnet, ist Zeitersparniß. Wozu man früher eine Stunde brauchte, das ist einer der neuen Art des Stopfens halbwegs kundigen Dame möglich, in einer Viertelstunde zu leisten.

Das in Wien bei J. Schellbach verlegte, durch jede Buchhandlung zu beziehende Werkchen: „Die neue Stopf-Methode" giebt leichtfaßliche Anleitung. Der geringe Preis von 20 Kr. ermöglicht auch minder Bemittelten, sich in den Besitz desselben zu setzen. Annie Hruschka.

Stuhlkissen mit Stickerei aus Cigarren-Bändchen. Siehe die naturgroße Darstellung.

Stuhlkissen mit Stickerei aus Cigarren-Bändchen. — Einige Reste von schwerer stahlblauer Seide setzte ich mit der Maschine zusammen, bügelte die Nähte von links glatt und benähte nun den Stoff mit verstreut liegenden Marguerites in zwei Farben gelber Cigarren-Bändchen; die Stiele markirte ich mit ganz dicker grüner, die Kelche der offenen Blüthen mit brauner Seide. Bei der Vertheilung der Sträußchen achtete ich besonders darauf, die Nähte möglichst durch Stickerei zu bedecken. Mit dem bestickten und darnach gut ausgebügelten Stoff überzog ich dann nach der Form des Stuhlsitzes zugeschnittene, mit Daunen gefüllte Kissen aus Köper. Nach Belieben befestigt man die Kissen mittelst passender, an den Kissenecken angebrachter Schnur oder Schleifen, oder legt sie lose auf den Sitz der Balcon-Stühle. Frau Sch., Landshut.

Naturgroße Stickerei zum Stuhlkissen.

L. D., T. v. K. u. a. — Frau Anna Höfer in Kulmbach ist die Erfinderin des Musters für die Hardanger Arbeit im technischen Theil der Nr. v. 1/5 97, Abb. 71 bis 72, nicht aber Lieferantin für bereits ausgezogenes Leinen. Für dieses Muster müssen durchweg sechs Fäden stehen bleiben, der siebente Faden wird quadratisch ausgezogen. Anleitung für die Ausführung der Hardanger Arbeit finden Sie im Extra-Blatt Nr. 76 der Illustr. Frauen-Zeitung. Die Red.

Bezugsquellen: Gefüllte Spankörbe mit farbiger Brandmalerei (8 Mk.), ungebrannt (5 Mk.): Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111. — Tischläufer: M. Kimmelstiel, W, Leipzigerstr. 36. — Zuckerschale (Preis 25 Mk.): E. Kayser, W, Leipzigerstr. 124.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepanski; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 14, III. — 15. Juli 1897. — Unterhaltungs-Beilage. — XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(7. Fortsetzung.)

Er streckte ihr die Hand hin und suchte ihren Blick, den sie gesenkt gehalten hatte, solange er sprach. Jetzt hob sie ihn zögernd, und scheu huschten ihre Augen über sein Gesicht. Er war sehr blaß, wie immer, wenn ihn etwas erregte, und über dem linken Auge, gerade über der Braue hatte sich die kleine Grube gebildet, die so aussah, als habe man mit der Fingerspitze hineingetippt. „Dein Gedankengrübchen" hatte Sylvia diese kleine Vertiefung immer genannt, als sie noch beide Kinder waren, und früher noch, solange sie ganz klein war und sich noch zuweilen von ihm auf den Schoß nehmen ließ, da hatte sie manchmal die Hände um seinen Hals geschlungen und ihn gerade auf dieses Grübchen geküßt. Als der Erwachsenen das jetzt auf einmal einfiel, erröthete sie, und doch starrte sie unverwandt auf diese eine Stelle. Ihr Mund öffnete sich halb, und sie fuhr leicht mit der Zungenspitze über die Oberlippe. Zugleich erhob sie, wie mechanisch, die Hand und legte sie in die seine.

Ein Freudenschimmer flog über das Gesicht des jungen Mannes.

„Also abgemacht: Sonntag!" sagte er mit einem kurzen Händedruck. Dann reichte er ihr den Arm und führte sie an ihren Platz.

Er näherte sich Sylvia an diesem Abend nicht wieder. Sie sah ihn noch ein paarmal vorübertanzen, mit den Professorstöchtern ohne Zweifel, dann nicht mehr: Er schien sich bei guter Gelegenheit aus dem Staube gemacht zu haben.

Als die Obersthofmeisterin nach dem Aufbruche des Hofes von der Estrade in den Saal herabstieg, war sie in prächtiger Laune.

„Nun, wie amüsirt sich unsere kleine Ballkönigin?" fragte sie, Sylvia's Kinn in die Höhe hebend. Ton und Blick war der einer zärtlichen Mama, die der Erfolg ihres Lieblings in gehobene Stimmung versetzt hat. „Sie macht Furore, die Kleine!" flüsterte sie dann hinter Sylvia's Rücken dem Stiftsfräulein zu. „Sogar Seiner Majestät ist sie aufgefallen, und die Erzherzogin fand sie charmant."

XI.

Am nächsten Morgen fuhr Sylvia gegen neun Uhr aus einem tiefen und doch nicht erquickenden Schlafe in die Höhe. Ihr Haar war feucht, und die Achselhöhlen wie die über dem Haupte krampfhaft verschlungenen Arme schmerzten. Sie setzte sich im Bett auf und suchte sich zu ermuntern. Halb schlief sie noch, und ihr Kopf summte. Von den Träumen, die sie während der Nacht verfolgt hatten, war ihr keine deutliche Erinnerung geblieben. Es war etwas von fiebernder Eile und Nimmerfertigwerdenkönnen, eine Hetzjagd von Fluchtversuchen und störenden Hindernissen. Sie war ganz matt davon und fühlte sich verstimmt: ein unangenehmes Erwachen.

Erst allmählich dämmerte die Erinnerung an den gestrigen Abend wieder auf und an die Triumphe, welche sie gefeiert. Richtig: da standen ja noch die weißen Atlasschuhe, und dort auf dem Tische lagen Spitzen-Capote und Fächer! In dem durch die herabgelassenen Blenden verdunkelten Zimmer erkannte Sylvia anfangs nur die nächsten Gegenstände; erst nach und nach fand sie sich im übrigen zurecht. — Sie war also heute wieder einmal nicht in ihrem Hof-Cabinet, sondern in dem blauen Boudoir, das an das Ankleidezimmer der Obersthofmeisterin grenzte! So oft sie bisher darin erwachte, hatte sie mit stillem Behagen den Kopf auf den spitzenbesetzten Kissen hin- und hergewendet und wohlig gähnend ihre Blicke über die reizende blaugoldene Tapete und den allerliebsten Rococo-Schrank in der Ecke hingleiten lassen, ehe sie die Hand ausstreckte, um dem Stubenmädchen, das ihr zur Bedienung zugewiesen war, zu klingeln. Diese Augenblicke waren immer sehr angenehm, und sie ließ die wohlthuende Empfindung gedankenlos auf sich einwirken.

Heute sank sie gleichfalls noch einmal in die Kissen zurück und starrte zu der weißen Stuckdecke empor. Aber auf ihren Zügen lag nichts von ruhigem Behagen. Was wohl Ferdinand dazu sagen würde, wenn er wüßte, daß sie sogar im Palais übernachtete?

Dieser Gedanke schoß ihr plötzlich durch den Kopf, und sie runzelte die Brauen. So lag sie eine Weile; dann stieg ihr langsam das Blut ins Gesicht.

Eine Bemerkung fiel ihr ein, die Mizi Schmidtbauer neulich hatte fallen lassen. Damals hatten die anzüglichen Worte wenig Eindruck auf sie gemacht, und sie hatte es unter ihrer Würde gefunden, darauf zu antworten. Aber jetzt erinnerte sie sich, Mizi erlaubte sich entschieden manchmal zu viel. Was war es nur damals gewesen? Etwas von „bei der Frau Mama ‚eintegeln'" und „sich einen reichen Mann beibringen". Es hatte nicht einmal feindselig geklungen, weit eher wie vertrauliche Zustimmung und naiv durchschimmernder Neid.

Sylvia schloß blinzelnd die Augen, und ihre Nasenflügel erweiterten sich: die Reinheit ihres Profils trat so immer doppelt auffallend hervor. Bah! Was diese angehende Soubrette sagte! Ueberhaupt all diese Philister!

Freilich, Ferdinand war kein Philister! Nein, das nicht, aber er verstand sie nicht. Wer verstand sie überhaupt daheim? Etwa seine Mutter und Tante Kromer? Nein, niemand verstand sie, niemand wußte, wie ihr zu Muthe war! Höchstens Tante Sophie, — sie war noch die einzige, die begriff.

Sylvia erhob zum zweiten Male das Haupt von den Kissen, berührte aber noch immer nicht die Klingel. Sie stützte den Arm auf das Nachttischchen und ließ das Haupt darauf sinken. So verharrte sie eine Weile, dann fuhr sie plötzlich empor.

Wie merkwürdig, daß sie die freundliche Herablassung der Obersthofmeisterin und deren mitunter sehr kostbare Geschenke bisher nie als drückende Wohlthaten empfunden hatte! Wirklich sehr merkwürdig! Sie hatte genommen, genommen, sich lächelnd bedankt und nicht weiter darüber nachgedacht, während sie doch so heftig darunter litt, daß sie von Kromer's, die nur das Nothwendige gaben, immer nehmen und nehmen mußte! Sie suchte den Unterschied und fand ihn nicht. Sie war überhaupt zu müde, gründlich nachzudenken: sie fühlte nur, daß ihr etwas genommen war, — sie empfand eine Lücke. Es war weniger als Schmerz, und mehr als bloßes Unbefriedigtsein: eine farblose Stimmung, eine graue Laune.

Sie klingelte endlich dem Mädchen, welches ihr die Alltagsschuhe und Strümpfe zum Bette brachte, und begann einsilbig ihre Toilette. Nur ungern ließ sie sich heute von der Zofe beim Ankleiden helfen; es kam ihr peinlich zum Bewußtsein, daß sie dem Mädchen noch nie ein Trinkgeld gegeben habe, und sie beobachtete dieses mißtrauisch, ob es sie denn auch willig bediene. Die Versuchung überkam sie, für jede einzelne Handreichung übertrieben zu danken, und das machte ihr die Nähe der Dienerin lästig. Vor dem Wasch- und Toiletten-Tisch dachte sie bei jedem Stück, das sie in die Hand nahm, — bei der wohlriechenden Mund-Essenz in dem feingeschliffenen Krystallglas, bei den hellen Schildpatt-Kämmen: „Ja so, das gehört ja nicht Dir!" und sie hatte nicht ihr Wohlgefallen daran, wie sonst. Zum ersten Male fühlte sie sich hier ebenso wenig zu Hause, wie bei Kromer's, oder bei ihren Kostleuten.

„Fort! nur fort!" dachte sie, und während sie es dachte, überkam sie ein heftiges Abschiedsweh. Thränen verdunkelten ihre Augen.

Da trat Frau Weser ein. Sie brachte ihr nebst dem Frühstück einen Morgengruß der Gräfin, die mit einem unverhofft eingetroffenen Verwandten bereits vor einer Stunde ausgefahren war und nicht vor dem Diner zurückerwartet wurde.

„Können Sie selbst oder Jean mich nach Hause bringen?" fragte Sylvia, ohne die Kammerfrau anzusehen. „Ich möchte den heutigen Tag zum Nachholen meiner Studien benützen, und wenn die Gräfin ohnehin in Anspruch genommen ist, gestattet sie mir gewiß gerne, mich erst morgen wieder nach ihrem Befinden zu erkundigen."

Ueber die Züge der Kammerfrau huschte ein halb erstauntes, halb gerührtes Lächeln, als Sylvia von ihren Studien sprach. Eine Bemerkung schwebte ihr auf der Zunge, aber sie unterdrückte sie und sagte nur, respectvoll wie immer, aber in etwas weicherem Tone: „Zu Befehl, gnädigste Baronesse!"

Um der Höflichkeit Genüge zu thun, ließ Sylvia für die Gräfin noch ein Billet zurück und schlug dann, von Jean begleitet, den Weg nach der Johannesgasse ein.

Sie hatte kaum die Klingel gezogen, als die Professorin selbst ihr die Thüre öffnete. Die Dame war im tiefsten Négligé, ungewaschen und ungekämmt: das nicht gar üppige Haar wurde von einer Nachthaube mit rother Schleife ziemlich ordentlich in Banden gehalten, aber die Nähte der altmodischen Schlafrockjacke drohten über den durch kein Mieder eingeengten, nach allen Seiten aus einander quellenden Formen zu platzen.

„Ah, Sie sind's, Baronesse!" war die gedehnte Begrüßung. Ehrliche Enttäuschung malte sich auf dem erhitzten Gesichte.

„Resi! 's ist nur die Baronesse! Wir warten nämlich auf den Hafner," wendete sie sich aufgeregt an die Eintretende. „Ich sag' Ihnen, Baronesse, nur mit keinem Handwerker etwas zu thun haben müssen, da ist man schon petschirt! Und dann jammern die Leut' noch, daß es ihnen schlecht geht! Ich möcht' wissen!"

Es lag nicht in Sylvia's Absicht, sich mit der Erzürnten in ein längeres Gespräch einzulassen; sie murmelte etwas, das als Zustimmung aufgefaßt werden konnte, und steuerte auf die Küchenthür zu, um durch dieselbe in ihr Zimmer zu gelangen.

„Ja so, Sie wollen da hinein? Mein Gott! Wenn ich das nur früher gewußt hätt'!" rief die Professorin.

Sylvia hörte es dem Tonfall an, daß sie nicht ungelegener hätte eintreffen können. Ein Blick in die Küche erklärte ihr auch die Ursache.

„Da können Sie selber sehen, was wir für eine Wirthschaft haben," sagte Frau Schmidtbauer, die sich Mühe gab, ihren Verdruß vor Sylvia im Zügel zu halten. „Seit vorgestern ein Rauch, daß einem die Augen beißen! . . . Der Rauchfangkehrer war schon da, aber es nutzt alles nichts . . . Also den Herd umsetzen lassen! Denken Sie Sich die Schererei! . . . Ja, was ich eigentlich sagen wollt', — die Küchenkasteln und das Tafelbrett hab' ich inzwischen in Ihr Cabinet geschoben . . . Ich hab' mir gedacht, heute kommen Sie auf keinen Fall, nach dem Ballfest . . ."

„Lassen Sie mich nur meine Hefte holen, weiter will ich nichts," unterbrach Sylvia. „Vielleicht kann ich da hinein?" Sie wies auf die Thüre zum Eßzimmer.

„Ja, freilich, freilich! Da können Sie schon schreiben, wenn's sein muß," sagte die Professorin nur halb erleichtert, — sie hatte gehofft, die Baronesse werde ein Einsehen haben, und schleunigst dahin zurückkehren, woher sie gekommen war, — „einheizen muß ich halt lassen!"

Dagegen erhob Sylvia keine Einsprache, was sie fast bereute, als Resi, die jeden Arbeitszuwachs als persönliche Beleidigung auffaßte, die Holzspäne zum Anzünden ergrimmt auf den Boden warf und, vor dem Ofen niederknieend, auf dem Rost herumkratzte, daß es eine Art hatte.

Sylvia versuchte vergeblich zu arbeiten. Sie stockte schon bei der ersten Zeile. Ihr hatte immer die Willenskraft gefehlt, ihre Gedanken, allen Störungen von außen zum Trotz, auf einen Punkt zu concentriren. Ihre empfindlichen Nerven ließen es nicht zu. Sie wurde das Gefühl nicht los, daß sie störe, mochte sie auch noch so gut wissen, daß der Raum, wo sie sich befand, um diese Zeit nie benützt wurde, und sie also thatsächlich niemand im Wege stand. Die schlecht bemäntelte Verstimmung, die ihr Kommen verursacht hatte, genügte, in ihr die Empfindung zu erwecken, daß sie sich in einer feindlichen Atmosphäre befinde. Und zwar sah sie nicht nur in den Personen ihre Widersacher, — weder die aufgeregte Hausfrau noch die unwillige Magd hatten das Eßzimmer zu betreten seither Anlaß gehabt, — aber ihre Rolle übernahmen nur zu gut die mit plumpen Dessins bemalten Wände, die in dem fahlen Februar-Tageslicht doppelt unschön und abgenützt aussehenden Möbel. Sie alle hatten ihre eigene Sprache: der altmodische Divan und die schlechten Farbendruck-Bilder über demselben, ganz besonders aber die beiden Prachtstücke in Oel, — der selige Postmeister Kaliczek und dessen Gemahlin, die Eltern der Professorin, — die mit bösen, mißbilligenden Augen jede Bewegung Sylvia's verfolgten, sie mochte sich wenden, wohin sie wollte. Sie war ihnen antipathisch, das fühlte sie, dem steifen Manne im blauen Frack mit der Weinnase ebenso sehr, wie der bläßlichen Dame im grünen decolletirten Seidenkleid, deren Scheitellocken sich drohend sträubten. Sylvia sah mit Widerwillen zu ihnen empor und machte ihr hochmüthigstes Gesicht. Wie häßlich sie beide waren! Wie gewöhnlich sie aussahen!

Die Unlust-Empfindung wurde einen Augenblick so heftig, daß Sylvia von ihrem Sitz in die Höhe sprang, um auf und davon zu gehen. Dann aber entschloß sie sich doch, zu bleiben. Sie war bisher noch nie unaufgefordert und ohne Begleitung ins Inzendorf'sche Palais gekommen; selbst nur bei der Portier-Loge vorbeizugehen, wäre ihr peinlich gewesen. Nein, sie blieb heute hier, wie sie selbst es ja gewollt hatte, — es wäre denn, daß man sie holte.

Sie trat an das Fenster und sah auf die Straße hinaus. Draußen war's noch ganz winterlich; ein kalter Wind jagte den Fußgängern die Mantelkragen über die Köpfe. Sie folgte jedem einzelnen mit dem Blicke, gedankenlos und ohne Interesse.

Da plötzlich erblickte sie von weitem die Gestalt eines Mannes mit einem niedrigen, glänzenden Cylinder, — war das nicht Jean in dem langen Ueberrock mit den großen Knöpfen? Sie öffnete die inneren Fensterflügel, um besser zu sehen. Aber nein! Kaum zwanzig Schritte vor ihrem Hausthor bog er um die Ecke; es war auch kein Livrée-Rock, den er trug, sondern ein Menschikow von braunem Tuch, und der Cylinder war nicht mit Wachstuch überzogen, wie es ihr aus der Ferne geschienen hatte.

Fröstelnd trat sie vom Fenster zurück und warf einen Blick nach dem Ofen. Richtig! Das Feuer war ausgegangen, oder vielmehr: es hatte kaum gezündet. Resi hatte in der Eile ein zu großes Kohlenstück auf die schwache Holzgluth gelegt, die darunter erstickte. Ein unangenehm brenzlicher Geruch drang Sylvia entgegen, als sie das Thürchen öffnete. Sie schloß es wieder und hüllte sich zusammenschauernd in ihren Radmantel, den sie über die Lehne des Divans gelegt hatte.

Resi zu rufen, hatte sie keine Lust; lieber noch wollte sie frieren. Wie sie durch die Thüre deutlich gehört hatte, war der Ersehnte endlich eingetroffen und alsbald an seine Arbeit gegangen. Die Vorwürfe, mit denen man ihn empfing, schien er mit einem gutmüthigen Scherzwort erwidert zu haben, womit man der Professorin gegenüber immer das Richtige traf. Sie lachte laut auf und stellte sich gemüthlich plaudernd an die Küchenthüre. Bei dergleichen Hantirungen sah sie gern zu und warf ihre Rathschläge dazwischen. Was zum Hause gehörte, verstand sie ja alles am besten. Sie verließ ihren Posten auch nur, um über das im Schlafzimmer aufräumende Stubenmädchen, — das siebente seit dem Herbste, — ein kleines Gericht zu halten. Sylvia hörte das Gepolter trotz des dazwischenliegenden Mädchenzimmers.

Sie seufzte ungeduldig. Nein, Ferdinand war ungerecht und unverständig. Er wußte nicht, was er von ihr verlangte. Sonntag mußte sie ihm das sagen. Was er ihr mitzutheilen haben mochte? Die Hauptsache errieth sie, ja, wußte sie. Er hatte sie immer seine kleine Braut genannt. Seine Braut! — Sie erröthete, und ihr Herz klopfte . . . Aergerlich schüttelte sie den Kopf. Damals waren sie doch Kinder gewesen, bloß Kinder.

Darauf hätte sie schon gestern hinweisen sollen: es war eine Ungeschicklichkeit gewesen, es zu versäumen. Bei der nächsten Begegnung war das viel schwerer, nachdem sie ihm das erste Mal alles hatte hingehen lassen. Sie war sehr unzufrieden mit sich. Wie ein Gänschen vom Lande hatte sie sich benommen, das noch nie mit einem jungen Mann ein Gespräch geführt hatte. Aber auch daran war nur Ferdinand schuld. Seiner formlosen Ungenirtheit gegenüber verlor auch sie den richtigen Ton . . . Zum Beispiel nur das eine: Wie ganz anders er sich verneigte als die andern, die ihren kleinen Hofstaat bildeten.

Deutlich schwebte ihr mit einem Male sein Gesicht vor, blaß und bewegt mit der kleinen Vertiefung über der linken Braue. Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. Was war das nur? Fast schien es, als habe sie gestern in dem überfüllten Saale nur diesen einen Menschen gesehen! Alle übrigen verschwammen wie in einem Nebel.

Was war denn so Auffälliges an ihm? Doch wahrlich nichts! Nicht einmal hübsch war er mit seinen breiten Backenknochen und der zu stumpfen Nase. Die Augen freilich, die waren schön! Aber wenn man ihn mit Bichéry verglich, blieb er im Nachtheil, entschieden, — vor allem die Gestalt. Ferdinand war zu klein. Sylvia schloß die Augen und stellte in Gedanken die beiden jungen Männer neben einander. Aber sie vermochte es nicht. Den Grafen sah sie nicht, sie mochte thun, was sie wollte. Wohl aber empfand sie nach einer Weile die unangenehme verwirrende Wirkung seines Blickes, und ihre Nerven vibrirten.

Bei diesem Punkt angelangt, schweiften ihre Gedanken wieder ab. Sie dachte an ein Reise-Project für den Frühling, das die Gräfin neulich besprochen hatte. Zuerst Abbazia, dann ein Abstecher nach Venedig und über die italienischen Seen nach dem Schlößchen, das die gräfliche Familie in Süd-Tirol besaß. Eine förmliche Einladung, die Reise mitzumachen, war wohl an Sylvia bisher nicht ergangen, aber einige Aeußerungen der Gräfin, wie: „Sie haben also Venedig noch nicht gesehen, Kind? Das müssen Sie durchaus kennen lernen!" — oder: „Ich bin begierig, welchen Eindruck das Meer auf Sie machen wird, Kleine!" hatten die Baronesse nicht in Zweifel gelassen, daß die Obersthofmeisterin die Absicht habe, ihr auch diese Freude zu machen. Diese große Freude!

Aber freilich, Ferdinand würde sagen, sie dürfe diese Einladung nicht annehmen. Natürlich nicht! Ueberhaupt nichts, was ihr Freude machte, — dafür hatte er kein Verständniß. Seine Wünsche schweiften nicht in die Ferne; er klebte an der Scholle wie seine Mutter. Was er nur meinte mit seinem Ehrgeiz? Ehrgeiz und Wildeck! Das begriff sie nicht. Ach, Wildeck . . .

Sylvia hatte sich, noch immer in ihren Radmantel gehüllt, in einen Winkel des Schlaf-Divans gekauert und träumte mit offenen Augen.

XII.

Als die Baronesse Merchetti um die Mittagstunde des nächsten Tages die Treppe des Pädagogiums herunterschritt, waren ihre Wangen hochgeröthet und ihre Nasenflügel bebten. Sie hatte sehr unerquickliche Stunden hinter sich. Längst schon fühlte sie sich der Schulbank entwachsen und belächelte im Stillen ihre gleichalterigen Mitschülerinnen, die trotz sonstiger Frühreife doch nicht über den Horizont des Lehrzimmers hinausblickten, und mit Behagen immer wieder den traditionellen Schultratsch wiederkäuten.

Jede Fiber in ihr zuckte noch, als sie die Straße betrat, und bei dem Gedanken, je noch diese Stiege emporsteigen zu sollen, schüttelte sie ein Frost.

Sie hatte kaum einige Schritte zurückgelegt, als der leise Zuruf eines ihr Nacheilenden sie bewog, Halt zu machen.

Es war Jean, der sich ihr mit gezogenem Hute näherte.

„Ihre Excellenz lassen bitten, Baronesse."

Sylvia erblickte erst jetzt die herrschaftliche Equipage und darin die Obersthofmeisterin, die den Wagenschlag offen hielt und, sich weit herausneigend, Miene machte, auszusteigen. Das junge Mädchen eilte, ihr zuvorzukommen, und neigte sich verwirrt über die beiden Hände, die sich ihm aus dem Schlag entgegenstreckten.

„Was ist denn das mit Ihnen, Kind!" rief die Obersthofmeisterin heiter. „Ganz einfach durchzubrennen, — ist das erlaubt? Gestern ließ ich Ihnen Ruhe; von nun an wird das nicht mehr geduldet!"

Es war etwas in dem Ton, das Sylvia stutzen machte, aber ehe sie sich darüber Rechenschaft geben konnte, saß sie an der Seite der Gräfin und tauschte mit ihr die ersten nothwendigen Worte der Begrüßung.

Dann stockte das Gespräch längere Zeit; die Gräfin schien innerlich stark beschäftigt zu sein. Plötzlich fuhr sie aus ihren Gedanken auf, ergriff unvermittelt eine Hand des jungen Mädchens und, nachdem sie ein paar Mal streichelnd darüber gefahren war, zog sie die unbeweglich in den ihren ruhenden Finger plötzlich leidenschaftlich an ihr Herz.

Sylvia starrte die Gräfin mit erstaunten Augen an. Die ungewohnte Liebkosung gerade in diesem Augenblicke machte ihre Gedanken und Empfindungen wie in einem Chaos durcheinander wirbeln. Sie erröthete, und ein unsicheres Lächeln spielte um ihren Mund. Ihr war zu Muthe, als ob sie träume. War es wirklich sie, die in diesem Wagen dahinfuhr? War es wirklich Gräfin Vichéry, die mit so leidenschaftlicher Innigkeit ihre Hand umfing?

Wie als Antwort auf diese Frage fügte die Gräfin ihrem stummen Zärtlichkeitsausbruch die Worte hinzu: „Eigentlich wollte ich erst später, aber ich muß es Ihnen doch jetzt schon mittheilen, Kind! Es ist ja nicht nur meine Freude, auch Sie . . ."

Sie brach ab. Ihre Stimme klang bewegt. Sylvia stand vor einem Räthsel. Sie rückte abermals zur Seite und suchte förmlich ängstlich in den seltsam funkelnden Augen der Gräfin zu lesen. Diese aber senkte den Blick; ihre Hand wühlte mit nervöser Hast in einem Zeitungspack, den sie auf dem Schoße hielt, und, nachdem sie ihre Auswahl getroffen, bezeichnete sie mit dem Lorgnon eine Stelle, die sie Sylvia unter die Augen schob. Diese starrte völlig verständnißlos auf das bedruckte Blatt.

„Nun, so lesen Sie doch, Kleine! Es wird Sie gewiß auch interessiren," rief die Gräfin ungeduldig. „Hier, von da an: ‚Das hervorragendste Kunstwerk der Ausstellung aber ist unstreitig . . .'"

Jetzt erst dämmerte eine Ahnung in Sylvia auf. Gestern war die Eröffnung der Jahres-Ausstellung im Künstlerhause gewesen, was sie in ihrer Verstimmung gänzlich vergessen hatte. Und was sie in Händen hielt, war der Bericht des maßgebenden Kunst-Kritikers der Hauptstadt. Nun war ihr Interesse geweckt: sie las rasch mit fliegenden Blicken, und als sie fertig war, kehrte sie nachgenießend zum Anfange zurück. Es war ein Triumph in aller Form — ein Triumph ihrer Schönheit, die von dem Referenten begeistert als das Ideal weiblichen Liebreizes gepriesen wurde — ein Triumph aber auch des Künstlers, der in dieser Portrait-Büste, — zu einer solchen hatte sich Vichéry, alle übrigen Projecte verwerfend, schließlich entschlossen, — ein Werk geschaffen hatte, das ihm mit einem Schlage unter den Berühmtheiten des Tages seinen Rang anwies.

Es war ein Erfolg, wie ihn alle Strebenden in kühnen Träumen ersehnen, ein Sieg, den niemand anfocht, so vollständig war die Schlacht gewonnen. Was der Kritiker des in der Kunstwelt tonangebenden Blattes vorläufig nur mit wenigen Worten, — eine ausführlichere Besprechung sich für später vorbehaltend, — mit den wärmsten Ausdrücken hervorhob: die an die Antike gemahnende Ruhe, die völlig hellenisch anmuthende, heitere Schönheit, und dabei deren moderne Durchseelung, — das alles wurde auch von den übrigen Kunst-Referenten mehr oder minder anerkannt, und während die gesammte Kritik bisher Max Vichéry's Namen eigensinnig verschwiegen hatte, — wohl darum, weil er für den Tadel gesellschaftlich zu hoch, und für das Lob künstlerisch zu tief stand, — wetteiferte jetzt alles, den Stern, der so plötzlich an dem Kunsthimmel aufgegangen war, freudig zu begrüßen.

Sylvia's Wangen brannten. Sie begriff jetzt den stummen Dank der Mutter Vichéry's, deren still glimmenden Ehrgeiz sie längst durchschaut, und als die einzige Schwäche der sonst so klugen Frau heimlich belächelt hatte. Das junge Mädchen hatte sich auch die ganze Zeit über, während sie dem Grafen zu seinem Werke saß, als das gefühlt, was sie für dessen Mutter bedeutete: als das befeuernde, ihm zu seinem Schaffen unentbehrliche Element; und ohne viel darüber nachzudenken, hatte sie mit instinctivem Geschick und nicht ohne Vergnügen ihr unsichtbares Zauberstäbchen geschwungen. Erst während der letzten Sitzungen hatte sie keinen Gebrauch mehr davon machen können; seit Vichéry's Blicke sie ängstigten, fühlte sie sich nicht mehr frei genug zu herrschen. Sie war daher froh, als die Atelier-Stunden ein Ende hatten, und lobte das vollendete Werk mit einem Aufathmen der Erleichterung.

Dabei brauchte sie sich keinen Zwang anzuthun, denn die Büste gefiel ihr; freilich nicht so sehr, daß sie selbst, wenn sie in den Spiegel sah, sich nicht noch besser gefallen hätte. Daß nun wirklich ein allgemein bestauntes Kunstwerk daraus entstanden war, überraschte und verwirrte sie. So etwas wie Gewissensbisse regten sich in ihrer Brust, weil sie an Vichéry's Bedeutung bisher so wenig geglaubt hatte. Wenn sie ehrlich sein wollte, mußte sie sich gestehen, daß sie den jungen Mann als Künstler nie ernst genommen habe. Nun war sie beschämt, doch war sie sich nicht klar, ob diese unerwartete Wendung ihr Vichéry näher gerückt habe. Sie wußte nur, daß von ihr selbst der Druck, der seit gestern früh auf ihr lastete, genommen war, und dafür war sie ihm dankbar.

Sie fühlte sich wieder sicher, ruhig und stolz. Ihr verwundetes Selbstbewußtsein richtete sich auf, und ihr Herz klopfte höher. Es war ein unbeschreibliches Gefühl von Befreiung, nach der widerwärtigen Pein der letzten Stunden wahrhaft überwältigend. Eine Blutwelle nach der anderen jagte vom Herzen zum Kopfe, und ihre Augen trübten sich. Als die Obersthofmeisterin mit einem erwartungsvollen: „Nun?" die Hand nach den Blättern ausstreckte, brachte Sylvia nichts hervor als ein halbersticktes: „Ich bin so froh! so froh!"

Der Mutter war es genug. Auch sie wußte kein anderes Wort; das junge Mädchen hatte es ihr von den Lippen genommen. Sie zog das schöne Geschöpf an sich und küßte es. Dann blieben sie still Seite an Seite geschmiegt und drückten einander von Zeit zu Zeit stumm die Hände.

Im Palais angelangt, trafen sie Vichéry im kleinen Empfangszimmer seiner Mutter. Dort wanderte er seit länger als einer halben Stunde wartend auf und ab. Als die Obersthofmeisterin mit Sylvia eintrat, war er mit einigen raschen Schritten vom Fenster, wo er eben gestanden hatte, an der Seite der beiden Damen.

„Endlich!" rief er, die Hand der Mutter an die Lippen ziehend. Seine aufleuchtenden Augen aber hingen an Sylvia. Es war wieder einer jener Blicke, die ihr den Athem benahmen: sie fühlte, wie sie erblaßte.

Nach dem Dejeuner, das gemeinsam eingenommen wurde, meldete der Diener den Besuch des alten Excellenzherrn Bertenyi.

„Gnade!" rief Vichéry halblaut, rasch zur Mutter hinüberblinzelnd. „Ich bin nicht in der Verfassung, ihm heute Stand zu halten."

„Nein, nein," beruhigte die Obersthofmeisterin mit einem Lächeln. „Ich opfere mich für uns alle!"

Indem sie sich erhob, nickte sie Sylvia freundlich zu; dann trat sie zu ihrem Sohne, neigte sich über ihn und hauchte einen Kuß auf seine Stirne. Er haschte nach ihrer Hand und drückte seine Lippen darauf. Dabei suchte er emporblickend abermals ihr Auge; in den seinen lag eine warme Innigkeit, ein gerührter Dank. Sie winkte ihm gütig zu und fuhr mit den Fingern zärtlich über sein Haar. Dann verschwand sie, mit der Rechten nochmals zu den jungen Leuten herübergrüßend, über der Schwelle des Empfangszimmers.

Sylvia folgte ihr mit den Augen; dann senkte sie den Blick auf ihren Teller herab und knusperte schweigend an dem Rest ihres Weißbrodschnittchens. Vichéry leerte das vor ihm stehende Glas Rheinwein auf einen Zug. Als der Diener eintrat, erhob er sich langsam.

„Darf ich bitten?" sagte er, Sylvia den Arm bietend. Sie legte ihre Hand hinein und ließ sich von ihm in das rothe Zimmer führen, wo er nach dem Diner seinen schwarzen Kaffee zu nehmen pflegte.

Das junge Mädchen nahm auf dem niederen Sopha hinter dem kleinen Marmortische Platz, der unweit des Fensters stand. Die große Fächerpalme davor schloß das lauschige Plätzchen nach vorn ab, und Vichéry schob mit den Worten: „So! Hier bleiben wir ungestört," — einen Fauteuil an Sylvia's rechte Seite.

Sie zwängte ein Lächeln auf ihre Lippen und gab so zu erkennen, daß sie seine Worte dahin verstanden habe, hier vor den Augen und Ohren des unwillkommenen Besuchers gesichert zu sein; aber der besondere Ton, den er in die einfache Bemerkung gelegt hatte, war ihr trotzdem nicht entgangen. Es war ein gepreßt feierlicher Ton, der sich anhörte wie die Verkündigung eines besonderen Gespräches. Sie athmete tief auf und einen Augenblick kreiste das Zimmer vor ihren Augen. Ein Gedanke, den sie nie klar zu Ende gedacht hatte; ein Luftgebilde, das nur zuweilen im Halbtraume vor ihr aufgetaucht war, stand plötzlich dicht vor ihr: greifbar, deutlich, eine für den nächsten Augenblick bevorstehende Gewißheit.

Vichéry hätte nach der schwül verlegenen Pause, die seinen ersten Worten gefolgt war, keine Silbe hinzuzufügen gebraucht; sie wußte ohnedem, was jetzt, in der nächsten Minute schon, geschehen werde; sie wußte, daß, wenn er jetzt den Mund aufthat, das Entscheidende kam. Darum hörte sie auch nur mit halben Ohre, als er wirklich zu sprechen anfing: leise, weich, mit erkünstelter Bewegung. Er holte weit aus; er sprach von seiner einsamen Kindheit, seiner verträumten Jugend, von einer ersten Empfindung, und einer bittern Enttäuschung. Dann von seinem äußerlich vom Glücke begünstigten, in Wahrheit freudenleeren Leben, von Ueberdruß und Zweifel. Sylvia hörte wie träge Tropfen Silbe um Silbe fallen, und es rauschte ihr davon im Ohre.

Dem Sprechenden ins Auge zu sehen, wagte sie nicht; aber an den rothen Lippen, die das lange, weiße Gebiß beim Sprechen nur wenig bedeckten, hingen ihre Blicke wie gebannt. Der ungewöhnlich große Zwischenraum fiel ihr auf, der Nase und Oberlippe verband, und dieser Zug, den sie früher nie bemerkt hatte, wurde jetzt für sie zum hervorstechenden, zum charakteristischen in diesem länglichen weißen Gesicht. Sie mußte dabei unwillkürlich an den häßlichen Mund der Obersthofmeisterin denken, und sie beschäftigte sich damit, ihn mit dem des Sohnes zu vergleichen.

So kam es, daß, als endlich die Erklärung fiel, die sie seit einer halben Stunde seinen Lippen zuströmen sah, sie diese überhörte. Er mußte das Gesagte wiederholen, und als mit Worten ausgesprochen, mit den einfachen, nicht mißzuverstehenden Worten: „Wollen Sie meine Gattin sein, Sylvia?", da traf es sie doch wie eine Ueberraschung. Sie wurde roth und blaß, und die Hände, die ihr im Schoße lagen, waren mit einem Male so schwer, als könne sie sie nie mehr heben.

Und dann sagte sie „Ja".

Oder hauchte, nickte sie es bloß? Sie wußte es später nicht. Aber es war ein „Ja".

Natürlich!

* * *

Es war Sonntag in der Abenddämmerung. Die Doctorin saß in ihrem Lehnstuhl beim Fenster; die fleißigen Hände lagen müßig im Schoße.

Da wurde leise die Thüre aufgeklinkt; über die Schwelle trat eine männliche Gestalt. Sie schrak empor und stieß einen leisen Schrei aus. Im nächsten Augenblick hatten ihre Arme ihn umschlungen.

„Mein lieber, lieber Junge!" sagte sie weich.

„Mutter . . ."

„Ich weiß . . . ich weiß . . ." fiel sie ihm nickend ins Wort. „Heute früh hab' ich's erfahren, und seither an nichts anderes gedacht . . . viel gedacht . . . doch komm! Ruh' Dich aus, Du wirst müde sein."

Sie führte den Sohn wie ein kleines Kind zu dem Divan in der Ofen-Ecke, und er ließ sich führen. Dort aber sank er, anstatt an ihrer Seite Platz zu nehmen, vor ihr auf die Knie nieder und legte das Haupt in ihren Schoß.

„Armer, Junge! Ich weiß . . . ich weiß," wiederholte sie und streichelte mit zitternden Händen sein dunkles Haar. Er sprach noch immer kein Wort. Seine breiten Schultern bebten, erschüttert von einem unterdrückten Schluchzen. So lag er lange.

XIII.

An einem unfreundlichen Märztage saß Graf Kromer in dem geräumigen Wildecker Bibliotheks-Zimmer an seinem mit Büchern und Schriftstücken aller Art beladenen Arbeitstische, über den eine niedere Lampe mit grünem Schirm ein angenehm gedämpftes Licht warf. Der Graf war in die Abfassung seines Referats vertieft, — er saß wie alljährlich im Heeres-Ausschuß, — und feilte eben an einem Satze, der nicht nach seinem Wunsche ausgefallen war, als die ins Vorhaus führende Thür der Bibliothek leise aufgeklinkt wurde, und eine kleine, auf den ersten Blick unförmlich breit erscheinende Gestalt sich über die Schwelle schob.

„Was soll's?" fragte er unwillig, denn er liebte es nicht, in der Arbeit unterbrochen zu werden.

Doch als er den Eindringling näher ins Auge faßte, erhellten sich seine Züge, und er rief im Tone freudiger Ueberraschung: „Ja, Maus, wo kommst denn Du her?"

Oli, denn ihr zierliches Figürchen war es, das sich allmählich aus dem umfangreichen Reisepelz losschälte, legte den Finger auf den Mund.

„St!" flüsterte sie geheimnißvoll — „Es hat mich noch niemand gesehen, und das ist mir gerade recht! Ich wollte früher zu Dir, um zu expliciren, warum ich eigentlich so Knall und Fall von Linz durchgegangen bin. Mama und Sisa brauchen die Wahrheit nicht zu erfahren; es würde sie am Ende kränken, und da hab' ich mir gedacht, es ist am gescheidtesten, wir zwei lügen ihnen ein bißchen was vor."

Die Comtesse schob den straff nach rückwärts gespannten Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, nicht ohne Mühe über die Nasenspitze hinauf, und blinzelte bei den letzten Worten ihrem Vater vertrauensvoll zu. Doch dieser runzelte jetzt trotz der Freude über das unverhoffte Wiedersehen seines Lieblings mißbilligend die Brauen.

„Knall und Fall? Was soll das heißen? Du mußt ja was Rechtes angestellt haben, wenn die Tante Dir so plötzlich den Laufpaß gegeben hat! Na, nur hübsch heraus mit der Wahrheit!"

Oli lachte über das ganze, von der scharfen Märzluft hochgeröthete Gesicht.

„Väterchen, wenn Du Dich jetzt sehen könntest! Du machst ein paar Augen, als ob ich Dein Hexenschuß wäre, der auch manchmal so plötzlich angeflogen kommt, man weiß nicht, warum und woher? Sei nur ganz ruhig! Ich habe keine Dummheit gemacht, bin sogar in aller Freundschaft mit Tante Netti aus einander gekommen. Da, schau!" — Sie öffnete ihr Reisetäschchen und wies auf einige Kuchenkrümel in Seidenpapier. — „Die Chokoladen-Torte, — das war nämlich eine, — hat sie extra für mich backen lassen, und gab sie mir sammt ihrem gerührten Segen mit auf die Reise."

„Ja, also warum denn?" fragte Kromer noch immer etwas zweifelnd. Er griff dem jungen Mädchen unter das Kinn und sah forschend in die schwarzen Augensterne. „Hat am Ende gar irgend ein ‚Jemand' meiner Kleinen den Carneval in Linz verleidet?"

Oli hielt den Blick lachend aus.

„Bewahre, Papa! Du bist auf ganz falscher Fährte! Um das heutige Picknick ist mir sogar schrecklich leid, und, warte nur . . ." — sie zählte an den Fingern, — „eins, zwei, drei . . . fünf . . . vielleicht," — sie dachte einen Augenblick nach, — „vielleicht sogar sechs oder sieben raufen sich heut Abend verzweiflungsvoll die Haare!"

Sie kicherte bei dieser Vorstellung übermüthig auf und machte einen kleinen Freudensprung.

Graf Kromer schlug die Hände zusammen. „Fünf! Vielleicht sogar sieben! Na, Du bist mir Eine!" Er lachte herzlich. „Nun, und der ‚Rechte'?"

„Der ist erst noch nicht darunter!" fiel ihm die Kleine ins Wort. „Aber riesig nett waren alle, und unterhalten habe ich mich! Ich sage Dir, Papa, es war oft so fesch!"

Sie verstummte, über angenehme Erinnerungen lächelnd. Dann aber nahmen ihre beweglichen Züge mit einem Male einen ernsteren Ausdruck an, und sie begann, rasch um sich blickend, wieder in gedämpftem Flüstertone, während sie vorhin, bei der Aufzählung ihrer Anbeter, einen Augenblick alle Vorsicht außer Acht gelassen hatte.

„Also, weißt Du, Papa, die Geschichte ist die: ich hielt Tante Netti's Sticheleien über Sisa's Verlobung einfach nicht länger aus! Anfangs zankte ich mich ganz ordentlich mit ihr herum, bis wir beide jämmerlich heulten; dann versöhnten wir uns, denn jede bildete sich ein, die andere habe Raison angenommen. Ich glaubte es wirklich von ihr, weil sie ein paar Tage die arme Sisa und den unglücklichen Heller in Ruhe ließ, aber da war ich schön auf dem Holzwege! Auf einmal fing sie wieder an, und zwar schien sie es jetzt für ausgemacht zu halten, daß ich mich im Verein mit ihr über Euch alle skandalisiren würde. Sag' nur: was sollte ich machen, Papa? Zweimal Spektakel machen wollte ich doch nicht, — ich sagte also nur: ‚Oh! Oh! . . . Hm! Hm! . . . Ja! Ja!' und schaute, daß ich weiter kam."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Geistige Interessen.

Zur Frauenfrage von Eliza Ichenhaeuser. Zittau. Verlag der Pohl'schen Buchhandlung (A. Haase), Preis Mk. 1,20. — Eliza Ichenhaeuser, eine der eifrigsten Vertreterinnen der Frauenfrage, bietet hier eine Anzahl bereits in Tageszeitungen und Fachschriften erschienener Aufsätze, die das Thema nach der wirthschaftlichen wie ethischen Seite behandeln. Daß die Frage des Studiums der Frau den größten Theil der Essays ausmacht, ist natürlich, aber auch die Artikel, in denen die Verfasserin für die wirthschaftliche Selbständigkeit der Frau eintritt, sind mit ebenso großer Klarheit wie Wärme geschrieben. Die Unzulänglichkeit des Schutzes, den die Gesetze der Frau gewähren, bietet ihr Gelegenheit, die „vermögensrechtliche Stellung der Frau" darzulegen und zu zeigen, wie die Frau wohl dem Manne ihr Vermögen zubringen, für ihn arbeiten und erwerben — darf, wie sie aber keinen Anspruch auf selbständige Verwaltung des Erworbenen bei Lebzeiten des Mannes besitzt! — Einen Schutz und moralischen Halt für die Fabrikarbeiterin findet die Verfasserin in der Anstellung von „Fabrik-Inspectorinnen", die als Frauen der Regierung manchen Wink für Verbesserungen geben könnten, an die ein Mann nicht denkt, weil er keine Ahnung von ihrer Nothwendigkeit besitzt. Das „Elend in der Haus-Industrie der Confection" bestätigt nur obige Forderung an der Hand von statistischen Zahlen, die Löhne, Arbeitszeit ꝛc. betreffend. Bei kärglichstem Lohn vierzehn Stunden in der ungesundesten Luft arbeiten müssen, nicht allein für sich, sondern auch für die Kinder, ist jetzt noch das Los von tausenden von Frauen, das der Abhülfe bedarf, die in Gestalt von weiteren Arbeiterschutz-Gesetzen, vor allem durch Errichtung von Betriebswerkstätten anzustreben sein würde. — „Die Jagd nach dem Manne" berührt einen durch alle Klassen der Gesellschaft gehenden Schaden, der auch nur durch die Selbständigkeit der Frau geheilt werden kann. Ist die Ehe nicht mehr, wie jetzt in den meisten Fällen, eine Versorgung für die Tochter, sondern kann diese sich ihre Zukunft selbst gestalten, so wird sie die Ehe nur eingehen, wenn Herz und Geist darin Befriedigung finden, — jedenfalls würde die Jagd nach der Versorgung aufhören und auch die zu frühen Heirathen nicht eine spätere Generation von Schwächlingen hervorrufen. Die ökonomische Unabhängigkeit der Frau würde ihren Werth erhöhen und der Mann sie um ihrer selbst willen, nicht wegen der Mitgift suchen. — Das Kapitel der „Polizei-Matronen" läßt uns einen Blick thun in den Abgrund, aus dem helfende Frauenhände manche ihres Geschlechtes befreien könnten. Ein Schlußwort „Das Erwachen der Frau" knüpft an einen Artikel der Lady Henry Somerset an. Es ist ein kurzer Vergleich der Thätigkeit der Frau vor hundert und mehr Jahren mit der Arbeit der Frau von heute; — der große Wirkungskreis von damals, groß, trotzdem er sich kaum über die vier Wände des Hauses hinaus erstreckte, ist nach und nach zusammengeschrumpft, denn Fabriken und Maschinen nahmen die gesammte Bekleidungs-Industrie auf, der Frau verblieb nur die untergeordnetste Stellung als Näherin, sie entzogen ihr auch die Thätigkeit in der Landwirthschaft mit allen damit zusammengehörigen Zweigen. Durch die sich selbständig ausbildenden Geschäfte, durch die Armen-Verwaltung ꝛc. wurde ihr all jene Thätigkeit genommen, die, mit der Kinder-Erziehung, den Inhalt ihres Lebens bildete. Jetzt ist es an ihr, sich die gleiche Stellung, wenn auch in anderer Form, zurückzuerobern, vor allem aber rechtliche Gleichstellung und die dazu erforderliche Bildung zu erwerben, denn, — um nur eines zu streifen, wie soll die Mutter ihre Söhne erziehen, wenn sie selbst künstlich auf den engsten Gesichtskreis beschränkt wird und die ihr zufallenden Pflichten kaum ahnt, geschweige denn sie zu erfüllen im stande ist? E. F.

Gesundheits- und Körperpflege.

Reform-Kleidung. — Seit Jahren schwach und leidend, ermüdete ich rasch beim Gehen, ohne doch so krank zu sein, um auf die so nöthige Bewegung verzichten zu müssen. Ich hatte stets das Gefühl, daß eine Hauptursache der schnellen Ermüdung das Gewicht meiner Kleider sei, denn, wärmebedürftig wie ich bin, trug ich mehrere warme, schwere Unterröcke. Mit Neid las ich, daß die vorurtheilsfreien Engländerinnen solche Last nicht mit sich schleppen, aber wie kann eine ehrsame deutsche Familienmutter, die den Damen im „Hosenrock" auf dem Rad absolut keinen Geschmack abgewinnt, unter die Umstürzler gehen? Undenkbar! Wenn die Sache nur einmal Mode würde! Und richtig, unsere Illustr. Frauen-Zeitung nahm sich der Sache an, und nun ist der Beinkleid-Rock mit einem Schlag populär! Durch den wohlvertrauten gelben Bogen ward uns der Schnitt übermittelt, mit einfachen Worten sein Werth nahe gelegt, und so versuchte denn auch ich, im Vertrauen auf die lang gewohnte Führung meines Blattes, die Nachbildung.

Der Schonung meines Wäschevorrathes zuliebe ging ich einstweilen nur an die Lösung der Unterrockfrage, die für meine Gesundheit die wichtigste ist. (Andere, besonders Magenleidende, werden besser mit dem Reform-Mieder beginnen; für mich ist das Corset bereits zu einem recht harmlosen Toiletten-Stück geworden.) Aber welche Erleichterung habe ich mir schon mit dem Beinkleid-Rock geschaffen! Ich wollte es nicht glauben, daß die geringe Stoffmenge dieses Kleidungsstückes dieselbe Wärme erzeugt, wie meine Röcke, aber es erfüllt auch diese Ansprüche. Ich fühle mich beim Gehen so leicht und wohl, ordentlich jugendlicher in der Bewegung, sodaß ich das Doppelte leisten kann ohne Ermüdung. Welche Wohlthat wird mir dies im Gebirge sein!

Ich hoffe, daß meine hier niedergelegten Erfahrungen mancher ängstlichen Mitleserin in der Provinz den Anstoß zu dieser wohlthätigen Neuerung geben mögen.

Gabriele von Hößle, München.

Haar-Pomade. — Rindermark 45,00 g, Süßmandel-Oel 18,75 g, China-Extract 2,50 g, Rosenwasser 5,50 g, Peru-Balsam 3,75 g, Rosen-Oel 10 Tropfen, Bergamott-Oel, Citronen-Oel, Lavendel-Oel je 15 Tropfen. Dr. X.

R. A. — Ihr Magenleiden und sonstiges Uebel erfordert ärztliche Behandlung. Auch Roncegnowasser dürfen Sie nur nach ärztlicher Anweisung trinken. — Eine Zimmerschaukel kann auch als Turngeräth benutzt werden. Dr. D.

Regina. — Zum Hellbraunfärben der Haare dient als unschädliches Mittel Nußschalen-Extract. Das Verfahren haben wir oft, auch in der „Sophia" geschildert. Dr. D.

Garten- oder Strandhut aus englischem Krepp-Papier.

Unsere Kinder.

Garten- oder Strandhut aus englischem Krepp-Papier. — Ein ebenso billiger als origineller Hut, für Kinder und junge Mädchen besonders kleidsam, ist für jedes Kostüm passend, in den verschiedensten Farben herzustellen. Das Material dazu führt jedes größere Papiergeschäft, z. B. Keltz und Meiners, Berlin, W, Leipzigerstr. 10. Die Anfertigung ist sehr einfach: Man theilt die ganze Papierrolle der Länge nach in vier Theile, ordnet dann zweimal je anderthalb Längen in drei- bis vierfache ausspringende Tollfalten und legt hierauf diese Faltenstreifen an einander, sodaß sie eine dicke Rüsche für die Krempe des Hutes bilden. Diese Rüsche wird auf einen Hutdraht genäht, der die Weite der Kopfform haben muß. Aus dem vierten Streifen Krepp-Papier wird der Kopf gemacht. Man falte, 6 cm von dem einen Querrand entfernt, den ganzen Papierstreifen fest zusammen und wickle feinen Draht oder Zwirn herum; das so entstandene Köpfchen ziehe man breit aus einander, daß es das Aussehen einer Rosette hat. Der untere Rand des Streifens, welcher den Kopf bilden soll, wird eingereiht und verstürzt auf den Draht genäht. Der ganze Hut kostet 35-50 Pf., da die verschiedenen Farben verschiedene Preise haben. H. F.

Besorgte Mutter. — Dem Bruder, der sein Schwesterchen mißhandelt und beraubt, ist vielleicht nicht zu rechter Zeit die Schwester als liebenswerthes Geschenk ꝛc. angekündigt und vorgestellt, vielleicht sogar als Concurrent in Genüssen, Aufmerksamkeiten und Liebkosungen gegenübergestellt, worin nicht ganz selten die nächsten Angehörigen, noch öfters Dienstboten und Fremde Fehler begehen. Jetzt muß man sich bemühen, dem Knaben den Umgang mit der Schwester als Vorzug oder Belohnung erscheinen zu lassen, jede seiner Unarten aber mit schleuniger Entfernung zu strafen. Anmuthige Erzählungen von Geschwistern, die einander lieben und erfreuen, können helfen, wenn sie die Absicht nicht merken lassen. Manchmal ist es auch nützlich, dem Bruder die Rolle des Hüters und Beschützers einzureden; Heftigkeit, Vorwürfe und harte Strafen erbittern meistens, ohne zu bessern, also Vorsicht damit! Dr. D.

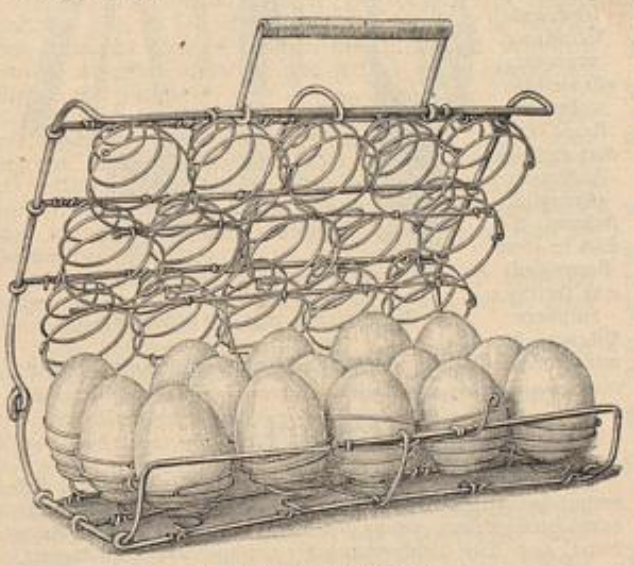
B. A. — Anleitung zum Gebrauch eines „Zimmer-Turngeräthes" für Knaben giebt es schwerlich. Turnübungen lassen sich auch am besten durch Sehen und Nachahmen lernen. Lassen Sie „den Kleinen" außerdem getrost selber machen und erfinden; ist es auch nicht schul- und kunstgerecht, so übt er dabei doch seine Kräfte, und das ist für ihn zunächst die Hauptsache. Dr. D.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Industrie-Schule. — In welcher Stadt von 25 bis 50,000 Einwohnern wäre eine Industrie-Schule, verbunden mit vorzüglichem Unterricht in Kleidermachen und kunstgewerblichen Fächern, angebracht?

Alte Abonnentin seit Bestehen der „Modenwelt" und „Illustr. Frauen-Zeitung".

M. C. — (Siehe „Aus dem Leserkreise" vom 1/6 97.) Auf Ihre Frage nach einer deutschen Stadt, in welcher Mangel



Marktkorb für Eier.

an einer tüchtigen Lehrkraft für Zeichnen, Malen und anderen kunstgewerblichen Arbeiten ist, möchte ich Ihnen Lüneburg (Provinz Hannover) nennen. Hier dürfte durch Privat-Unterricht eine ganz hübsche Einnahme zu erzielen sein. N. N.

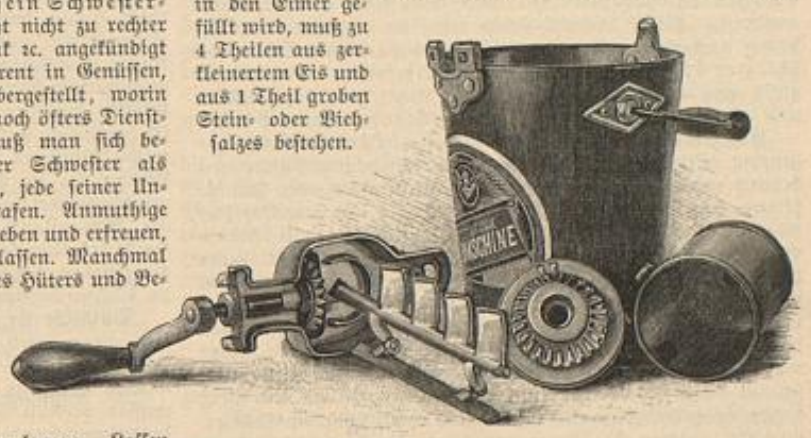
Frau M. K. — Wir nennen Ihnen die gewerblichen Fortbildungskurse für Mädchen und Frauen, Berlin, Niederwallstr. 12, unter Leitung von Prof. Dr. Schwalbe. Angesichts der guten Erfolge, welche der Unterricht bei leichtfaßlicher Methode bei den Theilnehmerinnen aufwies, erfreuen sich die Kurse großer Beliebtheit und eines steigenden Besuchs. Die Berliner Gewerbe-Ausstellung brachte s. Z. anerkennenswerthe Leistungen von Schülerinnen, die sich aus den Reihen der Schneiderinnen, Directricen, Zuschneiderinnen, sowie auch aus Privatpersonen zusammensetzen. Das Modezeichnen, d. h. das Zeichnen von Kostümen nach der Wirklichkeit, welches für selbständige Schneiderinnen sowohl wie für Angestellte von großer Wichtigkeit ist, wird mit Sorgfalt gepflegt. Maßgebend sind allein die praktischen Bedürfnisse, denen auch die Methode im Schnittmuster-Zeichnen von Damen-Kostümen und Wäsche entspricht. Berücksichtigt werden nur moderne Formen, und das Herstellen von Mustern geschieht ausschließlich nach Maß und in natürlichen Größen. Näheres ergeben die Prospecte, die im Bureau des Hilfsvereins für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25, sowie in allen Spindler'schen Annahmestellen Berlins unentgeltlich verabfolgt werden. Die Red.

Fürs Haus.

Neue Eismaschine. — Seit kurzem bringt die Industrie eine neue Eismaschine der „Alexanderwerke" in den Handel, deren zweifache Bewegung bei seitlicher Kurbeldrehung den Gefrier-Prozeß von Speise-Eis außerordentlich beschleunigt und ein innigeres Durcharbeiten der Masse ermöglicht als andere Eismaschinen mit einseitiger Drehung.

Eine quer übergreifende sogenannte „Brücke" hält die Gefrierbüchse in einer der Mitte des Eimerbodens aufgeschraubten Metallvertiefung und trägt zugleich Kurbelwelle, Kurbel und Zahnräder, welche die Büchse nach der einen und das Rührwerk darin nach der anderen Seite in Bewegung setzen. Dieses durch den Deckel in die Büchse hineingeführte Rührwerk besteht aus verschiedenen Armen, welche die Flüssigkeit in wirbelnder Bewegung halten, und aus dem Streichbrett, das die gefrorenen Theile von der Büchsenrandung abstreicht und mit der übrigen Masse mengt.

Die Gefriermasse, die bis zum oberen Rande der Büchse in den Eimer gefüllt wird, muß zu 4 Theilen aus zerkleinertem Eis und aus 1 Theil groben Stein- oder Viehsalzes bestehen.



Neue Eismaschine.

Der Ueberschuß des geschmolzenen Eiswassers findet durch eine in halber Höhe der Eimerwand angebrachte Oeffnung Abfluß, während die untere Eimeröffnung für das Ablassen des gänzlich geschmolzenen Eiswassers dient. Bei der Bereitung des Gefrorenen wird, nachdem die Büchse mit einer beliebigen Mischung gefüllt worden, die Kurbel zunächst ganz langsam gedreht, bis die Masse kalt ist, danach aber gleichmäßig schnell und so lange in Bewegung gehalten, bis die Kurbel sich ziemlich schwer dreht. Sobald die Crême nun genügend gefroren ist, hebt man Brücke, Deckel und Rührwerk ab, streicht die Crême sauber in der Büchse zusammen, und setzt den nunmehr mit einem Kork zu verschließenden Deckel ohne das Rührwerk auf die Büchse, läßt das Eiswasser vollständig abfließen, setzt die Büchse in den Eimer und füllt ihn wieder mit Eis und Salz. Den richtigen Wohlgeschmack erhält das Gefrorene erst, wenn es 1 bis 2 Stunden gestanden hat; man stellt es zu diesem Zweck, fest mit einem Tuch zugedeckt, so lange an einen kühlen Ort. A. H.

Marktkorb für Eier. — Unter dem Namen „Nesthäkchen" ist neuerdings ein Eierkorb in den Handel gekommen, dessen praktische Einrichtung zunächst dem unbeschädigten Transport der Eier, sodann aber auch für deren Aufbewahrung dient. Ein verzinntes Drahtgestell in Form einer in zwei Hälften aufzuklappenden Handtasche von 25 cm Länge, 17 cm Höhe und gleiche Breite, enthält innen fünfzehn in drei Reihen angeordnete Spiralfedern in Eiform. Diese in zwei Hälften getheilten Spiralformen, in beiden Korbtheilen correspondirend befestigt, nehmen je ein Ei auf und umschließen dasselbe leicht, aber fest genug, um dem Zerbrechen desselben vorzubeugen. Eine übergreifende Feder bewirkt den sicheren Verschluß beider zusammengeklappter Korbtheile, während ein handlicher Drahtgriff das bequeme Tragen des Korbes ermöglicht. Das leichte Drahtgestell gestattet der Luft von allen Seiten freien Zutritt und conservirt die darin auf der Spitze stehenden Eier bei täglichem Umwenden des Korbes für längere Zeit. A. H.

Fülltrichter „Rapid". — Das Einfüllen von gekochtem Beerenobst in enghalsige Flaschen erfordert meist Zeit und Geduld und ist auch stets mit einigem Verlust der überlaufenden Flüssigkeit verbunden, zugleich auf Kosten der Sauberkeit. Ein neuer Fülltrichter aus Weißblech von 19 cm Höhe und 12 cm oberem Durchmesser, dessen Schnabel sich allmählich in drei Absätzen zur Weite einer Flaschenöffnung verjüngt, er-

möglicht das ebenso schnelle als saubere Einfüllen des Beerenobstes in Flaschen. Eine zum Trichter gehörige, kleine ausgerundete Blechscheibe, welche an einem 20 cm langen Draht befestigt ist und in die obere Trichtertülle eingreift, dient zum Durchtreiben des Obstes und beschränkt die sonst langwierige Arbeit des Einfüllens auf wenige Minuten. A. H.

Wärmvorrichtung mit Glühstoff-Heizung. — Zum Warmhalten von Speisen und Getränken, besonders im Freien, auf Veranden und Balcons, erweist sich die mit Glühstoff heizbare Wärmvorrichtung, die sich von 34 cm auf 43 cm ausziehen läßt, sehr viel praktischer, als die bisherigen Réchauds mit Spiritus-Heizung, deren Flamme häufig von der Zugluft verlöscht wurde. Solid gearbeitet und reich ornamentirt, ist der vernickelte Schüsselunterſatz in seiner Mitte mit einem ebenfalls

Wärmvorrichtung mit Glühstoff-Heizung.

vernickelten Heizkästchen versehen, dessen Einsatz eine von den neuen, mit einem Streichholz entzündbaren Electra-Heiztafeln aufzunehmen bestimmt ist. A. H.

Der amerikanische Cobbler-Löffel bewährt sich bei der Bereitung aller Eisgetränke und Limonaden, da er vermöge seiner schnell rotirenden Bewegung im Glase die Mischung außerordentlich beschleunigt. In seiner Construction basirt er auf dem Druck einer Feder, die in einer Hülse am oberen Ende des schraubenartig eng gewundenen Löffelstieles hinauf und herunter geschoben wird, diesen dadurch zu schnellen Drehungen, bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung hin zwingend. Am Ende dieses Stieles befindet sich der aus einem spitzwinkeligen, durchbrochenen Dreieck bestehende flache Löffel, mit dem Eis und Zucker im Glase zerkleinert werden. Der Löffel hat eine sehr gefällige Form, ist vernickelt und kostet 3 Mark. A. H.

Küche.

Morchel-Suppe. — Gut gereinigte frische Morcheln werden in Scheiben zerschnitten und mit gehackter Petersilie in zerlassener Butter gedünstet; alsdann gießt man 1 bis 2 l kräftige Fleischbrühe hinzu, läßt die Morcheln vollends weich darin kochen, zieht die Suppe mit mehreren Eigelben ab und servirt sie mit gerösteten Semmelschnitten. A. H.

Käse-Auflauf. — 100 g Butter werden mit einem gehäuften Eßlöffel voll Mehl über dem Feuer ein wenig gerührt, dann werden $^1/_2$ l Milch, 250 g Schweizerkäse (fein gerieben) und 3 Eidotter nach und nach dazu gethan; das zu steifem Schnee geschlagene Eiweiß wird zuletzt darunter gemischt. Diese Masse giebt man in eine Auflauf-Form oder in gefaltete Papierhülsen und läßt sie in heißem Ofen eine halbe Stunde backen. Ph. Fr.

Amerikanischer Sherry-Cobbler. — Obwohl dieses angenehm erfrischende Getränk in den verschiedensten Mischungen bereitet wird, z. B. mit Angostura-Essenz, Anis oder Fruchtsäften, so gilt doch folgende Bereitung als echt amerikanisch: Man füllt einen großen Glaspokal zur Hälfte mit kleinen Eisstücken, fügt etwas Citronensaft und einige Stück Zucker hinzu, auf denen die Schale einer halben Citrone abgerieben wurde und gießt zwei Gläser voll Sherry darauf. Nun vermischt man alles innig mit einander, wozu man sich am besten des amerikanischen Cobbler-Löffels bedient, mit dessen Spitze man die Eis- und Zuckerstücke im Glase vollständig zerkleinert, schreckt dann das Getränk mit etwas Portwein ab und giebt frische Erdbeeren darauf. Gewöhnlich trinkt man den Cobbler, wie alle anderen Eis-Limonaden durch Strohhalme. A. H.

Weingefrorenes (bei Herren besonders beliebt). — Madeira, griechischen Wein oder Champagner (auch Bowlen-Sect kann man verwenden) behandelt man auf folgende Art: Man kocht 375 g Stückzucker mit $^1/_4$ l Wasser klar; wenn derselbe völlig abgekühlt ist, rührt man die betreffende Flasche Wein und den steifen Schnee von acht Eiern, sowie den Saft von 3 Citronen darunter und läßt die Masse gefrieren. Ph. Fr.

Erdbeer- oder Himbeer-Eis. — 1 l peinlich sauber gewaschene Früchte reibt man durch ein Sieb, rührt $^1/_2$ kg feinen Zucker und $^1/_2$ l Wasser darunter und füllt dies Obstwasser, das man mit etwas Cochenille roth färbt, in die Eisbüchse. Dann schlägt man 5 Eiweiße zu festem Schaum, rührt ein Gläschen Himbeer-Marmelade darunter und legt nach dem Stürzen der Fruchteis-Bombe um dieselbe einen Rand von dem Himbeerschaum. Ph. Fr.

Thierwelt.

Der Goldfisch und seine Pflege. — Die Lebensdauer des Goldfisches wird auf 10 bis 12 Jahre angegeben, doch dürfte ein solches Alter nur bei aufmerksamer Pflege zu erreichen sein. Gewöhnlich sterben diese Fische viel eher ab. Die Hauptfehler in der Pflege der Goldfische bestehen einestheils in der Nahrung, anderntheils in den meist ungeeigneten Behältern. Das enge Beisammensein können die Goldfische nicht vertragen, sie siechen dann langsam dahin und verenden. Ungeeignet sind die niedrigen, tellerartigen Gläser, die für Goldfische häufig verwendet werden; die Fische können sich darin nicht frei bewegen, nicht auf- und niederschwimmen, wie es ihnen beliebt. Durchschnittlich rechnet man auf einen Goldfisch einen Liter Wasser. Um das häufig vorkommende Herausspringen der Fische aus dem Wasser zu verhindern, kommen oben sich verengende Gläser zur Anwendung, aber diese sind als Fischbehälter nicht empfehlenswerth, da sie den Luftdruck brechen und dem Wasser die günstige Wirkung benehmen, welches die Luft auf dieses auszuüben vermag. Ein Netzchen, leicht über das Glas gespannt, macht das Herausspringen der Fische unmöglich. Auf ein ziemlich langes Leben der Goldfische ist nur zu hoffen, wenn sie in einem der Fischzahl entsprechend großen, oben offenen und weiten Glasgefäß untergebracht werden. Auf den Boden desselben bringe man etwa 1 cm hoch mittelgroben Sand und kleine glatte Kieselsteinchen; an diese setzen sich die Excremente der Fische, und das Wasser bleibt auch bei der lebhaftesten und raschesten Bewegung rein und gesund. Auf diesen Untergrund wird ein Stück Kalktuff von ziemlicher Größe gelegt, doch so, daß es den Rand des Glases nicht berührt, denn damit würde es das Gefäß in zwei Hälften absperren und die freie Bewegung der Fische einengen. Nun kann mit dem Einsetzen von Wasserpflanzen begonnen werden, doch ist auch hierbei jedes Zuviel zu vermeiden. Sehr gut zur Bepflanzung des Aquariums eignen sich die Seerosen (Nymphaea alba, Nuphar luteum), Kalmus (Acorus calamus), Wasserviole (Butomus umbellatus) oder Fieberklee (Menyanthes trifoliata), Schachtelhalm (Equisetum limosum) ꝛc.

Der Wechsel des Wassers geschieht im Sommer täglich, im Winter jeden zweiten Tag, besonders ist darauf zu achten, daß das Wasser nicht zu kalt und immer aus einem und demselben Bache, Flusse oder Brunnen genommen wird. Ein beständiger Wechsel der Wassergattung, — und fast jede Quelle sprudelt ja ein anderes Wasser aus, — ist dem Goldfische schädlich. Auch das Berühren mit bloßer Hand, wie es bei Reinigung des Aquariums so oft geschieht, kann er nicht gut vertragen. Man fange die Fische mit einem kleinen Netzchen heraus. Auf diese Weise verlieren die Schuppen nichts von ihrer Schönheit, und die Thiere werden nicht, wie dieses nicht selten geschieht, gestreichelt und gehätschelt und dadurch vor lauter Liebe aufs äußerste gemartert.

Hie und da ein Blättchen Salat oder Brunnenkresse in das Fischglas zu werfen, ist gut. Die Goldfische fressen diese Pflanzen mit Vorliebe. Auch gewöhnliche Gräsereien im Aquarium herumschwimmen zu lassen, ist vortheilhaft, denn die Fliegen, Mücken ꝛc. legen ihre Eier darauf ab, die von den Goldfischen besonders gern verzehrt werden, wie sie denn als Nahrung auch die Insecten selbst durchaus nicht verschmähen. Sonst füttere man mit kleinen Würmern, Eidotter, Fliegen, getrockneten Ameiseneiern u. s. w.; Semmeln und gerbstoffhaltiges Brod sind schädlich. Die Fische werden dabei matt, träge und dickleibig und sterben weit eher als bei einer Fütterung, wie sie die Natur ihnen bestimmt. Zu reichliche Nahrung ist ihnen immer nachtheilig; sie bekommen nach dem Zuvielgenuß Verstopfung, ja nicht selten den Brand und sterben ab, ohne daß ihr Besitzer auch nur ahnt, woran es fehlt. Der öftere Wechsel des Wassers und die gründliche Reinigung der am Boden des Glases befindlichen Kieselsteine sind für das Wohlbefinden der Fische von größtem Vortheil. B. Schlegel.

Gärtnerei.

L. B., Dnitschky (Rußland). — Ihre vierjährigen Pelargonien leiden an Altersschwäche. Die Pelargonie ist im zweiten Jahre am schönsten, später werden die unteren Aeste rasch holzig und krank. Will man diese Pflanze mehrere Jahre schön erhalten, so muß man sie in jedem Frühling kräftig zurückschneiden. Sie scheinen Ihre Pelargonien aus übel angebrachter Aengstlichkeit gar nicht geschnitten zu haben, sonst könnten dieselben nicht zwei Meter hoch geworden sein. Es ist begreiflich, daß jetzt die Pflanzen trotz des Versetzens nicht mehr blühen, es ist denselben aber auch nicht mehr zu helfen. Werfen Sie die Veteranen fort, schneiden Sie aber vorher die gesunden Zweigspitzen mit 2 bis 3 ganz entwickelten Blättern ab. Eingepflanzt, sonnig und bis zur Bewurzelung nur mäßig feucht gehalten, können Sie aus diesen Triebspitzen junge Pflanzen erziehen, die noch im Herbst oder sicher nächsten Frühling zu blühen beginnen. M. H.

Mathilde Kr., Gorian. — 1. Aus Samen gezogene Citronen und Orangen sind, ebenso wie aus Samen gezogene Aepfel, Wildlinge. In Töpfen gezogen, blühen die wilden Citronen und Orangen gar nicht. Die Bäumchen müssen veredelt werden, zu welchem Zwecke die Kronen ganz herunterzuschneiden wären. Auf Citronen- und Orangen-Wildlinge können Sie Sich die chinesische Zwerg-Orangé (Citrus vinensis) veredeln lassen, die einzige Art, die im Zimmer dankbar blüht, auch kleine, zwar nicht genießbare, aber sehr zierende Früchte bringt. In den Gärtnereien vermehrt man diese Orange einfach durch Stecklinge. Eine Abhandlung über die Kunst des Veredelns können wir Ihnen hier natürlich nicht bieten, eine solche hätte auch keinen Zweck, da das Veredeln praktisch erlernt und lange geübt werden muß. — 2. Auch eine Anleitung über die Aussaat der Magnolien dürfte ganz zwecklos sein, denn damit lassen sich von Laien keine Erfolge erzielen. Die Magnolien werden durch Samen, Ableger und Veredlung vermehrt, alle diese Vermehrungs-Arten sind aber nur dem Fachmann zugänglich. Kaufen Sie Sich in einer Baumschule eine kräftige, blühbare Pflanze, die mit Erdballen, genau wie Nadelhölzer, gepflanzt wird. M. H.

Nachthemd mit Zugsäumen.

Sport.

Aus dem Riesengebirge. — Erwarten Sie unter der viel versprechenden Spitzmarke nicht eine Schilderung der wunderbaren Herrlichkeiten, welche hier die Natur dem entzückten Auge bietet, auch keine Beschreibung der verschiedenen Luft-Kurorte, wo Geist und Körper sich erfrischen, und erregte Nerven gesunden, — all das ist gar häufig von berufensten Federn erzählt und gepriesen! Wohl gehöre auch ich zu den begeisterten Gebirgs-Enthusiasten, aber aus meiner Mappe möchte ich nur einige Erfahrungen mittheilen, die ich während meines alljährlichen Sommer-Aufenthaltes im Gebirge gesammelt, und die vielleicht gerade jetzt, wo viele den Wanderstab ergreifen, von einigem Nutzen sein dürften. Meine Notizen beziehen sich hauptsächlich auf die Toilette. Die Kunst, sich auf Reisen angemessen zu kleiden, muß doch nicht so leicht sein, man würde sonst kaum so viele unglaubliche Erscheinungen zu sehen bekommen. Während eines heftigen Schneesturmes in den ersten Juli-Tagen erschien z. B. in der Elbfall-Baude eine Dame im weißen Piqué-Kleide, das durch Wind und Wetter in einen trostlosen Zustand versetzt war; sie wurde von den Anwesenden, die sich frosterstarrt um den warmen Ofen drängten, mit ausdrucksvollem Lächeln empfangen. Zwei Großstädterinnen traf ich im Begriff, den Koppenkegel zu ersteigen; sie hatten eine mehrtägige Kammwanderung vor und waren kostümirt, als gälte es einer Commission in der Leipzigerstraße: helles Waschkleid, kleine Jacke, eleganter Blumenhut und hohe Hackenschuhe, dazu ein leichter, hellseidener Sonnenschirm. Heftige Erkältungen und Unbehagen jeder Art verleiden derartigen Touristinnen von vornherein die rechte Freude am Wandern in der herrlichen Gottesnatur. Ich habe mir, wenn es galt die Ausrüstung fürs Gebirge herzustellen, stets den besten Rath aus der Illustr. Frauen-Zeitung geholt, die für alle sorgt, wenn sie es dem einzelnen auch nicht ersparen kann, das auszuprobiren, was sich den besonderen Verhältnissen am besten anpaßt. Der fußfreie Lodenrock in einer dunkeln Farbe mit der einfachen, bekannten Raff-Vorrichtung durch Knöpfe und Patten, wie ihn unsere Zeitung immer wieder vorführt, halte ich für unentbehrlich; ich wähle dazu am liebsten eine Bluse aus leichter Seide oder feinem Flanell mit einem festen Futter, — man wandert besser, wenn man nicht gar zu lose gekleidet ist. Blusen aus Waschstoffen sind unpraktisch, Wind und Wetter spielen ihnen zu schlimm mit; selbst von der üblichen Jacke oder einem passenden Cape sehe ich meist ab, dagegen gilt mir als unentbehrlichstes Garderoben-Stück ein dunkles Plaid, das den verschiedensten Zwecken dient, Jacke und Mantel ersetzt und am allerbesten gegen die Unbill des Wetters schützt. Hiermit muß man ja im Gebirge leider sehr viel rechnen. Rübezahl ist in dieser Beziehung ein unliebenswürdiger, unzuverlässiger Geselle: beim schönsten Sonnenschein lockt er uns hinaus, um uns gar häufig im Nebel, Regen, Schnee und Wind heimzuschicken; das Plaid hält all diesen Ueberfällen stand. Wie man es beim Gehen mit einem Gürtel, einem Aufschürzer oder Riemchen um die Taille schnallt, damit es beim Steigen absolut nicht lästig ist, zeigt das kleine Bildchen einer Gebirgswanderin; viel schneller als Jacke oder Mantel ist das Plaid gelöst und umgethan, und viel besser schützt es vor empfindlicher Kälte auf der Höhe. Der schützende, aber nicht zu große Filzhut ohne Federschmuck mit einem Schleier leistet gute Dienste, ebenso ein Regenschirm mit fester Krücke, der zugleich den Bergstock ersetzt, waschlederne Handschuhe und, — last not least, — wollene Strümpfe und sehr gute wasserdichte Stiefel, ohne hohe Absätze, bequem und doch dem Fuß den nöthigen Halt gebend, — so gekleidet, kann man getrost bei jedem Wetter wandern. Ob das jetzt so beliebte Rock-Beinkleid ganz einwandfrei als praktisch zu erklären ist, lasse ich dahin gestellt; man wähle einen dem Kleiderrocke möglichst ähnlichen Unterrock aus leichtem Lodenstoff, der im Nothfall, wenn der erstere durchnäßt ist und man ihn in der Baude zum Trocknen aufgehängt hat, auch als Kleiderrock dienen kann. Am besten führt man noch ein Paar Strümpfe mit, um an Ort und Stelle die Strümpfe gleich wechseln zu können. Sehr wohlthuend ist es, morgens und abends die Fußsohlen mit einem stärkenden Spiritus, Franzbranntwein oder dergl., einzureiben; die Gebirgsbewohner verstehen es, manche stärkende Essenz zu fabriciren aus dem frischen Maiwuchs der Tannen, der mit Spiritus aufgestellt wird. H. L. in Berlin.

Wanderanzug. Siehe „Aus dem Riesengebirge".

Allgemeines.

Nachthemd mit Zugsäumen. — In der Wäsche höchst bequem zu behandeln, auf Reisen leicht zu verpacken, ist mein Vorrath an Leibwäsche, den ich jüngst anfertigen ließ. Ich sah ganz von der festen Einfassung durch Passe und Bündchen an Hals, Aermeln und Beinlängen ab; ein farbiges Seidenband, durch den entsprechend breiten Saum gezogen, faßt die Stoffmenge in beliebiger Weite zusammen. Der Rumpf des dargestellten Nachthemdes aus Batist-Chiffon besteht aus zwei geraden Stofftheilen mit Keilen, Aermelausschnitt, schräger Schulternaht, Schulterpasse und flachem runden Halsausschnitt. Der lange Bauernärmel erhält einen kleinen viereckigen Aermelkeil; seine Klöppelspitze bildet den Ausputz an Hals und Aermeln. Frau G.

Frau Professor L. in G. — Wir können die Riesengebirgs-Rucksäcke (siehe „Aus dem Leserkreise" vom 1. Juni d. J.) aus eigener Erfahrung empfehlen. Die Preise stellen sich auf 1,75, resp. 1,50 Mk. (für Damen und Kinder), Modell „Wanderer" (für Herren) auf 4,80 Mk. das Stück. Die Red.

Bezugsquellen: Eismaschine, Marktkorb, Fülltrichter „Rapid", Wärmvorrichtung mit Glühstoff-Heizung: Jacob Ravens Söhne, C. Stralauerstr. 28/29. — Cobbler-Löffel: Württembergische Metallwaren-Fabrik, W. Friedrichstr. 193a.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 15. III. 1. August 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(8. Fortsetzung.)

Kromer lächelte, meinte dann aber noch immer etwas bedenklich:

„Ich begreife nur nicht, daß Tante Netti Dich fort ließ . . . so allein . . .“

„Aber ich war ja gar nicht allein, Papa! Gina mußte nämlich nach dem Ball bei Clarets, wo sie den Cotillon durchaus nicht tanzen wollte, verstehst Du, Papa? ganz plötzlich zu ihren Verwandten nach Ungarn abreisen, die sie in einer Weise mit Briefen bestürmten . . . in einer Weise!“ — Oli ahmte den Tonfall nach, in welchem Baronesse Seefeld zu sprechen pflegte, dann aber dämpfte sie abermals die Stimme, und hielt obendrein die Hand vor den Mund. — „Ja, richtig, Väterchen, das mußt Du ja wissen! Ich habe auch einen Brief bekommen, und zwar von Dir, merk' Dir das! Du theilst mir darin im Vertrauen mit, daß Mama förmlich krank ist aus Sehnsucht nach mir; ich möge also eine gute Tochter sein und die Fasten-Tanzereien opfern. Nun, und da bin ich denn!“

Kromer war der lebhaften Auseinandersetzung seines kleinen Mädchens, wie er Oli trotz ihrer neunzehn Jahre noch immer nannte, mit steigendem Wohlgefallen gefolgt. Es machte ihm immer Spaß, wenn sich jemand anmuthig zu helfen verstand.

„Tante Netti war also sehr böse?“ fragte er, lustig mit den Augen zwinkernd.

„Ui!“ Oli streckte alle zehn Finger ausgespreizt in die Höhe. „Als Dein Brief kam, fürchtete ich einen Augenblick wirklich, es trifft sie der Schlag. Nur die Million, und daß schließlich nicht er selbst, sondern sein Vater aus Lumpen, — das ist ihr gar so gräßlich ‚aus Lumpen!‘ — Papier fabricirt, tröstete sie am Ende ein bißchen.“

Kromer schmunzelte, hob aber zugleich warnend den Finger: „Das sag' ich Dir, Maus! Daß Du Dich mir in keinen andern verliebst, als in einen Prinzen! Ich könnte es doch nicht brauchen, daß Tante Netti Euch alle beide in Acht und Bann thut!“

Noch am selben Abende lernte Oli ihren Schwager in spe kennen. Sie saß neben ihrer Mutter, welche, die Hände der Heimgekehrten streichelnd, dem Gatten gerührt für die zarte Rücksicht dankte, die er wieder einmal bewiesen hatte. — „Ich wollte nur nichts sagen, um dem Kinde nicht die Freude zu stören, aber ich habe mich schon so recht nach unserer kleinen Lustigen gesehnt.“

„Ja, siehst Du, Alte, das haben wir wieder einmal schlau gemacht,“ sagte er, den Bart wohlgefällig streichelnd und Oli pfiffig zunickend. „Und Du weißt noch gar nicht: ein Dutzend Verehrer . . .“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Fritz Heller trat ein. Sisa, welche mit einem froh geschmeichelten Lächeln die ersten mündlichen Glückwünsche der Schwester hingenommen und dem weiteren Gespräche nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte, stand erröthend auf, wie es einem liebenden Bräutchen zukommt, und ging dem jungen Manne einige Schritte entgegen. In respectvoll zarter Weise drückte dieser zuerst einen Kuß auf die schmale, sich immer etwas kalt anfühlende Hand und dann auf die weiße, geneigte Stirn. Nach dieser Begrüßung bot er seiner Verlobten galant den Arm und trat mit ihr an den Tisch, wo die Eltern mit Oli saßen.

Die jüngere Comtesse Kromer ließ aus ihren lebhaften dunkeln Augen einen neugierigen Blick über die hohe schlanke Männererscheinung gleiten, und sie brauchte nicht lange, um herauszufinden, daß Sisa's Bräutigam ihr gefalle. Besonders um den Mund hatte er gar so etwas Liebes, Gutes . . . das war einmal einer, zu dem man so recht Vertrauen haben konnte.

„Es freut mich sehr,“ sagte sie herzlich, und reichte ihm die Hand. Der Rest der kleinen, neckischen Rede, die sie zu halten sich vorgenommen hatte, war ihr plötzlich entfallen.

Wenige Tage nach Oli's unerwarteter Heimkehr saßen die beiden Schwestern in ihrem gemüthlichen Mädchenzimmer beisammen. Sie arbeiteten an einer zierlichen blauen Credenz-Decke, die zu Sisa's Aussteuer gehörte. Doch die Stickerei wollte heute nicht so recht von statten gehen. Oli hatte sich verzählt und mußte eine lange Reihe trennen. Es war ärgerlich, und als gar der Faden sich beim Herausziehen ein über das andere Mal verwirrte, wurde Oli vollends ungeduldig und zerrte an den Knoten, während die ältere Comtesse alle Augenblicke die Arbeit sinken ließ und träumerisch in den Garten hinabschaute.

„Die Briefliesl!“ sagte sie plötzlich. Seit ihrer Verlobung hatte Sisa zwar ihre Correspondenz, — sogar mit ihrer letzten Busenfreundin, einer barmherzigen Schwester, die sie im Herbste bei einem leichten Diphteritis-Anfalle gepflegt hatte, — etwas vernachlässigt, aber das Interesse für die täglichen Post-Ereignisse war darum nicht in ihr erloschen. Sie hatten ja so lange den ganzen Inhalt ihres Lebens gebildet.

Die alte Lies'l hatte aber heute nichts für sie. Das Stubenmädchen brachte nur zwei Briefe für Oli.

„Alle zwei für Dich?“ fragte die ältere Schwester enttäuscht. „Von wem?“

Die Frage war überflüssig, denn sie hatte Tante Netti's Gekritzel und Finki Clarets große eckige Schriftzüge auf den ersten Blick erkannt.

„Darf ich?“ fragte sie, als Oli das Schreiben der Tante überflogen hatte.

Doch jene steckte das Briefblatt in den Umschlag.

„Es ist nichts Besonderes,“ sagte sie ausweichend. „Du siehst, nur ein paar Zeilen!“

Sisa zog die ausgestreckte Hand zurück, und als Oli den Brief Finki's unaufgefordert der Schwester hinüberreichte, nachdem sie selbst mit der ziemlich ausführlichen Schilderung des Picknicks zu Ende gekommen war, — die übrigens recht matt zu sein schien, denn sie entlockte der kleinen Comtesse kaum ein Lächeln, — wies Sisa die Blätter mit einer unfreundlichen Geberde zurück.

„Wenn Finki es nicht der Mühe werth findet, mir zu schreiben, dann . . .,“ sagte sie verletzt. Die Stimme klang unsicher, und die Sprecherin brach ab, ehe sie den Satz vollendet.

Oli antwortete nicht. Sie zählte eifrig an ihrem Stickmuster.

„Ich möchte nur wissen, was sie mit einem Male hat? Was sie alle haben? . . . Auch Risa und Nelly. . . . Und Tante Netti schon gar, — kein Sterbenswort seit meiner Verlobung!

Oli zuckte die Achseln.

„Laß sie doch!“ sagte sie kurz.

Die blasse Comtesse erröthete, und so erregt, wie man es dem stillen Mädchen mit dem sanften Zug um den Mund nimmer zugetraut hätte, rief sie vorwurfsvoll: „Ja Du, mit Deinem ewigen ‚Laß sie doch! Laß sie doch!‘ Du hast leicht reden! Glaubst Du, es ist angenehm, sich von allen über die Achsel ansehen zu lassen, weil man,“ — die blassen Augen trübten sich, — „weil man dem Zuge seines Herzens . . .“

Sie hielt in dem mit einiger Exaltation hervorgestoßenen Schlußsatze inne, denn Oli hatte sich plötzlich erhoben und heftete, ihr Gesicht nahe an das Sisa's bringend, die schwarzen Augen mit seltsam hartem Ausdruck auf die weinerlich verzogenen Züge der Schwester.

„Sag' einmal: Weißt Du auch bestimmt, daß Du wirklich in,“ — sie wollte ‚Fritz‘ sagen, verbesserte sich aber und sagte: — „in Deinen Bräutigam verliebt bist und nicht etwa nur in den Hüttenbesitzer?“

Die Frage wurde zwischen halbgeschlossenen Lippen leise hervorgezischt.

„In den Hüttenbesitzer?“ Sisa starrte die Schwester ebenso verständnißlos als erschrocken an.

„Nun, den von Ohnet meine ich . . ., wen sonst, als den interessanten Mann, um den Du so heiße Mitleidsthränen vergossen hast,“ erklärte Oli mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Den hättest Du ja auch vom Fleck weg geheirathet, wenn er nur zu haben gewesen wäre!“

Sie lachte kurz auf, und das von Sisa's Antlitz ruckweise zurückweichende Antlitz verlor etwas von seinem krampfhaft gespannten Ausdruck.

Die Braut Fritz Heller's erhob sich langsam von ihrem Sitze und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Es lag etwas kindischer Trotz, aber auch Würde in dieser stummen Abwehr der ihr zugefügten Kränkung.

Oli folgte den Bewegungen Sisa's mit unsicherem Blick. Das Spottlächeln, das eben noch um den vollen Mund gespielt hatte, machte einem leisen Zittern der erblaßten Lippen Platz, und die bräunlichen Finger zogen und zerrten blindlings an einem der blauen Wollfäden, bis dieser abriß. Doch erst, als die Schwester schon dicht vor der Thür stand, erhob sich Oli, um ihr nachzueilen. Und damit war der Bann gebrochen. Die Beleidigte mit einem Aufschrei an sich pressen, und Wangen, Mund und Hände der schwach Widerstrebenden mit leidenschaftlichen Küssen bedecken, war eins.

„Ich bin ein abscheuliches Ding, ein ekelhaftes . . ., verzeih! verzeih!“ stammelte die Reuevolle aufgeregt. „Aber Du kennst mich ja, die Zunge geht mit mir manchmal durch, und ich mein's doch nicht so bös! Nicht wahr, Du kennst mich? Nicht wahr?“

Nur mit Mühe erwehrte sich Sisa der ungestümen Zärtlichkeiten.

„Sei nur ruhig, ich bin nicht mehr böse,“ sagte sie endlich, sich Oli's Armen entwindend. Sie sprach die Wahrheit, denn sie vermochte nie lange zu zürnen. Und doch konnte sie es nicht hindern, daß die Stimme noch einen etwas frostigen Klang hatte. Oli's boshafte Worte hatten sie gar zu tief getroffen. Sie trug ihre bräutliche Zuneigung mit feierlicher Freude und stolzer Wichtigkeit im schüchtern verschlossenen Herzen, und sie ertrug es nur schwer, daß jemand respectlos daran rührte.

Diese Scene hatte an einem Sonntage stattgefunden. Am Montag darauf fragte Graf Kromer, auf den vierten unbesetzten Platz am Frühstückstische weisend: „Wo ist denn Oli schon wieder?“

„Sie läßt um Entschuldigung bitten. Sie hat Kopfschmerzen,“ erwiderte Sisa, ohne den Vater anzusehen.

„Kopfschmerzen?“ Der Graf fischte nach dem zweiten Stück Zucker, das ihm aus Versehen in den Thee gefallen war. „Kopfschmerzen?“ wiederholte er, die Augenbrauen emporziehend. „Na, so arg wird es doch nicht sein, daß sie nicht zu den Mahlzeiten kommen könnte? Gestern mittags, vorgestern abends und heute schon in aller Frühe! Das schmeckt ein bißchen nach Fasten!“

Sisa hatte wie ihre Mutter die Gewohnheit, ein erschrockenes Gesicht zu machen, wenn Papa sich über irgend etwas ärgerlich zeigte. Sie versuchte daher auch nicht, die Schwester zu vertheidigen, und als der Graf ihr einschärfte, Oli darauf aufmerksam zu machen, daß er Launen nun und nimmer dulde, sagte das junge Mädchen so ängstlich, als wäre es selbst die Gescholtene: „Ja, Papa!“

Kromer leerte seine Tasse auf einen Zug und erhob sich früher als sonst, um nach einem flüchtigen Kuß auf die Hand seiner Gemahlin das Zimmer zu verlassen.

„Also, daß mir das nicht wieder vorkommt!“ mahnte er an der Thür nochmals mit erhobenem Zeigefinger.

Aber es kam doch wieder vor. Einige Tage saß Oli wohl bei allen Mahlzeiten gehorsam an ihrem Platze, doch eines Abends, als außer Fritz Heller, der nach mehrtägiger Abwesenheit wieder in Wildeck eingetroffen war, auch Dr. Weiler und dessen Mutter im Schlosse soupirten, räumte der Diener das Gedeck der jüngeren Haustochter in demselben Augenblicke weg, als Graf Kromer mit der Doctorin das Speisezimmer betrat.

„Was soll das?“ fragte er, sich nach seiner Frau umwendend, die ihm mit Weiler, der ihr den Arm geboten hatte, auf dem Fuße folgte.

Gräfin Kromer zuckte rathlos die Achseln. „Ja, ich weiß wirklich nicht, was das mit dem Kinde ist! Ich wollte schon Sie bitten, lieber Doctor, dachte aber, es würde vorübergehen, wenn ich's mit Kalkeisen-Syrup versuchte. Sisa hat das einmal so gut gethan . . . Aber die Kleine nimmt ihn so ungern, und dann . . . seit ein paar Tagen macht sie mir ernstlich Sorge! Ich fürchte immer, das viele Tanzen heuer hat ihr geschadet, — Sisa zum Beispiel durfte nie tanzen . . .“

„Oli unwohl?“ fragte die Doctorin bedauernd. Ihr Sohn aber, der jedem kleinen Unwohlsein der älteren Comtesse ernste Beachtung zu schenken pflegte, meinte lächelnd: „Vielleicht eher ein verdorbener Magen, Frau Gräfin! Was sollte einem so ‚pumperlgesunden‘ Fräulein das Tanzen schaden! Uebrigens: wenn es Ihnen recht ist, will ich gleich nachsehen, was da aus dem Geleise gekommen ist.“

Die Hausfrau warf einen Blick auf die warmen Schüsseln, die der Diener eben hereinbrachte.

„Wenn Sie so freundlich sein wollen . . . vielleicht später . . . oder ich könnte ja,“ meinte sie unschlüssig.

„Später, später, liebe Lotti!“ unterbrach sie der Gatte ungeduldig. „Muß denn das augenblicklich sein? So sehr pressirt es doch nicht!“ Er geleitete die Doctorin an das obere Ende der Tafel und bat sie, Platz zu nehmen. „Jetzt hat das Fricassé das Wort, oder was Du sonst Gutes für uns in Bereitschaft hast, liebe Lotti, um mich parlamentarisch auszudrücken,“ fügte er, dem Diener winkend, hinzu. Doch trotz des scherzhaften Tones war ihm eine leise Verstimmung deutlich anzumerken, und als das Backwerk herumgereicht wurde, erhob er sich, um, wie er sagte, die Patientin auf den ärztlichen Besuch vorzubereiten. Seine Stimme hatte bei diesen Worten einen so scharfen Klang, daß die Augen der Gräfin ängstlich zu ihm aufblickten.

„Vielleicht könnte ich, Papa,“ meinte Sisa zögernd, indem sie sich erhob.

Doch der Graf wies das Anerbieten seiner älteren Tochter kurz ab.

„Nein, Du bleibst!“ sagte er nicht eben freundlich.

In halb liegender Stellung kauerte Oli, die Hände im Schoße gefaltet, im Schlafzimmer der beiden Mädchen auf der Ottomane, als der Graf die Portière zur Seite schob. Sie bemerkte seinen Eintritt nicht, und er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, um sie zu betrachten. Ein, zwei Minuten stand er und schaute, und der Verweis, den er für die Launenhafte in Bereitschaft gehalten hatte, blieb ihm in der Kehle stecken. Dieses blasse, etwas länger gewordene Gesicht mit den dunkeln Ringen unter den starr vor sich hinblickenden Augen, über denen die zusammengezogenen Brauen fast eine gerade Linie bildeten, war ihm so fremd, daß er erschrak. War denn das wirklich sein Kind, seine Kleine?

Eine Bewegung mochte ihn verrathen haben, denn Oli wendete langsam den Kopf.

„Ah, Papa!“ sagte sie überrascht und verlegen. Sie zog die in ausgeschnittenen Hausschuhen steckenden Füßchen von dem Sitze der Ottomane herab und strich die Falten ihres losen Morgenrockes glatt. „Verzeih, Papa, daß ich Dich so empfange,“ entschuldigte sie sich mit dem Versuch eines Lächelns, das wie ein Schatten um den Kindermund huschte, und, als es schwand, einen scharfen Zug hinterließ, der aussah wie eine Falte. Der letzte Groll des Vaters schmolz hinweg unter dem matten Schein dieses Lächelns.

„Oli, meine kleine Oli,“ flüsterte er liebevoll.

Er hatte neben ihr auf der Ottomane Platz genommen und zog die niedliche Gestalt auf seinen Schoß.

„Mein kleines, liebes Mädchen,“ wiederholte er und strich zärtlich über das wirre, lockige Haar.

Oli schlang beide Arme um seinen Hals, wie sie es als ganz kleines Ding oft gethan hatte, und lehnte ihre Wange an die seine.

„Väterchen!“ lispelte sie zärtlich.

Dann blieb sie eine Weile stumm und ließ sich von ihm herzen.

Aber sie sagte nicht, was ihr fehlte. Auch nicht, als er recht innig darum bat, auch nicht, als er sich erzürnte. Sie schüttelte nur in einem fort den Kopf und versicherte, sie werde bald wieder lustig werden, den ganzen Tag von früh bis abend lustig, gerade so wie früher . . . sein Sonnenschein . . . Und bei ihm bleiben werde sie und ihn nie verlassen, nie! . . Nur das eine dürfe er nicht von ihr verlangen, daß sie heute hinabgehe . . . nein, heute nicht! . . . Und morgen wahrscheinlich auch nicht. . . Aber bald, er werde sehen, bald werde wieder alles so sein wie früher . . .

Das alles sagte sie ohne zu weinen, mit demselben etwas starren Blick und den schmerzverzogenen Lippen.

Kromer erhob sich endlich rathlos. Zum ersten Male hatte sein diplomatisches Talent nichts ausgerichtet.

„Und dem Doctor . . . was soll ich ihm sagen?“ fragte er im Abgehen. „Darf er kommen?“

Oli verneinte beinahe heftig.

„Nein! Bitte nicht! . . . Heute nicht . . . überhaupt niemand! . . .“

„Ich muß doch an Netti schreiben,“ sagte der Graf kopfschüttelnd zu sich, als er die Treppe hinabstieg. „Sie behauptet zwar, nein, aber ich wette, es steckt doch einer von den Linzern dahinter!“

In das Speisezimmer zurückgekehrt, bat er den Doctor, seine Visite auf ein andermal zu verschieben, die Kleine sei eingeschlafen.

„Sie hatten übrigens recht, lieber Weiler: Es wird nicht viel sein,“ sagte er dabei. „Sie hat kein Fieber.“

Doch seine Stirne blieb den ganzen Abend nachdenklich gefaltet.

XIV.

„Was bekomme ich für ein funkelnagelneues Stückchen Scandal-Geschichte?“

Die so fragte, jedes einzelne Wort hell accentuirend, war Gina Seefeld. Sie trug ein graues, englisches Kostüm mit kurzem Rock und stand, die Hände in die Taschen des Jackets versenkt, die Füßen der langen, schmalen Füße zusammengeklappt, vor der Obersthofmeisterin und legte den Kopf schelmisch

auf die linke Achsel. Die rothblonde Baronesse war während der letzten vier Jahre um gute zehn jünger geworden: Das merkte man besonders an der hell zwitschernden Stimme und dem „Comtesselknix", der einer Vierzehnjährigen Ehre gemacht hätte.

„Also: Was bekomme ich? Einen Kuß?" wiederholte sie neckisch.

Gräfin Bichéry-Inzendorf nahm dem Mädchen gegenüber, das sie von der Wiege an kannte, nie ein Blatt vor den Mund. Wenn ihr etwas an Gina nicht recht war, so sagte sie's rund heraus. Und das kindliche Gethue der Baronesse war ihr schon lange nicht recht. Heute aber blickte sie das Mädchen nicht ohne Wohlgefallen an. Die bald Dreißigjährige sah wirklich noch recht passabel aus. „Frischer als diese hellen Blondinen zu sein pflegen, wenn ihre Blüthezeit einmal vorüber ist," dachte die Obersthofmeisterin. — „Noch nicht hoffnungslos!"

„Einen Kuß? Warum nicht? Auch zwei!" nickte sie freundlich, indem sie die That den Worten folgen ließ. „Als Daranzahlung!" fügte sie lächelnd hinzu. „Nun aber heraus mit der Ware!"

Gina war unter dem Kuß der älteren Frau erröthet; sie fühlte es durch, daß diese mit ihrem Aussehen heute zufrieden war, und dafür war sie jetzt immer so dankbar!

„Also, stellen Sie Sich vor, Excellenz!" begann sie, sich behaglich in dem Fauteuil, der ihr von der Hausfrau geboten worden war, zurechtrückend, „bei Kromer's ist wieder einmal eine Bombe geplatzt! Die liefern doch immer Stoff! —"

„Wieso?" fragte die Obersthofmeisterin, deren Mienen sich bei der Nennung des Namens Kromer etwas verdüstert hatten.

Gina rieb sich lächelnd die Hände.

„Bereiten Sie Sich auf große Dinge vor, Excellenz! . . . Sisa's Verlobung ist gelöst!"

„Ah! Nun, das läßt sich ja hören. Besser wäre es freilich, sie wäre nie geschlossen worden . . . Für das Mädchen bleibt die Sache so und so fatal . ."

„Ja, die Aermste! Ein so liebes, bescheidenes Geschöpf!" bedauerte Gina, und sie meinte es aufrichtig. Sie hatte ganz vergessen, daß sie dieselbe Sisa vor kaum drei Monaten ein „stilles Wasser, dem nicht zu trauen sei" genannt hatte, und „eine Duckmäuserin, die es hinter den Ohren hatte."

„Nun, hoffentlich läßt sich die Sache doch mit der Zeit repariren," meinte die Obersthofmeisterin nach einer Pause. „Sisa ist ja glücklicherweise noch jung genug, um zu warten, bis Gras über die Geschichte gewachsen ist."

Die Baronesse erröthete abermals, jetzt aus Aerger, denn sie hatte die Gräfin im Verdacht, die letzte Bemerkung auf sie gemünzt zu haben. Es war Gina's Gewohnheit, überall solche Seitenhiebe zu wittern. Sie lag förmlich immer auf der Lauer, damit ihr nur ja keine der ihr zugedachten Bissigkeiten entgehe; oft genügte ein Ton, ein Blick, ihr die geheime Beziehung zu verrathen. Diesmal irrte sie sich übrigens. Die Obersthofmeisterin hatte sich nur mit dem besondern Falle beschäftigt, der sie lebhaft interessirte. Erst Gina's Stimme weckte sie aus ihrer nachdenklichen Versunkenheit.

„Was nützt das?" trillerte die Baronesse kurz auf. „Der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht! Die Familien Kromer-Merchetti haben für Mésalliancen einmal ein Penchant."

So! Jetzt war auch ihr ein Seitenhieb gelungen, und Gina hatte die Genugthuung, zu sehen, daß die Schwiegermutter Sylvia's ihn merkte. Aber die alte Dame parirte ihn lächelnd.

„Ma chère, was will ein Mann machen, der das Unglück hat, sein Vermögen durchgebracht, und ein Mädchen, welches das Pech hat, sich nicht angebracht zu haben? Die Aermsten greifen eben nach jedem, der sie erlöst, das ist eine alte Geschichte!"

„Ha! Ha! Sehr gut! Ausgezeichnet! Das muß ich dem Papa erzählen! „Durchgebracht — angebracht" . . köstlich! Excellenz sind so witzig! Nein, ich muß Ihnen dafür noch einen Kuß geben, Excellenz, ob Sie es erlauben oder nicht . . . ich muß! Niemand ist so witzig! . ."

Gina sprang auf und umarmte die Obersthofmeisterin stürmisch, dann warf sie sich wieder auf ihren Fauteuil und legte den Kopf gegen die Lehne zurück. Das Vergnügen, welches der „köstliche Witz" ihr verursachte, schüttelte sie wie ein Krampf. Sie preßte das Taschentuch bald vor den Mund, bald vor die Augen, und lachte, lachte . . .

„Nun! Nun!" sagte die Obersthofmeisterin beschwichtigend, und drückte ihre schlanke, kräftige Hand ziemlich fest auf den Arm ihres Gegenübers. „Sparen Sie Sich doch ein wenig Athem für Ihre übrigen Neuigkeiten, liebes Kind! Oder sind Sie schon zu Ende?"

„Bewahre! Das Beste kommt ja erst," versetzte Gina, sich langsam von ihrem Lachanfalle erholend. Sie wischte über die Augen und setzte sich gerade. Dann erhob sie sich und rief feierlich: „Le roi est mort, vive le roi!"

„Wie soll ich das verstehen? Sisa neuerdings verlobt?"

Gina schüttelte den Kopf. „Malheureusement non! Sie nicht! — Nur der papierne Bräutigam bleibt der Familie glücklich erhalten . . . Ein kleines Taschenspieler-Kunststück, nichts weiter! . . Jetzt ist Oli die Braut . . . Ja, ja, ich scherze nicht," rief die Erzählerin, als die Hausfrau sie im ersten Augenblick verständnislos anstarrte, „Sisa's Verlobung ist gelöst, und Oli ist jetzt Heller's Braut! . . Nicht wahr, das sind Neuigkeiten?"

Gina wunderte sich übrigens gar nicht, seit sie in Linz Gelegenheit gehabt hatte, die jüngere Kromer auf den Bällen zu beobachten. „Früher hielt ich sie nur für ein naseweises kleines Ding, aber die hat sich entwickelt! Das mußte man nur sehen, Excellenz: . . Das Gekicher, das Geplapper, und immer ein Schwarm von Courmachern um das schwarze Coquettel! Natürlich lachten die Herren sie hinterrücks nur aus, und es ist ein Glück für sie, daß die Sache so gekommen ist, denn aus der Gesellschaft hätte keiner sie mehr genommen!"

Gina war eben bei dieser Versicherung angelangt, als die Thür geöffnet wurde und der Diener die junge Gräfin meldete.

„Ah! Die schöne Frau!" rief Gina lebhaft. Sie sprang auf und machte Miene, der Eintretenden an den Hals zu fliegen. Doch sie blieb bei Sylvia's Anblick wie angewurzelt stehen und klappte in bewunderndem Entzücken die Hände zusammen.

„Nein, da getraue ich mich wirklich nicht! Gar so ‚nee-nee'!" Diesen Kinderstuben-Ausdruck gebrauchte die Baronesse seit kurzem mit Vorliebe. „Gar so ‚nee-nee'!"

Sylvia sah in der That sehr schön aus. Sie war schon zum Theater gekleidet und trug ein dunkelgrünes Sammetkleid, das ihren herrlichen Nacken frei ließ. An den langen Handschuhen nestelte sie noch beim Eintreten, unterbrach sich aber, um dem Gaste die Finger entgegenzustrecken.

„Wie geht es?" fragte sie liebenswürdig. Dann trat sie auf ihre Schwiegermutter zu und zog deren Hand flüchtig an die Lippen.

„Weißt Du schon von dem neuesten Stückchen in Wildeck?"

Die Stimme der Obersthofmeisterin klang so scharf, als ob sie der Schwiegertochter aus dem Ereignisse einen Vorwurf machen wolle.

Die junge Frau ließ sich neben Gina nieder, die gleichfalls wieder Platz genommen hatte, und knöpfte weiter an ihren Handschuhen.

„Ja, heute früh kam die Nachricht," sagte sie kurz.

„Nun, und . . .?" Gina beugte sich neugierig vor.

„Ich weiß wahrscheinlich nicht mehr als Sie, liebe Gina. Tante Sophie wird wohl noch ausführlicher schreiben. Heute erhielt ich nur wenige Zeilen."

„Aber die Hochzeit? Wann ist sie? Gewiß recht bald?"

Sylvia nickte.

„Schon im Juni, wie ich höre . . in aller Stille."

„Die arme, arme Sisa! Wie schrecklich für das gute Mädchen!" Gina war ganz Erbarmen.

„Ja, für sie ist es peinlich," meinte auch Sylvia. „Aber ich glaube, sie wird nicht bei der Trauung sein, — soviel ich aus Tante Sophie's Karte entnehme, fährt sie schon nächste Woche, wie alljährlich, nach Franzensbad und dann nach Tirol."

„Mit wem? Mit der Gräfin?"

„Wahrscheinlich."

„Wie traurig! Also nicht einmal die Mutter kann dabei sein, die leibliche Mutter! Nein, so zu heirathen! Das ist ja wie ein Leichenbegängniß, nicht wie eine Hochzeit . . ."

Gina war erschüttert.

„Aber sag' mir nur: Wenn das Verhängniß schon durchaus nicht abzuwenden war, warum nicht gleich Oli? Jetzt sind beide compromittirt!" nahm die Obersthofmeisterin abermals im Tone ärgerlichen Vorwurfs das Wort.

Sylvia lehnte mit einem leichten Achselzucken die Verantwortung ab.

„Wohl aus dem Grunde, weil Oli und Heller sich erst kennen lernten, als er schon Sisa's Bräutigam war! Du wirst Dich ja erinnern, Mama: Der junge Mann kam im Jänner, — wenn ich nicht irre, — nach jahrelangem Aufenthalt im Ausland zum ersten Mal nach Wildeck zur Jagd, und da war Oli in Linz."

„Ob sie in Solleschau beim alten Heller in der Fabrik wohnen werden?" Diese Vorstellung belustigte die Baronesse ungemein.

„Ich denke eher in Wildeck, in der Villa, die seit Jahren zum Empfang des jungen Mannes leer steht!" warf Sylvia hin.

„Möglich!" meinte Gina. „Ja, diese Villa! Sie machte auf mich immer den Eindruck eines aufdringlichen Farbenklexes. Nicht wahr, ich habe recht, Excellenz?"

Die Obersthofmeisterin nickte, und auch Sylvia widersprach nicht.

„Nun, Kromer weiß, was er thut," meinte die alte Dame nach einer Pause. „Er ist ja so klug! Und eine Million ist auch etwas für Leute in Kromer's Verhältnissen, besonders, da er einen Sohn hat, der Schulden zu machen liebt."

„Ah! Jetzt habe ich eine Idee!" fiel die Baronesse ihr erregt ins Wort. „Ob nicht Sisa's Kränklichkeit die Ursache des Brautwechsels ist? Denn kränklich ist sie ja offenbar noch immer, da sie wieder nach Franzensbad muß, wenn auch in letzter Zeit aus guten Gründen weniger davon gesprochen wurde. Der Bräutigam hatte begreiflicherweise Bedenken, und der Graf, der die annehmbare Partie nicht fahren lassen wollte, schob Oli vor. Mit der Kleinen konnte er ja machen, was er wollte: Sie ist ein ‚Tschapperl'."

Gina gefiel sich in dieser neuen Auffassung und hielt daran fest, obwohl sie eben noch behauptet hatte, in Linz zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, Oli sei eine durchtriebene Intrigantin.

Die Obersthofmeisterin erinnerte sich dieser Aeußerung und lächelte. Dann aber meinte sie: „Das ist nicht unmöglich. Ich hatte Kromer gleich anfangs in Verdacht, die Partie arrangirt zu haben. Sisa ist nicht das Mädchen, um gegen den Willen eines anderen etwas durchzusetzen. Oli vielleicht eher . . . Was sagt Max dazu?" wendete sie sich nach einer kurzen nachdenklichen Pause an ihre Schwiegertochter.

Die Baronesse hatte es sich noch immer nicht abgewöhnen können zu erröthen, wenn der Name eines der Herren genannt wurde, für die sie sich einmal interessirt hatte. Sie that es auch jetzt und senkte den Kopf, um die erhöhte Farbe ihrer Wangen zu verbergen. Sylvia erröthete nicht.

„Max?" fragte sie gedankenlos. „Ich weiß wirklich nicht! . . Ach ja! . . Mir scheint, er lachte."

Die Obersthofmeisterin warf einen forschenden Blick zu der schönen Frau hinüber, die nie wußte, was ihr Mann gesagt, gethan hatte, nie, woher er kam, wohin er ging. War diese grenzenlose Gleichgültigkeit wirklich so ganz natürlich? Die Mutter Bichéry's hatte zuweilen einen leisen Zweifel. Der müde, unfrohe Zug, der den reizend geformten Mund manchmal umspielte, gab ihr zu denken.

„Ah! Die Herren sind so nachsichtig bei solchen Gelegenheiten," kicherte Gina, noch mit dem Rest ihrer Verlegenheit kämpfend. „Besonders, wenn hübsche Damen im Spiele sind! A propos, wissen Sie schon?" wendete sie sich an Sylvia, „der Lionardo Kals affichirt seine Liaison mit der ‚belle Irlandaise', oder wie man die Person nennt, in einer Weise! in einer Weise!"

Sylvia zog die Brauen empor.

„So?" meinte sie sehr kühl. Ihr Ausdruck sagte deutlich: „Was gehen mich die Aventuren dieser Herren an?" Gina war für einen Augenblick wieder allen Ernstes im Zweifel, ob die junge Frau auch wisse, was man sich von ihrem Gatten alles in die Ohren flüsterte.

„Ich begreife nur seine Frau nicht," sondirte sie, trotz der deutlichen Abweisung an dem Thema „Lionardo Kals" festhaltend. „Ich wäre außer mir, wenn mein Mann mich derart negligirte, und sie, — sie thut . . ."

„Sie thut am besten daran, sich nicht darum zu kümmern," fiel ihr Sylvia noch um eine Nuance kühler ins Wort. Ihre Nasenflügel erweiterten sich.

„Nicht darum zu bekümmern! Aber dazu müßte man ja Eis in der Brust haben und kein Herz . . ."

Die Baronesse preßte beide Hände vor den ziemlich flachen Busen, als lohe darin ein Vulcan. „Ein Mann, den man liebt! Ich habe darin freilich keine Erfahrung," — sie verfiel aus dem tragischen Tone wieder in „junges Mädchengekicher". — „aber ich denke mir das so schrecklich!"

„Mein liebes Kind," unterbrach die Obersthofmeisterin das Gespräch mit ihrer klaren, etwas spitzen Stimme. „Merken Sie Sich eines: Eine Frau ist immer selbst Schuld daran, wenn der Gatte sie vernachlässigt! . . Immer, ohne Ausnahme!"

Sie warf abermals einen ihrer raschen Blicke zu ihrer Schwiegertochter hinüber, welche angelegentlich ihre Fingerspitzen betrachtete.

„Sie ist ein Gänschen", dachte die Obersthofmeisterin, sich in ihrem Sessel zurücklehnend. „Sie macht zwar nicht diesen Eindruck, aber sie ist doch ein Gänschen. Bei dieser Schönheit! Aber freilich: Schön sein, damit, meinen diese Ungeschickten, sei alles gethan und sehen zu, wie ihnen die Zügel entgleiten."

XV.

Die Obersthofmeisterin war nicht ungerecht. Sie erkannte es an, daß ihre Schwiegertochter der Stellung, zu der man sie erhoben hatte, keine Unehre machte. Die junge Frau benahm sich tadellos. Sie war in Gesellschaft die Liebenswürdigkeit selbst, repräsentirte wie eine Fürstin und ließ sich nur gerade so viel den Hof machen als nöthig war, um sich als bewunderten Mittelpunkt ihres Kreises zu behaupten. Dagegen hatte Gräfin Bichéry-Inzendorf durchaus nichts einzuwenden. Sie hätte es ungern gesehen, wenn die Frau ihres Sohnes übersehen worden wäre. Das war nun bei Sylvia nicht zu befürchten. Sie ließ sich ebensowenig in den Hintergrund drängen als die Obersthofmeisterin selbst. Und daß sie ihrer Würde nie etwas vergeben werde, darüber konnte man ruhig sein. Die Mutter Bichéry's hatte sich mehrmals überzeugt, daß keiner es wagen durfte, auch nur die Spitze des kleinen Fingers über die Linie zu strecken, welche die schöne Frau um sich gezogen wissen wollte. Mit einem Worte: Sie benahm sich tadellos.

Und doch war die Obersthofmeisterin mit der Wahl, die sie für ihren Sohn getroffen hatte, nicht zufrieden. Mehr als das: Die Galle regte sich jedesmal in ihr, so oft sie an ihren Mißgriff dachte, und sie befand sich in einem Zustande fortwährender Gereiztheit der Schwiegertochter gegenüber. Bald genug hatte sie herausgefunden, wie sehr sie sich verrechnet hatte. Gründlich! — Sylvia spielte die Egeria-Rolle, welche die Gräfin ihr zugedacht hatte, herzlich schlecht. Man hätte beinahe auf den Verdacht kommen können, die Geschicklichkeit, womit sie den Part kurze Zeit durchgeführt hatte, sei ein schlau angelegtes Manöver gewesen. Doch diesen Gedanken wies die Gräfin, so oft er auftauchte, verstimmt von sich, weniger um der Schwiegertochter nicht Unrecht zu thun, als weil sie zu Jenen gehörte, die sich alles eher verzeihen als eine Unklugheit. Und geradezu unglaublich kurzsichtig hätte sie sein müssen, wenn sie sich von einem so jungen Geschöpfe hätte überlisten lassen. Nein: Sie blieb trotz alledem bei der Ueberzeugung, daß Sylvia nichts anderes gewesen war als eine Schachfigur in ihrer Hand.

Aber merkwürdig war es immerhin. Die Gräfin war doch selbst Zeugin der neckischen Anmuth gewesen, mit welcher das junge Mädchen über dem Künstler, der ihre Büste modellirte, ein unsichtbares Zauberstäbchen schwang. Und nun: Wo waren die Flügel hingekommen, mit denen Sylvia den Gatten, — wäre es nach dem Wunsche der Gräfin gegangen, — zur Höhe emportragen sollte? Sie versagten gerade immer dann den Dienst, wenn man von ihnen erwartete, sie würden sich regen. Ja, es war schlimmer als das! Die schöne Frau wirkte nicht nur nicht befeuernd auf den Gatten, sie lähmte geradezu seine Thatkraft; denn zeigte er ja einmal Lust zum Fliegen, dann hing sie stumpf und schwer an seinem Arme wie ein Stück Blei.

Kein Wunder, daß dem Bildhauer Bichéry, trotz des schönen Anlaufs, den er genommen hatte, kein glücklicher Wurf mehr gelang. Die Kritik hatte keinen Anlaß mehr, über eine seiner Schöpfungen in Extase zu gerathen. Er stellte nur noch einmal eine Statuette aus, die man allgemein ganz niedlich fand, — dann nichts mehr. Hie und da kam ihm noch die Lust an, ein Sächelchen zu kneten, — aber fertig wurde keines. Ganz müßig blieb er darum nicht. Ein Winkel seines Ateliers wurde zu einer Dunkelkammer umgestaltet, denn er interessirte sich seit kurzem lebhaft für die Photographie. In überraschend kurzer Zeit brachte er auch wirklich sehr hübsche Bilder zu stande; sein künstlerischer Geschmack kam ihm dabei zu statten.

Die Obersthofmeisterin zeigte sich von einer der letzten Aufnahmen, — einem Strandbild, das während des Sommers in Sylt entstanden war, — in hohem Grade entzückt: Die folgende Nacht aber schloß sie kein Auge.

„Das geht nicht so weiter! Das kann ich nicht länger mit ansehen!" flüsterte sie aufgeregt. Sie dachte dabei an die sichtliche Befriedigung, mit welcher der Sohn ihr das gelungene Lichtbild gezeigt hatte.

Armer Max! Er verstellte sich. Es war nicht anders möglich. Bei seinem rastlosen Ehrgeize, wie sollte ihm das genügen? Er verstellte sich, das war klar; es war peinlich anzusehen, wie er sich verstellte! — Aber es war ja noch nicht alles verloren! Höchstens ein wenig Zeit. Er hatte einen Umweg gemacht, — einen recht bedauerlichen Umweg, — zugegeben! Aber zu spät war es darum nicht. Sie, die Mutter, hätte nicht so schwach sein sollen, sich von ihrem ursprünglichen Plan abbringen zu lassen. Es war ihre Schuld. Sie legte die Hand über die schlaflosen Augen und dachte angestrengt nach bis an den grauenden Morgen.

Sie hatte recht mit einem Theil ihrer Vermuthung. Max Bichéry verstellte sich wirklich zuweilen vor seiner Mutter. Er fühlte sich nicht zufrieden, doch war es nicht so sehr die Schaffensunlust, die ihn drückte. Damit wurde er wie früher fertig; er besaß ja darin einige Uebung.

Wenn er genau hätte angeben sollen, was ihm eigentlich fehle, er wäre überhaupt in Verlegenheit gewesen. Er war nicht blind dagegen, daß ihm mehr gegönnt war als andern, und darum schwieg er. Den melancholischen Zug um Mund und Augen konnte er nicht hindern, aber er hätte sich geschämt, zu klagen. Er war gesunder als in seiner Jünglingszeit, da noch das ängstliche Mutterauge stündlich über ihn wachte, und er besaß die Mittel, alle seine Wünsche zu befriedigen. Zu seinem eigenen Erstaunen hatte er nämlich jetzt zuweilen Wünsche. Er war nicht mehr so apathisch wie einst. Wenn man wollte, so war diese Wandlung an sich ein erfreuliches Zeichen, und, gewohnt sich selbst zu beobachten, freute sich Bichéry dieser Wandlung. Man lernte eben nie aus: An sich selber machte man die überraschendsten Entdeckungen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

M. S. T., Ungarn. — Beginnende Skoliose und leichtere Grade der Skoliose erkennt man am besten, wenn man sich mit dem Rücken gegen das Licht (Fenster) setzt und den bis unter die Hüften entkleideten Patienten vor sich hinstellt, sodaß sein Rücken voll beleuchtet wird. Sieht man das Rückgrat nicht, so streicht man mit zwei Fingerkuppen daran herunter. Die Ausbiegung der sich zeigenden Linie nach rechts oder links giebt die convexe Seite an. Sehr häufig findet man zwei oder gar drei Ausbiegungen nach verschiedenen Seiten. Ein sehr gutes Hülfsmittel ist auch, daß man sich vor den Patienten stellt und ihn sich so vorwärts beugen läßt, daß man, über seinen Kopf hinweg, den Rücken sieht. Hervorwölbung neben dem Rückgrate zeigt eine Verbiegung nach dieser Seite. Skoliosen, die sich gerade biegen lassen, sind stets heilbar, steifgewordene schwerer, oft gar nicht. Allen Müttern ist zu rathen, ihre Kinder von Zeit zu Zeit auf die angegebene Art zu untersuchen, damit sie nicht plötzlich durch eine bedeutende und dann schwer heilbare Verkrümmung überrascht werden. Auch sollen sie sich nicht durch den nichtigen Trost beruhigen: ‚Das verwächst sich mit der Zeit'. Das thut es niemals und kann schon aus mechanischen Gründen nicht geschehen. — 2. Schulstaub, besonders im Turnsaal, ist ein böser Feind der Haut und ihrer Farbe. Warme Seifenwaschungen zur Entfernung des Staubes, Einfetten der Haut, bevor man sich dem Staube aussetzt, sind vortreffliche Gegenmittel. Besser als Woll-Lappen, die den Staub in die Poren hineinreiben, sind zum Waschen Schwamm, Lufah und sehr viel Wasser. Dr. D.

M. F. — Wer stärker, d. h. fettreicher werden will, muß mehr einnehmen, als er ausgiebt. Ob und wie das zu erreichen ist, hängt ganz von der Persönlichkeit, das heißt, von genauer, nur durch einen Arzt vorzunehmenden Untersuchung und Beobachtung ihrer körperlichen, geistigen und wirthschaftlichen Verhältnisse ab. Danach erst kann von einer vernünftigen Kur die Rede sein. Es anders zu versuchen, namentlich mit Geheimmitteln, mögen sie noch so oft und volltönend empfohlen sein, ist schlimmer als Hazardspiel, denn man setzt Gesundheit und Leben gegen einen unsichern Gewinn von überaus zweifelhaftem Werth! Also: fragen Sie Ihren Arzt! Dr. D.

A. E. — Blanke Haut, besonders auffallend an der Stirn und Nasenspitze, kann Folge von Absonderung zu reichlichen und zu dünnflüssigen Hauttalgs sein und ist dann zunächst mit alkalischen Seifen, Natron- oder Borax-Lösungen, später mit spirituösen, allenfalls auch tanninhaltigen Seifen-Lösungen zu bekämpfen; oder sie kann von mangelhafter Ernährung (Atrophie) der Haut herrühren, wobei diese straff gespannt, trocken, fettarm erscheint. Bei dieser letzten Form sind alle fettlösenden Mittel, Alkalien 2c., streng zu meiden, höchstens gute, überfettete Seifen, Mandelkleie, Milch und dergl. m. zum Waschen zu nehmen. Sichere Wirkung ist auch davon nicht zu versprechen; vielleicht sind innerliche Mittel nöthig, worüber ein erfahrener Arzt natürlich nur nach persönlicher Untersuchung entscheiden kann. Dr. D.

Abonnentin in Frankfurt. — Wenn ein tüchtiger Arzt bei der, anscheinend nur zeitweilig, geschwollenen Unterlippe nicht helfen kann, so würde ein ohne genaue Sachkunde angewendetes Mittel sehr schaden. Hüten Sie Ihre Tochter davor! Dr. D.

W. H. — Special-Aerzte für Kröpfe wird es wohl in München ebenso wenig geben, wie anderswo. Jeder tüchtige Arzt muß wissen, was bei einem entstehenden Kropf zu thun ist. Dr. D.

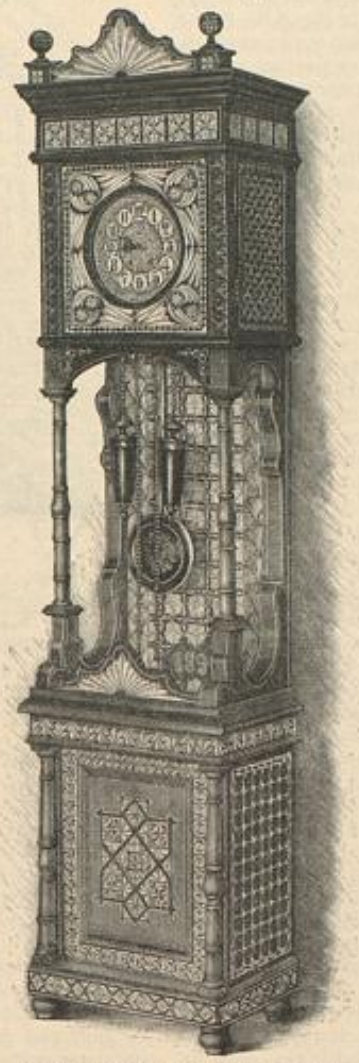
Abonnentin in Auerbach. — Wie Franzbranntwein mit Salz auf nervöse Zustände wirkt, vermögen wir umsoweniger anzugeben, als wir nicht wissen, was Sie unter „nervösen Zuständen" verstehen. Wirkliche Nervenleiden sollten niemals mit solchen „vielfach angerathenen" Mitteln be—, nein, gemißhandelt, sondern einem tüchtigen Nervenarzte anvertraut werden. Dr. D.

Eine noch junge Frau. — Die Art und Behandlung Ihres Ohrensausens muß doch der behandelnde Ohrenarzt besser kennen, als wir, ohne Untersuchung und ohne Kenntniß der Person! Solche Leiden sind gewöhnlich sehr hartnäckig, das gefährlichste ist aber oft, daß sie Muthlosigkeit veranlassen und das Consultiren von Kurpfuschern. Sprechen Sie darüber offen mit Ihrem Arzt, oder wenden Sie Sich an eine ohrenärztliche Autorität. Dr. D.

Frau von R. Rohrscheidt. — Natürlich ist das Reform-Corset aus Häkelarbeit (siehe Leserkreis vom 15/5 97) dem im technischen Theil der Nr. vom 15. Jan. d. J. dargestellten Modell nachgearbeitet! Die Anfertigung ist nicht schwer; vielleicht ziehen Sie aber vor, Sich das Mieder-Corset direct von C. Braun, 8, Cottbuser Damm 5, kommen zu lassen. Die Red.

Beschäftigung der Jugend.

Verwendung von Zweigen der Korkrüster und Weichselkirsche. — In herrschaftlichen Parks, vielfach auch schon in kleineren Gärten, findet man die Korkrüster angepflanzt, deren Rinde, besonders an den dünneren Zweigen, korkartig tief geschlitzt und mannigfach zerklüftet ist. Von einzelnen Zweigstücken lassen sich allerliebste Sächelchen anfertigen: Körbchen in verschiedensten Formen, Ständer für Stahlfeder-Halter, Consolen, Uhrhalter u. dergl. Man schneidet an den Enden kleine Zäpfchen zu und steckt diese in entsprechend kleine Löcher, die man mit einem Pfriemen, wie er zur Laubsäge-Arbeit auch gebraucht wird, in das anzufügende Stück bohrt; zur größeren Haltbarkeit wird das Zäpfchen zuvor noch in dickflüssigen Gummi arabicum getaucht. Auch verbindet man ebenso leicht die Zweigstücke mit kleinen Cigarrenkisten-Nägeln oder bewirkt,



Uhrgehäuse mit Kerbschnitt.

wo diese beiden Befestigungsarten Schwierigkeiten bieten sollten, namentlich wo das Bohren oder Nageln ein Aufspalten der dünnen Zweige befürchten läßt, die Befestigung der Stäbchen durch Umwicklung mit Blumendraht. Die also hergestellten Sachen können mit einfachem, aus starkem Spiritus und Schellack hergestelltem Lack überzogen und die Schnittstellen mit Goldbronze gedeckt werden, oder man bestreicht das ganze mit Gold- oder andersfarbiger Bronze. Die Böden der Körbchen, Ständer 2c. schneidet man aus Cigarrenkisten-Brettchen oder starker Pappe. Auf die Böden der Körbchen können noch niedliche flache Kissen geklebt oder genäht werden. Kleine Bilderrahmen lassen sich aus Korkrüster-Zweigen herstellen, indem man diese der Länge nach halbirt oder flach beschneidet und dann gefalzt mit kleinen Nägeln zusammenfügt. — Wem dünne Zweige der Weichselkirsche zu Gebote stehen, der kann auch diese auf gleiche Art verwenden, nur sollten diese ihres Wohlgeruches wegen weder lackirt noch bronzirt, sondern vor der Verarbeitnng höchstens mit Glaspapier glatt geschliffen werden. Dazu müssen sie aber vollständig ausgetrocknet sein. Allerlei Verzierungen von Baumflechten, Eicheln, Tannen- und namentlich kleinen Lärchen- und Erlenzäpfchen lassen sich an solchen Sachen überall anbringen. Th. Schl.

Häusliche Kunst.

Uhrgehäuse mit Kerbschnitt. — Schon lange war es mein Wunsch, mir eine hübsche Standuhr für unser altdeutsches Zimmer anzuschaffen, doch schien mir die Ausgabe dafür immer zu groß. Nun hatte ich schon manches Hausgeräth mit Kerbschnitt hübsch verziert, und der Versuch, ein Uhrgehäuse in gleicher Technik herzustellen, gelang so über Erwarten gut, daß ich Freundinnen der Schnitzkunst nur rathen kann, die Mühe der Arbeit nicht zu scheuen, sondern frisch ans Werk zu gehen, auch wo es sich um einen größeren Gegenstand handelt. Jedenfalls sparte ich durch Fleiß und Ausdauer ein tüchtig Stück Geld und habe außerdem die Freude, mit eigener Hand mir einen hübschen Zimmerschmuck hergestellt zu haben. Ich ließ von einem Tischler aus trockenem, astfreiem Lindenholz Bretter nach genauer Angabe der Maße schneiden, was aber recht sorgfältig auszuführen ist, damit die Bretter bei dem späteren Zusammensetzen des Gehäuses nicht mehr vom Tischler bearbeitet zu werden brauchen, wobei leicht die Schnitzerei Schaden erleiden kann. Dann beizte ich die einzelnen Theile mit Nußbaum-Wachsbeize, die in jeder Droguen-Handlung käuflich ist. Nachdem alles trocken und blank gebürstet war, begann ich mit Bleistift und Zirkel sämmtliche Muster aufzuzeichnen. Nun hob ich mit einem einfachen Schnitzmesser, das in jeder Eisenwaren-Handlung für den ungefähren Preis von 70 Pfg. zu haben ist, die Flächen heraus und hatte bald große Freude an meiner Arbeit, denn gerade dadurch, daß zuerst gebeizt wurde, präsentirte sich die Schnitzerei viel vortheilhafter. Die Größenverhältnisse des Gehäuses sind folgende: Die Höhe, einschließlich der Füße und des Aufsatzes, beträgt 2 m 37 cm, die Höhe des unteren Kastens 71 cm, die Breite desselben 52 cm und seine Tiefe 32 cm. Der obere Kasten, worin das Uhrwerk sich befindet, mißt bis zur oberen Borte 46 cm Höhe, mit der Borte 55 cm, die Breite beträgt 52 cm und die Tiefe 28 cm. In der hinteren Wand ließ ich über dem unteren Kasten in der Mitte einen Platz für die Jahreszahl frei. Wegen des Uhrwerkes selbst ist es am besten, sich an einen erprobt tüchtigen Uhrmacher zu wenden.

Frau Minna Heise in Brieg.

Blumen-Arrangement „Die vier Jahreszeiten". — Vier spitze Tüten aus dünnem Weißblech von je 15 cm Höhe, 33 cm an der oberen Breitseite messend, ließ ich vom Klempner in der Form eines lose geöffneten Schirmes zusammenlöthen. Jede Tüte wurde oben an der Spitze mit einem Loch zum Durchziehen eines Schnürchens versehen und damit an das in einem festen, tellerförmigen Untersatze ruhende Gestell, den Schirmstock, gehängt, welcher in passender Höhe vier Häkchen zur Aufnahme trägt. Die Tüten wurden mit Leim bestrichen, dann mit ganz feinem Gries überschüttet, und zuletzt bronzirte ich alles. Zum Aufstellen der vier Tüten fertigte der Tischler einen etwa 22 cm Durchmesser haltenden runden Holzteller mit vier Löchern und dem in der Mitte befestigten Schirmstock. Den ganzen Ständer übermalte ich mit schwarzer Email-Farbe, da dieselbe gegen Wasser am unempfindlichsten ist; dicht unter der schirmähnlichen Krücke des Gestells wurde zur Zierde eine rothe Atlasschleife angeschlungen. Nun ging es an die Ausschmückung. Zur Darstellung des „Frühlings" pflückt man am St. Barbara-Tage Zweige von Kirschen, Flieder, Spiraea, Kätzchen, Linden 2c., die ganz reizend zu Weihnachten blühen (sie müssen alle drei Tage weiches, stubenwarmes Wasser erhalten, einige Zeit zum Treiben recht warm stehen, später aber Licht bekommen, um schön grün zu werden). Auf einem flachen Teller läßt man Weizen und Erbsen keimen, wozu etwa 14 Tage erforderlich sind, und hat somit die Füllung zur Frühlingstüte, die im Wasser schön weiter grünt. Für den „Sommer" pflanzt man von Blumentöpfen ein, was irgend grünt und blüht, und giebt auch den Tüten Wasser, weshalb man darauf achten muß, daß sie alle wasserdicht gelöthet sind. Für die Abtheilung „Herbst" hatte ich schon im vorigen Jahre schön gefärbte Blätter und Zweige gesammelt und dieselben mit heißem Plätteisen auf der linken Seite bis an den Stengel ganz trocken geplättet (wovon ich jedes Jahr große Sträuße gleich nach dem Plätten anordne), auch einige Zweige von wildem Wein mit Beeren, Blüthen von türkischem Weizen, blühende Schilfgräser, alles getrocknet, dazu verwendet. Um den „Winter" darzustellen, wähle man Zweige von Tannen, Lebensbaum, Weymouths-Kiefer u. dergl., ein Arrangement, das auch ohne Blumen gut wirkt. Die Zweige bepinselt man mit Leim und bestreut sie mit feinem Gips, der getrocknet wie Schnee aussieht und das Abfallen der Nadeln verhindert. Die Zweige der Weymouths-Kiefer, Tannenzapfen und kahle Aestchen werden in zerstoßenen aufgelösten Alaun getaucht, damit sie, trocken geworden, wie mit Reif bedeckt aussehen. Amanda L.

Photographie in Delfter Manier. — Auf der diesjährigen Frühjahrs-Ausstellung des „Lette-Verein" erregten einige auf photographischem Wege hergestellte Imitationen von Delfter Porzellan-Bildern umsomehr Aufsehen, als bei vorzüglichem Aussehen derselben die Leichtigkeit und Einfachheit der Arbeit bekannt wurde, sodaß die Frau Prinzessin Leopold, eine eifrige Amateur-Photographin, welche die Bilder sah, sofort die Absicht kundgab, das Verfahren zu erlernen. Dasselbe ist in großen Zügen das folgende: Man stellt zuerst ein Copir-Papier her, wie es im sogenannten Lichtpaus-Verfahren (negativer Eisenblau-Proceß nach Pizzighelli) üblich ist. Es wird gut geleimtes, stark satinirtes Carton-Papier mit folgender Lösung überstrichen: Citronensaures Eisenoxyd-Ammoniak 10:50, rothes Blutlaugensalz 8:50. Zum Gebrauch werden von beiden Lösungen gleiche Theile, vielleicht je 20 ccm, in einer Porzellan-Schale gemischt. Das Aufstreichen selbst geschieht mit einem 4 bis 5 cm breiten sogenannten Abstaubpinsel. Die Arbeit muß bei Lampenlicht vorgenommen werden, alsdann läßt man den Bogen im Dunkeln trocknen und copirt auf ihm unter einem möglichst kräftigen Negativ, wobei man natürlich Sujets aussucht, die an Delfter Malereien erinnern. Einen guten Eindruck machen auch größere Köpfe. Man copirt so lange, bis das Bild in seinen Details zu verschwinden beginnt und die tiefsten Schatten bräunlich werden; das Bild geht bei den nachfolgenden Operationen sehr zurück. Nach dem Copiren werden die Bilder ausgewaschen, bis der Grund, resp. die höchsten Lichter, vollständig weiß erscheinen (in fließendem Wasser ½ Stunde). Um eine tiefere blaue Farbe zu erzielen, legt man die Bilder etwa 1 Minute in verdünnte Salzsäure (1:80), sie müssen dann noch einmal kräftig gewaschen werden. Die halb trockenen Bilder werden auf der Rückseite mit dünnem Stärkekleister überzogen und auf gut geputzte Glasplatten geklebt. Zur Herstellung der Transparenz des Delfter Porzellans werden die aufgeklebten Copien mit verdünnter Gelatine-Lösung 1:50 mehrere Male übergangen, wobei zwischen dem einzelnen Ueberstreichen immer gewartet werden muß, bis die ganze Flüssigkeit eingesogen ist. Je öfter das Gelatiniren erfolgt, umso transparenter werden die Bilder erscheinen. Zuletzt begießt man dieselben mit einem Damarlack (25 g Damar, 150 ccm Aether, 150 ccm Benzin). Die farbigen Bilder werden am besten in einfache glatte, braune oder in schwarze Eichenrahmen eingerahmt. M. Kundt.

Fürs Haus.

Conserven-Glas „Ideal". — Unter verschiedenen Systemen von Einmache-Gläsern und -Büchsen, welche jede neue Saison bringt, erscheint als sehr praktisch das Conserven-Glas „Ideal", Patent Martin, aus dem von Poncet'schen Glashüttenwerk, Berlin SO, Köpenickerstr. 54. Die mit einem Glasdeckel, Gummiring (der die Früchte nicht berührt) und darüber greifenden Metall-Kreuzbügel-Verschluß hergestellten Glasbüchsen sind so construirt, daß durch Entweichen des überschüssigen Dampfes, den die Früchte beim Kochen entwickeln, dem Zerspringen der Gläser vorgebeugt, andererseits aber auch das Eindringen der äußeren Luft verhindert wird. A. H.

Conserven-Glas „Ideal".

Streichfertige Farben für den Hausgebrauch. — Auch wer die edle Kunst der Malerei nicht ausübt, kommt doch häufig in die Lage, Pinsel und Oelfarben zu gebrauchen, wenn es sich um die Auffrischung von Küchenmöbeln, um den Anstrich von Wandbrettern, Gartenbänken und -Tischen, Gießkannen, um die Ausbesserung von einzelnen schadhaften Stellen an Thüren, Fensterbrettern 2c. handelt. Wie angenehm ist es in solchen Fällen, wenn man nicht erst auf den Handwerker zu warten braucht, sondern sich im Hause eine geschickte Hand findet, die zu rechter Zeit das Rechte thut; wie manche Ersparniß läßt sich machen, wie sauber und nett Küchen- und Hausgeräth erhalten! Wenn es nur nicht oft so schwer wäre, die Farben gleich gebrauchsfertig in richtiger Mischung zu erhalten! Den Wünschen und Bedürfnissen des Publicums kommt nun die Firma Horn & Frank, Berlin SW, Königgrätzerstr. 44, mit ihren gesetzlich geschützten Farben für den Hausgebrauch entgegen. Die reiche Auswahl von 28 vielfach verwendbaren Farben, die handliche Form der Blechdosen, die ½ kg netto enthalten, die Annehmlichkeit, sofort ohne Zusatz streichen zu können, der billige Preis von 50 Pfg. pro Büchse sichern diesen überall käuflichen Farben eine weite Verbreitung für den Hausbedarf. Auch Firniß, Copal- und Damarlack sind in Büchsen zu gleichem Preise von der genannten Firma zu beziehen. O. Altmann.

Flecken aus gebeiztem Leder zu entfernen. — Die oft gehörten Klagen über ungleiche Farben nach dem Beizen der schönen Lederschnitt-Arbeiten dürften durch meine zufällige Erfahrung verstummen! Mein Mann hatte kürzlich über einen neuen, sehr röthlich-dunkel gebeizten Lederstuhl etwas Rheinwein verschüttet, und ich sah zu meinem Kummer lauter helle Flecken auf meiner mühsamen Arbeit. Dann kam mir aber gleich der Gedanke: „Es giebt also doch etwas, was Leder wieder aufhellt!“ Triumphirend wusch ich die Flecken und zugleich die zu dunkeln Stellen des Musters und habe nun die Freude, durch ein Schwämmchen mit ein wenig Weißwein das Leder viel gleichmäßiger aussehend hergestellt zu haben, was ich zu Nutz und Frommen aller „Lederarbeitenden“ hier mittheile. A. Z.

Frau Th. B., Brzeszcze. — Die aus Eichenholz in Faßform gearbeiteten Electra-Waschmaschinen für 60 Mk. von Jacob Ravené Söhne, Berlin, Stralauerstr. 28/29, können wir Ihnen als erprobt gut empfehlen. — Corona-Wring-Maschinen in zwei Größen zu 25 und 27 Mk., sind von der Firma Knoop, Beuthstr. 16, zu beziehen. A. H.

Küche.

Illustrirtes Germania-Kochbuch. — Deutsches Kochbuch für die gebildeten Stände, insbesondere für die Töchter und jungen Frauen des Offizier- und Beamtenstandes. Von Alma v. Natzmer. Verlag von Hugo Andres & Co., Frankfurt a. Oder. Preis: 4 Mk. — In den Kreisen, an die sich die Verfasserin wendet, sind häufig die gesellschaftlichen und häuslichen Ansprüche an feine Kochkunst schwer in Einklang mit den beschränkten Wirthschaftsmitteln zu bringen; deshalb stellt sich das „Germania-Kochbuch“ die Aufgabe, die noch Unerfahrenen auf dem oft nicht genug beachteten Gebiete der Kochkunst zu unterstützen. Neben guter, schmackhafter bürgerlicher Kost sind Gerichte für Gesellschaften nicht vergessen, auch der Krankenkost ist gedacht. Backen, Einmachen, Einpökeln sind in guten Recepten vertreten; das Vorschneiden des Fleisches und die Verwerthung von Resten wird gelehrt; Küchenzettel für Winter und Sommer, für einfachen und feinen Familien-Tisch helfen die stets wiederkehrende Frage „Was soll ich kochen?“ lösen; der Anhang bietet arzneiliche und wirthschaftliche Hausmittel; die Illustrationen machen mit den eßbaren und den Giftpilzen bekannt, sowie mit der Eintheilung des Schlachtviehes und des Wildes, ferner mit den meist verwendeten Fischen. Auch das Notizbuch zum Nachtragen bewährter Recepte wird sicher Anklang finden. E. F.

Rindfleisch-Pastete. — ½ kg nicht zu mageres Rindfleisch wird mit kaltem Wasser und Suppenkraut, — einer Knolle Sellerie, den kleinsten Herzblättern derselben, einer Stange Porree und einigen weißen und gelben Rübenwurzeln, — am besten im Dampf-Kochtopf zu Feuer gesetzt; wenn dann alles kocht, wird eine in Scheiben geschnittene und auf der heißen Herdplatte dunkel gebräunte große Zwiebel nebst dem nöthigen Salz hinzugefügt. Sobald das Fleisch gar ist (etwa in einer guten Stunde), wird es herausgenommen, die Bouillon durch ein feines Sieb gegossen; die Wurzeln stellt man bis zum Anrichten der Suppe feingeschnitten bei Seite, während diese heiß gehalten wird. Inzwischen hat man 250 g guten Reis in Wasser mit Salz und einem Stückchen Butter gar und steif gekocht, den man jetzt mit einem Füll-Löffel voll Bouillon etwas verdünnt. Das Suppenfleisch, das trocken ausgekocht sein darf, wird nun mit einigen Löffeln saurer Steinpilze, Pfefferlinge oder Champignons fein gehackt, sodann werden Pfeffer, geriebene Zwiebel und Muskatnuß nach Geschmack hinzugefügt und mit dem fertigen Reis gut vermischt. Hierauf streicht man eine blecherne Tortenform mit Butter aus, bestreut sie mit Zwiebackskrumen und drückt die Fleischmischung fest hinein. Die Oberfläche bildet eine dicke Schicht von 60 g geriebenem Parmesan-Käse, mit Butterstückchen belegt. Die Form wird 20 Minuten vor dem Anrichten in den Bratofen geschoben und leicht übergebacken. Man giebt eine holländische Eier-Sauce oder Tomaten-Sauce dazu. Frau K. in L.

Speise-Oel frisch zu erhalten. — Größere Behälter mit Speise-Oel läßt man in der vor dem Eindringen von Staub geschützten Speisekammer offen stehen, kleinere, die auf den Tisch kommen, gleichfalls, indem man noch einen Theelöffel voll Salz hineingiebt. v. L.

Sport.

„Verband radfahrender Damen“. — Wenn ich mir erlaube, das augenblicklich so beliebte Thema „Radfahren der Damen“ zu besprechen, so geschieht dies, um auf einzelnes hinzuweisen, was im Interesse der Radfahrerinnen geschehen könnte. Ich bin selbst eine passionirte Radfahrerin, kann jedoch nicht verhehlen, daß ich wünschte, einiges zu Gunsten dieses schönen Sportes für uns geändert zu sehen. Vor kurzem las ich einen Aufsatz, worin sich der Schreiber über die oft als unpassend auffallende Tracht einzelner Radfahrerinnen aufhielt, und ich muß gestehen, daß ich dem Schreiber in seinen Ausführungen nur beistimmen kann. Es ist nun wohl etwas kühn, anzunehmen, daß jene Damen durch solche Zeitungs-Artikel sich bestimmen oder umstimmen lassen werden, wenn aber eine aus der Reihe der Radlerinnen das Wort ergreift, um auf Mißstände hinzuweisen, so dürfte das vielleicht mehr Erfolg haben. „Einigkeit macht stark“, ist ein altes deutsches Sprichwort, und so, denke ich, sollte es auch der „Damenwelt“ unter den Radlerinnen gelingen, darauf hinzuwirken, daß dieser Sport nicht zum Gespött der Menge und zum Entsetzen vieler streng denkenden Menschen wird. Können wir uns darüber wundern, daß viele Eltern ihren Töchtern dieses schöne Vergnügen versagen, wenn man solcher Gestalten ansichtig wird, wie sie zuweilen im Thiergarten und in Berlins nächster Umgebung zu sehen sind? Ich bin durchaus kein Feind der Pluderhosen, trotzdem ich sie selbst nicht trage. Ein gut sitzendes Beinkleid mit darüber fallender langer Jacke ist bei einer schlanken Erscheinung durchaus nichts Unkleidsames; jedoch schwarze enge Sammethosen, eine weiße Piqué-Jacke und -Mütze, die einer Conditor-Mütze nicht unähnlich ist, oder froschgrüne Beinkleider und eine rothe Taille sind Zusammenstellungen, für die mir, und auch wohl noch vielen anderen, das Verständniß fehlt. Das Bewunderungswürdigste dabei ist, daß gewöhnlich recht corpulente Damen in solchem und ähnlichem Aufzug erscheinen. Es lohnt aber wohl kaum, über diesen Punkt, der schon oft genug erörtert ist, noch mehr zu sagen; mein Bestreben geht lediglich da hinaus, einen Verband unter uns Radlerinnen zu gründen, dessen Zweck es ist, solchen Ausschreitungen in Geschmack und theilweise auch Anstand energisch entgegenzutreten. Als erstes müßten hier bestimmte Vorschriften gegeben werden, deren Ueberschreitung den Mitgliedern des Vereins nicht gestattet ist. — Aber auch nach anderer Seite hin könnten wir durch die Gründung eines Vereins, der nur Damen zu seinen Mitgliedern zählen würde, große Annehmlichkeiten genießen. Es giebt unter uns viele, die größere Ausflüge nicht unternehmen mögen, weil ihnen die Begleitung dazu fehlt, denn selbstverständlich kann man sich nicht jeder beliebigen Gesellschaft anschließen. Ein bestimmtes Abzeichen, von den Mitgliedern getragen, würde Bürgschaft geben, daß man getrost der oft so verlockend klingenden Aufforderung folgen kann: „Dorthin geht es, — kommen Sie doch mit!“ —

Also, verehrte Radfahrerinnen, laßt uns einen Verein in obigem Sinne gründen und dadurch versuchen, unsere vielen Gegner zu besiegen; ich dächte, nach jeder Richtung hin decentes und feines Benehmen einer radfahrenden Dame wird auch die erbittertsten Gegner dieses Sports verstummen lassen. Es ist die einzige Waffe, mit der wir uns den Sieg erkämpfen können!

Weitere Vorschläge nimmt dankend entgegen: T. H. in Berlin.

Allgemeines.

Chatelaine mit Nähgeräth. — Wer im Sommer gern mit seiner Handarbeit und dem nothwendigen Werkzeug aus dem Zimmer auf den Balcon oder in den Garten ziehen mag, dem ist sicher eine Chatelaine willkommen, die Schere, Fingerhut, Nadelbuch und -Kissen, Metermaß, Handschuhstopfer, Schmirgelkissen und Wachs, jedes an eigenem Seidenbändchen, trägt. Mittelst eines hinter der Schleife befestigten großen Hakens hängt man sie an den Gürtel und kann nun stolz sagen: omnia mea mecum porto (Alles Meinige trage ich bei mir). Dem Sommer zu Ehren dienten Schmetterling, Blumen und Früchte bei der Zusammenstellung der Chatelaine zum Modell. Das Nadelkissen, — eine kleine Sonnenblume, — ist aus zackig ausgeschnittener, leichter, gelber Seide hergestellt. Zwei dichte Rüschen werden auf ein kreisförmiges Gaze-Stück geheftet, ein kleines, dunkelgraues, wattepolstertes Seidenkissen bildet die Mitte, schwarze und weiße Stecknadeln stellen den Samen vor, ein Schmetterling figurirt als Nadelbuch. Die Flügeldecken werden aus vier größeren und vier kleineren Stücken Steifleinen geschnitten und mit farbiger Seide überspannt; die oberen Flügeldecken bestickt man. Die genau aufeinander passenden Theilchen hat man überwendlich zusammenzunähen; ein ganz schmales Chenille-Börtchen muß dann die Randnaht verdecken und hilft zugleich den Flügelrand verschönern. Zwischen den Flügelpaaren werden vier, mit farbiger Seide ringsum beschürzte Flanell-Läppchen für die Nadeln befestigt. Den Rumpf des Thierchens stellt man aus einem dunkelbraunen Sammetröllchen her; mit einem Goldfaden lassen sich prächtig Fühler, Augen, Taille und Schwanz markiren. Für das Schmirgelkissen, die Erdbeere endlich, wird erst ein Leinensäckchen mit Schmirgel recht fest gestopft, danach mit rothem Flanell bezogen und mit gelber Seide bestickt; Blätterschopf und Stiel lassen sich mit grüner Wolle oder Seide herstellen. Die übrigen Näh-Utensilien findet man in jedem Kurzwaren- und Galanterie-Laden, nur muß alles möglichst zierlich ausgewählt werden, damit die Chatelaine auch wirklich bequem ist und gern getragen wird. E. L.

Chatelaine mit Nähgeräth.

Abgeschnittene Blumen frisch zu erhalten. — Jeden Morgen schneide man das Stiel-Ende ein wenig ab, und zwar mit einem glatten Schnitt; sodann erneuere man das Wasser, das vorher abgeschreckt worden ist und als Zuthat etwas Salz erhalten hat. v. L.

Blumenständer aus japanischem Rohrgeflecht mit Photographie-Rahmen. — Sehr hübsch ist die Idee, die Photographien unserer Lieben rings mit duftenden Blumen zu umgeben, wie es die Illustration eines Blumenständers zeigt, den die Firma Faßbender auf der Berliner Gartenbau-Ausstellung zuerst als patentirte Neuheit dem Publicum vorführte. Die graziösen Ständer aus nickelbeschlagenem japanischen Rohrgeflecht sind in verschiedener Größe käuflich; ein zierliches Blumenkästchen trägt die duftenden Grüße, auch seitlich am Dach ist mit flotter Bandgras-Schleife ein Blumensträußchen befestigt. M. P.

Blumenständer mit Photographie-Rahmen.

Hut mit zweierlei Aufputz zum Wechseln. — Bei der Unbeständigkeit aller Modeformen empfiehlt sich besonders für die große Mehrheit derer, die mit begrenzten Mitteln rechnen müssen, möglichste Einschränkung der Garderoben-Zahl. Um aber auch dem Bedürfniß nach Abwechslung gerecht zu werden und z. B. eine Hutform durch veränderten Putz mit mehreren Toiletten in Einklang zu bringen, habe ich mir eine Vorrichtung erdacht, die einen Umtausch der Hut-Garnirung in wenigen Minuten gestattet und derselben ein völlig anderes Gepräge verleiht, ohne daß Nadel und Faden hierbei zu helfen brauchen. Die Garnirung, — nur für einfache Matrosenformen, Boleros oder „Russenköpfe“ geeignet, — besteht in einem hoch ragenden Blumen- oder Federntuff, auch Federposen oder dergl. und aus einem eingekrausten Schrägstreifen mit Schlupfen oder Rosetten am Ende, der den Hutkopf umgiebt und mit Haken und Oese geschlossen wird. — Zur Befestigung der hohen Seiten-Garnirung, die zuerst angebracht, respective zuletzt abgenommen werden muß, dienen zwei kleine Messingringe, deren einer links am oberen, der andere am unteren Rande des Hutkopfes festgenäht ist. Seiden-Languetten in der Farbe des Hutes beschürzen die Ringe. Nun schiebt man den Stiel des Blumen- oder Federntuffs von oben nach unten durch beide Ringe, biegt den überstehenden Theil des Drahtes zurück und steckt ihn hinter den Stiel. Der obere, etwas größere Ring verhindert das Hin- und Herschwanken der Garnirung und schont dieselbe zugleich, da sie niemals zerstochen oder gedrückt zu werden braucht. Schließlich ist der Faltenstreif noch derart überzuhaken, daß die Rosetten den Drahtstiel verdecken, und die Garnirung ist fertig! J. F.

Handarbeit.

Behälter aus Cigarrenbändern für Stickseide. — Man benäht die eine Seite eines 35 zu 65 cm großen, weißen Stückes Futter-Gaze mit kreuzweise geflochtenen Cigarrenbändern. Dann wird das Futter hergestellt, indem man eine genügende Anzahl Cigarrenbänder mit kleinen Vorstichen aneinander näht. (Zum Aneinandernähen benutzte ich Fäden, die ich mir aus einem langen, starken Cigarrenbande zog.) Das also verfertigte Stück heftet man auf die Rückseite der Gaze und faßt das Ganze mit rothen oder gelben Cigarrenbändern ein, die man mit bunter Seide in Hexenstich benäht. In das Innere werden, um die Stickseide zu halten, in einem Zwischenraum von 14 cm, quer überliegend zwei Cigarrenbänder, immer in 3 cm Entfernung, fest angesteppt. Dann näht man noch zwei besonders schöne Cigarrenbänder als Bindebänder für die Rolle an die Mitte der einen Schmalseite. In meinem Behälter, der beliebig fest oder lose zusammengerollt wird, habe ich die Seide den Schattirungen nach geordnet; dies sieht auf dem gelben, leuchtenden Grunde sehr hübsch aus und erleichtert das Finden der passenden Farbe sehr, auch kann die Seide, so verwahrt, nie rauh werden. Ursula von Z.

Schürze aus Gitterstoff mit Durchbrucharbeit.

Schürze aus Gitterstoff mit Durchbrucharbeit. — Vor kurzem wurde mir in Bekanntenkreisen ein Gewebe („Gitterstoff“, aus der Fabrik von Conrad Klein, Ostritz in Sachsen) empfohlen, als ganz besonders geeignet für allerlei Sommerkleidung, auch Schürzen, Decken und andere Gegenstände, die man gern mit ein- oder mehrfarbigem Kreuzstich oder mit Durchbruch verziert. Ich ließ mir Proben von dem Stoff kommen, der in allen möglichen Farben zu haben ist, und habe höchst befriedigende Erfahrungen gemacht, was leichte Bearbeitung, Haltbarkeit und bequemes Waschen des Stoffes betrifft. Die dargestellte Schürze aus crémefarbenem Gitterstoff wurde mit 2 cm breitem Hohlsaum und dann, je in 2 cm Entfernung, mit Durchbruchstreifen (nach dem Extra-Blatt Nr. 69 der Illustr. Frauen-Zeitung) verziert. Farbiges Band dient zur Befestigung, gleiche Schleifen übernehmen den Ausputz. Frau A. M.

Bezugsquellen: Blumenständer mit Photographie-Rahmen: H. Faßbender, N, Schönhauser Allee 21 pt.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 16, III. 15. August 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(9. Fortsetzung.)

Wer ihm zum Beispiel einmal gesagt hätte, daß er einstens die tollsten Seitensprünge verheiratheter Männer mit nachsichtigem Lächeln beurtheilen würde, — er, der darin immer so rigoros gewesen war! „Vor der Ehe," hatte er stets gepredigt, „vor der Ehe ist alles erlaubt, nachher alles verboten."

Freilich lebte er schon damals seinem Moral-Satze nicht nach, denn der durch weibliche Erziehung Verfeinerte erlaubte sich auch vor der Ehe nicht besonders viel. Wüstes Treiben stieß ihn von je ab; eine gewisse Schönheitsgrenze wollte er immer eingehalten wissen. „Sind wir Handwerksburschen?" pflegte er angewidert zu fragen, wenn die andern im Jugendübermuthe Lust zeigten, einen kühnen Sprung über diese Grenze zu thun.

Einen „langweiligen Moralisten" nannten ihn darum damals seine Freunde. Jetzt sagte das niemand mehr.

Wenn Max Vichéry an die kleine Coco von der ersten Quadrille dachte, dann lächelte er. Sie war zum Anbeißen nett, die Hexe! Und daß sie einem die Sache nicht immer leicht machte, sondern wie ein behendes Fischlein zwischen den Fingern durchschlüpfte, wenn man schon meinte, sie gefangen zu haben, das machte den Verkehr mit ihr erst recht pikant! Und ein andermal wieder dieses sprühende Leben, diese lachende Hingebung! Es war doch ein guter Einfall gewesen, damals auf die Redoute zu gehen!

Max Vichéry war seiner Frau durchgegangen an jenem Abend. Sie hatte wieder einmal „ihre Nerven", und dann war sie immer unausstehlich. Nicht, als ob der Gatte ihr daraus einen besonderen Vorwurf gemacht hätte. Gott bewahre! Alle Frauen waren unausstehlich, wenn sie gerade „ihre Nerven" hatten. Aber angenehm war es für die Umgebung natürlich auch nicht. Vichéry war zu der Ueberzeugung gekommen, man thue am klügsten daran, in diesem Fall aus dem Wege zu gehen. Dann kam wieder von selbst alles ins gewohnte ruhige Geleise.

Der Graf war sehr stolz auf seine schöne Frau, und er hatte noch keinen Augenblick bereut, sie geheirathet zu haben.

Nur traulicher, wärmer hätte sie ihm sein Heim machen können. Er sprach den Wunsch nie aus, aber es hätte ihn gefreut, wenn Sylvia ihn errathen hätte. Sehr erfreut sogar. Man lebte doch nicht nur für die Gesellschaft. Seine Frau aber schien gerade das zu glauben.

Je älter Vichéry wurde, desto klarer wurde ihm, daß er eigentlich vorwiegend Gemüthsmensch sei, der nicht in den Trubel der großen Welt tauge. Wenn er diese Behauptung in Gegenwart seiner Mutter aufstellte, so ärgerte sie sich. Das wußte er und that es daher auch nur selten. Manchmal aber entschlüpfte es ihm doch. In dem reifen Manne lebte noch immer etwas von jener stillen Sehnsucht nach einem einfachen Glücke, die ihn als sechzehnjährigen Jüngling den „unumstößlichen" Entschluß hatte fassen lassen, eine mäßig hübsche, um 15 Jahre ältere Näherin zu heirathen, die der Kammerjungfer seiner Mutter zu helfen pflegte, wenn es Postarbeit gab. — „Sie oder keine!" — hatte er damals erklärt. — Sie oder keine! Sie, nur sie liebte ihn, und . . . kurz und gut: als Ehrenmann konnte er überhaupt nicht anders handeln! Es war der Obersthofmeisterin nicht leicht geworden, ihm den Geschmack an seinem Ideal zu verleiden. Das gelang erst, als das Fräulein sich nicht mit Max in die Donau stürzte, wozu er sie unter Thränen und Küssen aufgefordert hatte, sondern es vorzog, sich mit der Mama ihres jugendlichen Liebhabers zu verständigen. Sie eröffnete bald darauf einen Mode-Salon und heirathete dann ihren Commis. — Von diesem Augenblick an sah Vichéry die Frauen im allgemeinen und das ewig Weibliche der unteren Schichten im besonderen mit nüchternem Auge an. — Die leise Sehnsucht aber blieb. Von Zeit zu Zeit träumte er noch immer von demselben schönen Etwas, das er als halbes Kind in eine ältliche Näherin hineingelegt hatte. Und in solchen Augenblicken fühlte er sich vereinsamt. Niemand verstand ihn, seine ehrgeizige Mutter am wenigsten. — Coco machte zuweilen Augen, als ob sie verstünde. Der Graf lachte sich selbst aus über den närrischen Einfall. Eine Coco! Die Sorte verstand eben ihr Handwerk, nichts weiter. Die anständigen Frauen hatten das nicht nöthig.

Nun: man konnte nicht alles haben. Vichéry fand selbst, daß es unrecht von ihm sei, sich innerlich aufzuregen, wenn seine und Sylvia's Wünsche wieder einmal nicht übereinstimmten. War es ihre Schuld, daß sie es oft gerade dann unerträglich heiß fand, wenn er fror? Konnte sie dafür, daß sie so häufig der Ruhe bedurfte, wenn er spazieren fahren, und daß sie gerade dann Lust hatte, ins Theater zu gehen, wenn er einmal daheim bleiben wollte? Gewiß nicht! Wahrscheinlich kam das in jeder Ehe vor. Darum beklagte er sich auch nie; er wollte nicht in Gefahr kommen, sich lächerlich zu machen; denn die Lächerlichkeit fürchten Weltmänner fast ebenso wie einen Fleck auf ihrem Namen. Und daß Sylvia diesen nie beschmutzen würde, wußte er, wie seine Mutter es wußte. Er seufzte jedesmal leise auf, wenn seine Gedanken bei diesem Punkt angelangt waren. Wahrscheinlich aus Befriedigung darüber, weil er in dieser Hinsicht so ruhig sein konnte, denn gegen den leisesten Verdacht wäre er sehr empfindlich gewesen. Aber sie war ja so kühl, seine schöne Frau Gemahlin! — Und dann mußte er wieder an Coco denken. Wie viel Temperament sie doch hatte, die Hexe!

Vichéry wäre sehr erstaunt gewesen, wenn ihm jemand gesagt hätte, daß seine Frau sich gleichfalls nach ein wenig Wärme sehne, und zwar viel heftiger, viel ungestümer sehne als er selbst. Aber sie wußte es nicht. Wenn sie von Vergnügen zu Vergnügen jagte, dann wußte sie nicht, was sie immerfort dabei suche, ohne es je zu finden, und wenn sie zu andern Zeiten nächtelang wach lag und weinte, weinte, dann wußte sie wieder nicht, warum ihre Thränen flossen. Die Aerzte erklärten, sie leide an nervösen Zuständen, und da die Patientin zu den Glücklichen gehörte, die sich's leisten können, verordneten sie ihr von Zeit zu Zeit einige Wochen absoluter Ruhe und schickten sie in die Bäder, abwechselnd nach Abbazzia, nach Sylt, nach Ostende. Die Seeluft that ihr auch wirklich gut; sie erholte sich jedesmal. Der Kurerfolg hielt nur leider nie lange an, kaum wenige Wochen; dann fing die Rastlosigkeit von neuem an, das ewige Suchen und nicht finden können, die ungleichen Launen und die Thränen. Mit einem Worte: die Nervosität.

Ein einziges Mal tauchte in der jungen Frau flüchtig der Zweifel auf, ob es nicht außerdem noch etwas anderes sei, das ihr fehle. Sie dachte einige Zeit viel darüber nach, mehr als ihr gut war, und dann entschied sie sich doch wieder für die „Nerven".

Es war kurz nach dem Tode ihres Vaters. Als Sylvia zwei Jahre verheirathet war, starb er ganz plötzlich, an einem Schlagflusse. Es war sein Glück, denn das Damoklesschwert der Gewohnheitstrinker, — die Wassersucht, — hing schon dicht über seinem Haupte. Die Katastrophe war Mitte December eingetreten, und als Sylvia zum Begräbniß in Wildeck anlangte, — das erste Mal seit ihrer Verheirathung, — stand das Schloß leer. Die Mitglieder des parlamentarischen Clubs, dem Kromer angehörte, hatten einen Weihnachts-Ausflug nach Dalmatien arrangirt, und der Graf hatte sich ihnen angeschlossen, um seine Familie in Lussin zu besuchen.

Dr. Weiler hatte nämlich für die ältere Comtesse während der strengen Wintermonate ein milderes Klima angerathen, und Mutter und Schwester hatten sie nach dem Insel-Kurorte begleitet, den Graf Kromer der Billigkeit wegen an Stelle des lebhafteren Abbazzia für die Seinen gewählt hatte.

Es schneite und stürmte, als Sylvia in Wildeck eintraf. Sie war telegraphisch in herzlichster Weise aufgefordert worden, im Schlosse abzusteigen, aber das unbewohnte Gebäude machte einen so ungastlichen Eindruck, daß sie es vorzog, im Meierhof bei Tante Sophie zu bleiben. — Der Leichnam des Rittmeisters war in der Gruftkapelle der gräflichen Familie am Friedhof aufgebahrt worden, und der Sarg hatte geschlossen werden müssen, ehe die Tochter eintraf, weil die Verwesung trotz der herrschenden Kälte so rasche Fortschritte gemacht hatte. Die junge Frau vernahm es mit einem Gefühle der Erleichterung. Sie hatte eine unüberwindliche Scheu vor Todten, und der Vater hatte ihr nie so nahe gestanden, daß sie den verzweiflungsvollen Wunsch gehabt hätte, sich nur noch einmal über seine Leiche zu stürzen. So lange sie denken konnte, hatte sie sich seiner heimlich geschämt, und was sie an Zuneigung je für ihn gefühlt hatte, war nicht viel mehr gewesen als ein leises, zuweilen etwas ärgerliches Mitleid. Nur wenn er von andern angegriffen wurde, regte sich in ihr eine Art töchterlicher Empfindung, und sie vertheidigte ihn jedesmal.

Und doch war sie von dem Ereigniß tiefer bewegt, als selbst Tante Sophie erwartet hatte. „Es ist eben etwas Geheimnißvolles um das Band zwischen den nächsten Anverwandten," dachte das alte Fräulein. Als unter massenhaftem Zulauf der Dorfbewohner der „betrunkene Rittmeister" in die Gruft gesenkt wurde, stand die junge Frau zwar still gefaßt neben ihrem Manne, der seinem Schwiegervater aus Rücksicht für die Gattin, — daran ließ er es nie fehlen, — gleichfalls die letzte Ehre erwies; aber nachher, als Vichéry abgereist war, und Sylvia, um den Seelenmessen am folgenden Morgen beizuwohnen, allein in Wildeck zurückblieb, brach der Bann.

In der Abenddämmerung, als sie neben der Tante auf dem wohlbekannten, altmodischen Sopha saß, lehnte sie, mit einem Male heftig aufschluchzend, den Kopf an die Brust des alten Fräuleins, und es dauerte lange, bis sie sich satt geweint hatte. Fräulein Holde war so erschrocken über diesen Gefühlsausbruch, daß ihre eigenen Thränen versiegten. Aber nicht nur erschrocken war sie, auch glücklich, wie lange nicht. Ein wonniges, weiches Gefühl durchwärmte ihren altjüngferlichen Busen. Die Nichte hatte sie nie durch Zärtlichkeit verwöhnt, sich auch nur widerstrebend von ihr verwöhnen lassen, und nun ließ sie sich das Haar streicheln und in die Ohren flüstern: „Mein Kind! mein Herzenskind!" Sie duldete die Liebkosung nicht nur, sie schmiegte sich dankbar an und schien es nicht müde zu werden, daß man schön mit ihr thue! — Fräulein Sophie wagte kaum zu athmen, so selig war sie, und an diesem, wie dem folgenden Tage zog sich die zitternde Liebe, die sich nie völlig hervorgewagt hatte, wie ein heller rother Faden durch jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung des alten Fräuleins.

Und eben während jener 48 Stunden, die Sylvia nach zweijähriger Abwesenheit wieder in ihrem Heimatsort zubrachte, tauchte in der vielgefeierten Gattin des Grafen Vichéry die Ahnung auf, daß ihr in ihrem glänzenden Heim die Wärme fehle. Und sie begriff nicht, daß sie so lange Zeit hatte vorübergehen lassen können, ohne Tante Sophie aufzusuchen. Sie begriff es wirklich nicht.

Wer, unter allen, stand ihr denn so nahe als die Gute, Treue, ihre zweite Mutter? Der Vorwurf, nicht dankbar genug gewesen zu sein für so viel Liebe, quälte sie, und sie nahm sich vor, ihn nicht mehr zu verdienen. Nie mehr! Sie dachte an den kindischen Groll, womit sie sich gegen die Thränenseligkeit des alten Fräuleins so oft aufgelehnt hatte, und die Reue regte sich in ihr. „Wie hart doch Kinder sein können in ihrer rücksichtslosen Lebensfreude!" sagte sie sich verwundert.

Abends, als das Lampenlicht auf das blasse, von feinen Runzeln durchzogene Gesicht fiel, durchzuckte sie plötzlich ein heftiger Schreck. Wie, wenn sie diese ihr ganz ergebene Seele verlieren sollte! Der Gedanke war nicht auszudenken. Und er lag doch so nahe. Der magere Rücken hatte sich so gekrümmt, seit sie die Tante nicht gesehen hatte; förmlich noch kleiner war das alte Fräulein geworden. Aber nein! Warum sollte gerade sie schon sterben? Sie war ja noch nicht so alt, kaum sechzig .... Aber starben die meisten Menschen nicht früher, ... viel, viel zu früh? „Fehlt Dir auch wirklich nichts, Tante Sophie? Bist du auch gesund?" fragte sie ängstlich, die welken Hände streichelnd. „Gieb nur recht Acht auf Dich, hörst Du? Jetzt, seit der arme Papa nicht mehr ist, brauchst Du Dich ja nicht mehr zu plagen, ... kannst Dich recht schonen, ... sollst nur an Dich denken, hörst Du?"

Sie beruhigte sich erst, als das alte Fräulein feierlich versprach, sich zu schonen, nicht einmal Staub zu wischen, wenn es sie ermüden sollte. „Und nicht etwa auf den Sessel steigen, um hinter die Bilder zu gucken! Ja, ja," unterbrach sich Sylvia, als Fräulein Holde, die erst vorige Woche beim Vorhänge bürsten bald vom Tische gefallen wäre, ein schuldbewußtes und dabei still vergnügtes Gesicht machte, „ja, ja, ich werde mit Fanny sprechen, daß sie Dich in der Corda hält." — Fanny war das Dienstmädchen. — „Und ich komme auch bald selbst wieder, um mich zu überzeugen, ob Du folgsam bist!"

Aber sie kam nicht so bald wieder. Sie schrieb lange, liebe, zärtliche Tochterbriefe, die von dem alten Fräulein mit feuchten, glücklichen Augen gelesen wurden, aber sie kam nicht. Daran war aber nicht die Tante Schuld.

Unter dem Trauergeleite, das dem Sarge des Rittmeisters folgte, befand sich auch eine kleine Frauengestalt, die, in einen alten Bisampelz gehüllt, den aufrecht getragenen Kopf von einer warmen Wollhaube umschlossen, mit kleinen, festen Schritten über den Schnee stampfte. Beim Anblick des alten Pelzes huschte so etwas wie ein Lächeln über das Antlitz der jungen Gräfin, und, hätte sie ihrem ersten Impulse folgen können, so hätte sie sich bis zur Trägerin des Pelzes durchgedrängt, wäre mit der Hand über den braunen, an manchen Stellen schadhaften Besatz gefahren und hätte leise gefragt: „Der lebt also auch noch, Tante Weiler? Sag' einmal, schämst Du Dich denn nicht?" — Und etwas gegeben hätte sie darum, wenn sie die Antwort hätte hören können: „Nein, Kind Gottes, ich schäme mich nicht! Die alte Haut wird nicht pensionirt, so lange ich lebe!"

Davon konnte nun heute freilich nicht die Rede sein, wohl aber nahm sich Sylvia vor, gleich nach Beendigung der Trauer-Ceremonie der alten Frau zu danken, daß sie trotz des schlimmen Wetters gekommen sei. Doch als sie sich, von den condolirenden Dorfbewohnern umdrängt, nach dem schmalen Gesicht mit der starken Nase und den grauen Scheiteln umsah, fand sie es nirgends mehr. Die Doctorin hatte den Friedhof bereits verlassen. — „Die gute Toni muß ich auszanken," meinte Fräulein Holde, als man nach dem Abendessen plaudernd beisammensaß. — „Sie, mit ihrem Rheuma, hätte bei diesem Wetter lieber nicht kommen sollen. Wenn ich mich nicht zu Tode erkältet habe, so ist nur die Aufregung Ursache, die einen in solchen Augenblicken aufrecht erhält und widerstandsfähig macht."

Fräulein Sophie gab einige merkwürdige Fälle zum besten, in denen Todeskrankheiten nur aus diesem Grunde nicht zum Ausbruch gekommen waren. Sylvia hörte geduldig zu, bis das Thema erschöpft war, dann fragte sie nach kurzem Zögern:

„Also . . . die Doctorin war beim Begräbniß?"

„Freilich! . . . Hast Du sie nicht gesehen? Sie kam ja auf mich zu, als wir an der Kapellenthür beisammen standen. Gab sie Dir nicht auch die Hand? Gewiß hat sie's gethan, und Du hast es in Deiner Erregung nur nicht bemerkt."

Die junge Frau widersprach nicht, aber sie erinnerte sich, daß die alte Frau nicht eben auffällig, aber, wie es Sylvia schien, mit einem entschieden abweisenden Zug um die Lippen den Kopf weggewendet hatte, als ihre und Sylvia's Blicke sich während der Einsegnung zufällig begegneten.

Es war eigentlich lächerlich, dieses Schmollen, dachte Sylvia. Man konnte doch nicht im Ernste von ihr verlangen, daß sie sich mit der Stellung, die ein Landarzt ihr bieten konnte, hätte zufrieden geben sollen?! . . . Kochen, Nähen, Kranke besuchen, vielleicht auch einen ähnlichen Pelz tragen, wie Tante Weiler! Die elegante Frau lächelte unwillkürlich. Wer die Sache ruhig überdachte, mußte doch einsehen, daß sie dazu nimmermehr getaugt hätte. — Aber freilich: der Sohn war ihr Alles, das erklärte die grollende Empfindlichkeit der alten Frau. Und nach allem, was Fräulein Holde erzählte, wurde diese von ihrem Einzigen auf Händen getragen: es war in seiner Art ein rührendes Verhältniß.

Sylvia hörte, wie vorhin, geduldig zu, ohne die Tante zu unterbrechen, aber die Erzählerin selbst brachte das Gespräch bald auf ein anderes Thema. Trotz aller schuldigen Anerkennung, die sie dem jungen Manne zollte, konnte das alte Fräulein eine leise Verstimmung nur schwer verbergen, wenn sie auf ihn zu sprechen kam. Und das war nur natürlich. Es ärgert jeden, wenn er sein Mitleid an einen Unwürdigen verschwendet hat. Das aber war dem jungen Arzt gegenüber Fräulein Holde's Fall gewesen. — Sie hatte aus Romanen viel Lebenserfahrung geschöpft und wußte genau, was unglücklich Liebenden ziemte. Seit dem Tage, da sie, — selbst noch jung, — über die Leiden des jungen Werther geschluchzt hatte, war aber auch sie mit der Zeit fortgeschritten und nüchtern geworden. Sie verlangte nicht mehr, daß der oder die Verschmähte mit Tod abgehe, wenn schon nicht durch Selbstmord, so doch wenigstens durch schleichendes Siechthum. Das war das Los einiger Ausnahmenaturen, — der feinstbesaiteten, — und diesen Maßstab durfte man nicht an alle legen. Sie that es daher auch nicht; . . . aber daß man seine Enttäuschung so — mir nichts, Dir nichts — abschüttelte, wie, — dem zarten Fräulein drängte sich in ihrer Empörung ein Lieblingsausdruck ihrer seligen Mutter auf, die eine „seiche" Wienerin gewesen war, — daß man seine Enttäuschung abschüttelte, ‚wie der Hund die Flöhe', das war nicht in der Ordnung, und die alte Dame fühlte sich in ihrer schönen Nichte tief beleidigt.

Mit einer Art wehmüthiger Wollust hatte sie für den „armen Jungen" still bei sich kleine mütterliche Aufmerksamkeiten ersonnen, und es hätte die Gute innig gefreut, wenn es ihr gelungen wäre, den Gebeugten langsam aufzurichten. Jeder kleine Fortschritt, — ein schwacher Freudenschimmer, ein mattes Lächeln, — hätte sie inniglich gefreut. Aber daß er gar keines Trostes zu bedürfen schien und sich bald nach Sylvia's Verlobung in Wildeck niederließ, frisch und thatkräftig, als ob gar nichts vorgefallen wäre, das verzieh ihm Fräulein Holde nicht.

Verliebt war er in sie, das konnte ja jedes Kind merken, dachte sie. — Aber die Männer haben so selten Gemüth!

Und sie tröstete sich zum hundertsten Male still darüber, daß sie ihre letzte „Aussicht“ vor mehr als zwanzig Jahren dem Kinde ihrer verstorbenen Schwester geopfert hatte. — Alle und jede Anhänglichkeit war doch nur weggeworfen, wenn ein Mann im Spiele war. Diese Herren der Schöpfung hatten eine eigene Fertigkeit, über die Vergangenheit wegzublasen . . . fiu! . . und kein Stäubchen blieb übrig. Nun: um so besser für sie, . . . sie hatten es leichter im Leben!

Was Ferdinand Weiler anbelangte, so schien sie allerdings nicht Unrecht zu haben.

Als Sylvia am Morgen nach dem Begräbnisse mit der Tante von der Seelenmesse heimkehrte und den schmalen Steig von der Kirche herabkam, der auf dem Dorfplatz mündete, erblickte sie vor dem Sternenwirthshaus ein Wägelchen, das eben in Begriff war, sich in Bewegung zu setzen. Der Lenker des kräftig gebauten Schimmels schlug die schützende Decke um die Beine und schnalzte leicht mit der Zunge. Als er Fräulein Holde erkannte, lüftete er den breitrandigen Hut, und sie blieb stehen und winkte ihm mit der Hand. Auch Sylvia, die hinter der Tante etwas zurückgeblieben war, hielt den Schritt an und faßte den Grüßenden ins Auge. Sie sah, wie er bei ihrem Anblick stutzte und den Zügeln einen kleinen Ruck gab. — Aber er wechselte dabei nicht die Farbe, wie sie selbst, und er zuckte mit keiner Wimper. Auch wendete er nicht den Kopf ab, wie seine Mutter gestern, sondern grüßte sie höflich, wie es einer Gräfin Bichéry zukam. Eine Secunde lang fühlte sie das ruhige Licht seiner Augen auf ihrem erblaßten Gesicht, dann war das kräftige, gebräunte Antlitz, das sie wie im Fluge erschaut hatte, ihren Blicken entschwunden.

„War das nicht . . .?“ Kaum ausgesprochen, ärgerte sie sich über die Frage; sie hatte ja den Jugendfreund auf den ersten Blick erkannt.

„Der Ferdinand war's, freilich, mein Herz!“ erwiderte die Tante. „Er ist stark geworden, nicht wahr? Fast zu stark für sein Alter. Und er plagt sich doch gehörig, das muß man ihm lassen. Tag und Nacht keine Ruhe, und das viele Ueberlandfahren bei Wind und Wetter! . . . Uebrigens, dem schlägt ja alles gut an!“

Die chronische Gereiztheit gegen den Doctor klang diesmal so deutlich aus des Fräuleins Stimme, daß Sylvia erstaunt aufhorchte und die Tante einen Augenblick aufmerksam ansah. Eine Frage schien ihr auf der Zunge zu schweben. Dann aber nickte sie nur mit dem Kopf und meinte gleichgültig:

„Stärker geworden findest Du ihn? So? Ich kann nicht urtheilen: ich sah ihn ja kaum.“

Einige Wochen hindurch war Sylvia fortwährend auf dem Sprunge, nach Wildeck zurückzukehren. Sie wollte die Tante überraschen und bei dieser Gelegenheit auch die Doctorin besuchen. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß man über peinliche Situationen am besten hinwegkommt, wenn man sie einfach ignorirt. Und sie wollte, daß alles wieder so werde wie früher. Es war ja lächerlich, dieses Fremdthun zwischen Menschen, die sich von Kindheit an kannten. Es hatte gar keinen Sinn! Ferdinand war ein Kind. Nein! Er sollte sie nicht wieder so fremd grüßen, — was fiel ihm ein? Er durfte nicht. Sie wollte es ihm schon abgewöhnen.

Dieser Vorsatz beschäftigte Sylvia einige Wochen lang. Sie wurde nicht müde, Scenen auszudenken, die alle damit endeten, daß sie und Ferdinand gute Freunde waren wie früher. Und auch Tante Weiler war wieder gut, und es freute sie, wenn Sylvia sie besuchte. Die junge Frau dachte sich's zur Abwechslung so gemüthlich, bei dem runden Eßtisch an ihrem Platze vor der Kredenz zu sitzen, oder im Sommer im Lugaus und unter dem Kastanienbaum. Sie hatte eine förmliche Sehnsucht nach dem alten Riesen mit seinen rothen Blüthenkerzen! Nun: ein paar Monate nur noch, und er war voll davon über und über! Und gar der Flieder! Nirgends hatte Sylvia einen Strauch gefunden, der so duftete wie jener hinter dem kleinen Kapellchen, an der Gartenmauer. Und die Veilchen erst rückwärts beim „Salettl“!

Sie schloß die Augen und sog in Gedanken den Duft ein.

Während dieser Zeit machten ihre Nerven Sylvia weniger als sonst zu schaffen; dann aber trat plötzlich ein Rückschlag ein. Sie wurde wieder sehr reizbar und weinte mehr als je.

Und sie fuhr nicht nach Wildeck, nicht einmal nach Maltern, wozu die Obersthofmeisterin sie während der beiden folgenden Sommer zu überreden suchte. Sie wollte von der ganzen Gegend nichts wissen.

Als die Sehnsucht, Tante Sophie wiederzusehen, einmal recht heftig wurde, lud sie das alte Fräulein ein, zu ihr nach Wien zu kommen. Für die Tante war die vierstündige Eisenbahnfahrt ein großes Ereigniß. Sie hatte seit Jahren keinen Schritt aus dem Orte gesetzt und ängstigte sich ein paar Wochen, ehe sie den Muth hatte, das Unternehmen zu wagen. Unter Kromer's Schutz, der gerade nach Wien fuhr, brach sie endlich auf, und obwohl sich die alte Dame im Inzendorf'schen Palais nicht sehr behaglich fühlte, war sie selig. Besonders, als sie wieder daheim sicher zwischen ihren vier Wänden saß, — sie wohnte seit des Rittmeisters Tode im Schlosse, — und von dem Glücke, das ihre Nichte gemacht hatte, erzählen konnte.

XVI.

Im dritten Sommer endlich setzte die Obersthofmeisterin ihren Willen durch, und Sylvia kam nach Maltern. Es war nicht das einzige, was die alte Frau in der Zwischenzeit erreicht hatte. Sie war nicht müßig gewesen und hatte keine Stunde verloren.

Als Max Bichéry anfing, seiner Coco überdrüssig zu werden, benützte die Mutter den Augenblick, eine neue Flamme anzufachen. Anfangs zeigte sich der Graf ihren Plänen wenig geneigt. Dame Politik locke ihn nicht im mindesten, versicherte er, und in Gegenwart seiner Mutter moquirte er sich mit Vorliebe über alle Standesgenossen, die nach dem Lorbeer eines Volksredners geizten.

Ein Jahr später saß er aber doch im Landtage, und jetzt candidirte er auch um das freigewordene Reichstags-Mandat des Altkirchner Kreises. Das war auch der Grund, weshalb die Obersthofmeisterin darauf bestand, daß Sylvia wenigstens ein paar Wochen in Maltern zubringe. Bichéry sollte von den Landgemeinden gewählt werden, und es lag in seinem Interesse, sich populär zu machen. Dazu aber konnte kluger weiblicher Einfluß manches beitragen, so war die Ansicht der Obersthofmeisterin. Was an ihr lag, hatte sie bereits die letzten Jahre her redlich gethan, nun aber war es durchaus nöthig, daß auch die junge Gräfin sich wieder einmal den Leuten zeige. Viel mehr verlangte die Schwiegermutter ohnehin nicht von ihr: sie kannte die Menschen und wußte, daß Jugend und Schönheit die Herzen an sich ziehen, wie der Zucker die Fliegen. Und Sylvia verstand so liebenswürdig zu grüßen, wenn sie wollte. Das genügte.

„Noblesse oblige, ma chère,“ sagte sie zu ihrer Schwiegertochter, als sie dieser die Sache auseinandersetzte. „Wenn Du Gouvernante geworden wärest, hättest Du das nicht nöthig, aber so . . .“

Es war zwei Tage nach der Ankunft der beiden Gräfinnen Bichéry in Maltern. Der August war drückend heiß in diesem Jahre; schon nahe am Sinken brannte die Sonne noch immer glühend auf die Felswände und hüllte die Wälder in einen flimmernden Dunstschleier. Der Graf wurde erwartet; er sollte über Firling kommen, wo am frühen Nachmittag eine Wähler-Versammlung stattgefunden hatte.

Als sein Coupé vorfuhr, erwartete ihn die Mutter am Fuße der Treppe.

„Armer Junge! Wie erhitzt!“ rief sie mitleidig, als er aus dem Wagen sprang.

Der Graf sah abgespannt aus.

„Ich bin völlig erschöpft, Mama!“ sagte er mit matter Stimme, die Hand der Mutter an die Lippen ziehend. „Zwei Stunden ununterbrochen sprechen, das strengt an . . .“ Hüstelnd deutete er nach seinem Halse.

„Du Aermster!“ wiederholte die Obersthofmeisterin. Sie machte ein bekümmertes Gesicht und seufzte tief. „Ich fürchte, Du reibst Dich auf, wenn das so weitergeht . . .“

Aber während sie an der Seite des Sohnes die Treppe hinanstieg, erhellten sich ihre Mienen.

„Denke Dir, von wem ich heute früh einen Brief erhielt!“ berichtete sie lebhaft, „von Lettgenstein! Er schreibt, daß der Minister-Präsident große Stücke auf Dich hält. ‚Eine Säule der Partei‘, und so weiter . . . Nun: Du kannst ja lesen, wie liebenswürdig er sich ausdrückt.“

Doch der Graf zeigte sich nur wenig geschmeichelt.

„Du wirst sehen, Mama, man will mir eine schwere Last aufbürden. Klaret sondirte schon neulich, aber . . .“ Er machte eine unwillige Handbewegung.

Beim Diner thaute er auf. Nicht ohne Humor gab er kleine Einzelheiten von der Wählerversammlung zum besten. Er führte einen Toast an, den der Bürgermeister von Firling zum Schlusse auf ihn ausgebracht hatte, ohne mehr als dreimal in dem speech stecken zu bleiben, und erzählte auch von dem reichen Müllermeister, den er mit der huldvollen Ansprache beehrt hatte: „Sie heißen Weber, nicht wahr!“ und der darauf die klassische Antwort gab: „Zu dienen, Herr Graf, und mein Bruder in Proßnitz hat den Franz Josephs-Orden.“

Die Obersthofmeisterin lachte herzlich und erkundigte sich angelegentlich nach den übrigen Honoratioren, die der Versammlung beigewohnt hatten.

„Auch der junge Heller aus Wildeck war da,“ sagte Bichéry, zu Sylvia gewendet, nachdem er die Neugierde seiner Mutter befriedigt hatte. „Er legt sich Dir unbekannterweise zu Füßen. Ein ganz angenehmer Mensch!“

Seit Bichéry Volksvertreter geworden war, hatte er häufig Anwandlungen von Leutseligkeit, selbst wenn es sich um Parvenus handelte. Die Obersthofmeisterin bestärkte ihn darin bis zu einem gewissen Grade; es war nicht gut, sich die Leute zu Feinden zu machen.

„Du solltest doch auch die junge Frau besuchen,“ fuhr Bichéry fort. „Heller sagte mir, sie sei schon gestern dagewesen, doch ohne Dich zu treffen.“

Sylvia nickte bestätigend und sagte, sie habe sehr bedauert. — Es war die Wahrheit; als der Diener ihr bei der Rückkehr von ihrem Abendspaziergang das Kärtchen mit der Inschrift: „Olga Heller, geb. Gräfin Kromer“, überreicht hatte, war ihr gewesen, als spüle über ihr Herz eine warme Welle.

„Vielleicht fahre ich morgen nach Wildeck, wenn Mama nichts dagegen hat,“ sagte sie. „Kommst Du mit?“ Es lag wenig Aufforderung in dem Tone.

Der Graf verneinte. „Du weißt ja, liebes Kind, ich muß in Altkirchen sein.“

Sylvia's gleichgültiges: „So, in Altkirchen? Warum denn?“ ärgerte die Obersthofmeisterin.

„Ich möchte wirklich wissen, wofür Du Dich eigentlich interessirst, liebes Kind,“ sagte sie ziemlich scharf. „Für Literatur nur mäßig, wie ich bemerke, für Kunst nicht viel mehr, wie wir gleichfalls erfahren haben, und für Politik augenscheinlich noch weniger. Ich glaube, Du weißt nicht einmal, daß Max für den Reichsrath candidirt. Mit Dir verglichen ist ja die gute Lotti Kromer noch gut unterrichtet in parlamentarischen Dingen.“

Sylvia setzte dem Verweis ihrer Schwiegermutter eine ziemlich gleichgültige Miene entgegen, aber ihr Gatte fühlte doch das Bedürfniß, sich ihrer anzunehmen.

„‚Ein politisch Lied, ein garstig Lied‘, Mama!“ sagte er lächelnd, und galant fügte er hinzu: „Sind so schöne Lippen dazu gemacht, sich mit so häßlichen Dingen zu beschmutzen?“

Er war aufgestanden und hatte sich über Sylvia's Stuhl geneigt. Und, wie um zu zeigen, wozu solche schöne Lippen eigentlich gemacht seien, drückte er rasch einen Kuß darauf.

Sylvia machte eine unwillige Wendung mit dem Kopfe, und er kam dadurch an den brillantbesetzten Bernsteinpfeil, den sie in dem zu einem griechischen Knoten geschlungenen Haare trug.

„Au!“ rief sie empfindlich und fuhr mit der Hand nach dem Hinterhaupte. „So gieb doch Acht! Du thust mir ja weh . . .“

Bichéry richtete sich verstimmt in die Höhe.

„Die Mode wird immer thörichter,“ sagte er, sich zu einem Scherz zwingend. „Es wird noch so weit kommen, daß die Damen überall Fähnlein angespießt tragen mit der warnenden Inschrift: ‚Es wird ersucht, zehn Schritt vom Leibe zu bleiben!‘ Natürlich: man könnte ja dérangiren! . . .“

Tags darauf hielt vor der Villa Heller die Equipage aus Maltern. Die junge Frau, welche im Garten, über einem Kinderwägelchen gebückt, eben daran war, die blauen Vorhänge zusammenzuschieben, hob den Kopf.

„Sylvia!“

„Oli!“

Die Cousinen lagen sich in den Armen. Nachdem sie einander wieder und wieder umarmt hatten, trat jede einen Schritt zurück und betrachtete die andere prüfend.

Oli's rundes Gesicht war aufgeblüht zu rosiger Fülle; sie strahlte wie der junge Tag. Ein Veilchen hingen ihre Augen in stummer Freude an Sylvia's von der Erregung des Wiedersehens leicht gerötheten Zügen, dann wandte sie sich ab und trat an den Korb, dessen Vorhänge sie behutsam lüftete.

„Mein Herr Sohn!“ sagte sie mit lächelndem Stolz. „Wenn er die Augerln aufmacht, wird er sich erst besser präsentiren.“

„Dein Kind, Oli! . . .“ sagte Sylvia sinnend. Ein Ausdruck, halb Verwunderung, halb Rührung, huschte über ihr Gesicht. „Wie heißt er?“

„Fritz natürlich, wie mein Mann, . . . wußtest Du das nicht?“ fragte erstaunt die junge Mutter. „Gleich sollst Du auch den Papa kennen lernen. Ah, da kommt er ja selbst, wie gerufen! Auf diese Art siehst Du gleich die ganze Bande beisammen: Monsieur, Madame und Bébé!“

Sylvia blickte in die von der jungen Frau bezeichnete Richtung und sah einen schlanken, großen Mann, von Oli lebhaft herbeigewinkt, mit langen Schritten näherkommen. Sie betrachtete ihn mit Interesse. Das also war der Mann, an den beide Schwestern ihr Herz verloren hatten! Eine leise Verwunderung stieg in ihr auf. Mit dem wohlgepflegten blonden Haupt- und Barthaar, den offenen guten Augen und dem weichen Munde, den beim Sprechen ein sympathischer Zug umspielte, war Fritz Heller zwar wirklich ein angenehmer Mensch, wie Bichéry erst gestern von ihm gesagt hatte, aber Sylvia hatte dennoch Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Heller wäre ihr nie gefährlich geworden, dachte sie.

Oli merkte nichts von Sylvia's Befremden; sie stellte den Gatten mit einem strahlenden Lächeln vor und hängte sich an seinen Arm.

„Jetzt mußt Du Dir aber doch ansehen, wie wir hausen,“ meinte sie dann, als die ersten Redensarten zwischen Sylvia und Heller gewechselt worden waren.

Mit einer einladenden Handbewegung forderte sie die Cousine auf, ins Haus zu treten, und sie ruhte nicht eher, als bis diese alles besichtigt hatte: von der Küche im Souterrain angefangen, bis zu dem großen Salon im ersten Stockwerke. Auch auf den Balcon mußte Sylvia hinaustreten, der längs des Saales hinlief.

„Nicht wahr, entzückend!“ fragte die junge Hausfrau. Dieser Ausblick, dem auf ihren Wunsch ein paar störende Pappeln geopfert worden waren, war ihr Stolz.

Die Villa stand an der dem Schlosse gegenüberliegenden Berglehne und gewährte, obwohl sie tiefer lag, einen günstigeren Aussichtspunkt als dieses, weil eben das Schloß selbst mit der Ruine im Hintergrunde dem Thale zum schönsten Schmucke gereichte. „In der That, reizend!“ sagte Sylvia. — Auch einen Theil des Dorfes übersah man, und dort, weit rechts, halb versteckt im Grün, ein braunes, spitzes Dach.

Die Gräfin wendete den Blick ab und trat in den Salon zurück.

„Da ist es angenehm kühl,“ meinte sie.

Der in hellen, fein abgetönten Farben tapezirte Raum mit den weichen, schwellenden Möbeln hatte ihr gleich beim ersten Anblick besonders gefallen, wie sie überhaupt davon überrascht war, im Innern des etwas geschmacklosen Baues alles so stilvoll und vornehm zu finden.

Man ließ sich bei einem der Eck-Etablissements nieder und plauderte. Sylvia nahm anfangs regen Antheil am Gespräche, dann aber wurde sie zerstreut. Zu ihrer Rechten stand auf gedrechselten Füßen ein Tischchen, mit Photographien bedeckt. So oft sie sich im Gespräche an Heller wandte, fiel ihr Blick unwillkürlich auf ein Bild, das verkehrt obenauf lag, und herabzurutschen drohte. Es war ihr eigen, daß solche Kleinigkeiten sie störten.

Der Hausherr schien es zu bemerken, denn er streckte die Hand aus, um das Bild umzuwenden.

„Was hat denn Ferdinand verbrochen, daß er auf der Nase liegen muß?“ fragte er lächelnd, indem er die Photographie an sich nahm. Er betrachtete das Bild sinnend.

Der Ausdruck stiller Liebenswürdigkeit, der Sylvia gleich anfangs an Heller aufgefallen war, trat besonders deutlich hervor, als er dem Gaste das Bild hinreichte. Es war, als ergieße sich von innen heraus über seine Züge ein Lichtschein.

„Hier stelle ich Ihnen meinen besten Freund vor, Frau Gräfin,“ sagte er. „Unser hiesiger Doctor, ein ausgezeichneter Mann, — als Arzt sowohl wie als Mensch.“

Oli unterbrach ihn munter.

„Lieber Fritz, diese feierliche Vorstellung hättest Du Dir ersparen können! Sylvia kennt Weiler viel länger als Du. Wir haben ja als Kinder schon alle mitsammen gespielt, nicht wahr, Schatz?“

Sylvia hatte den Oberkörper halb von Oli abgewendet und hielt das Bild gegen das Licht. — Sie sehe sonst nicht deutlich genug, kurzsichtig, wie sie leider seit kurzem zu werden anfange, sagte sie.

„Ah, Sie kennen unsern Doctor?“ rief Heller erfreut. „Nun, freilich, ich vergesse immer, daß Sie ja auch ein Wildecker Kind sind! Nicht wahr, gut getroffen? Dem Manne sieht man es an, daß er immer geradeaus geht und das ‚Selbstverständliche‘ thut, worin, wie er lachend behauptet, das ganze Geheimniß jedes Erfolges liegt. Vielleicht hat er darin recht, denn man sollte gar nicht glauben, wie selten es gethan wird, das ‚Selbstverständliche‘!“

Sylvia legte das Bild in Heller's Hand zurück.

„Ich höre, daß er sehr beliebt ist,“ sagte sie, ohne ein Urtheil über die Photographie abzugeben.

„Beliebt, — das ist wohl zu wenig gesagt, Frau Gräfin,“ ereiferte sich Heller. Sylvia sah, daß er trotz seiner stillen Augen sehr lebhaft werden konnte. „Nicht bloß beliebt, vergöttert ist er geradezu, und wenn einer, so verdient er's um die Leute!“

Und, ohne daß Sylvia ihn dazu aufgefordert hätte, erzählte er von Ferdinands rastloser Hingabe zu seinem Beruf, von seiner Geschicklichkeit, seiner nie trügenden Diagnose. Aber das war lange nicht die Hauptsache. Was war er nicht noch außerdem für das arme Volk auf zehn Meilen im Umkreis: ein Berather, ein Freund, ein Bruder! — „Da sieht man wieder einmal deutlich, was ein einzelner Mensch alles leisten kann, wenn er mit Leib und Seele dabei ist! Ich sage immer: es bedürfte nur überall eines solchen Menschen auf je fünftausend, und die sociale Frage wäre so gut wie gelöst.“

Der Eifer, in den sich Heller hineingeredet hatte, stand ihm gut. Von der Rolle, die er selbst in Wildeck spielte, sprach er kein Wort. Es schien ihm so selbstverständlich, daß er von seinem Ueberflusse dem Freunde die Mittel gebe, um zu helfen, wo es am nöthigsten war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Ausstellung für die Pflege des Kindes in Schule und Haus in Breslau. — Die unter dem Protectorat der Frau Fürstin Hatzfeldt am 28. Mai d. J. eröffnete Ausstellung für die Pflege des Kindes in Schule und Haus gestaltete sich über Erwarten reichhaltig. Nicht nur hatten die bedeutendsten Firmen Artikel ausgestellt, die auf die Pflege des Kindes Bezug haben, auch bedeutende Gelehrte waren zusammengetreten, um die neuesten Forschungen über alle Entwicklungs-Phasen, Krankheiten und Sterblichkeits-Verhältnisse im Kindesalter darzuthun. Ganz besonderes Interesse wurde während der Ausstellung von Aerzten und Laien dem von Frau Bär-Reisser erfundenen und von G. Härtel ausgestellten „Kinder-Brut-Apparat" zugewandt, der seitdem schon in verschiedenen Kinder-Asylen Deutschlands mit Erfolg Verwendung findet. Unter den zahlreichen Ausstellern von Lebensmitteln zeichnete sich Oscar Gießer durch seine Auslage hygienischer Kinder-Nährmittel, sowie einer Menge Präparate und Extracte aus, die dem älteren Kinde zu Gute kommen. Hier fand man alle bekannten Badesalze, Soolen, Seifen, Moor-Erden, sowie natürliche Mineralwässer zum Kurgebrauch, das Malzextract-Bier von Hoddick, hygienische Chocoladen und Cacaos von Bilz, Lahmann, sowie die Kasseler Hafer-Cacaos, ferner die neuerdings sehr in Aufnahme gekommenen Speisen-Präparate von Rademann u. v. a. Als neueste Errungenschaft unseres ostafrikanischen Schutzgebietes stellte C. Stiebler eine kräftig und rein schmeckende Marke „Kamerun"-Cacao und -Chocolade aus. Der schon jetzt mäßige Preis wird in jedem Jahre durch die stets sich steigernde Ertragsfähigkeit der jungen Plantagen geringer. Für das Badewesen sorgte die Firma R. Balhorn durch ihre antiseptischen Hausseifen, die auch dem ärztlichen Gebrauch dienen, und sonstige Bade-Artikel in großer Auswahl vom kleinsten Grauschwamm bis zum größten griechischen Schwamm und zu den wunderbaren Loofah-Gebilden. Eine Specialität ist die neue Lanolin-Benzoë-Seife. Hoflieferant Hausfelder hatte einen prächtigen Obelisk aus weiß und gelber venetianischer Kinderseife aufgestellt, um den sich die neuesten eigenen Fabrikate in Bade-Essenzen, Wallnußseifen, u. a. reihten.

Ausstattungen für unsere Babies boten die Wäschegeschäfte J. Henel, vorm. Fuchs, A. Bielschofsky, B. Schenk und Stein und Koslowsky dar. J. Henel hatte diesen Rahmen noch erweitert, indem er hygienische Schulkleidung, Sport- und Bade-Artikel wie -Anzüge, sowie Lahmann'sche Reformkleidung für jedes Kindesalter beifügte; Stein und Koslowsky reihten dagegen der ersten Ausstattung eine Jahres- und Confirmanden-Ausstattung in elegantester Ausführung an.

Eine zweckmäßige Erfindung bei Kinderkrankheiten stellte J. Rein, Bandagist, aus: ein Kindertragkörbchen (Preis 40 Mk.), dessen Gummi-Einsatz das Trockenlegen des Säuglings ganz überflüssig macht und ihm stets den freien Gebrauch seiner kleinen Glieder gestattet. R. Pfeiffer's Krankenbett für Steckbecken mit Heizvorrichtung, das bereits in vielen Exemplaren in der Kgl. Charité zu Berlin, sowie in anderen Kranken- und Siechenhäusern eingeführt wurde, ist für Gelähmte oder Operirte, die in Gipsverbänden liegen und ihre Lage nicht verändern dürfen, ganz unentbehrlich. — Eine Binde aus feinen Leinenbändchen gegen abstehende Ohren kleiner Kinder, sowie eine durchsichtige Schutzhülle gegen Beschädigung der Impfpocken, durch die man den Stand der Blattern deutlich erkennt, sind als weitere Neuheiten zu verzeichnen. J. Rein stellte auch eine Vorrichtung gegen das Schiefhalten des Köpfchens bei Säuglingen aus. — Verschiedene Statistiken hiesiger und Berliner Kinder-Hospitäler, welche die Sterblichkeit vor und nach der Einführung der Tracheotomie (Kehlkopfschnitt) und des Behring'schen Diphtherie-Heil-Serums zeigen, erregten großes Interesse, so die Tabellen, worin das Kaiserliche Gesundheitsamt in Berlin die Häufigkeit der Pockenfälle in Europa nach ihrem Verhältniß zur Schutzpocken-Impfung darthut. Sehr interessant waren außerdem die überaus sorgfältigen Präparate der gesunden und kranken Organe von Säuglingen.

Alle Neuheiten auf dem Gebiete der Augenheilkunde bot der technische Mitarbeiter des bekannten Professors H. Cohn, Herr Optiker A. Heidrich. So z. B. eine eiserne, vielfach durchlöcherte Brille, die ein vorzügliches Mittel gegen hochgradige Kurzsichtigkeit und Nebelflecken auf der Hornhaut bietet, dann den Schnellsehprüfer für Schüler- und Soldaten-Untersuchungen, Bildertafeln für schwachsichtige, noch nicht schulpflichtige Kinder u. a. m. Bemerkenswerth waren auch die Beleuchtungsproben, die Professor Cohn in verschiedenen Schulen von Schülerplätzen aus angestellt hat, und die Ermüdungs-Thermen bei Vor- und Nachmittags- oder nur Vormittags-Unterricht. Der breiteste Raum gehörte den Lehr- und Lernmitteln an; hier sei nur hervorgehoben: Das „Freizeichnen der Kinder in Kindergärten nach Erzählungen", eine Methode nach amerikanischem Muster, welche für das Fassungsvermögen der Kleinen und die Defecte in der kindlichen Vorstellung eine höchst belehrende Probe abgiebt, und die durch ein neues Werk von Sully erläutert wird. Einen tiefen Eindruck machte auf jeden Beschauer die Auslage der Blinden- und der Taubstummen-Anstalten. Die Ergebnisse des neu eingeführten Knaben-Handfertigkeits-Unterrichts und äußerst saubere und vorgeschrittene Zeichnungen zeigten, daß bei richtiger Behandlung auch diese armen Kinder eine hohe Intelligenz entwickeln.

Die reichhaltigen Auslagen der Bandagisten und chirurgischen Instrumenten-Macher waren meist denen interessant, welche die mit dem vorschreitenden Kindesalter sich einstellenden Verkürzungen oder Auswüchse beseitigen oder mildern sollen. Das medico-mechanische Institut und die Corset-Fabrik von P. Rawitz stellten daneben allerlei Muster in hygienischen Corsets und Geradehaltern aus. Jedenfalls ist durch die Ausstellung ihre Hauptaufgabe gelöst: den Blick und die Hand der Pfleger für ihre Pfleglinge zu schärfen. A. S.

Haarwasser „Phoenix". — Seit einiger Zeit gebrauche ich ein Haarwasser „Phönix" aus der Einhorn-Apotheke zu Crefeld, welches ich den Leserinnen der Modenwelt aufs wärmste empfehlen möchte. Es reinigt die Kopfhaut von Schuppen und Unreinigkeiten und wirkt belebend und kräftigend auf die Haarwurzel. Ein Hauptvorzug liegt darin, daß das Haar nach dem Gebrauch locker, weich und glänzend wird, ohne dasselbe settig zu machen. „Phoenix" hat ein liebliches, nicht aufdringliches Parfüm. Ich gebrauche dasselbe ein- bis zweimal die Woche und wasche das Haar alle zwei bis drei Wochen mit Seifenwasser aus. Frau Dr. W.

E. M., Breslau. — Sechs Fragen über die Toiletten-Künste der Ninon de l'Enclos zu beantworten, sehen wir uns leider außer Stande. Dazu fehlen Zeit und Raum. Dr. D.

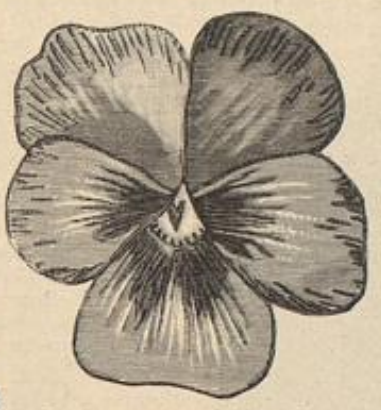
Erwerbsthätigkeit der Frau.

Erwerbs-Möglichkeiten für Frauen. — Praktischer Ratgeber für erwerbsuchende Frauen in allen Angelegenheiten der Vorbildung, der Anstellung und der socialen Selbständigkeit, nebst Nachweis von Wohlfahrts-Einrichtungen. — Von Eliza Ichenhaeuser. Verlag von Franz Ebhardt & Co. Preis 2,60 Mk. — Die geschätzte Verfasserin hat hier den Versuch gemacht, nicht allein die Erwerbs-Möglichkeiten den erwerbsuchenden Frauen zu zeigen, sondern ihnen gleichzeitig die Wege zur Erreichung des Zieles, Unabhängigkeit und Selbständigkeit, zu ebnen. Vor allem wird betont, daß jeder Erwerbszweig eine fachliche Ausbildung bedingt, und daß die von den Eltern dem Mädchen bewilligte Lehrzeit zu karg bemessen, daher auch das angeeignete Wissen meist lückenhaft ist, wodurch das Mädchen stets im Nachtheil gegen den jungen Mann sich befindet, der eine gründliche Fach-Ausbildung erhält. Eine kurze Besprechung über jede der angeführten Berufsarten, — der Beamtin, Aerztin, Lehrerin, Pflegerin, Wirthschafterin, Malerin, Stenographin, Verkäuferin, Schneiderin 2c. 2c., — geht den Angaben über Dauer der Kurse, Honorar, Anstalten 2c. voraus und macht auch auf die Schattenseiten und Schwierigkeiten des betreffenden Berufes aufmerksam, um bei der Wahl Unsichere vor Enttäuschungen möglichst zu bewahren. Die Warnung, sich vor Oberflächlichkeit zu hüten, und die Mahnung, den einmal erwählten Beruf nun auch als Lebenszweck zu betrachten, nicht als eine Arbeit, die man beiseite schiebt, wenn man ihrer überdrüssig geworden ist, um eine andere zu suchen, diese Mahnung sollte nicht ungehört verhallen, denn sie weist auf den großen, oft begangenen Fehler hin, durch den die Freude an der Arbeit und der Erfolg unbedingt verloren gehen müssen. E. F.

Häusliche Kunst.

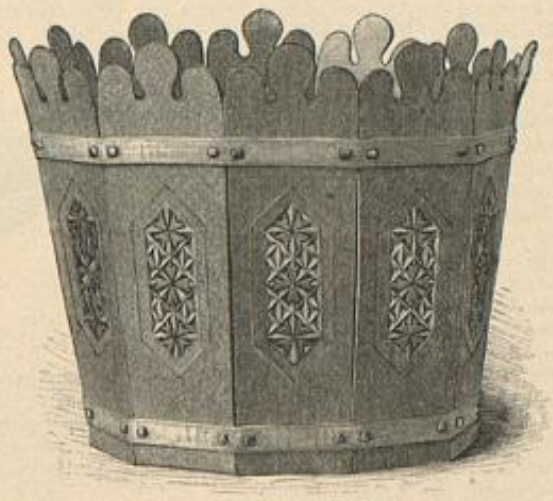
Wandschoner aus Linoleum mit Brandmalerei. — Um die Tapete hinter der Wickelkommode in meinem Kinderzimmer zu schonen, habe ich mir einen Wandschoner gearbeitet, der, wenn er unsauber geworden ist, einfach mit Seife und Wasser abgebürstet wird und sich daher viel praktischer erweist, als die Wandschoner aus Stoff, die man gewöhnlich anbringt. Ich kaufte in einer Tapetenhandlung ein Stück unbedruckten Linoleums in der Länge der Kommode; das Meter kostet 4 bis 6 Mk. und ist etwa 2 m breit. Auf dieses Stück Linoleum brannte ich Thiere, Spielsachen und dergl., malte sie zum Theil mit Oelfarbe aus und überstrich das Ganze mit französischem Firniß. Am besten eignen sich die einfachen Figuren à la Meggendorfer dazu. Martina.

Gemalte Eisdeckchen mit Stickerei. — Aeußerst schnell und mit wenig Mitteln sind diese kleinen Deckchen herzustellen. Auf glattes Leinen, Shirting oder dergl. zeichnet man mit Bleistift die Blumen vor (etwa 12 bis 16 cm im Durchmesser groß), malt sie mit Aquarell-Farben an und stickt mit Seide einige glänzende Effecte hinein. Alte Seidenreste lassen sich hierbei sehr gut verwerthen, da man auch kleine Stückchen und die verschiedensten Farben verwenden kann. Die Contouren der Blumen werden mit japanischem Gold, welches man mit dichten Stichen aufnäht, umzogen. Dann plättet man die Arbeit und schneidet sie nun erst aus. Man kann diese Blumen auch in größerem Format herstellen und sie an Stelle eines Tischläufers verwenden, was einen sehr hübschen Tafelschmuck giebt. Ein beflecktes Deckchen ist ja leicht durch ein neues zu ersetzen. Frau E. W.



Zwei gemalte Eisdeckchen mit Stickerei.

Blumentopf-Hülle aus Linoleum mit Kerbschnitt. — Aus kleinen Linoleum-Abfallstücken hergerichtet, ist die Topfhülle für ein Geringes zu beschaffen; dabei bietet sie Gelegenheit, die eigene Kunstfertigkeit im Schnitzen zu zeigen. Wie gut der Kerbschnitt auf Linoleum wirkt, wo die hellen Schnittflächen sich scharf von dem dunkleren Grund abheben, ist aus der Darstellung ersichtlich. Nach vollendeter Arbeit werden die einzelnen Theile durch zwei umgelegte, 2 cm breite Lederstreifen unter einander verbunden, indem man zunächst an dem Linoleum-Theile je vier Löcher vorsticht und, diesen entsprechend, in gleicher Entfernung Löcher in die Lederbänder schlägt; hierauf sind gelbe Heftnägel je durch beide Löcher zu stecken und die Spitzen auf der Rückseite umzuschlagen. Damit sich die Hülle bequem umlegen läßt, muß je das eine Ende der Lederstreifen über das andere greifen, woselbst es mit einem Stiftchen zu befestigen ist. Für die Vorlage, die auf die Größe eines jeden Topfes eingerichtet werden kann, waren 12 Theile erforderlich, deren jeder bei 34 cm Höhe oben 10 cm, unter $8\frac{1}{2}$ cm Breite



Blumentopf-Hülle aus Linoleum mit Kerbschnitt.

mißt. Die Bogen schneidet man nach Vorzeichnung mit einer Papierschere aus oder mit einem sehr scharfen Messer; in letzterem Falle ist eine harte Unterlage nothwendig. E. F.

Spiegel mit Bronzemalerei. — „A quelque chose toujours malheur est bon" mußte ich unwillkürlich denken, als ich die wohlgelungene Maskirung eines unheilbar scheinenden Schadens an einem Wandspiegel betrachtete. Ein pictätvoll gehütetes Stück aus Großmütterchens Hausrath hatte durch Unvorsichtigkeit einige Sprünge in der rechten oberen Ecke erhalten, die sich in dem schönen, starken Glase recht unangenehm bemerkbar machten. Was war zu thun? Verderben ließ sich da wohl unmöglich noch etwas, also — frisch gewagt! Rasch nahm ich die Bronzefarben vor und deckte damit vor allem die Sprünge recht pastös, dann wurden mit flotter Hand einige Ranken wilden Weines in herbstlich schattirten Tönen darüber gezaubert, deren Ausläufer sich hier und da bis über den glatten Mahagoni-Rahmen erstrecken, und siehe da, aus dem immerhin etwas altmodischen Hausrath ist plötzlich ein vollkommen modegerechter Decorations-Gegenstand geworden, der seinen Platz überall mit Ehren behaupten kann! Der matte Ton der Bronzefarben (Metallo-Lumina-Farben von Günther Wagner, Hannover) hebt sich in feinem Contraste von der blanken Spiegelfläche ab und wirkt, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, wie Metallauflage. Bei der Placirung des Spiegels muß insofern Rücksicht genommen werden, daß derselbe kein directes Licht empfängt, also etwa an der Pfeilerwand zwischen den Fenstern angebracht wird. — Auch theilweise trüben oder fleckig gewordenen Spiegeln ließe sich durch ähnliche Behandlung wohl zu „neuem Glanze" verhelfen, nur müßte das Motiv den jeweiligen Umständen entsprechend gewählt werden. Befindet sich der Defect beispielsweise in der unteren Hälfte, so würden Wasserrosen, Schilf, Iris u. dergl. eine passende Verzierung ergeben. Einzelne isolirt stehende Flecken lassen sich durch gaukelnde Falter oder Libellen geschickt verdecken. Die Reinigung der Spiegel kann ohne Schaden für die Malerei durch Wasser geschehen. Frau J. Kr.-F., Gr. Becskerek.

Fürs Haus.

Emaillirte Dampf-Kochtöpfe. — Den Hausfrauen, welche weder Gaskoch-Apparate noch sonstige moderne Kochvorrichtungen besitzen, möchte ich die dickwandigen emaillirten Dampf-Kochtöpfe der Firma Chr. Umbach, Bietigheim, empfehlen. Nach vieljährigem Gebrauch sind mir dieselben ganz unentbehrlich geworden. Die Ersparniß an Zeit und Feuerung ist so bedeutend, daß selbst der etwas hohe Preis in kurzer Zeit aufgewogen ist. Man richte sich bei Benutzung nur nach der beigegebenen genauen Anweisung, und kräftige Suppen, Gemüse und Fleischspeisen werden in kürzerer Zeit als bisher hergestellt sein. Das in zweiter Auflage erschienene Kochbuch: „Neueste gute Schnellküche für Gesunde und Kranke" von Frau v. Sz. (Verlag von Fr. Diez, Düsseldorf. Preis 5 Mk.) bringt viele Speisen, die sich im Dampf-Kochtopf herstellen lassen. Auch die Gerichte für den Bratofen werden den Beifall der Hausfrauen finden. Alte Hausfrau.

Flecke aus Marmor entferne ich auf eine sehr leichte Art, die selbst unsere vorzügliche „Sophia" noch nicht kennt: Mit einem kleinen weichen Leinenlappen, der mit Benzin angefeuchtet ist, werden die unsauberen Stellen Streifen für Streifen gerieben, und die hartnäckigsten, tiefsten Flecken verschwinden alsbald. Dasselbe läßt sich bei Marmortreppen, deren Politur es gar nicht angreift und auch bei den gemalten rauhen Stellen in Porzellan-Waschschalen und Kannen anwenden, die sonst nur mit Sand ganz sauber zu erhalten sind. A. Z.

Getränke zu kühlen. — Mancher sparsamen Hausfrau mag es angenehm sein, darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß in dem Schmelzwasser, welches fortwährend aus dem Eisschrank abtröpfelt, Getränke bei nicht zu heißem Wetter sich vollkommen genügend kühlen lassen. A. Z.

Frucht- oder Compot-Schale. — Zu dem beliebtesten weißen Porzellan gehören augenblicklich die beiden englischen Marken „Coalport" und „Royal Worcester", deren fast transparente

Feinheit sie in Verbindung mit dem englischen plated Silber für feine Tafelgeräthe besonders geeignet machen. Die gefällige Form des gerippten, tief ausgeschweiften Kohlblattes, welches sich einem Gestell aus starkem Silberdraht einfügt, findet für Frucht-, Compot-, Crême-Schalen und -Saucièren die zumeist bevorzugte Verwendung. Der seitwärts hochstrebende, graziöse Henkel des Gestelles trägt zugleich den blattförmigen silbernen Löffel. A. H.

J. H. in R. — Unechte Goldschnur und Goldstickerei lassen sich durch Bürsten mit Weingeist etwas auffrischen. A. H.

Küche.

Einhundertachtzig Haus-Conditorei-Recepte. — München, Seitz & Schauer (Pr. geh. 60 Pf., gebd. 1 Mk.) — Dies Werkchen zeichnet sich durch knappe, leicht faßliche Darstellung der durchweg äußerst zuverlässigen Recepte aus, ferner dadurch, daß sämmtliche Recepte mit geringem Kostenaufwand rasch und einfach auszuführen sind. Der billige Preis des Büchleins ermöglicht auch der einfachsten Hausfrau und Köchin die Anschaffung. F. W.

Hühner-Fricassée. — Zu diesem Fricassée nimmt man Hühner, Kalbsmilch, Champignons, Morcheln und Krebse. Die Hühner werden in Salzwasser mit etwas Wurzelwerk weich gekocht, die Kalbsmilch ebenso. Von Hecht oder anderem Fisch bereitet man eine feine Farce, formt davon Klöße und macht sie gar. Einige Krebse kocht man ab und bereitet die Schale zu Krebsbutter. Champignons und Morcheln giebt man, nachdem sie vorbereitet sind, ebenfalls zum Fricassée. Zur Sauce schwitzt man etwas Weizenmehl, verrührt dasselbe mit der Brühe von den Hühnern und mit Champignon-Wasser, schärft die Sauce nach Geschmack mit Citronensaft und Pfeffer ab und legirt sie zuletzt mit Eigelben. In diese heiße, fertig gemachte Sauce legt man sämmtliche Ingredienzien, richtet das Fricassée an, belegt die Schüssel dazu mit Fleurons und garnirt mit Krebsbutter. v. L.

Gebackene Maccaroni mit Tomaten. — Die in Salzwasser einige Mal überwallten Maccaroni werden, sobald sie gut abgelaufen sind, abwechselnd mit kleinen Butterflöckchen, feingewiegtem Schinken und entkernten, feinen Tomaten-Scheiben in eine mit Butter ausgestrichene und Panir-Mehl ausgestreute Mehlspeisen-Form geschichtet, bis zwei fingerbreit unter dem Rande. Nun gießt man Milch, welche mit ganzen Eiern klar gequirlt wurde, — auf $^1/_2$ l ungefähr 6 Eier, — vorsichtig darauf, streut Parmesan-Käse darüber und beträufelt diesen mit zerlassener Butter. Diese sehr schmackhafte Speise wird eine Stunde in mäßiger Ofenhitze gebacken und in der Form servirt. A. H.

Gefüllte Morcheln. — Große frische Morcheln werden gereinigt, von den Stielen befreit und wiederholt blanchirt; hierauf füllt man sie mit einer pikanten Farce von feingehacktem Kalbfleisch, zerlassener Butter, in Milch geweichtem Weißbrod, einigen Eidottern, gehackter Petersilie, Schalotten, Salz und Muscatnuß. Nun schwitzt man zwei Löffel Mehl in Butter, verkocht dies mit Weißwein, fügt einen Theelöffel von Liebig's Fleisch-Extract, sowie eine Zwiebel und Gewürz hinzu und schärft es zuletzt, nachdem die gefüllten Morcheln in dieser Sauce weich gedämpft sind, mit Citronensaft ab. Gefüllte Morcheln werden als selbständiges Gericht servirt oder zur Garnirung von Fricassées verwendet. A. H.

Kolatschen. — Man rühre 6 Deka (1 Deka = 10 g) Schmalz und 6 Deka frische Butter ab, dann kommen 4 ganze Eier und 4 Dotter, 5 Löffel Hefe und 2 del lauwarmer Sahne und soviel Mehl hinein, als man zu einem gewöhnlichen Hefenteige braucht. Dazu giebt man $6^1/_2$ Deka Zucker, auch etwas Muscatblüthe, 5 Deka Citronat, von einer halben Citrone die Schale und ein wenig Salz. Nachdem der Teig etwas abgeschlagen worden ist, die Kolatschen geformt und auf dem Brett aufgegangen sind, wird von 3 Eiern Schnee geschlagen, dieser auf die Kolatschen gestrichen, gestoßener Zucker darauf gestreut und eine Mandel oder eine große Rosine in die Mitte gegeben. Schließlich bestreicht man ein Blech mit Butter, setzt die Kolatschen darauf und bäckt sie in etwa $^1/_2$ Stunde gar. W. F.

Apfelspeise. — Zuthaten: 250 g Butter, $1^1/_2$ kg in kleine Würfel geschnittene Aepfel, 250 g Zucker, 12 Zwiebäcke, 12 Eier, Zimmt, 2 Citronen. — Die Aepfel werden in vorher geschmolzener Butter unter öfterem Rühren über gelindem Feuer mürbe gekocht, sie dürfen aber nicht zergehen. Wenn sie abgekühlt sind, vermischt man sie mit den feingestoßenen Zwiebäcken und dem Gelben der Eier. Das Weiße wird zu Schaum geschlagen und zuletzt daran gethan, mit dem Saft der beiden Citronen und deren geriebener Schale; auch ein wenig Zimmt kann nicht schaden. Das Ganze wird gut durchgerührt und in eine nicht zu niedrige Form gethan, die zuvor mit zerlassener Butter und gestoßenem Zwieback ausgestrichen wird. Die Speise muß im Bratofen ungefähr eine Stunde backen. J. D.

Frucht- oder Compot-Schale.

Gefüllter Zuchetti. — Diese kleine, zarte Kürbisart italienischer Abstammung eignet sich zu dem pikanten, außerordentlich schmackhaften Gericht besonders gut, doch kann man auch kleine Melonen- oder Spargelkürbisse dazu verwenden. Die ganzen Früchte werden 20 Minuten in Salzwasser gekocht, danach geschält, ausgehöhlt und mit einer feinen Farce gefüllt. Diese bereitet man aus 250 g magerem Schweinefleisch, ebensoviel Kalbfleisch und Speck, 125 g Sardellen, einigen in Butter gedünsteten Schalotten und Champignons, alles fein gewiegt, fügt 125 g abgebrannten Semmelbrei, 4 Eier, 2 Eßlöffel voll geriebenen Parmesan-Käse, Salz und 1 Glas Rheinwein hinzu, mischt alles gut durcheinander und streicht die Farce durch ein Sieb. Die hiermit gefüllten Zuchetti werden mit der offenen Seite nach oben in eine Casserole gelegt und in Butter gedünstet. Dann giebt man etwas Tomatenbrei und kräftige Fleischbrühe hinzu, schärft die Sauce mit Citronensaft, läßt die gefüllten Kürbisse darin vollends weich dämpfen und macht die Sauce mit etwas in Wasser klar gerührtem Kartoffelmehl seimig. A. H.

Wild-Sandwiches. — Zwischen zwei gebutterte englische Weißbrod-Schnittchen wird eine Mischung von feingewiegten Wildbraten- und Trüffelresten mit brauner Salmi-Sauce gestrichen. A. H.

Zimmereinrichtung.

Schreibtisch aus einer Kiste. — In meinem Fremdenstübchen, das eine liebe, schreiblustige Freundin für längere Zeit beherbergen sollte, fehlte der Schreibtisch. Zur übrigen Einrichtung passend, hätte es ein englisches Möbel sein müssen, das war mir aber zu theuer. Da kam ich auf den Gedanken, selbst ein Schreibtischchen im englischen Stil herzustellen. Eine Kiste von 85 cm Länge, 63 cm Breite und 43 cm Tiefe, die ich auf dem Boden fand, und die Beine von einem alten Küchenstuhl, der verschiedenen Reparatur-Versuchen gespottet hatte, boten mir das Material. Die vier 35 cm langen Stuhlbeine nagelte ich an die eine der 50 zu 63 cm großen Schmalseiten der glatt gehobelten Kiste, zerschnitt den Deckel in zwei Bretter, 43 zu 63 cm und 42 zu 63 cm groß, die ich an ihren Längsseiten mit zwei Charnieren verband. Alsdann befestigte ich, 42 cm unter der Oberkante der Kiste, das eine Brett als Boden des oberen Faches, während das in Charnieren hängende Brett die Schreibplatte und zugleich den Verschluß bildet; zwei an der Innenseite der Kiste und der Platte befestigte Messingkettchen halten dieselbe beim Oeffnen in der gewünschten Lage. Die Innenwände der Kiste klebte ich mit hübsch gemustertem Papier aus; die Schreibplatte, sowie die dahinter liegende Fläche überzog ich mit mausegrauem Fries. Auf einem außer Gebrauch gesetzten Bücherbrett fand ich sechs gedrehte Säulchen; zwei derselben, die ich auf den mit Fries überzogenen Boden schraubte, trugen den Deckel einer großen viereckigen Cigarrenkiste, während ich die vier übrigen oben auf der Kiste befestigte und darauf ein 15 zu 45 cm großes Brettchen nagelte. Das unter der Schreibplatte gelegene Fach theilte ich nochmals durch ein Brett in zwei Theile und schloß es mit einem buntfarbigen Seidenvorhang ab, der an Ringen über einen Draht läuft. Nachdem so das Ganze zusammengefügt und die Innen-Einrichtung hergestellt war, strich ich die Außenwände und die Säulchen mit hell graugrüner Oel-Farbe und schraubte an die Außenseite der Schreibplatte ein Löwenköpfchen mit einem Messingring zum Aufziehen, sowie einen Messingring zum Verschließen der Platte. Brief-Cartons, Schreibmappe, Feder und Tinte füllen das Innere, während Nippes und Bücher dem Schreibtischchen ein gefälliges Aeußeres verleihen. M. A.

Schreibtisch aus einer Kiste.

Gärtnerei.

Feinde der Blattläuse. — Nicht vielen Blumenfreundinnen dürfte es bekannt sein, daß die Natur uns einen eifrigen Mitkämpfer gegen die Blattläuse, diese lästigen Feinde unserer Zimmerpflanzen, in Gestalt des Marienkäferchens (auch Mondkälbchen genannt) gegeben hat. Dieses Thierchen stellt jenen lästigen Plagegeistern der Pflanzen mit großem Eifer nach. Räumen wir also den Marienkäferchen im Sommer das Jagdrecht auf unserm Blumentisch ein, so werden wir vielleicht ebensoviel Erfolg erzielen als durch Waschen der Pflanzen mit Seifenwasser, Tabaksaft 2c. A. B.

Gertrud Fr. — Falls es sich um die Zimmer-Kultur der Cacteen handelt, empfehle ich Ihnen: F. Thomas, „Kurze Anleitung zur Zimmer-Kultur der Cacteen". Preis 1 Mk. (Verlag von J. Neumann in Neudamm.) — Förster-Rümpler dürfte zu theuer sein (2. Aufl. 1886, 32 Mk., antiquarisch 16-20 Mk.). Sonst ist mir bekannt: „Haage's Cacteen-Kultur". 1892. 3 Mk. — Ferner aus Neumann's Verlag: „Cacteen-Kulturen im Hause und ihr Werth", Preis 70 Pf. — „Verzeichniß der gegenwärtig in den Kulturen befindlichen Cacteen", Preis 1 Mk. — Die „Gesammtbeschreibung der Cacteen" von Prof. Dr. K. Schumann, 10 Lieferungen à 1 Mk. (im Erscheinen begriffen). Auch die bekannteren Gartenbücher dürften manches Wissenswerthe enthalten, außer Hesdörffer auch Michel und Schlitzberger (Mk. 2.20), Rümpler, „Gartenbau-Lexikon" (23 Mk.), Schmidtlin und Jühlke, „Blumenzucht im Zimmer" (20 Mk.), Hansen, „Unsere Blumen im Zimmer" (2 Mk.), Fahldieck, „Blumenzucht im Zimmer" (1 Mk.), Große, „Handbuch für Blumengärtnerei" (35 Mk.), Allendorf, „Kulturpraxis der besten Kalt- und Warmhauspflanzen" (8 Mk.). Als Zeitung nenne ich: „Monatsschrift für Cacteen-Kunde", Band 6, 1897. Jährlich 8 Mk. Verlag von Neumann, Neudamm. K. Br.

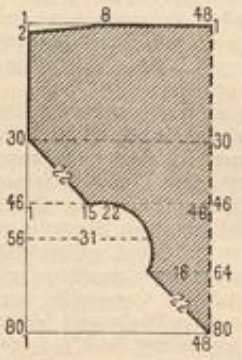
Frau B. in D. — Artischoken lassen sich bis in den Winter hinein nicht frisch erhalten. Die frischen Artischoken, welche man im Winter in den Delicateß-Geschäften kauft, werden aus Südfrankreich eingeführt. In luftigem Keller auf mäßig feuchten Sand gelegt, lassen sich die Artischoken zur Noth einige Wochen aufbewahren; frisch geschnittene Köpfe sind aber stets vorzuziehen. M. H.

Allgemeines.

Fünf Damen in Roemhild. — Wir schätzen den sittlichen Ernst Ihrer Zuschrift, die im übrigen nicht frei von Irrthümern sein dürfte. — Seien Sie praktisch! Suchen Sie zunächst denjenigen ausfindig zu machen, der 20,000 deutsche Stieglitze nach Paris zu liefern übernommen, sodann diejenigen, welche den Damen Ihrer Nachbarstädte Flügel von einheimischen Singvögeln und Schwalbenspieße verkaufen. Und sollten Sie noch nicht Mitglieder eines Vogelschutz-Vereins sein, so folgen Sie unserer dahin gehenden Aufforderung am Schlusse unserer Correspondenz in „Aus dem Leserkreise" der Nr. vom 15/4 97. Die Red.

Frau von R. — Wir haben die Gebirgsrucksäcke wiederholt, zuletzt in „Aus dem Leserkreise" vom 15/7 97, empfohlen. — Wenn Sie Ihrer Nichte als Hochzeitsgabe einen schönen, doch nicht zu theuern gemalten Fächer schenken wollen, empfehlen wir Ihnen, Sich dieserhalb an die bekannte Fächer-Malerin, Frau Professor de Ahna, geb. von Panwitz, Berlin W, Nettelbeckstr. 16 III, zu wenden. Die Red.

Zwei Schwestern. — Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen das gastliche Heim des Fräulein Tilli Schramm, Canalstr. 27 II, in München empfehlen. Diese „Familien-Pension" liegt im Mittelpunkt der Stadt, 5 Minuten von den beiden Hof-Theatern entfernt. Frl. Schramm ist eine äußerst liebenswürdige, sprachenkundige Dame (Englisch, Französisch, Italienisch und Griechisch), die aufs bereitwilligste Auskunft über alle Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze Münchens ertheilt, auch, wenn erwünscht, das Führeramt übernimmt. Die Pensions-Preise sind von 4 Mk. an, je nach Lage der Zimmer. P. R., Mainz.



Schnitt-Methode zum Windelhöschen.

Handarbeit.

Windelhöschen. — An Stelle des Nachtröckchens habe ich meine Kleinsten stets eine Art Windelhöschen tragen lassen, das ich selbst nach beistehendem Schnitt anfertigte. Wie ersichtlich, ist dasselbe auf Grundlage eines Windelhöschens, doch oben beträchtlich länger zugeschnitten. Gleich diesem wird es vorn durch Knopf und Knopfloch geschlossen, ist aber oben nicht mit Passe, sondern nur mit Zugsaum versehen, durch den ein Leinenband läuft. Die Weite läßt sich hierdurch leicht reguliren, das Höschen gleitet nicht leicht ab, auch sind Tücher und Unterlagen bequemer zu wechseln als beim Windelhöschen mit Bund. M. H.

Leinensäckchen zur Aufbewahrung von Vorräthen aller Art. — Hübsche Porzellan- und Blechdosen sind überall zum Aufbewahren von Kaffee, Zucker 2c. käuflich, doch scheut manche Hausfrau die Anschaffungskosten. Ich fertigte Vorrathssäckchen aus festem Rohleinen an und bestickte sie außen mit einer farbigen Aufschrift, welche den Inhalt des Säckchens angiebt. Ein mit der Farbe der Aufschrift übereinstimmendes Band wird an einer Seite befestigt und dient zum Zubinden des Säckchens. Zum Aufbewahren eines kg Erbsen ist ein Beutel erforderlich aus einem Stoffstreifen von etwa 60 cm Länge und 30 cm Breite. Dieser Streifen wird oben und unten mit einem Saume versehen, in der Mitte zusammengefaltet und an beiden Seiten durch französische Naht verbunden. Die Aufschrift wird vor dem Zusammennähen vorgeschrieben und in Stiel- oder Kettenstich ausgeführt, oder man stickt sie in Kreuzstich über Canevas-Auflagen. Hierfür darf natürlich nur waschechtes Garn verwendet werden; ebenso müssen die Bänder waschbar sein. Für Kerzen und Seife überzog ich größere Conserven-Büchsen mit einem Ueberzuge aus Rohleinen, der oberhalb der oberen Ränder zusammengebunden wird. Auch Staubzucker wird am besten in dieser Weise aufbewahrt; ebenso Kaffee und Feigen-Kaffee. G. W.

Tischtuch aus sechs Servietten. — In meinem Haushalte finden sich einzelne halbe und ganze Dutzende Servietten, die außer Gebrauch gestellt sind, weil man gegenwärtig einem kleineren Format den Vorzug giebt. Sechs passende Servietten bestickte ich erst einzeln mit schönem Kreuzstich-Eckmuster und nähte sie dann mit Ueberstichen an einander. Wenn das Tischtuch zum Gebrauch auf den Tisch gelegt wird, verdeckt man die Nähte mit 8 cm breiten, losen, ebenso bestickten Aida-Canevas-Streifen, die man an den Enden jedesmal mit einer Sicherheitsnadel befestigt, was vollständig genügt, um sie in der rechten Lage zu erhalten. Die Streifen können so für 2 bis 3 Tischtücher dienen, weil sie nicht so leicht unsauber werden, als das bestickte Tischtuch. J. B.

Bezugsquellen: Gebirgsrucksäcke: (siehe die Adr. in „Aus dem Leserkreise" vom 1/6 97) Adolf Hoffmann, Görlitz, Promenade 5. (Preis für Damen und Kinder 1,75 Mk., resp. 1,50 Mk., für Herren 4,80 Mk.). — Fruchtschale: E. Kayser, Berlin W, Leipzigerstr. 124.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: P. von Szczepański; für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 17, III. 1. September 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(10. Fortsetzung.)

Oli's Blick hing lächelnd an seinen gerötheten Zügen. Er gefiel ihr jedesmal in seiner Begeisterung. Dann aber drohte sie dem Gatten mit dem Finger. „Wenn Du gar so schwärmst, muß ich eifersüchtig werden! Treibe es nicht zu arg, sonst wünschte ich, Weiler wäre schon Hofarzt in Falkeneck.“ Damit neckte sie Heller seit kurzem gern, denn er war außer sich gerathen, als es hieß, der Freund sei für diese Stelle in Aussicht genommen.

„Du weißt: drei Professoren hatten die arme Prinzessin schon aufgegeben,“ erklärte Oli zu Sylvia gewendet. „In der Verzweiflung berief man noch Weiler, und der hat sie richtig herausgebracht.“

Sylvia erinnerte sich, davon gehört zu haben. Gina Seefeld hatte es erzählt. Und dann lenkte sie das Gespräch auf ein anderes Thema.

Doch es schien ihr heute bestimmt zu sein, auf Schritt und Tritt an den Jugendfreund erinnert zu werden.

Nach der Jause, die man in der nach Osten gelegenen Veranda eingenommen hatte, wurde Fritzchen, der endlich erwacht war, von dem Kindermädchen an den Tisch gebracht.

Der kleine Mann in dem blüthenweißen Tragkleidchen war von da ab die Hauptperson. Sylvia mußte ihn aufheben und staunen, wie schwer er war. Er ließ sich gutwillig auf den Arm der fremden Frau heben, deren Reifenarmband mit den baumelnden Anhängseln ihn lockte und an dem er mit den ungeschickten Fingerchen herumtappte. Im übrigen aber benahm er sich widerspenstig: er wollte weder „Mma . . . mma —“ sagen, noch zeigen, wie lieb er den Papa hatte, noch wie groß er war, noch war er zu bewegen, der Tante einen Begriff davon zu geben, wie die Kuh brüllte.

„Dummerl kleines!“ schalt Oli und gab ihm einen zärtlichen Klaps. „Das macht er sonst gerade so herzig: muh! muh! und bläst die Backen auf . . .“

Die beiden Frauen waren noch um das Kind beschäftigt, als Heller, sich über die Veranda-Brüstung neigend, in seiner munter burschikosen Weise ausrief:

„Hallo! Ferdinand!“

Der Angerufene, der eiligen Schrittes auf dem der Ostseite der Villa entlang führenden Fußsteig daherkam, hob den nachdenklich gesenkten Kopf und trat an das Gartengitter.

„Was giebt's?“ fragte er.

„So komm doch herein! Es ist auch eine alte Bekannte da, die sich gewiß freuen wird, Dich zu sehen. Nicht wahr, Frau Gräfin?“

Sylvia hatte die Wahrscheinlichkeit einer solchen Begegnung vor Augen, seit sie den Fuß nach Maltern gesetzt hatte, aber daß diese Begegnung heute schon und so plötzlich herbeigeführt wurde, traf sie wie ein unerwartetes Ereigniß. Sie fuhr zusammen, und es kostete sie einen Entschluß, den Kopf zu wenden.

Dann aber that sie es doch. „Ah, Doctor Weiler!“ sagte sie, verbindlich nickend. „Gewiß, es freut mich sehr! . . .“

Sie sah, daß Ferdinand eine Secunde lang an der Gartenpforte zögerte, und ihr stockte der Athem. Würde er sich weigern, einzutreten? Sie runzelte die Brauen, den befürchteten Affront zu pariren. Doch sie hatte sich umsonst gewappnet. Er schob den Riegel zurück und kam auf die Veranda zu.

Sie erwartete den Näherkommenden aufrecht an der Brüstung stehend, aber das Sonnenlicht flimmerte ihr vor den Augen, und sie sah ihn nur wie durch eine Wolke. Es war ihr, als dauerte es eine Ewigkeit, bis er endlich vor ihr stand und sie sich selber sagen hörte: „Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr Doctor!“

Weiler hatte sich stumm verbeugt. Als er sich aufrichtete, glitt sein Auge ruhig über das blaß gewordene Antlitz der jungen Frau.

„Etwas über fünf Jahre,“ rechnete er nach. „So lange bin ich hier, und kurz vorher hatte ich zum letzten Mal die Ehre . . . Doch nein,“ unterbrach er sich, „einmal sah ich Sie doch seither, Frau Gräfin, freilich nur im Fluge . . . ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit . . . aber ich glaube mich zu erinnern.“

Sylvia wußte nicht, was er meinen könne. War es in Wien, oder vielleicht als sie beim Begräbnisse ihres Vaters in Wildeck war? Möglich, aber sie erinnerte sich nicht . . . Sie ärgerte sich, weil ihre Stimme bei den letzten Worten zitterte. Weiler hatte in so ruhigem, natürlichem Tone gesprochen. Und er stand so unbefangen da, während sie sich dabei überraschte, ein Blatt zu mißhandeln, das sie, ohne es zu wissen, von den die Veranda umspinnenden Weinlaubranken abgerissen haben mußte.

Oli, die bisher von Fritzchen in Anspruch genommen war, dem es auf einmal einfiel, durchaus nicht zur „Nenni“ zu wollen, bot, endlich von dem kleinen Plagegeist befreit, dem Doctor eine Tasse Kaffee an.

„Es ist gerade noch ein „Lackerl“ da,“ meinte sie, in die Tasse blickend. — Sie nahm dabei einen so allerliebsten Hausmütterchenton an, daß Heller plötzlich das Bedürfniß fühlte, seine Lippen auf die Stelle hinter ihrem linken Ohre zu drücken, wo sie das pikante braune Wärzchen hatte. Sie drehte sich rasch um und schlug ihm sacht auf die Finger, wie immer, wenn er sie in Gesellschaft küßte. Aber ihre Augen lachten.

„Also darf ich einschenken?“ wiederholte sie nach diesem Intermezzo, zu Weiler gewendet.

Dieser dankte. Er hatte große Eile, denn er mußte heute noch ins Holzerthal und dann nach Schrattenbach. Ohne Platz genommen zu haben, empfahl er sich von den Damen. Heller begleitete ihn bis an die Pforte.

Er hatte den Fuß noch kaum auf die Veranda-Stufen gesetzt, als Sylvia sich auf dem Stuhle niederließ, der ihr zunächst stand. Sie winkte dem Kindermädchen und nahm Fritzchen auf den Schoß. Mit leise zitternden Fingern fuhr sie über die spärlichen, blonden Härchen und küßte den kleinen Schelm rückwärts auf den Hals, wo in der Vertiefung ein hellgoldiges Ringelchen lag.

Das gefiel ihm aber nicht, und er fing an zu schreien und zappelnd von ihr wegzuverlangen.

„So geh!“ sagte sie und reichte das ungeberdige Kind dem Mädchen. Es lag etwas so Beleidigtes in der Bewegung, daß das junge Ding sie erstaunt ansah. Dieser Blick brachte sie erst zur Besinnung.

Sie lachte gezwungen auf.

„Da hat man's! Ich mache Deinem Herrn Sohn die Cour, und er will nichts von mir wissen,“ sagte sie zu Oli.

XVII.

Der schöne Abend war zu einem Spaziergang so einladend, daß Oli den Vorschlag machte, Sylvia solle nicht gleich den Wagen besteigen, sondern den ersten Theil des Weges in ihrer Gesellschaft zu Fuße zurücklegen. Dem Kutscher wurde die Weisung ertheilt, bei dem an der Landstraße gelegenen Auwirthshause zu warten, wohin von der Villa aus in mäßigem Bogen ein Weg durch Wald und Wiesenland führte.

Heller hatte wichtige Briefe zu schreiben und entschuldigte sich, daß er die Damen nur eine kurze Strecke begleiten könne.

„Das ist uns gerade recht!“ rief seine Frau. „Wir hatten noch gar nicht Gelegenheit, über unsere Männer loszuziehen, und gerade darauf freuen wir uns am meisten, nicht wahr, Schatz?“

„Aber wie kommst Du zurück? Fürchtest Du Dich nicht allein?“ fragte Sylvia besorgt.

Die junge Frau lachte.

„Fürchten? Vor wem denn? Ich möchte den sehen, der mir' was thäte! Mich kennt ja hier jedes Kind!“

Damit schien sie Recht zu haben: aus allen Ecken liefen ihr die Knirpse entgegen und balgten sich um ihre Hand. Die Erwachsenen aber grüßten mit einer verständnißinnigen Zutraulichkeit, als wäre die junge Frau aller Busenfreundin.

Am Waldessaum verabschiedete sich Heller, und Oli schmiegte sich, Sylvia's Taille umschlingend, an deren Seite, wie sie es als Mädchen immer gethan hatte. So gingen sie langsam neben einander hin, denn der Weg führte etwas bergan. Die Tannen rauschten über ihren Köpfen, und dann und wann knisterte ein dürres Zweiglein unter ihren Tritten.

Plötzlich drückte Oli den Arm der Cousine fest an sich.

„Nun: was sagst Du?“ flüsterte sie.

Sylvia, die mit leerem Blick in die grünen Wipfel gestarrt hatte, schrak zusammen und sah verständnißlos in das fragend zu ihr emporgerichtete Gesicht. Doch nach einem Blick in die glücklichen Augen hatte sie der Frage Sinn begriffen. Lächelnd beeilte sie sich zu sagen, was von ihr verlangt wurde. Heller gefiel ihr sehr gut, wirklich sehr; Bubi war ein kleiner Engel, und sie, Sylvia, freute sich von Herzen, daß Oli so glücklich sei.

„Ja, von Herzen,“ wiederholte sie. Ihr war mit einem Male sehr weich zu Muthe.

„O!“ sagte Oli mit leuchtendem Blick. Nichts weiter. Erst nach einer kurzen Pause begann sie von neuem:

„Ich muß Dir doch erzählen, wie alles kam, willst Du? Ich weiß: alle haben sich gewundert, und es war ja auch seltsam . . . Aber Du glaubst gar nicht! . . Nein, ich will lieber vom Anfang beginnen . . .“

Sie ließ Sylvia's Arm los und ging an deren andere Seite, um der Cousine den minder holprigen Theil des Weges zu überlassen. Und dann begann sie zu erzählen, anfangs stockend und leise, dann immer lebhafter, mit gerötheten Wangen, wie schnell sie sich ihrer Empfindung bewußt geworden war, — „ich sage Dir, es war wie ein Blitzschlag“, — und wie heftig sie gelitten hatte. „Ich hätte so etwas nie für möglich gehalten, gerade ich! . . . Du lieber Himmel, mit wie vielen hatte ich nicht schon Unsinn getrieben! . . . Ich fragte mich manchmal verwundert: ‚Bist Du das wirklich? Bin das wirklich ich, die so leiden kann? So stürmisch, so bitter ungeduldig und dann wieder so trostlos still?‘ Manchmal fürchtete ich mich vor mir selbst, — ich war mir so fremd geworden . . .“

Oli brach ab, und als Sylvia sich nach ihr umwandte, sah sie in ein erglühendes Gesicht.

„Ich konnte sie nicht beisammen sehen, ohne die Hände zu ballen und die Zähne über einander zu beißen,“ flüsterte sie. „Im Ernst: ich hatte oft ganz verzweifelte Gedanken. Einmal aber . . . ich erinnere mich so gut: es war der erste schöne Tag nach vielen verregneten Wochen; das gewisse laue Lüftchen, das weiche, leise kam beim Fenster herein. Weißt Du noch? Als Kinder stellten wir uns vor, der Frühling sei ein unsichtbarer Riesen-Engel, der mit aufgeblähten Backen warm über unser Gesicht bläst. Wir schlossen manchmal die Augen und freuten uns über den Hauch. Damals aber machte mich alles traurig . . . Ich hatte in der Nacht wenig geschlafen und lag nach dem Lunch auf der Ottomane im Schlafzimmer. Der Kopf that mir weh, und die Glieder, und alles . . . o, ich fühlte mich elend, elend! Ich lag mit geschlossenen Augen, um glauben zu machen, daß ich schlafe, hörte aber ganz deutlich, wie Sisa aus dem Nebenzimmer abberufen wurde. Im ersten Augenblick freute ich mich, denn ich war am liebsten ganz allein, und besonders Sisa konnte ich so schwer um mich vertragen . . . Dann aber hörte ich, wie Poldi leise meldete, der Herr Bräutigam sei unten im Garten.“

Die Erzählerin hielt inne und sah geradeaus vor sich hin.

„Ich weiß nicht mehr recht, wie ich hinabkam, aber ich schlich auf einmal über das Berglein hinauf . . . hinter dem Teiche, weißt Du? . . . Ich schlich, das ist das Wort, so müde war ich, wie nach einer schweren Krankheit. Die Füße trugen mich kaum . . . Merkwürdig, wie deutlich mir noch alles ist! Der schwache grüne Schimmer über der frisch angesäeten ‚runden Wiese‘ und die rothen Büschel an den Astspitzen der Fichten! Der Blüthenstaub flog in der Luft herum und tanzte in der Sonne. . . Als ich zu dem kleinen Eisen-Pavillon kam, sah ich sie. Sie saßen auf der Bank unter den Erlen. ‚Jetzt stoße ich mir den Dolch in die Brust und zwinge mich, sie neben einander zu sehen . . . ich muß es, muß es ja endlich tragen lernen! dachte ich. . . Heute lache ich über die großen Worte, gerade wie Du, aber damals war es mir ganz natürlich: ich war immer so tragisch aufgelegt. Gott! überhaupt: war das eine dumme Zeit!“

Oli fuhr mit der Hand über die Augen und schüttelte den Kopf.

„Ja also: ich stand und spähte, und sie saßen auf der Erlenbank. Sisa las ihm vor. Du erinnerst Dich vielleicht: es war immer ihre Passion, die Menschen anzulesen, die sie gern hatte. Sie las also und las, den Kopf ein bißchen geneigt, wie es ihre Gewohnheit ist, und er hörte zu. Er saß hübsch gerade wie im Salon auf dem kleinen Canapee, wenn Papa und Mama dabei waren. Nicht um ein Haar anders! Nur ihre Fingerspitzen hielt er, doch das durfte er ja im Salon auch. Ich sehe ihn noch jetzt, wie er dort sitzt, wie ein sittiges Kind, der liebe, dumme Bub'!“

Sie bewegte den Kopf langsam hin und her und lächelte. „Ja, was ich sagen wollte: . . auf einmal, — ich sah's ganz deutlich, — hielt er die Hand vor den Mund und gähnte . . . ein paarmal gähnte er, recht herzhaft. Sisa merkte nichts davon und las weiter. Mich durchfuhr's . . ‚Jetzt nimmt er ihr das dumme Buch aus der Hand und küßt sie ordentlich ab‘, dachte ich. Ich wollte davon laufen, weit, weit weg! Aber ich rührte mich nicht und stand und schaute . . . Und auch sie blieben sitzen, ganz wie früher, und Sisa setzte ihre Lectüre noch ein Weilchen fort. Als sie fertig war, — es waren Gedichte, glaub' ich, — ergriff er ihre Hand und drückte einen galanten Kuß darauf. Dann standen sie auf: er bot ihr den Arm, und sie gingen Arm in Arm gegen das Schloß zu.“

Der Wald war zu Ende und der Wiesenweg breit genug, ein Nebeneinandergehen zu gestatten. Oli hängte sich an Sylvia's Arm und hob die dunkeln Augen nachdenklich zu deren Antlitz empor.

„Hab' ich wirklich kokettirt von dem Tag an, wie Gina und auch andere es mir zu verstehen gegeben haben? Ich weiß es selber nicht. Kokettiren, — es ist ein so häßliches Wort! Man meint doch damit: eine Flamme schüren, bloß zum Zeitvertreibe . . . Nein, das habe ich nicht gethan, nicht damals und nicht nachher . . glaub mir, nie! . . . Aber, — ja, das ist wahr, — ich hatte von der Stunde an nur mehr den einen Gedanken: ‚Ich muß ihn mir erobern‘.“

Oli hob das gesenkte Haupt und blickte in die Höhe.

„Nun, und dann?“ fragte Sylvia, als die junge Frau stumm blieb.

„Dann? Ich weiß kaum so recht . . . Dann kamen eine Menge Unannehmlichkeiten, wie Du Dir denken kannst. Aber was war das alles! Papa hat uns übrigens geholfen. Fritz sprach mit ihm, als wir einmal so weit waren, und der stand uns bei. Du weißt ja, ich war immer sein ‚Schmalzerl‘.“

Sylvia erwiderte nichts, und auch Oli blieb ein Weilchen stumm.

„Du mußt nicht glauben, daß ich keine Gewissensbisse hatte,“ begann sie endlich wieder leise. „Anfangs kam ich vor lauter Mitleid und Aufregung zu keiner Freude. Und Sisa war so engelsgut! Nicht bloß still ergeben, sondern wirklich sehr, sehr gut. Ich glaube, — Oli's Stimme wurde unsicher, und die Augen suchten schuldbewußt den Boden, — ich glaube, es ist ihr doch tiefer gegangen, als ich mir anfangs eingeredet hatte.“

„Ich höre ja jetzt von einem jungen Pastor, den sie in Bozen kennen lernte,“ sagte Sylvia nach einer Weile.

Oli lachte munter auf, dann aber zuckte sie ärgerlich die Achseln.

„Wer hat Dir das gesagt? Gewiß Gina, die über alles eine große Sauce machen muß! Nein, daran ist nichts: eine kleine Schwärmerei vielleicht . . . Du kennst ja Sisa! Aber im Vertrauen: es ist etwas im Zuge, — Cousin Lalo, der Attaché, weißt Du? Er ist jetzt auch in Gossensaß, und Papa schreibt, daß es ‚sich macht‘. Ich wäre so froh!“

Die jungen Frauen gingen eine Weile mit gesenkten Häuptern neben einander, jede in ihre eigenen Gedanken versunken. Plötzlich blieb Oli stehen. Es fiel ihr auf, daß die Cousine noch kein Wort der Zustimmung hatte fallen lassen.

„Glaub mir: ich konnte nicht anders!“ sagte sie laut. Mit einer ihrer raschen, energischen Bewegungen stieß sie die Spitze ihres Sonnenschirms vor sich in das weiche Moos. „Und ich bereue es nicht. Ich habe recht gethan.“ Sie schlug die Augen voll auf und heftete sie mit einem ihnen sonst fremden, ernsten Ausdruck auf der Freundin Gesicht. „Sag' selbst, wäre es nicht unnütz gewesen, wenn ich mich damals aufgegeben hätte aus Edelmuth? Es ist meine feste Ueberzeugung, daß es unnütz gewesen wäre und schade . . . Schau', wenn Sisa Lalo heirathet, wird sie gerade so zufrieden sein, wie sie's mit Fritz gewesen wäre, und heirathet sie ihn nicht, — nun, so wird es ein anderer! Ich bin nicht boshaft, wenn ich das sage, ich kenne ihre Natur. Ich aber . . . nein, kein Mensch hätte mich je dazu gebracht, kein Mensch! Ich wäre einsam geblieben und elend. Nein, ich habe recht gethan! — Gegen sein eigenes Gefühl sündigen, das darf man auch nicht, nein, das erst recht nicht! . . . Was hast Du?“ unterbrach sie sich erschrocken.

Sylvia war wie von einer Natter gestochen zusammengefahren. Sie ließ die Arme sinken und blieb regungslos, mit geneigtem Kopfe stehen.

„Was hast Du?“ wiederholte Oli. „Ist Dir nicht wohl?“

Sylvia's Augen glitten mit abwesendem Ausdruck über das besorgte Gesicht der andern.

„Mir? Mir ist nichts, . . . was sollte mir sein? Ich bin nur stehen geblieben, um ein wenig zu ruhen. Das rasche Gehen hat mich ermüdet . . . ich bin es nicht gewohnt.“

„Wir sind zu rasch gegangen?“ fragte Oli verwundert, denn sie war sich des Gegentheils bewußt. Forschend hingen ihre Blicke an dem wie von einem inneren Krampfe verzerrten, entfärbten Gesicht, aber als Sylvia's Augen sich mit den ihren kreuzten, war es die Jüngere, die zuerst den Blick senkte.

„Pardon! Ich komme immer ins Laufen, ohne es selbst zu bemerken," sagte sie langsam in unsicherem Tone. „Es ist eine meiner vielen schlechten Gewohnheiten: Fritz hat mir schon ein paarmal darüber die Leviten gelesen."

Von diesem Tage an sprach Oli vor der Cousine nicht mehr von ihrem häuslichen Glück, und sie drang auch nicht in Sylvia, daß diese von dem ihren erzähle. Was Sylvia freiwillig aus ihrem Leben zum besten gab, schien ihr vollkommen zu genügen; sie war nicht mehr der neugierig forschende Backfisch von ehedem. Das zeigte sich bei jeder Gelegenheit, wie überhaupt bei aller Munterkeit ein ausgeglichenes Selbstbewußtsein in ihrem ganzen Wesen lag. Sylvia kam sich neben der jüngeren Frau zuweilen unfertig, unsicher vor. Ihre Eigenliebe litt darunter, aber dennoch war sie noch am liebsten in Oli's Gesellschaft. An manchen Tagen zog es sie förmlich nach Wildeck.

Die Obersthofmeisterin machte über diese neue Passion, wie sie die häufigen Ausfahrten Sylvia's nannte, hie und da eine spöttische Bemerkung, aber im Grunde genügte es ihr, täglich während der Morgenstunden die Gesellschaft ihrer Schwiegertochter zu genießen, und ihre Klagen über Vernachlässigung waren ebensogut höfliche Redensarten wie die Entschuldigungen, unter denen Sylvia sich zu verabschieden pflegte.

Manchmal brachte diese den ganzen Tag in Wildeck zu, und dann theilte sie gewissenhaft zwischen Tante und Cousine. Die Doctorin besuchte sie nicht. „Wozu?" sagte sie, die durchsichtigen Nasenflügel aufblähend, zu Fräulein Holde, und diese gab ihr recht. Sie hatte ja die gute Toni gewiß sehr gern, aber nachzulaufen brauchte Sylvia ihr doch nicht. So wenig wie dem Doctor seine „Gemüthlosigkeit", hatte Fräulein Holde dessen Mutter die Gleichgültigkeit vergessen, mit welcher diese die Berichte von Sylvia's glücklichem Lose anzuhören pflegte. Das alte Fräulein war in diesem Punkte so empfindlich, als habe ihre Nichte den Korb damals nicht ausgetheilt, sondern erhalten. „Für das Feinere hatte Toni nie Verständniß," dachte sie pikirt.

Eines Tages saß Sylvia mit dem Ehepaare Heller im Vorgarten der Villa; der Tag war warm, man hatte gut gespeist und gab sich schweigend der angenehmen Siesta-Mattigkeit hin. — Mit einem Male senkte Sylvia den Sonnenschirm etwas tiefer über das Gesicht. Sie hatte wenige Schritte vor sich den Jugendfreund erblickt, und sie fühlte zu ihrem Aerger, daß sie die Farbe wechselte. Er war nicht allein. Ein anscheinend noch junges, kräftig gebautes Mädchen schritt an seiner rechten Seite.

„Ah! Fräulein Martha!" rief Oli, welche die sich Nähernden ebenfalls bemerkt hatte. Freundlich winkend erwiderte sie den Gruß der Fremden, von der sich Weiler am Gitterthore mit einem Händedruck verabschiedete.

„Warum haben Sie Fräulein Köller nicht überredet, mit hereinzukommen?" befragte sie den Doctor, als dieser näher kam.

„Sie konnte sich nicht aufhalten," erklärte Weiler. „Sie will noch nach Holzegg zu dem kleinen, lahmen Michel, von dem ich neulich erzählte. Der arme Junge ist so wißbegierig und kann nicht zur Schule. Daher ist es ihm ein Fest, wenn man ihm Bücher und Hefte bringt."

„Ein braves Mädel!" meinte Heller.

Der Doctor nickte. „Ja, ein tüchtiges Geschöpf!" Seine Augen folgten mit sichtlichem Wohlgefallen der Gestalt der kräftig Ausschreitenden. Erst als er sich umwandte, erblickte er Sylvia.

„Pardon, Gräfin! Ich bemerke eben jetzt Ihre Anwesenheit," sagte er mit einer entschuldigenden Verbeugung.

„Du bist auch ganz versteckt hinter Deinem Schirm," meinte Oli, deren Blicke, wenn Sylvia und der Doctor zusammenkamen, immer verstohlen von der einen zum andern huschten. „Nun, laß nur, wenn Dich die Sonne blendet! Sonst bekommst Du am Ende wieder Deine Kopfschmerzen."

„Ja, die Gräfin ist heute auffallend blaß," meinte Heller bedauernd. „Vielleicht sind wir zu früh ins Freie gegangen; es war noch heiß . . . Als junger Mensch litt ich auch viel an Kopfschmerzen," fügte er nach einer Pause hinzu, als niemand Miene machte, ein Gespräch in Gang zu bringen. „Ich weiß daher, was das heißt. Dagegen wißt Ihr auch gar nichts, Ihr Medizin-Männer!"

Weiler zuckte die Achseln.

„Das hängt ganz von der Natur der Kopfschmerzen ab," meinte er

„Nervös, lieber Doctor, nervös!" fiel Sylvia mit einem mißtönenden Auflachen ein. „Eine Stadtkrankheit! Ihre Bäuerinnen sind ja wohl nie nervös?"

Ferdinand betrachtete die Sprecherin mit ruhig prüfendem Auge, und sagte dann langsam:

„Ihre Nerven scheinen in der That überreizt zu sein, Frau Gräfin. Sie sollten etwas dafür thun. Doch, um auf Ihre Frage zurückzukommen, — ja, es giebt auch nervöse Bäuerinnen, sogar häufiger, als man meinen sollte!"

Die linke Hand Sylvia's, welche sich, während Weiler sprach, unaufhörlich mit dem die Taille zierenden Spitzen-Jabot zu schaffen gemacht hatte, zitterte, und auch die Lippen der jungen Frau wurden unruhig.

„Nun, und dagegen giebt es nichts?" fragte die Hausfrau, sich rasch vorneigend, wodurch Sylvia's Gesicht den Blicken der beiden Herren entzogen wurde. „Es muß doch ein Mittel geben! Wozu seid Ihr dann Aerzte, wenn Ihr nicht einmal Nervosität kuriren könnt?"

Weiler lächelte über Oli's neckenden Eifer. „Ein Glück für mich, daß Sie gute Nerven haben, gnädige Frau! Sie würden einem gehörig zu schaffen machen, das sehe ich!" Er drohte ihr mit dem Finger.

Als der Doctor sich empfohlen hatte, und auch Heller sich erhob, um den Freund ein Stück Weges zu begleiten, fragte Sylvia: „Wer war denn das vorhin? Ich meine diese Martha, oder wie Du sie nanntest."

„Fräulein Köller meinst Du? Du kennst sie noch nicht? Sie ist ja die hiesige Lehrerin, schon seit zwei Jahren. Ein liebes Mädel!"

„So? Die Lehrerin also? Nein: ich sah sie bisher nicht. Sie ist hübsch, nicht wahr?"

„Hübsch? Na: beauté do diablo! Mein Mann nennt sie nur das „Grenadier-Weiberl", weil sie so groß und eckig ist. Es ist ein Kreuz: nichts sitzt auf ihr, wie es sollte . . . Aber wir haben sie alle sehr gern: sie ist so brav und herzensgut. Auch recht musikalisch . . ."

Sylvia lächelte gezwungen.

„So?" meinte sie. „Also eine Acquisition zum Vierhändigspielen! Das ist ja recht angenehm für Dich."

Wenn Sylvia vom Schlosse den Weg zu Heller's nahm, mußte sie an dem Schulhaus vorbei, aus welchem zuweilen eintöniges Lachen oder fröhliches Singen herausklang. Die Fenster, die in das sacht ansteigende Seitengäßchen führten, standen gewöhnlich offen und gewährten, wenn man von der Höhe herabkam, einen Einblick in das Zimmer der Lehrerin. Als Sylvia zum ersten Male zufällig in den von Reinlichkeit blinkenden, aber sehr einfach ausgestatteten Raum einen Blick geworfen hatte, fühlte sie dasselbe leise Unbehagen in sich aufsteigen, das ihr als junges Mädchen den Anblick des Schulhauses immer unangenehm machte. Aufathmend wendete sie den Kopf ab, und als sie gleich darauf ihr Kleid schürzen mußte, um über eine Pfütze zu treten, rieselte es ihr bei dem Knistern des seidenen Unterrockes wohlig durch alle Glieder.

Das war kurz vor dem Tage, an dem sie Martha Köller zum ersten Male gesehen hatte. — Etwa eine Woche später stand die Lehrerin vor der Thür, als Sylvia vom Schlosse herabkam. Das junge Mädchen grüßte erröthend. Wie die meisten Wienerinnen hatte Martha eine stille Schwärmerei für schöne Frauen. Sie zeigte sich daher hoch erfreut, als die Gräfin näher trat und huldvoll grüßend fragte, ob es gestattet sei, die Schulräume zu besichtigen. „O gewiß!" rief sie bereitwillig, von der Thüre zurücktretend, um den seltenen Gast einzulassen.

Als die beiden Schulzimmer besichtigt waren, öffnete Martha die Thür ihres eigenen Zimmers.

„Da ist mein kleines Heim!" sagte sie mit einem schüchtern bittenden Blick.

Sylvia folgte der stummen Einladung und trat über die Schwelle. Sie zeigte sich überhaupt sehr gnädig. Sie nahm auf dem dunkeln Leder-Divan Platz, welcher der Lehrerin als Schlafstelle diente, und ließ sich von dem freundlichen Mädchen, das in seiner natürlichen Art ein gewandtes Benehmen zeigte, erzählen, wie die Tage einer Dorfschullehrerin zu verrinnen pflegten.

„Viel Abwechslung hat man wohl nicht," sagte Martha lächelnd, „aber vielleicht eben darum fliegt die Zeit so rasch. Außer den Schulstunden giebt's ja immer noch das und jenes zu thun. Ich kenne natürlich die Eltern aller „meiner" Kinder, komme aber kaum dazu, überall nachzusehen, wo ich's aus diesem oder jenem Grunde für klug halte, meine Nase hineinzustecken . . . Und an gebildetem Verkehr fehlt es ja auch nicht," fügte sie nach einer Pause, leicht erröthend, hinzu: „Heller's sind so lieb, und die Mutter unseres Doctors ist gar eine prächtige Frau! Wenn ich bei ihr bin, vergehen mir die Stunden wie im Fluge. Besonders im Winter, bei der Lampe, da ist's so gemüthlich . . ."

Die Sprecherin brach verwirrt ab, denn ihr war, als habe der vornehme Gast bei den letzten Worten in eigenthümlicher Weise die Lippen verzogen. Es sah fast aus wie Spott, und dabei war die Gräfin jäh erröthet. Martha suchte in ihrem Gedächtnisse, ob sie, ohne es zu wissen, etwas Lächerliches oder gar Unschickliches gesagt habe. Sie fand nichts, aber ihre Unbefangenheit war dahin.

Die Gräfin erhob sich auch bald mit der Bemerkung, daß es ihre Zeit leider nicht erlaube, den Besuch länger auszudehnen.

„So angenehm es sich auch plaudert," fügte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln hinzu.

Die Lehrerin begleitete ihren Gast bis vor die Thüre des Schulhauses und folgte der schlanken, vornehmen Gestalt mit dem Blicke, so lange sie sichtbar blieb. Das junge Mädchen hatte ein undeutliches Gefühl, der Gräfin durch irgend etwas mißfallen zu haben, und das war ihr leid.

Als Sylvia um die Ecke bog, fiel ihr Blick auf ein junges Weib, das, mit einem Kind auf dem Arme, an einen Zaun gelehnt, dastand. Oli, welche der Cousine, die sie im Schlosse wußte, entgegengekommen war, sprach mit dem Weibe, in dem die Gräfin Lisi, die einstige Dienstmagd der Doctorin, erkannte.

Die junge Frau zögerte einen Augenblick, dann trat sie zu den beiden.

„Ah, Sie sind es!" sagte Sylvia, nachdem sie Oli begrüßt hatte, mit einem gnädigen Nicken. „Sie sind also verheirathet?"

„Ja, schon eine uralte Frau!" antwortete Oli an Stelle des jungen Weibes. „Das ist ihr jüngerer Sohn . . . drei Monate älter als Fritzl . . . Ein fester Bub', nicht wahr?"

Sylvia streichelte dem Kinde die Wange und leerte den Inhalt ihrer Geldbörse in dessen Schürze.

„Wenn das nächste ein Mädchen ist, Lisi, so laß mich's wissen," sagte sie dabei. „Ich wünsche mir längst ein Pathenkind."

Sie zwang sich, in scherzhaft neckendem Tone zu sprechen, aber ihre Stimme klang gepreßt. Seit sie das Schulhaus verlassen hatte, würgte es sie im Halse.

Lisi küßte die Hand und flüsterte mit gesenkten Wimpern ein verschüchtertes: „Schön' Dank, Frau Gräfin!", ohne auf Sylvia's Anspielung weiter einzugehen.

„Der guten Lisi hat Deine Ansprache ja förmlich die Rede verschlagen," meinte Oli lächelnd, als sie mit Sylvia der Villa zuschritt. „Das ist sonst gerade nicht ihr Fehler. Der Wortschwall ist oft kaum aufzuhalten, wenn sie anfängt . . . Du bist ihr eben fremd geworden, das macht's."

Sylvia erwiderte nichts. Um ihre festgeschlossenen Lippen lag ein bitterer Zug.

XVIII.

Einige Wochen später schritt Sylvia an der Seite ihres Jugendfreundes durch den Wald. Es war gegen Ende September: ein grauer Tag. Ueber den Bergspitzen lasteten unbewegliche Wolkenmassen, und die Blätter klebten leblos an den Zweigen. Regen lag in der Luft.

Ein Zufall hatte die junge Frau mit dem Doctor zusammengeführt. Sie wurde von Heller's zum Abschieds-Diner und von Tante Sophie zur letzten Jause erwartet, denn morgen sollte von Maltern nach Wien übersiedelt werden. Mit einigen Reise-Anordnungen hatte sie sich vor der Abfahrt verspätet und daher dem Kutscher die Weisung ertheilt, den kürzeren Weg über die Serpentinen-Straße zu nehmen, die er der Steigung wegen sonst gern vermied. Die junge Frau bereute es auch heute, nicht lieber den Umweg in der Ebene gemacht zu haben, denn auf der Paßhöhe blies der Wind scharf, und trotz der mitgenommenen Hüllen und Decken fröstelte sie in dem offenen Wagen. Es kam sie die Lust an, auszusteigen und den wohlbekannten Abkürzungsweg zu Fuße zurückzulegen; an der Stelle, wo der Steig in die Straße ausmündete, sollte der Wagen sie erwarten. Sie hoffte, sich durch raschen Gang zu erwärmen, und das gelang ihr bald besser als ihr lieb war. Sie hatte schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als sie merkte, daß sie die Richtung verloren haben müsse. Offenbar hatte sie das rothe Holzkreuz übersehen, wo, wie sie wußte, der Weg sich gabelte. Aufs peinlichste überrascht eilte sie noch eine Strecke vorwärts, um möglicherweise einen Ausblick zu gewinnen und die Orientirung wiederzufinden.

Aber es gelang ihr nicht, und entmuthigt blieb sie stehen. Um das Holzkreuz zu erreichen, hätte sie die ganze steile Höhe wieder erklimmen müssen, von der sie herabgekommen war, und es fragte sich, ob es nicht besser war, auf gut Glück quer durch den Wald den Abstieg fortzusetzen. Hinab kam man jedenfalls. Sie war dazu schon halb entschlossen, als neue Bedenken in ihr auftauchten. Wer weiß, in welcher Richtung sie hinabgelangte? Vielleicht gerieth sie gar in den Stammergraben, ein schluchtartiges Thal, das mindestens vier Gehstunden abseits von Wildeck lag. Und Heller's erwarteten sie spätestens um ein Uhr!

Als sie noch unschlüssig um sich blickte, fand sie sich mit einem Male dem Doctor gegenüber. Die weiche Wiese zur Linken, über die er herabgekommen war, hatte seine Schritte gedämpft, sodaß sie die vor ihr auftauchende männliche Gestalt erst gewahrte, als Weiler dicht vor ihr stand, wie auch er ihrer erst in diesem Augenblicke ansichtig wurde, denn ein Gesträuch hatte sie bisher seinen Blicken entzogen. Er war sichtlich betroffen über die unerwartete Begegnung und fand nicht gleich ein Wort der Begrüßung; sie aber erschrak so heftig, daß sie laut aufschrie und für eine Secunde die Augen schloß. In dem Wettermantel aus grobem Loden erkannte sie ihn anfangs nicht, und ihr erster Gedanke war, ein Wegelagerer sei ihr in den Weg getreten. Es rieselte ihr kalt über den Rücken.

Erst sein höflich bedauerndes: „Pardon, Gräfin! Ich habe Sie erschreckt," klärte sie über ihren Irrthum auf, und sie athmete erleichtert.

„Sie werden mich für einen rechten Hasenfuß halten," sagte sie, dem Retter in der Noth die Hand zur Begrüßung entgegenstreckend. „Ich war schon aufgeregt durch das Bewußtsein, mich verirrt zu haben, darum dachte ich gleich an Mord und Totschlag."

Sie lachte ein wenig verlegen.

„Nein, in den Stammergraben wären Sie hier nicht gekommen," sagte Weiler, als sie ihm ihre Befürchtungen mitgetheilt hatte. „Auch ist der Umweg, den Sie gemacht haben, nicht allzu groß. In kaum mehr als einer halben Stunde können Sie bei Ihrem Wagen sein. Freilich dürften Sie den Abstieg hier rechts über die Wiese nicht scheuen, und das wird ziemlich beschwerlich sein. Der Boden ist sumpfig."

Er brach ab und warf einen zweifelnden Blick nach Sylvia's Schuhwerk.

„Schlimmer kann es kaum kommen als oben im Hohlweg," meinte Sylvia. „Sehen Sie nur, wie ich mich zugerichtet habe!"

Sie hob den Saum ihres Kleides etwas in die Höhe und zeigte die von den Wasserpfützen arg mitgenommenen Halbschuhe.

Sie war lebhafter als sonst. Ihr Gesicht war von der ungewohnten Anstrengung geröthet und ihre Augen glänzten. An den Schläfen hatte sich das gewellte Haar etwas gelockert, und der Hut war von der Stirne zurückgesunken. Aber das stand ihr reizend. Sie sah besonders jung aus heute, mädchenhaft frisch.

Der Doctor streifte die von schwarzen Seidenstrümpfen bedeckten, feingeformten Knöchel mit einem flüchtigen Blick.

„Das heißt: Sie wollen es über die Wiese wagen," sagte er mit einem halben Lächeln. „Es bleibt auch kaum etwas anderes übrig, Sie müßten denn vorziehen, bis zu dem Punkte aufzusteigen, von dem Sie ausgegangen sind."

„Oh!" rief die junge Frau mit komischem Entsetzen, und betrat ohne ein weiteres Wort die Wiese.

Weiler hatte nicht zu viel gesagt. Der Abstieg war wirklich mühsam. Sylvia glitt ein paarmal aus und mußte sich von dem Voranschreitenden über die ärgsten Stellen hinüberhelfen lassen. Er machte das sehr geschickt, und sie dankte, „tief beschämt über die eigene Unbeholfenheit", wie sie wiederholt versicherte.

„Es ist schon gar so lange her, seit ich zum letzten Mal so durch Dick und Dünn marschirt bin," entschuldigte sie sich.

Aber man sah, daß ihr die Sache zur Abwechslung wieder Spaß machte. Sie achtete nicht auf die Nässe und machte sich nichts aus den Schmutzflecken in dem weißen Lodenkleide. Ein paarmal blieb sie stehen und sog in vollen Zügen die feuchte, kühle Luft ein.

„Wie köstlich!" sagte sie. „Dieser Erdgeruch!"

Zu Ende des beschwerlichen Abstiegs erwartete sie eine freundliche Ueberraschung. Sie befand sich in einem Birkenwäldchen, das ein Lieblingsplatz ihrer Kinderjahre gewesen war. Sie erkannte es augenblicklich mit einem freudigen Ausruf.

„Das ist ja hier, nicht wahr, wo wir so gern Zigeunerlager spielten . . . und Farmer?" rief sie lebhaft, „O!"

Sie hielt den Schritt an und suchte, nach rechts und links spähend, hier den hohlen Stein, — dort die drei zusammengewachsenen Stämme. Und auch der Schutthaufen mit den vielen gelben Königskerzen mußte ja hier in der Nähe sein! Dieser Schutthaufen hatte den ungeheuren Berg vorgestellt, über den die Farmer hinübermußten, wenn sie in die Stadt kommen wollten. Fünf . . . acht . . . nein, hundert Tage dauerte der Marsch, wenn man von dort in den Urwald kommen wollte, wo die Farmer-Familie hauste . . . Das Birkenwäldchen war nämlich der Urwald.

Der Doctor half seiner ehemaligen Spielgefährtin nicht, die alten Plätze wiederzufinden. Er stand zur Seite, die Arme über der Brust gekreuzt, und wartete, bis sie fertig sein würde. Um seine Mundwinkel zuckte es ironisch.

Sylvia bemerkte nichts davon. Völlig in ihre Erinnerungen verloren, blickte sie träumend die schlanken Aeste entlang bis zu den Wipfeln empor. Sie suchte die hellgrüne Wölbung, die ihr immer so gut gefallen hatte, und das Spiel der Sonnenstäubchen dazwischen. Da aber fand sie sich enttäuscht. Grau lugte der Himmel durch die entlaubten Zweige, nur mehr einzelne gelbe, fleckige Blätter hingen an den Aesten.

„Wie todt der Wald jetzt ist," sagte sie traurig.

Er streifte sie mit einem kühlen Blick.

„Herbst," sagte er kurz. Es klang abweisend.

(Schluß folgt.)

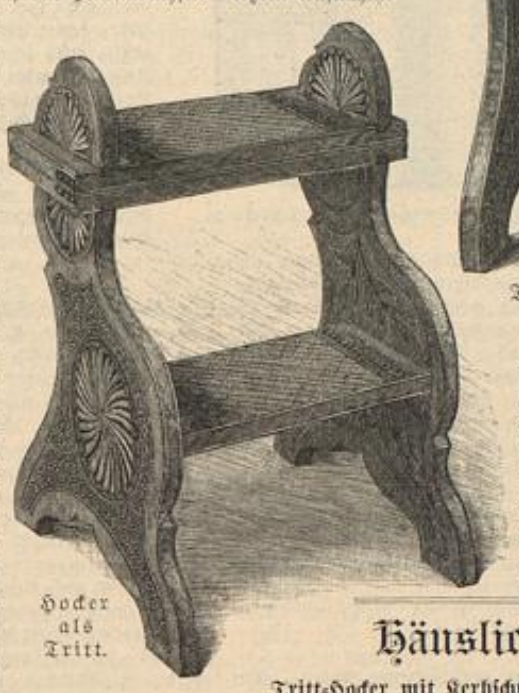
Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Unsere Kinder.

„Sie muß in die Pension!" — Die Tochter nämlich, die eben der Schule entwachsene Aelteste, die hold aufblühende Menschenknospe! — „Sie bedarf der richtigen Leitung, sie muß sich besser fügen lernen, sie soll den letzten Schliff bekommen, die Lücken in Wissen und Benehmen ausfüllen, — sie muß ein Pensions-Jahr durchmachen, wie es ihre Schulfreundinnen auch thun werden."

Ja, leider ist es Mode geworden, dies Pensions-Jahr für junge Mädchen, — wie vieles andere ein Auswuchs unserer heutigen Kultur-Verhältnisse, ein Fehler in der Erziehungsweise am Ende des Jahrhunderts. Es ist unnatürlich und in vielen Fällen gewiß unnöthig, wenn nicht geradezu verderblich, die Tochter just in der letzten Zeit ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung fremden Händen anzuvertrauen. Der systematische Schulzwang, das concentrirte, fortgesetzte Interesse fürs Lernen hat die Tochter bis jetzt dem Familien-Leben viel entzogen; nun folgt die Zeit, in der einzelne Lücken ausgefüllt, besondere Begabungen sorgfältiger als bisher gepflegt werden sollen. Wer könnte dieser wichtigen äußeren und inneren Metamorphose mit mehr Liebe und Verständniß folgen, als die Mutter, wer besser die letzte Erziehung leiten und überwachen, wer die Tochter für Welt und Menschen sorglicher heranbilden, als sie? Und wo könnte das junge, dem Leben mit dunkelm, unbewußtem Entzücken, mit ihr selbst unverständlichen Hoffnungen gegenüberstehende Wesen wohl besser geborgen sein, als bei den Eltern, an der Seite der treuen Mutter? Wo lernte die Tochter besser gute Formen, das Hineinwachsen in ihr verändertes Leben, als bei den Ihren? Natürlich darf die Mutter nicht unvernünftig in ihrer Liebe, nicht schwach und blind gegen die Fehler des Kindes, noch eitel auf die äußeren und inneren Vorzüge desselben sein. Sie muß ihr Glück und ihre heilige Pflicht darin finden, die Seele der Tochter sich entgegenwachsen zu lassen, ihr Vertrauen zu erringen, sie als Freundin und gewissermaßen als Gleichberechtigte zu behandeln. Sie muß ihrem Kinde zunächst kleinere, dann ernstere Pflichten im Haushalt oder gegen die Geschwister übertragen, durch die daraus erwachsende Verantwortlichkeit, durch Lob für gewissenhafte Erfüllung das Selbstbewußtsein des jungen Mädchens heben. Die Mutter darf ferner auch die ersten unschuldigen Regungen von Eitelkeit und Vergnügungsdrang nicht zu strenge unterdrücken, sie muß die Interessen der ersten Gefallsucht mit der Tochter theilen und sie aufs richtige Maß beschränken. — Ja, sehr viel Mühe und Arbeit macht eine heranwachsende Tochter der Mutter; diese muß leiten und lehren und selbst noch lernen mit ihrem Kinde, denn sie lernt dasselbe jetzt erst recht kennen durch das innige Zusammenleben. Aber der Lohn ist dann auch all der Mühe werth: es bildet sich bei einer solchen Erziehung das schönste, reinste und beglückendste Verhältniß zwischen Mutter und Kind.



Hocker als Tritt.

Wo, um die Mode mitzumachen, die Tochter ins Pensionat geschickt wird, da ist es meist, — das harte Wort muß heraus, — Bequemlichkeit von Seiten der Eltern; sie schieben die Verantwortung für das letzte, wichtige Erziehungsjahr von sich ab und glauben, in der Pension ihrem Kinde einen nützlichen und angenehmen Aufenthalt zu verschaffen. Und doch ist häufig gerade das Gegentheil der Fall. Das junge Wesen büßt in der Fremde oft seine ursprüngliche Liebenswürdigkeit, seinen Lebensfrohsinn ein, sei es durch den Zwang, fremden Menschen sich fügen zu müssen, sei es durch leichtfertige Auffassung des Lernjahres oder durch die Qualen des Heimwehs, die es heimlich durchkämpft, weil es darum verlacht wird. Es giebt auch Mädchen mit schwierigem Charakter, die, weil man sie im Institut nicht so kennt, wie sie sich zu Hause geben, dort falsch beurtheilt und demgemäß falsch behandelt werden. Wieder andere gewöhnen sich derart in das Anstaltsleben ein, daß sie, zurückgekehrt, kritisiren und vergleichen und auf eine etwaige Ermahnung oder Belehrung der Eltern gern erwidern: „Das kenne ich so nicht, — das ist mir so gezeigt oder gesagt, — in der Pension geschah das so." Vertrauen und Liebe der Pensions-Mutter oder einer Lehrerin gelten ihnen schließlich mehr als die der eigenen Mutter, wie z. B. ein junges Mädchen, als sie einen Heirathsantrag bekam, ihrer Mutter gegenüber den Wunsch äußerte, ihre „vielgeliebte Vorsteherin" um Rath fragen zu dürfen. Es muß doch bitter für die Eltern sein, so etwas zu hören, sich ihrem Kinde so entfremdet zu fühlen! Eine andere Klippe in dem Pensions-Leben ist die Auswahl der Freundinnen, des täglichen Umgangs. Ein unverdorbenes, kindliches Gemüth kann durch schlechte Wahl einer Freundin für immer geschädigt werden; und diese Gefahr ist in einer Anstalt, wo viele und so verschieden geartete Mädchen zusammenkommen, gar nicht zu vermeiden; sei der Wille der Vorsteherin noch so gut, ihre Fürsorge für ihre Zöglinge noch so rege, — dieselbe kann sich nicht gleich eingehend auf alle erstrecken.

Wie jedes Ding, so hat natürlich auch das vorstehend Behandelte seine zwei Seiten; es giebt Ausnahmen zu der oben besprochenen Erziehungsweise und Fälle, wo die Pensions-Frage ihre zwingende Berechtigung hat. Ein ganz einsames Leben auf dem Lande zum Beispiel, ein bisher zu einseitiger Unterricht, das Fehlen der Mutter oder einer anderen Leiterin der Erziehung, sowie die Erkenntniß der Eltern, die aus niederer Sphäre zu Vermögen oder Stellung gekommen sind, daß sie, infolge der eigenen unvollkommenen Bildung, ihre Töchter zur Erlernung der feineren Sitten anderer Leitung anvertrauen müssen, — alles dies sind triftige und zu billigende Gründe für ein Pensions-Jahr. Wiederum aber machen diese den Ausspruch nicht hinfällig, daß vor allem die Mutter dazu berufen ist, den Grundstein zu legen zum Glück der Tochter im äußern, wie im Gefühlsleben und für ihre gesellschaftliche Stellung, entweder für ihren künftigen Beruf als Gattin und Hausfrau, oder für das arbeitsvolle Leben des alleinstehenden Mädchens. Also, Ihr Eltern, wenn nicht zwingende Gründe vorliegen, sendet die Töchter nicht in die Pension, nicht ins Institut; vollendet ihre Erziehung daheim! M. W.

Kinder-Photographien. — Ein hübscher Brauch, der immer größere Ausbreitung findet, ist es, die Kinder alljährlich photographiren zu lassen und die Bilder zu sammeln. Früher konnte man sich den Luxus, die Nachkömmlinge in verschiedenen Lebensaltern malen zu lassen, nur in fürstlichen Häusern gestatten; die großen Fortschritte, welche die Photographie gemacht hat, erlauben es jetzt auch dem wohlhabenden Bürger, seine Sprößlinge Jahr für Jahr neu „aufnehmen" zu lassen. Anläßlich des russischen Kaiserbesuches in Paris brachten die französischen Blätter eine Reihenfolge von Abbildungen der jungen Czarin, die bekanntlich eine deutsche Prinzessin und eine Cousine des Kaisers Wilhelm ist, vom zartesten Kindesalter an bis zur letzten Aufnahme in der russischen National-Tracht und im Krönungs-Ornat. — In ähnlicher Weise legt man jetzt in vielen Familien für jedes Kind ein eigenes Album an, das außen den Namen desselben trägt und die Bilder des Kindes in allen Altersstufen enthält, von Mutterhänden sorgsam gesammelt und zusammengestellt. Agnes Thal.

Tritt-Hocker mit Kerbschnitt-Arbeit.

Häusliche Kunst.

Tritt-Hocker mit Kerbschnitt-Arbeit. — Seit langem benutzte ich einen Salon-Tritt, der neben dem Vorzug, mir stets als kleine Tritt-Leiter zur Hand zu sein, wenn ich etwas aus den oberen Fächern meines Bücherschrankes brauchte, eigentlich recht wenige Dienste leistete, während ein einfach aufzuklappender Küchenstuhl gleichzeitig einen festen Sitz bildet. Den Salon-Tritt nach diesem Vorbild zu verbessern gelang mir auf folgende Weise: Die obere Stufe ließ ich dadurch auf die doppelte Breite bringen, daß mittelst zweier Charniere ein gleich starkes Brett angefügt wurde, dessen untere Fläche mit zwei Stützen versehen ist; diese passen sich genau der geschweiften Form der Seitenwände an und bilden mit letzteren eine zusammengehörige Fläche, wenn die Sitzhälfte heruntergeklappt wird. An meinem 43 cm hohen Tritt-Hocker mißt die getheilte Platte 36 zu 40 cm; in 19 cm Entfernung vom Boden ist die erste Stufe (31 cm lang, 16 cm tief, 2 cm stark) angebracht. Platte und Wände sind ebenfalls 2 cm stark. Die Hauptverzierung in Kerbschnitt hat natürlich die Sitzfläche erhalten; dieselbe besteht aus einer 24 cm im Durchmesser betragenden Rosette, gebildet aus fünf Sternen und vier dazwischen sich einfügenden Palmetten; der Mittelstern hat 9 cm, die anderen je $6^1/_2$ cm Durchmesser. Zur Füllung der Ecken dient wiederum die Palmette; ein 4 cm breiter Zackenrand umschließt das Ganze. Der gleiche Rand verziert die Rückseite der beweglichen Sitzfläche und die andere Stufe, die beide noch mit einem Gitter aus Zierlinien gemustert sind; je drei solcher Quadrate messen 4 cm. Die Seitenwände schmücken unten 16 cm große Sterne, deren getheiltes Muster sich am oberen Theil, sowie an den Stützen des Sitzes wiederholt. E. F.

Holzbrand-Blase-Apparat für Fußbetrieb. — Es wird vielen, die sich mit Brandmalerei beschäftigen, angenehm sein, zu hören, daß sich bei einem Platin-Brenn-Apparat mit Handbetrieb leicht ein selbstgefertigter Fußbetrieb auf folgende Art anbringen läßt: Zwei Holzplättchen, je 10 cm breit und 20 cm lang, verbindet man an einer Schmalseite durch Charniere. Zwischen die so verbundenen Platten, d. h. auf das unterste Brettchen, legt man den zweiten Ball des Gebläses, — denn beim Treten dürfen die Brettchen den vordern Ball nicht berühren, — und befestigt ihn darauf vermittelst eines darüber gelegten und festgenagelten schmalen Lederstreifens oder Gummibandes. Auf der oberen Platte bringt man eine Lederspange an, um den Fuß hineinzuschieben, der dann mehr Festigkeit beim Treten hat und nicht abrutschen kann. Damit das Gebläse beim Treten nicht leidet, ist es rathsam, die innere Fläche der Brettchen zu polstern, indem man einige Lagen Watte darauflegt und diese mit Stoff überzieht, den Heftzwecken oder kleine Nägel befestigen. Dann verbindet man beide Brettchen an den Längsseiten noch durch ein oben 6 cm breites, unten spitz auslaufendes Stückchen Stoff. Da das Gebläse auf der Erde liegt, muß der Schlauch entsprechend verlängert werden. Man kaufe dafür 1 bis 1,10 m Gummischlauch, schiebe das eine Ende desselben so weit über den schon vorhandenen Schlauch, daß keine Luft mehr eindringt, und befestige das andere Ende wie sonst an der Röhre des Pfropfens. Nachdem der Apparat so zum Gebrauch vorbereitet ist, versuche man, gleichmäßig mit dem Fuße zu treten; man wird bald herausfinden, daß die Brennarbeit weit leichter von statten geht, wenn beide Hände bei der Arbeit zur Verfügung stehen. J. F.

Gepreßte Blätter und gebleichte Gräser für Decorations-Sträuße. — An Stelle der arg in Mißcredit gekommenen Makartsträuße bilden verschiedene Laubzweige einen reizvollen Zimmerschmuck. Herbstlich abgetönte rothe oder gelbe Blätter und Zweige von Eichen, Ahorn, Platanen, Buchen u. a. werden hierfür zunächst recht gleichmäßig gepreßt und dann von beiden Seiten mit französischem Firniß überpinselt. Ist dieser vollständig getrocknet, so zieht man die starken Adern der Blätter mit Goldbronze nach und überzieht die Blätter nochmals mit Firniß. — Grüne Blätter und Gräser glättet man, um die Farbe zu erhalten, mit einem nicht zu heißen Bügeleisen und preßt sie danach. Auf andere Weise erhält man Blüthen und Blättern ihre frische Farbe, wenn man sie vor dem Pressen einige Minuten in Spiritus legt. — Das Bleichen der Gräser geschieht auf folgendem Wege: die in kleinen Bündeln an der Sonne vollständig getrockneten Gräser werden auf dem Rasen ausgebreitet und mit einer Mischung von $^1/_2$ kg Bleichkalk, $^1/_4$ kg Schwefelsäure und $^3/_4$ kg Seifenlauge auf 25 kg Wasser wiederholt begossen und in der Sonne getrocknet. Danach hängt man die Gräser in Glasgefäße, die mit Wasserstoff-Superoxyd angefüllt sind. Nach dieser Behandlung nehmen alle Gräser eine schöne, gelbe Färbung an. — Krystallisirte Blätter und Zweige stellt man in folgender Weise her: Man vermischt schwefelsaure Magnesia oder essigsaures Natron mit Dextrin, bestreicht mittelst Pinsels mit der Lösung die getrockneten Blätter und Gräser möglichst dünn und läßt sie trocknen. Der perlmutterartige Glanz, den sie hiernach annehmen, ist äußerst wirkungsvoll. A. H.

Musikalisches.

Sigrid in Leoffund. — Sie haben die Wette verloren! Die Laute ist eines der ältesten Saiten-Instrumente, — wie es heißt, um das Jahr 270 n. Chr. von Manichäus, einem Perser, erfunden; durch die Mauren kam sie nach Europa und fand bis Ende des 18. Jahrhunderts auch im Orchester Verwendung. Die Laute aber ist nicht, wie Sie meinen, mit 4, sondern mit 24, z. Th. übersponnenen Darmsaiten bezogen, auch ist der Resonanz-Körper aus Ahornholz tief gewölbt; der sehr lange Hals ist von den Wirbeln an zurückgebogen. Sie verwechseln das Instrument jedenfalls mit der Mandoline (mandola oder mandora), deren es in Italien zwei Arten giebt. Die beliebteste, die Neapolitanische Mandoline, ist mit vier, die Mailändische mit sechs, auch acht Metallsaiten bezogen. Beim Spielen der Laute greift die linke Hand die Töne auf dem mit Bändern versehenen Griffbrett, während die rechte pizzicato spielt, d. h. reißt. Die Mandoline dagegen wird mit einem plectrum, Hornring oder Federkiel, und einem Finger der im Gelenk schnell sich hin und her bewegenden rechten Hand gespielt, — gerissen, — wodurch der Ton vibrirt. Ein Virtuos auf der Mandoline war Bimercati, der das Instrument auch in Deutschland einführte. Ob Sie nach zwölf Unterrichtsstunden genügend gefördert sein würden, um sich selbst danach weiter bilden zu können, ist fraglich, aber weshalb eine junge Dame nicht Mandoline spielen sollte, ist uns unverständlich, spielen doch Damen sogar das Banjo, ein viel weniger „elegantes" Instrument! Man sagt, die Königin von Italien sei eine Meisterin auf der Mandoline, — vielleicht beruhigt diese Mittheilung die aufgeregten Gemüther Ihrer Kränzchen-Mitglieder! Die Red.

Fürs Haus.

Behälter für Senf, Pfeffer und Salz. — Die älteren Modellen der Keramik nachgebildeten, kleinen Gefäße aus englischem Dalton-Steingut erfreuen sich augenblicklich einer großen Beliebtheit und tragen viel zum Schmuck der Tafel bei. Gleich den mit unserer Abbildung wiedergegebenen kleinen Behältern, für Senf 7 cm hoch, für Pfeffer 8 cm hoch und für Salz 4 cm hoch, zeigen alle Gefäße aus Dalton-Masse gleichmäßig eine oberhalb braun, nach unten hin gelb abschattirte Tönung, die von kleinen weißen Reliefs unterbrochen wird. Vorherrschend sind die Kannen-, Krug- und Topfformen sowohl für die kleineren Gefäße, als für größere, zu Fruchtsaft ꝛc. bestimmte. A. H.

Behälter für Senf, Pfeffer und Salz.

Frau Assessor v. Gr. — Tintenflecke aus dem grünen Filzbelag eines Schreibtisches entfernt man mittelst warmer Milch; man tropft dieselbe direct auf den Fleck, tupft sie mit einem Schwamme auf und wiederholt dies so oft, bis die Flecke verschwunden sind. Hartnäckige Tintenflecke reibt man mit Benzin ab und wäscht mit klarem Wasser nach, was sich auch für das Abreiben mit Milch empfiehlt. — Tintenflecke aus eichenen Tischplatten lassen sich gewöhnlich durch Abwaschen mit erwärmtem Bier entfernen, doch müssen die stumpf gewordenen Stellen danach mit einem geölten Wollentuch blank gerieben oder gewachst werden. A. H.

Frau B. R. in L. — Formalin, in 1 bis 2-prozentiger Lösung mit einem Zerstäubungs-Apparat auf die Bücher in

rothem Leinenband gebracht, desinficirt dieselben ohne jeglichen Nachtheil für Papier oder Farbe. A. H.

Küche.

Eier 6 bis 8 Monate lang frisch zu erhalten. — Die Eier werden, nachdem sie aus den Nestern genommen, gewaschen und gereinigt, wenn nöthig mit Hülfe von etwas Essig. Nun löst man einen flachen Theelöffel voll übermangansaures Kali in 2 l Wasser auf und legt die Eier in diese Flüssigkeit. Nach einer Stunde nehme man sie heraus und trockne sie gut ab. Durch dieses Verfahren wird jeder Fäulnißstoff, der etwa den Eierschalen noch anhaftet, entfernt.

Der besseren Controle wegen versehe man die Eier mit dem Datum des Tages, an welchem sie gelegt wurden, und wickle jedes Ei in Seidenpapier ein. Sodann nehme man ein passendes Kistchen, dessen Seitenwände mit etwa 12 Löchern von 1 cm Durchmesser versehen werden müssen, und fülle den Boden mit Holzasche und Torfstreu aus. Auf diese Schicht lege man die Eier, mit dem stumpfen Ende nach unten, eins neben das andere, doch so, daß sie sich nicht berühren; hierauf kommt wieder eine Schicht Holzasche und Torfstreu und so fort, bis alle Eier verpackt sind. Obenauf wird abermals eine solche Schicht gestreut und das Kistchen zugenagelt an einen trockenen Ort gestellt. Dasselbe muß jedoch von 10 zu 10 Tagen umgekehrt werden, sodaß abwechselnd der Boden und dann der Deckel nach oben kommt. Hierdurch wird verhindert, daß sich das Eidotter senkt und an der Schale festsetzt. Die Löcher in den Seitenwänden lassen genügend Luft hinein, die durch die lockere Torfschicht zieht und ein Dumpfigwerden der Eier verhindert.

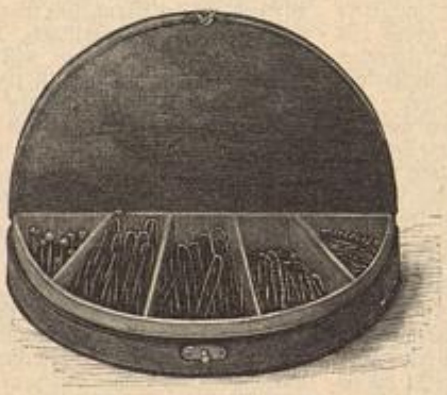
Von der alten Methode des Einlegens der Eier in Kalkwasser oder in Häcksel kommt man mehr und mehr ab, da derartig behandelte Eier stets einen Geschmack nach Kalk, resp. nach Häcksel haben und deshalb zu vielen Speisen nicht zu verwenden sind. E. E., Wannsee.

Tomatensuppe. — Etwas Suppengrün wird in Butter gedünstet, dann giebt man frische Tomaten hinzu oder statt dessen Tomatenmus. Letzteres braucht nur eine Minute zu dünsten. Inzwischen hat man hellgelbe Schmelze bereitet; diese giebt man zu den Tomaten, ebenso etwas heißes Wasser, eine Prise Salz und, was ganz unbedingt nothwendig, einen Kaffeelöffel voll Zucker, auch einige Löffel sauern Rahm, doch kann letzterer fehlen. Ueber vorher weich gekochten Reis oder ebensolche Nudeln passirt man die sehr gute Tomatensuppe, die vorher etwas seimig gemacht werden muß. M. S.

Tomaten-Sauce zu Cotelettes, Rostbraten ꝛc. — Zu $^1/_2$ l kräftiger Fleischbrühe, die mit 2 Schalotten, weißen Pfefferkörnern, 1 Gewürznelke, 1 Muscatblüthe eine halbe Stunde gekocht worden ist, fügt man das Gelée von ungefähr 6 Tomaten hinzu, streicht die Sauce durch ein Sieb und kocht sie nochmals auf. A. H.

Amerikanische Tomaten-Sauce (2 bis 3 Jahre lang aufzubewahren). — 1 l Tomaten-Gelée kocht man mit $^1/_4$ l echtem Cayenne-Essig, etwas Salz, 10 g Schalotten und 10 g Knoblauch so lange, bis die Schalotten ganz weich sind; dann streicht man die Masse durch ein Sieb, gießt $^1/_4$ l englische Soya- und $^1/_4$ l englische Anchovis-Sauce hinzu und läßt sie nochmals 20 Minuten lang kochen. Nun füllt man die Sauce heiß in ausgeschwefelte, weithalsige Flaschen, die gut verkorkt und darüber noch mit Blase oder Schellack verschlossen werden. (Will man frische Früchte zu diesen beiden Saucen verwenden, so kocht man sie zu Brei, in gleicher Weise wie das Tomaten-Gelée in Blechbüchsen.) A. H.

Tomaten-Gelée in Blechbüchsen. — Die Tomaten werden gewaschen, von den Stielen befreit, in Stücke geschnitten und unter fortwährendem Rühren zu einem dicken Brei eingekocht. Nachdem dieser durch ein Sieb gestrichen, füllt man ihn in Blechbüchsen, läßt diese verlöthen und kocht sie $^1/_2$ Stunde im bain-marie. Dieses Gelée kann man in Ermangelung von frischen Tomaten zu Saucen, Suppen ꝛc. verwenden. A. H.



Etui aus Leder für Nadeln verschiedener Art.

Weintrauben-Torte (vorzüglich). — Man macht einen Mürbeteig von 200 g Butter, 250 g Mehl, 3 Eßlöffeln Zucker und etwas Wasser, nimmt aber kein Ei zu diesem Teig. Hiermit belegt man die Tortenform und dressirt einen ziemlich hohen Rand. Schöne Beeren von Muskateller-Trauben, — in Ermangelung solcher nimmt man weiße, — entkernt man mit einem Federkiel und belegt den Kuchen damit; man rechnet $^3/_4$ bis 1 kg Beeren dazu. Hierauf läßt man den Kuchen bei tüchtiger Hitze $^3/_4$ Stunden backen und füllt folgenden Guß darüber: 150 g mit der braunen Schale feingestoßene Mandeln, die abgeriebene Schale einer kleinen Citrone, 250 g gestoßenen Zucker, vier Eidotter und den beim Entkernen der Beeren ausgelaufenen Saft verrührt man mit einander und mischt zuletzt den steifen Eierschnee unter die Masse. Vor dem Auffüllen streut man etwas Zucker über die Beeren, vertheilt den Guß auf dem Kuchen gleichmäßig und läßt ihn noch eine halbe Stunde backen. Zum Verzieren der Torte nimmt man eine volle, schöne Traube, schwenkt sie behutsam in klar gekochtem Zucker um, garnirt sie dick mit feingestoßenem Zucker und legt sie, wenn sie angetrocknet ist, in die Mitte der Torte. Ph. Fr.

Preißelbeeren mit Aepfeln oder Birnen, auch Carotten einzumachen. — Auf je $^1/_2$ kg Preißelbeeren rechnet man 200 g gute, weinsäuerliche Aepfel und 200 g Stückenzucker. Der Zucker wird mit wenig Wasser zum Sieden gebracht, die geschälten und in feine Streifen geschnittenen Aepfel werden hinzugethan und ziemlich weich gekocht. Danach giebt man die verlesenen, gewaschenen und gut abgetropften Preißelbeeren hinein, schwenkt sie mit den Aepfeln durch und läßt sie einige Male langsam aufkochen, bis die Beeren weich, aber noch voll sind. Noch heiß gießt man die Masse in erwärmte Steintöpfe, bestreut sie nach dem Erkalten mit etwas Salicylpulver und bewahrt sie an einem kühlen Ort auf. — In gleicher Weise macht man Preißelbeeren mit Birnen, am besten Bergamotten, Muskateller oder Beurré blanc, und sogar mit Carotten ein. Die letztere, noch wenig bekannte Art schmeckt nicht nur vorzüglich, sondern läßt das Eingemachte auch bedeutend wohlfeiler herstellen, da die an und für sich sehr süßen Carotten, welche hierzu fast breiartig gekocht werden, viel Zucker ersparen und trotzdem nach dem Erkalten schön zu Gelée erstarren. A. H.

Kürbis wie Senfgurken einzumachen. — Der große, sogenannte Türkenbund-Kürbis wird in beliebig große Streifen geschnitten und scharf eingesalzen. Am nächsten Tage kocht man nicht zu scharfen Wein-Essig mit Perlzwiebeln auf, läßt den Kürbis darin leicht überwallen und legt ihn zum Abtropfen auf ein Sieb. Erkaltet packt man ihn schichtweise mit würflig geschnittenem Meerrettig, Dill, Estragon, Senf- und Pfefferkörnern, einigen Nelken und Lorbeerblättern in Steintöpfe, gießt den Essig kalt darauf und bindet den Topf fest zu. Das Aufkochen des Essigs wiederholt man nach einigen Tagen. A. H.

Thierwelt.

Hühnerstall. — Derselbe soll alle acht Tage ausgewaschen werden, und zwar mit verdünntem Kalkwasser, dem auf je einen Waschnapf voll einige Tropfen Lisol zugesetzt wurden. Auch die Nester sind zu reinigen. v. L.

Behälter für Schirme, Stöcke ꝛc.

Frl. Elfr. Schr., Breslau. — Als stumpfsinniger und träger Hund neigt der Mops von Natur sehr zur Fettleibigkeit. Kann schon ein ebenmäßig gebauter Mops keineswegs schön genannt werden, so ist ein fettes Exemplar der Gattung geradezu abschreckend häßlich. Der Hund muß in erster Linie viel Bewegung erhalten und darf nur einmal täglich gefüttert werden, dann muß aber die Fütterung reichlich sein. Als Hauptfutter haben Sprott's Hundekuchen zu gelten, die 12 Stunden in Wasser aufgeweicht und dann mäßig ausgedrückt werden, mit denen sich ein verwöhnter Mops aber nur schwer befreunden wird. Zur Abwechslung geben Sie ein um den andern Tag etwas mageres Suppenfleisch; Kartoffeln, Sauce und Küchenabfälle dürfen dem Hunde nicht gegeben werden. Zum Trinken bieten Sie ausschließlich reines Wasser. M. H.

Allgemeines.

Etui aus Leder für Nadeln verschiedener Art. — Seit kurzem bereicherte ich meinen Toiletten-Tisch mit einem äußerst praktischen Behälter für Frisir- und allerlei andere Nadeln, den ich in der Lederwaren-Handlung von Hoffmann in Karlsbad i/B., gegenüber der evangelischen Kirche, kaufte. Das außen schwarze, innen mit rothem Plüsch gefütterte Lederkästchen ist halbmondförmig, 16 cm lang und $3^1/_2$ cm hoch, innen mit fünftheiligem Einsatz. Den Verschluß bewerkstelligt ein Hakenknebel. A. S.

Schatzkästlein aus Glas. — Alle jungen Mädchen sammeln gerne Nippes und Bibelots. Diese Eigenschaft kann meines Erachtens zur Untugend ausarten, sobald eine junge Dame mit ihren hunderterlei Sächelchen Tische, Wände, und Etagèren überfüllt und hierdurch den ruhigen Gesammteindruck und die Behaglichkeit eines Zimmers beeinträchtigt, — von der durch offen herumstehende Nippes hervorgerufenen täglichen Arbeitsvermehrung gar nicht zu sprechen. Ich möchte daher den Müttern angelegentlichst empfehlen, ihre Töchter mit einem Raritäten-Kästlein, Erinnerungsschrein, oder wie man es bezeichnen will, — glücklich zu machen, hinter dessen blanken Glasscheiben all die feinen Siebensächelchen gut aufgehoben sind, die in der Spielecke ein frühzeitiges Ende finden würden oder durch Verstauben und Verblassen an der Luft viel von ihrem Reiz einbüßen müßten. Ich selbst bin seit meinem vierten Lebensjahre im Besitz eines vergoldeten Rococo-Schränkchens, dessen Glaswände vorn und an der Seite vollen Einblick auf den Inhalt gestatten. Dieser Inhalt ist im Laufe der Jahre eine werthvolle Ergänzung meiner Jugend-Tagebücher geworden, ihm verdanke ich die Erhaltung so vieler glücklicher und wehmüthiger Erinnerungen! Das oberste Fach enthält größtentheils kleine Schätze aus der ersten Kinderzeit: Schweizerhäuschen und feingeschnitzte Thiere, die man mir von Reisen mitgebracht hatte, possirliche japanische Figürchen, ja sogar mein ausgestopfter Kanarienvogel, der ehemalige Liebling der Kinderstube, fand hier, neben einer allerliebsten Nymphenburger Porzellàn-Tasse, sein letztes Ruheplätzchen. In bunter Reihe folgen nun, wie die Zeit es gefügt, Andenken an die Schulzeit, Reisefunde, Vasen, Schächtelchen, Statuetten, Fächer, Cotillon-Erinnerungen, Photographien und Liebeszeichen aus längst verwehter Freundschaft. Obwohl die Gesellschaft so gemischt, ist doch ihre Gesammtwirkung hinter Glas und gefälligem Rahmen überraschend hübsch. Das Schatzkästchen mit seinem vielseitigen Inhalt bildet jetzt den Inbegriff aller Herrlichkeiten für meine Kinder, aber auch die Erwachsenen haben ihre Freude daran, ja mancher schüchterne Erstlingsbesuch hat zu seiner größten Erleichterung willkommenen Gesprächsstoff daraus geschöpft. Ob man nun solch ein Kästchen im Renaissance- oder Rococo-Geschmack oder modern ausführen läßt, — immer möge man beachten, daß dasselbe nicht zu klein ausfalle, und daß jeder Gegenstand sich weit hübscher von einem feingetönten Plüsch- oder Damast-Hintergrund abhebt, als von braun gebeizter Holzrückwand. Mein Rococo-Schränkchen hat einen mattvergoldeten, gekerbten Hintergrund; die Zwischenfächer werden durch geschliffene starke Glasplatten gebildet. Frau Dr. M.

Moos grün zu erhalten. — Um zu verhüten, daß das in Wäldern gesammelte Moos seine Farbe verliert und gelb wird, wäscht man dasselbe in klarem Wasser ab, zieht es durch ein Wasser, in dem man eine starke Dosis Waschblau auflöste und trocknet es dann im Schatten. So behandelt, bewahrt das Moos für immer eine schöne grüne Farbe. M. M.

Frau v. F. und Mary. — Damen höherer Stände, In- und Ausländerinnen, welche sich für Unterrichtszwecke in Berlin aufhalten, finden ein angenehmes Heim im Hause der Frau Professor De Ahna, geb. von Pannwitz, Berlin W, Nettelbeckstr. 16. Die Red.

Sport.

Frl. F. O. — Mäßiges, d. h. sehr vorsichtig und ohne nennenswerthe Anstrengung betriebenes Radfahren kann, wie andere Körperbewegung, bleichsüchtigen und nervösen jungen Mädchen nützlich, aber auch sehr schädlich sein. Das hängt von der Art der Bleichsucht, deren es verschiedene Formen giebt, von dem Kräftezustand und anderen Umständen ab und läßt sich nur nach ärztlichen Untersuchungen entscheiden, wobei besonders auch die Leistungsfähigkeit des Herzens zu berücksichtigen ist. Dr. D.

Lydia v. P. — Das Golfspiel erfreut sich nicht nur in England großer Beliebtheit unter den Damen; Cannes, Biarritz, Monte Carlo, Boulogne und viele andere Badeorte haben ihre „Links". Aber auch Hamburg und Dresden stehen jenen Städten nicht nach. Der Berliner Golf-Club zählt unter seinen 70 Mitgliedern gleichfalls eine große Anzahl Damen aus den ersten Gesellschaftskreisen. Das Spiel erfordert wohl mehr Kraft, doch nicht soviel Behendigkeit und Geschicklichkeit als Tennis; es stammt aus Schottland und wurde dort früher mit großer Leidenschaft gespielt. Die Königin Maria Stuart pflegte fast täglich „eine Runde" zu machen; alte Chroniken rühmen sie als besonders tüchtige Golfspielerin. Die Red.

Handarbeit.

Behälter für Schirme, Stöcke ꝛc. — Von einer praktischen Freundin erhielt ich kurz vor meiner diesjährigen Sommerreise ein außerordentlich nützliches Geschenk, einen Behälter für allerlei Reise- oder Promenaden-Requisiten, der unterwegs mit der Plaid-Tasche zusammengerollt wird, daheim aber in der Vorhalle oder im Kleiderschranke seinen Platz findet. Der Behälter wird aus grauem Leinen angefertigt und kann nach Belieben mit Stickerei ꝛc. verziert werden. Die Größe der Modell-Grundform beträgt 55 zu 90 cm. Auf dieses Stoffstück werden an jeder Seite, in 5 cm Abstand über einander, drei, je 23, resp. 25 cm lange Taschen aufgesetzt, die Schleier, Handschuhe ꝛc. aufnehmen sollen. Die Stoffbreite hierfür beträgt je 26 cm; durch eine Mittelfalte wird jede Tasche aber auf 16 cm Breite eingeschränkt. Die beiden Taschen für Schirme und Stöcke nehmen die Mitte ein. Man näht hierfür ein 25 cm breites, 80 cm langes, unten in zwei flache Tollfalten gelegtes Stoffstück fadengerade auf die Grundform und theilt das aufgesetzte Stück, das wie alle andern Taschen vorher mit rother Litze eingefaßt wurde, in der Mitte nochmals durch eine gerade Steppnaht. Rothe Borte faßt auch den Behälter ringsum ein; kleine Metallringe, die an den Ecken, wie am oberen und nach Belieben auch am unteren Rande angebracht werden, dienen zum Aufhängen. M. H.

Kinderkleidchen mit Zugvorrichtung. — Nichts steht unsern Kleinsten besser, als helle Kleidchen, — gleichviel ob Sommer oder Winter! Unbequem ist freilich dabei das häufige Waschen und Plätten, zumal wenn noch Volants und Spitzen in Ueberfluß als Besatz angebracht sind. Davon sehe ich nun von vorn herein ab. Was sonst an Stoffweite in den langen oder kurzen Kleidchen vorhanden sein muß, pflege ich nicht in feste Bündchen zu fassen, sondern ersetze, wie die Abbildung zeigt, Passengürtel und feste Einfassung an Hals und Aermeln durch Zugsäume mit darin laufenden schmalen, weißen Bändchen. Dies erleichtert das Plätten außerordentlich. Frau von B.

Kinderkleidchen mit Zugvorrichtung.

Bezugsquellen: Tritt-Hocker: Frl. A. Maaß, Charlottenburg, Bismarckstr. 23a. Behälter für Senf, Pfeffer und Salz (Preis 12,50 Mk.): E. Kayser, W, Leipzigerstr. 124.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 18, III. 15. September 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Vergrabenes Pfund.

Roman von Maria Solina in Wien.

(Schluß.)

Sylvia erröthete. Sie schenkte dem Wäldchen keinen Blick mehr und schritt rascher vorwärts als bisher. Der Doctor folgte ihr schweigend. So gingen sie einige Minuten auf dem schmalen Wege hinter einander her.

„Haben Sie Sich entschlossen, dem ehrenden Rufe nach Falkeneck zu folgen?“ Mit diesen Worten unterbrach endlich Sylvia die Stille. Sie wendete dabei den hochgetragenen Kopf über die Schulter zurück und sprach ganz im Ton einer großen Dame, die einen Untergebenen durch eine gnädige Bemerkung auszuzeichnen beabsichtigt.

Ein flüchtiges Lächeln huschte um die Lippen des jungen Mannes, und er zuckte leicht die Achseln.

„Nach Falkeneck? Nein, Gräfin, ich bleibe in Wildeck.“

Er trat bei diesen Worten um einen Schritt vor und räumte, sich bückend, eine Brombeerranke aus dem Wege, die Sylvia's Kleid bedrohte.

„Danke,“ sagte sie kurz, den Rock besser aufnehmend. Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Sie bleiben also den Wildeckern erhalten? Nun, da wird sich ja Heller freuen.“

Die nachlässige Weise, womit die Bemerkung hingeworfen wurde, gab ihr den Anstrich verletzenden Hochmuths.

Dem Doctor schien das nicht aufzufallen, er sagte wenigstens ganz ruhig: „Ja freilich, sie freuen sich alle über meinen Entschluß, denn ich* bin hier nöthig. Und was mich betrifft, — Sie wissen ja, Gräfin, ich habe keinen Ehrgeiz.“

Er hielt den Schritt an und haftete die dunkeln Augen spöttisch herausfordernd auf ihr Gesicht.

Verwirrt senkte Sylvia den Blick. Ihre angenommene kühle Ruhe hatte sie plötzlich im Stiche gelassen.

„Allerdings . . . ich weiß,“ sagte sie unsicher.

Sie machte einige rasche Schritte vorwärts. Es war wie ein Fluchtversuch und entlockte ihm wieder ein Lächeln. Ohne sich umzuwenden, fühlte sie dieses Lächeln; es lastete ihr auf dem Nacken, dem gesenkten Haupte. Es prickelte, als steche man sie mit tausend Nadeln. Sie ertrug es nicht und wandte sich um.

„Warum sagen Sie mir das?“ fragte sie scharf.

Das Wort war kaum ihren Lippen entflohen, als sie es auch schon bereute. Aber als sie mit einer scherzhaften Wendung einzulenken suchte, war es zu spät.

Weiler war dicht an ihre Seite getreten und sagte langsam: „Sie wollen das Warum wissen? Nun, eigentlich hatte ich vorhin keine besondere Absicht bei meiner Frage. Aber wenn Sie wollen, so können wir ja darüber weiter sprechen. Eine offene Aussprache hat immer etwas für sich.“

Anstatt ihr die Fassung wiederzugeben, raubte ihr die geschäftsmäßige Ruhe, womit er sprach, den letzten Rest.

„Eine Aussprache?“ sagte sie in gereiztem Tone. „Das heißt wahrscheinlich: ich soll Abbitte leisten . . . ich soll sagen, daß ich erst jetzt verstehe, was Sie damals mit Ihrem Ehrgeiz meinten . . . ich soll den großen Menschenfreund bewundern! Ah! Ah! Wie edel! Ah! Wie selbstlos! Nicht wahr, das erwarten Sie?“ Sie lachte schrill auf. „Und wenn ich's nun nicht thäte? Wenn das alles gegen meine Natur wäre! Wenn ich sagte: ‚Ich begreife es nicht, . . . noch immer nicht . . . und es imponirt mir nicht . . . gar nicht‘ . . .“

Ihre Leidenschaftlichkeit schien ihn nicht allzusehr zu überraschen. Er kreuzte die Arme über der Brust und fragte, als sie athemlos innehielt, ruhig: „Was begreifen Sie nicht? Was imponirt Ihnen nicht?“

„Daß Sie so leben mögen! Daß Ihnen das genügt!“ Die Augen der jungen Frau funkelten aufgeregt. „Diese kleinen Erfolge! Diese armseligen Freuden! Und diese Armeleute-Atmosphäre um sich, immer und ewig! Nein! Mein Geschmack wäre das nicht, — schon gar, wenn ich ein Mann wäre!“ Sie brach ab und machte eine wegwerfende Handbewegung.

Doch auch das beleidigte ihn augenscheinlich nicht.

„Also, wenn Sie ein Mann wären,“ sagte er langsam, und in gutmüthig neckendem Tone, wie man zu kleinen Kindern spricht, fügte er hinzu: „Ja, ja, ich kann mir ungefähr vorstellen, was Sie da hätten sein mögen: General, Feldmarschall mit einem wallenden Federbusch, oder irgend ein anderer großer Mann.“ Das Lächeln schwand von seinen Zügen, und er sagte nach einer kurzen Pause in völlig verändertem Tone: „Da Sie aber kein Mann sind, so legen Sie hübsch die Hände in den Schoß und sind — gar nichts . . .“

Sylvia wollte auffahren und ihn in seine Schranken zurückweisen, aber sie vermochte es nicht. Ihre Antwort klang gereizt, nicht stolz.

„Ach so! Jetzt begreife ich: ich bin eine Drohne,“ spöttelte sie. „Darum also die stumme Mißbilligung, mit der Sie mich gewöhnlich beehren, nicht wahr? Ich weiß nur nicht, was ich eigentlich thun sollte! Wahrscheinlich wohlthätige Frau spielen: Wolljäckchen stricken und von Haus zu Haus gehen, um für arme Kinder zu betteln. Das ist ja jetzt modern! Nun, trösten Sie Sich, lieber Doctor, wenn ich erst so alt bin, wie meine Schwiegermama, dann bringe ich's wohl auch dazu!“

Sie raffte ihren Rock zusammen und wollte an ihm vorüber. Doch er vertrat ihr den Weg. „Einen Augenblick, bitte!“ sagte er.

„Sie fragen, was Sie thun sollen?“ rief er so laut, daß sie zusammenzuckte und unwillkürlich stehen blieb. „Das sollten Sie zwar selbst wissen, und ich will Ihnen daher nur sagen, was Sie nicht thun sollen! Ihr Pfund sollen Sie nicht länger vergraben, Sylvia, denn das darf keiner! Diesen Ehrgeiz muß jeder haben!“

Es fiel ihr nicht einmal auf, daß er sie beim Namen nannte, wie einst. Sie sah ihn mit erschrockenen Kinderaugen an und war ganz weiß im Gesicht.

„‚Wohlthätige Frau‘, rufen Sie höhnend,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Nun, warum nicht? Es wäre auch ein Weg, und Sie sind reich und kinderlos. Aber zugegeben: es ist nicht Ihr Weg, und auch nicht der einzige . . . es giebt ja noch so viele! . . . Nur etwas, etwas!“

Er wandte die Augen von ihrem Antlitz ab und rief schmerzlich: „Ach, Sylvia! Wie viel ist Ihnen, gerade Ihnen gegeben worden, und wie wenig haben Sie daraus gemacht! Nein, für gar so schwach hätte ich Sie doch nicht gehalten!“

Sylvia senkte den Kopf. So hatte sie immer den Kopf gesenkt, wenn er sie schalt. Und gerade so trotzig hatte sie auch früher die rothen Lippen aufgeworfen.

Seine Stirn entwölkte sich.

„Was thun andere? Was thut Oli?“ murmelte sie schmollend.

„Was die junge Frau thut?“ fragte er mit einem halben Lächeln. „Sie thut, was alle Blumen sollen: sie blüht!“

Bei seinem Lächeln und dem weichen Klang seiner Stimme zuckte es bitter um den schönen Mund.

„Ah, diese Nachsicht mit einem Male!“ spöttelte sie.

Er trat knapp vor sie hin und faßte sie rauh bei den Händen.

„Das ist thöricht!“ rief er streng. Er schien heftig erzürnt. Erst nach einigen Secunden ließ er ihre Handgelenke los und fügte ruhiger hinzu: „Wenn ich sagte, daß Ihre Cousine genug gethan hat, indem sie blüht, so wollte ich Ihnen dadurch andeuten: Thun Sie doch dasselbe! Sie wollten ja nichts anderes sein, als eine Treibhausblume. Sie haben sich ja gerade das erwählt. Also seien Sie wenigstens gegen dieses Eine gerecht! Blühen Sie! Das ist Ihre Pflicht!“

Sylvia sah ihn verständnißlos an. „Blühen? Wieso? Wozu?“ fragte sie, eingeschüchtert durch seinen unerbittlichen Ernst.

Er antwortete nicht gleich. Es lag Grausamkeit in dem Blick, mit dem er sie betrachtete.

„Sie fragen: Wozu?“ sagte er stockend. Er machte eine Pause und zog den Blick von ihrem Antlitz ab. „Wozu soll eine Blume blühen, wenn nicht zur Freude dessen, von dem sie sich pflücken ließ? Thun Sie das, Gräfin Vichéry?“

Die halblauten Worte trafen Sylvia wie ein Schlag. Sie taumelte und preßte beide Hände vor die Brust. Ihr Athem ging mühsam.

Ein Sonnenblick brach durch das graue Gewölk und erfüllte das entlaubte Wäldchen mit Licht. Es fluthete über Sylvia's glänzendes Haar, über sein gebräuntes Gesicht und lieh dem unfreundlichen Herbsttag einen Schein von Sommerwärme.

Die beiden fühlten es nicht. Er starrte finster zur Erde, und sie hatte die Augen weit offen, ohne zu sehen. Es lag davor wie ein Nebel. In ihren Ohren summte es, und der gegenwärtige Augenblick verschwamm vor ihr wie ein Traum. War nicht alles nur ein Traum? Die alten Kindergeschichten im Birkenwäldchen vorhin, und jetzt die harte Stimme . . . ja, alles ein Traum! Es war ihr, als stehe sie wieder mutterseelenallein im Walde. Aber unter ihren Füßen raschelte kein Laub. Der Boden war bedeckt mit Schnee. Langsam kamen sie von der Höhe herab, die feinen, feinen Flocken . . . unermüdlich. Schon war der Hohlweg angefüllt bis zum Rande. Nur die Wiese, die sie mit Ferdinand hinabstieg, war noch grün. „So reich' mir doch die Hand,“ sagte er und streckte die seine aus, um ihr über einen tiefen Graben zu helfen, der plötzlich vor ihr gähnte. — Und als sie ihn ansah, war es nicht Ferdinand, sondern Vichéry. — „So komm!“ wiederholte er. Seine Stimme klang weich und gut. Aber sie schüttelte den Kopf: „Ich kann ja nicht,“ sagte sie ängstlich. Sie konnte wirklich nicht: die Glieder versagten den Dienst. Sie wollte die Hand heben, aber sie war gelähmt. Da sammelten sich schwere Thränen in ihren Augen, denn sie fürchtete sich. Die Flocken fielen jetzt auch hier, dicht, dicht . . . Und nun war es wieder Ferdinand, der drüben stand, und als sie ihn erkannte, vermochte sie mit einem Male die Arme wieder zu regen . . . Sie streckte sie aus, ihm zu, — er aber wandte ihr den Rücken und ging von ihr, den Abhang hinan. Sie blieb allein, verlassen im Schnee. Und alle Wege waren verweht.

Vom Wäldchen her strich ein feuchter Luftzug über ihre Schläfen hin, und sie schrak zusammen. Sie war jetzt völlig wach. Nein, es war kein Traum gewesen . . . „Ich glaube, mein Wagen,“ sagte sie tonlos, nach rechts in die Richtung deutend, wo man durch die Stämme die Landstraße schimmern sah.

Er wendete den Kopf und nickte. Man vernahm Pferdegewieher.

„Ja, der Wagen,“ sagte auch er mit klangloser Stimme.

Und ohne ein weiteres Wort traten sie gesenkten Hauptes aus dem Wald.

XIX.

„Du kannst unmöglich fort, Kind!“ sagte Tante Sophie. „Bei diesem Wetter! Und Du fieberst ja . . . Deine Handflächen sind unnatürlich heiß! Nein, ich lasse Dich nicht!“

Sie hielt flehend Sylvia's Finger fest, die sich erhoben hatte und nach dem Fenster starrte.

„Bitte, laß mich, Tante!“ sagte sie, sich befreiend. „Was sollte mir geschehen? Ich lasse den Wagen schließen, und das Aergste scheint ja ohnehin vorüber.“

Die Stimme der jungen Frau hatte einen matten Klang. Sie trat ans Fenster und drückte die heiße Stirn an die Scheiben.

„Vorüber? Ja, das Gewitter wohl, aber der Regen? Solch ein Herbstregen hört so bald nicht auf,“ klagte das alte Fräulein. „Und wenn Du auch im Wagen nicht naß wirst, die Feuchtigkeit dringt durch alle Ritzen, — das kenne ich! Ein einziges Mal vor fünf Jahren habe ich eine solche Fahrt gemacht, und seither verspüre ich bei jedem Witterungswechsel Schmerzen da und dort.“ Sie fuhr rasch von den Achseln bis zu den Fingerspitzen abwärts und deutete dann mit der einen Hand nach den Knieen, mit der anderen nach dem Kreuze. „Ein Schritt hinaus bei solchem Unwetter . . . es wäre mein Tod!“ betheuerte sie und zog das Tuch fester um die Schultern. Hierauf erhob sie sich und näherte sich der jungen Frau, zärtlich die Linke um deren Leib schlingend.

„Bleibe über Nacht, mein Liebling!“ schmeichelte sie. „Umstände macht es ja nicht; das ganze Schloß ist leer und zu unserer Verfügung . . .“

Sie brach ab und blickte mit plötzlich erwachtem Interesse in den Hofraum hinab. Auch Sylvia's Aufmerksamkeit schien gefesselt. „Ist das nicht die Lehrerin?“ fragte sie. „Ja, Fräulein Martha, — kennst Du sie?“ fiel die Tante ein. „Wie sie in dem Kautschukmantel aussieht! Mit der hohen Zipfelkapuze ganz wie ein Mann, nicht wahr? Doch was mag sie nur wollen? Sie scheint verstört! Siehst Du, wie aufgeregt sie in den Lois hineinredet? Und jetzt . . . wahrhaftig: sie geht durch den Park zur Ruine hinauf, — was mag sie dort zu suchen haben?“

Neugierig sah Fräulein Holde der rasch Ausschreitenden nach und wendete sich dann aufgeregt an die alte Dienerin, die eben eingetreten war um den Tisch abzuräumen.

„Fanny, laufe schnell hinunter und frage den Lois, was die Lehrerin mit ihm gesprochen hat? Ich kann mir nicht erklären . . . In den Wald zu gehen bei diesem Wetter!“

„In den Wald?“ rief Fanny erstaunt. „Wer? das Fräul'n Martha? Jesus Maria! Da muß 'was passirt sein!“ Und ohne ein weiteres Wort verschwand die Getreue hinter der Thür.

Es dauerte geraume Zeit, bis sie zurückkehrte. Sylvia hatte sich inzwischen trotz der Beschwörungen des alten Fräuleins reisefertig gemacht und sah nach ihrem Wagen aus. Den Befehl, vorfahren zu lassen, hatte sie Fanny nachgerufen.

„Er spannt schon ein, gräfliche Gnaden!“ sagte die endlich Eintretende auf Sylvia's Frage. Dann wandte sie sich an ihre Herrin und seufzte tief auf.

„Man weiß noch nichts Rechtes,“ begann sie und seufzte wieder. „Gott behüte! Aber ich denk' mir immer, vielleicht ist sie wo abgestürzt! Oder das Wasser hat sie weggeschwemmt . . . Es soll schauerlich sein, wie's gerade aus dem Doctorgraben herunterschießt. Jesus Maria! Stellen sich nur vor, gnä' Fräul'n . . . vom Wasser . . . die alte Frau . . . das wär' ja schrecklich! . . . Nur nicht vom Wasser!“

Fräulein Holde hatte vergebens versucht, eine Frage dazwischen zu werfen, denn Fanny war nicht so leicht aufzuhalten, wenn sie einmal gut im Zuge war. Erst als Sylvia befehlenden Tones dazwischenrief: „Aber so sagen Sie doch, von wem die Rede ist!“ schlug sie sich erschrocken vor die Stirn und entschuldigte sich geläufig: „Ja, hab' ich denn das noch nicht gesagt? Da kann man sehen, wie dumm der Mensch wird von so einem Schrecken! Es liegt mir auch schon ganz schwer auf der Brust . . . Ich werde mir am Abend meinen Thee kochen müssen! Die arme Fräul'n soll auch ganz weg gewesen sein . . . Na, laßt sich ja denken! Sie hat's so viel gern, die alte Frau, — wie eine Mutter, — sagt sie selber . . .“

„Doch nicht die Doctorin?“ fiel Fräulein Holde erschrocken ein, indem sie sich auf einen Stuhl sinken ließ.

„Ja freilich!“ nickte Fanny. „Hab' ich's denn noch nicht gesagt? Gleich nach Mittag ist sie hinauf zum Lagerbauern, wo die Schwiegertochter verwichene Nacht entbunden ist, und jetzt, nach Sechsen, ist sie noch nicht zurück! Aber ich sag' immer: wenn man nur wüßt', wo sie herab ist! . . Das sollt' man halt wissen! Die Fräul'n hofft, über die Ruine, weil das der bessere Weg ist, aber weiß man's denn, ob sie nicht doch durch den Doctorgraben ist? Da kann ein's lang suchen . . . Herr Jesus! Und der Doctor nicht zu Haus! . . . Hab' ihn selber gesehn, wie er gegen Holzegg gefahren ist . . . Das wird ein Jammer sein! Der arme Herr!“

* * *

Wenige Minuten später hielt die Vichéry'sche Equipage vor dem Doctorhause. Ohne Abschiedswort hatte sich Sylvia nach einer krampfhaft innigen Umarmung von der über den plötzlichen Aufbruch bestürzten Tante losgerissen und war, der klagenden Beschwörungen des ihr nacheilenden Fräuleins nicht achtend, die Stiege hinab zu ihrem Wagen geeilt. Der Kutscher war erstaunt, daß seine Herrin die Equipage vor dem Doctorhause halten ließ, das Coupé verließ und auf das Gartenpförtchen lossteuerte. Vergebens harrte er einer Weisung: die Gräfin wendete nicht einmal den Kopf nach ihm zurück. Die Diener des Hauses Vichéry aber waren zu wohlerzogen, um selbst eine Frage zu stellen. So blieb er stumm und kerzengerade auf dem Bocke sitzen und ärgerte sich. Die Peitsche hielt er aufrecht in der Hand, und seine Augen folgten mißbilligend den Bewegungen der Gebieterin.

Diese suchte den Riegel an der Innenseite des Pförtchens und schob ihn zurück; dann betrat sie die Veranda-Stufen. Doch die Eingangsthür war verschlossen. Sylvia pochte und rüttelte daran, aber niemand kam, um ihr zu öffnen. Sie wartete nicht lange. Ihr Kleid höher raffend, wendete sie sich von der Thür ab und nahm den Weg durch den Garten, beim Kastanienbaum vorbei, wo sie den Augen des Dieners entschwand.

Im Höfchen unter dem schützenden Vordach des Kücheneingangs fand Sylvia die Dienstmagd, ein ihr fremdes, junges Geschöpf, das mit ängstlichen Augen nach der zum Garten emporführenden Treppe starrte.

„Ah!“ rief das Mädchen enttäuscht, als es eine Fremde vor sich auftauchen sah.

„Sie ist noch nicht zurück?“ fragte Sylvia, ohne die Treppe hinabzusteigen.

Die junge Dirne gab nicht sogleich Antwort. Sie brauchte eine Zeit, um sich selbst alle die Fragen zu beantworten, die sich hinter ihrer Stirne jagten. Wer war die fremde Dame? War's nicht gar die schöne Gräfin, die sie zuweilen in dem blau ausgeschlagenen Wagen mit den herrlichen Rappen vorüberfahren gesehen hatte? Aber wie käme die hierher? Was wollte sie? Kannte sie ihre Frau? Nein, Kathi konnte sich nicht erinnern, sie je im Hause gesehen zu haben . . . Und jetzt stand sie doch da und fragte wie selbstverständlich: „Ist sie noch nicht zurück?“ — Ja, woher wußte sie überhaupt? . . .

„Ich frage, ob die Frau noch nicht daheim ist?“ wiederholte Sylvia lauter, in der Meinung, das Mädchen habe sie nicht verstanden.

„Nein, noch immer nit!“ erwiderte Kathi jetzt sehr rasch und trat diensteifrig trotz des wieder heftiger niederströmenden

Regens bis zur Treppe hinan. „Noch immer nit!“ wiederholte sie dort klagend und hielt das weinerlich verzogene Gesicht zu Sylvia emporgewendet. „Ich steh' schon die längste Zeit und paß' und paß' und weiß nit, was ich machen soll. Vom Haus kann ich nit weg, denn die Frau kann doch alle Augenblick' kommen! Mein Gott, wenn wenigstens der Herr Doctor da wär', der wüßt' gewiß einen Rath! Die Fräul'n Martha hat g'sagt, sie wird schau'n, ob's nit doch einer von die Mannsbilder durch den Graben riskirt, aber kein Mensch laßt sich sehen! Es wird's halt keiner mit dem Wasser aufnehmen wollen, wo doch erst im Frühjahr der Müller versoffen ist! Die Fräul'n hat auch g'meint, es ist nit möglich da hinauf . . . nit menschenmöglich . . .“

Die Erzählende blieb mitten im Satze stecken, denn ebenso unversehens, wie sie gekommen, war die fremde Erscheinung verschwunden. Neugierig lief das Mädchen die Treppe hinan, um zu sehen, wo sie geblieben sei. Kathi spähte nach rechts in den Garten, aber als sie oben anlangte, hörte sie das Lattenpförtchen zuschlagen, das auf den Waldweg hinausführte, und da, — sie traute ihren Augen kaum, — sah sie die schöne Gräfin in dem wunderfeinen hellen Gewande zum Walde emporklimmen. Und ohne Schirm! Dem jungen Geschöpf stand der Verstand still. Wollte die Fremde zum Schlosse? . . . Warum ging sie da nicht lieber auf der Landstraße? Warum wählte sie den vom Regen durchweichten, fast ungangbaren Weg?

„Gnä' Frau! Hier ist's zu schlecht . . . Sie bleiben stecken!“ warnte Kathi, so laut sie konnte. „Gnä' Frau!“

Aber die Angerufene hörte nicht. Sie war schon fast oben, wo die ersten Tannen standen, und jetzt, — nein, sie wendete sich nicht links dem Schlosse zu, sondern verschwand im Walde.

„Um Himmelswillen! Sie wird doch nicht?“ zuckte es durch Kathi's Kopf. Rathlos blieb sie mit herabhängenden Armen stehen, bis ein neuerlicher Gußregen sie ins Haus zurückscheuchte.

„Unmöglich!“ hatte die Lehrerin gesagt. „Unmöglich!“ Dieses Wort jagte Sylvia vorwärts. Was jene nicht wagte, sie that's. Ja, sie, die Schwache!

Trübes Wasser schoß wie ein Bächlein in der Mitte des Weges ihr entgegen, nur rechts und links einen schmalen Streif freilassend, der nur noch an einzelnen Stellen halbwegs trocken war. Anfangs hatte sie noch gewählt, war von einer Seite zur andern übergesprungen, wie es ihr besser schien, — jetzt schritt sie geradeaus weiter, durch Dick und Dünn. Schon nach wenigen Schritten waren ihre Füße durchnäßt, aber sie fühlte es kaum. Was sie hindernd empfand, war einzig der lehmige Brei, der sich nach jedesmaligem Aufsetzen des Fußes daran festklebte, sodaß ihre Schuhe unförmlichen Klumpen glichen, die schwer zu heben waren. Aber sie blieb nicht stecken: sie kam so rasch empor, daß sie staunte. Jetzt war sie schon bei der breiten Fähre, von wo der Weg eine Strecke lang fast senkrecht emporführte. Sie glitt ein paarmal aus und mußte die Hände zu Hülfe nehmen, und einmal blieb ihr Kleid an einer Wurzel hängen und drohte sie zu Falle zu bringen . . . Sie that einen energischen Ruck und war frei; nur ein Seidenfetzen hing an der zudringlichen Wurzel. — Ein zweites Mal fiel sie wirklich und hatte Mühe, nicht zugleich den Abhang hinab zu gleiten. Aber sie erhielt sich rechtzeitig, stand auf und lachte.

Unmöglich! — Unmöglich? In der That! . . . Für die dralle Dirne?

Nur noch wenige Secunden, und das Aergste war überstanden, — dort vorn schimmerte bereits die Brücke: der Weg, der sich jenseits derselben zur Linken der Schlucht fortsetzte, war breiter und besser als der erste steile Aufstieg, dessen entsann sie sich noch gar wohl. Wie von unsichtbaren Flügeln getragen, legte sie den Weg bis dahin zurück. „Unmöglich!“ — jauchzte es in ihrem Innern. Und sie, die Schwache! Nein: sie war nicht schwach . . . doch nicht!

Auf der Brücke ergriff sie dennoch ein Zittern. Die gelbschmutzigen, wie in wilder Gährung befindlichen Fluthen standen so hoch, wie sie das nie gesehen hatte: es fehlte nicht viel, und der schwankende Steg lag dicht darüber. Blitzschnell durchzuckte sie der Gedanke: „Wie lange kann es dauern, bis das Wasser auch diese kleine Spanne steigt?“ Sie hatte keinen Begriff, — sie wußte nicht: dauerte das Anschwellen noch Stunden, dauerte es nur Minuten?

Minuten? . . . Sie raffte sich auf und jagte auf dem besseren Wege vorwärts, ohne sich umzuwenden. Ueber ihr brauste und krachte es in den Wipfeln, die himmelanstrebenden Stämme schlugen an einander wie Schwerter im Zweikampfe, Hieb auf Hieb, — wie Kugeln flogen die dürren Zapfen zur Erde. Einer traf Sylvia's Wange, was ihr abermals ein Lachen entlockte, — und da und dort fiel ein Zweiglein oder schlug gar ein dicker, langer Ast zu Boden nieder. Einmal knapp vor ihren Füßen. Und dabei ein Heulen und Sausen in der Höhe, wie die Posaunen des jüngsten Gerichts!

Sylvia blieb stehen und warf das Haupt in den Nacken. „Nur zu!“ rief sie in wilder Herausforderung, „nur zu!“ — jauchzte sie ein zweites Mal, die Arme emporstreckend.

Wie ein Flammenstrom rieselte es durch ihre Adern, wie ein neues Element, das ihr bisher gefehlt hatte, und in dem sie sich leben fühlte, wie nie. Das Herz schlug ihr bis zum Halse, bis zu den Schläfen hinauf, — vor ihrem Ohre rauschte eine Riesenwelle, und vor die Augen schob sich ein blutigrother Schleier. Aber sie empfand alles wie eine Befreiung, wie ein Himmelsgeschenk.

„Leben! Leben!“ rief sie laut. Sie hielt betroffen den Schritt an, nachdem sie es gerufen: sie begriff nicht, was sie damit gemeint hatte.

Aber sie stand nicht lange still. Wieder zog es sie fort, unaufhaltsam.

Da, mit einem Male, stand sie wie in die Erde gewurzelt. Ein Ruf, halb vom Winde verweht, schlug an ihr Ohr.

„Ich komme! Ja, ich komme!“ wollte sie rufen, aber der Laut blieb ihr in der Kehle stecken. Sie meinte zu ersticken, so drängte sich ihr das Blut vom Herzen zum Halse, zum Kopfe.

Da, . . . wieder, deutlicher, ein zweiter Ruf, . . . vor ihr! Kaum wenige Schritte weit konnte es sein. Sylvia öffnete die Lippen und lauschte angestrengt. Ja, sie erkannte die Stimme. Da wich der Bann, der einige Secunden lähmend auf ihr gelastet hatte. Mit einigen Sprüngen war sie zur Stelle.

„Tante Weiler! Tante Weiler!“ Jubelnd, lachend, weinend stieß sie es hervor und warf sich über die alte Frau, die am Wegrande unter dem schützenden Geäst einer Tanne mehr lag als saß und ohne Laut, starr vor ungläubigem Staunen die Liebkosungen, die Küsse und Thränen Sylvias über sich ergehen ließ.

„Sylvia, Du!“ brachte sie endlich hervor und blickte zweifelnd zu dem aufgeregten Geschöpfe in die Höhe, ihren eigenen Augen mißtrauend.

„Ja — ich! . . . Ach, Tante Weiler, ich . . . ich habe Dich gefunden! O, Gott sei Dank! Dank!“ Und wieder küßte sie die alte Frau und streichelte sie mit zitternden Händen. „Und daß Du lebst! Daß Du unverletzt bist! . . . Also doch? . . . Der Fuß? . . . Du kannst nicht auftreten?

Die Doctorin schüttelte bekümmert das Haupt.

„Nein!“ sagte sie, „bis hierher habe ich mich gerade noch geschleppt, aber ich konnte nicht weiter . . . beim besten Willen nicht! Vielleicht geht es jetzt, wenn Du mich stützst!“

Sie griff nach Sylvia's Hand, und diese zog sie empor. Aber es ging auch jetzt nicht. Die alte Frau stand wohl, — gebrochen war der Fuß nicht, so viel konnte die Erfahrene beurtheilen, — aber der unförmlich geschwollene Knöchel versagte dennoch den Dienst: ein paar Schritte humpelte die Verletzte unter heftigen Schmerzen vorwärts, dann hielt sie entmuthigt inne.

„Es geht doch nicht, . . . nein . . . ich kann nicht! . . . Laß mich hier liegen, und schicke jemand herauf, mich zu holen . . . Weiß Ferdinand?“ . . .

„Nein, aber vielleicht ist er schon da,“ versetzte Sylvia und wandte sich zum Gehen; doch alsbald kehrte sie um.

„Nein!“ sagte sie, „dazu ist keine Zeit . . . Die Brücke . . .“ Und sie erzählte mit fliegendem Athem, was sie gesehen.

„Wenigstens über die Brücke muß ich Dich bringen . . . Und hier ist ja der Weg erträglich . . .“

So sprechend schlang sie die Arme um den Leib der alten Frau.

„Was willst Du? Nein . . . das kannst Du nicht! . . . Ich erlaube es nicht!“

Aber schon hatte die junge Frau die sich Sträubende emporgehoben und trug sie wie ein Kind. Wieder lachte sie kurz auf. Sie fühlte die Last kaum: verdoppelt, verzehnfacht waren ihre Kräfte. — Doch das dauerte nicht lange. Plötzlich blieb sie röchelnd stehen und schwankte; die Arme ließen ihre Last los, sodaß diese ziemlich unsanft zu Boden glitt.

„Ich kann nicht . . . o, ich kann nicht.“ Sie vermochte es kaum zu hauchen, aber in den schmerzverzerrten Zügen, in den ängstlichen Augen stand es deutlich. Und keine zwanzig Schritte trennten sie mehr von der Brücke. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte: „Zu schwach! Ach Gott! auch jetzt zu schwach!“

Die alte Frau war bei dem jähen Niedersinken mit dem verletzten Fuße an einen Stein gestoßen, daß der Schmerz ihr halb die Besinnung raubte. Betäubt und verständnißlos blickte sie zu der Weinenden empor.

In diesem Augenblicke näherte sich auf dem von dem Graben steil zur Ruine emporführenden Wege eine weibliche Gestalt. Die rasch und sicher Einherschreitende warf spähende Blicke in die Tiefe. Kaum hatten ihre scharfen Augen in der Ferne die Umrisse einer menschlichen Gestalt erblickt, als sie ein lautes „Halloh!“ ausstieß und in wenigen Minuten an Ort und Stelle war.

„Gott sei Dank!“ rief sie, wie vorhin Sylvia, doch brach sie verwirrt ab, als sie die Gräfin an der Seite ihrer alten Freundin erkannte. Mit fragendem Blick sah sie von der einen zur anderen und wollte eben den Mund öffnen, als die Doctorin, die mit dem allmählich sich mildernden Schmerz auch die Besinnung wieder erlangt hatte, sie ohne weiteres aufforderte, Sylvia's Versuch fortzusetzen und sie bis zur Brücke und über dieselbe zu tragen, wenn es noch möglich war.

Martha warf einen prüfenden Blick um sich und begriff rasch, um was es sich handelte.

„Ja, es ist das Klügste!“ sagte sie. „Ich dachte daran, Sie über den Berg hinauf zu bringen, wo der Weg sicherer ist, aber Ihr Fuß braucht rasche Hülfe . . . die finden wir hier eher . . . Hinüber kommen wir noch, das sehe ich . . . und weiter sollen uns dann die anderen helfen.“

Sylvia stand noch immer regungslos, das Haupt an einen Baumstamm gelehnt, mit herabhängenden Armen, schwer athmend und mit dem Ausdruck hoffnungsloser Traurigkeit auf dem farblosen Gesicht.

„Sylvia, Kind . . . Du kommst doch mit?“ rief die Doctorin zurück, als Martha sie aufgenommen hatte und, von der Anstrengung keuchend, einen Augenblick still stand. „Kind!“ rief sie nochmals: eine weiche Zärtlichkeit zitterte in ihrer Stimme. „Hörst Du mich nicht? Rasse Dich auf und folge uns!“

Schon hatte Martha sich in Bewegung gesetzt.

„Nur schnell!“ trieb sie sich selber an, „nur schnell! Dann kehre ich um und hole die Gräfin! Sie ist zu Tode erschöpft, die Arme!“

Die Brücke war erreicht. Nur noch wenige Secunden, und die schlimmste Gefahr war überstanden. Martha setzte versuchend einen Fuß auf das Brett, unter dem das Wasser hinjagte . . . dann den zweiten . . . Gottlob! Die Pfeiler schienen noch nicht unterwühlt, stark genug, die Last zu tragen. Mit einem unwillkürlichen kurzen Aufblick der grauen Augen zum Himmel ging das Mädchen vorwärts, vorsichtig einen Fuß vor den andern setzend.

Als sie drüben war, zitterten Martha's Lippen.

„Nun noch einmal!“ sagte sie, indem sie die alte Frau auf den Boden niedergleiten ließ. „Es ist keine Minute zu verlieren!“

Sie wandte sich wieder der Brücke zu, aber der Fuß, der schon den Steg berührt hatte, zuckte zurück, und sie stieß einen leisen Schrei aus. Von oben her, von den wildtosenden Wassern mitgerissen, trieb ein Baumstamm: voran der Wurzelknollen, dessen aufrechtstehendes knorriges Geäst wie ein unförmliches Ungethüm auf dem Wasser schwamm. Im nächsten Augenblick mußte er an die Brücke stoßen . . . und dann . . .

„Um Gotteswillen!“ schrie Martha entsetzt auf und starrte mit abwehrend ausgestreckten Armen auf die weiße Gestalt, die ohne rechts noch links zu blicken, sich der Brücke näherte. Sie ging langsam, die linke Hand aufs Herz gepreßt, die rechte an die Schläfe, wie eine Nachtwandlerin. Es lag weder Hast, noch Furcht, noch Hoffnung auf dem starren Gesicht. Jetzt setzte sie den Fuß auf das Brett, langsam, müde . . .

„Um Gotteswillen nicht!“ rief die entsetzt warnende Stimme zum zweiten Male. Aber schon war es zu spät.

Der treibende Baum und Sylvia erreichten zu gleicher Zeit die Mitte der Brücke. Diese wurde hoch emporgehoben, dann brach sie, wie von einem Beile gefällt, mitten entzwei.

„Mutter!“ schallte in diesem Augenblicke laut eine jubelnde Stimme. „Mutter!“ Und dann, dankbar und warm: „Fräulein Martha, Sie!“

Das Mädchen aber stand wie ein Steinbild. Ohne ein Wort zu sprechen, wies es in die Tiefe.

Der Emporkletternde folgte mit dem Blicke der Richtung ihrer Hand. Quer über einem pfeilschnell dahinjagenden Baumstamm, lag, das Haupt noch abwärts, vom Wasser halb überfluthet, eine lichte Gestalt. Er starrte ihr nach wie gelähmt. War das ein wüster Traum?

Da schlug ein wimmernder Wehelaut an sein Ohr. Er schrak zusammen und sah zur Mutter empor, von der er kam.

Die alte Frau hatte sich mühsam halb aufgerichtet. „Sylvia!“ rief sie gellend. Dann brach sie bewußtlos zusammen.

XX.

Wieder einmal war es Frühling. Im weiten Lande grünten die Wiesen und dufteten die ersten Blüthen. Die jungen Blätter hingen wie ein fedriger Schmuck an den Büschen und Bäumen, das zierliche dunkle Flechtwerk der schlanken Aeste erst noch wenig verhüllend. Und darüber, wie ruhiges, gesundes Athemholen, das Wehen der lauen Luft, nur zuweilen unterbrochen durch das Trilliren unsichtbarer kleiner Sänger.

„Hörst Du, Fritz? Der liebe Kerl!“ sagte Frau Oli und legte den Finger an den Mund.

Sie saßen heute zum ersten Male draußen im Vorgarten und genossen die Nachmittagsruhe. Sie waren nicht allein. Neben ihnen war ein Teppich auf dem Boden gebreitet, auf welchem Baby kühne Rutschpartien machte. Von Zeit zu Zeit kroch Fritzchen bis zur Mama heran und suchte sich an deren Kleidfalten aufzurichten, wobei seine Bäckchen jedesmal vor Eifer erglühten. „Bah!“ sagte er, wenn er niederplumpste.

„Berdauz!“ lachte die Mama und vergrub die bräunlichen Finger in sein Lockenköpfchen.

Heller blies kunstvolle Rauchringelchen in die Luft und wiegte sich auf seinem Stuhle hin und her. Mit der Linken hielt er ein Zeitungsblatt, das der Postbote eben gebracht hatte, doch warf er nur ab und zu einen kurzen Blick hinein, nachdem er sich zuvor mit einem Schluck schwarzen Kaffees die Kehle befeuchtet hatte.

„Eine Nachricht, die auch Dich interessiren wird!“ rief er plötzlich nach einem flüchtigen Blicke in das Zeitungsblatt. „Bichéry wird Unterrichts-Minister. Das Handschreiben soll schon morgen publicirt werden. ‚Na also: hat die arme Seele endlich Ruhe!‘ höre ich Deinen Vater sagen. Er hat längst so etwas prophezeit bei diesen mageren Zeiten!“

Oli hatte mit ihrer Mutter das eine gemein, daß sie von Politik nicht reden hören konnte, ohne zerstreut zu werden. Bei der Erwähnung Bichéry's hatte sie zwar voll Interesse aufgehorcht; jetzt aber begann sie, den schlanken Hals drehend und wendend, die Spitze, die sie an ein allerliebstes Kinderhäubchen garnirte, zurecht zu zupfen und fragte dabei gedankenlos: „Warum: ‚Magere Zeiten?‘ Das verstehe ich nicht. Was meint Papa damit?“

Doch ohne Heller's Erklärung abzuwarten, fragte sie weiter: „Findest Du nicht, daß er sehr gut zum Minister passen wird? So etwas von einem Staatsmann hatte er immer an sich.“

Nach einer Pause fuhr sie fort: „Es wird wohl schon damals in der Luft gelegen haben, als Mama mit ihm und der Obersthofmeisterin bei Capitelli zusammentraf; sie sollen ja gar so prächtiger Laune gewesen sein . . . Du lieber Gott!“

Die junge Frau ließ ihre Arbeit in den Schoß sinken und stützte das Haupt in die Hand. In ihren dunkeln Augen standen Thränen.

„Was hast Du, Wizi?“ fragte der Gatte liebevoll, sich über die Tischplatte zu ihr hinüberneigend. „Wizi“ war der letzte Zärtlichkeitsname, den er für sie erfunden hatte. „Ah . . . Du denkst an die arme Sylvia? Freilich, das war erschütternd!“

Oli fuhr mit der Hand über die Augen.

„Du glaubst gar nicht, wie oft ich daran denken muß,“ sagte sie leise. „Sogar wenn ich mit Bubi spiele, fällt mir's oft plötzlich ein, und dann . . . Es ist doch gar zu schrecklich! Wenige Stunden vorher küßte ich noch zum Abschied ihre lieben, rothen Lippen, und abends . . . erinnerst Du Dich, Fritz, wie wir eintraten, und sie auf dem Bette lag, von allen den verzweifelten Bemühungen halb ins Leben zurückgerufen, aber doch schon mehr drüben als hier . . . Wie weiß sie war! Und dabei so schön, bis ans Ende schön wie ein Wunder!“

Die junge Frau sah kopfschüttelnd vor sich nieder, dann fuhr sie stockend fort: „Die arme Sophie . . . die hat sie lieb gehabt; es war rührend, wie sie ihr nachstarb wie ein kranker Vogel! Und auch die Doctorin . . . die wird die Erinnerung ihr Leben lang nicht mehr los! . . .“

Oli stockte und stieß nach einer kurzen Pause mit heißen Wangen hervor: „Ihr Männer seid doch eigentlich recht abscheulich!“

Heller faltete das Zeitungsblatt zusammen und blies einige Rauchwölkchen in die Luft.

„Liebes Herz, das ist doch eine kleine Sentimentalität von Dir“, sagte er lächelnd. „Glaube mir: hätte Fräulein Holde nicht die Unvorsichtigkeit begangen, ohne Ueberschuhe und Kopfbedeckung bei Nacht und Nebel zur Unglücksstelle zu eilen, sie lebte wahrscheinlich heute noch; und die Doctorin hat ja selbst einen heftigen Ruck erlitten. In ihrem Alter lassen schwere Krankheiten immer Spuren zurück, — auch muß sie sich ja für die Ursache des Todes ihres einstigen Lieblings halten, während Bichéry . . .“

Oli unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

„Ach, Bichéry! Von dem spreche ich ja gar nicht!“ sagte sie rasch. „Aber . . . Du weißt doch, es war gerade mein Wunsch, und es ist ja auch so natürlich, so begreiflich, daß die beiden am Krankenbette der alten Frau sich immer näher kamen . . . Aber doch: es giebt mir jedesmal einen Stich, wenn ich Martha und ihn beisammensehe . . .“

Heller sah seiner Frau gutmüthig lächelnd in das bewegte Gesicht.

„Schau, Herz, das ist ein wenig überspannt!“ sagte er. „Glaub' mir, wenn Sylvia ihn wirklich geliebt hätte . . .“

Oli unterbrach ihn mit funkelnden Augen.

„Ja, um Gotteswillen! welchen Beweis sollte sie denn noch geben? Wirklich geliebt! Was soll denn ein Weib thun, damit Ihr Männer an seine Liebe glaubt?“

Fritz Heller erhob sich langsam, und trat zu seiner jungen Frau. Auf der Armlehne ihres großen Gartenstuhles Platz nehmend, legte er den Arm um ihre Mitte und zog ihr Köpfchen an seine Brust.

„Das fragst Du? Du?“ flüsterte er zärtlich in ihr kleines Ohr. „Merke Dir das: Du brauchst das nie zu fragen!“

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Geistige Interessen.

Geistige Hausschätze.

Den Gehalt in Deinem Busen,
Und die Form in Deinem Geist!
Goethe.

Unter den Kultur-Errungenschaften der Neuzeit nimmt unstreitig die fast allgemeine Verbesserung des Geschmacks eine hervorragende Stellung ein; sie zeigt sich in erster Linie in unseren Wohnungs-Einrichtungen. Freilich wird auch hier noch oft gesündigt, besonders durch halbgebildete, prachtliebende Decorateure, doch eine stilvolle Einrichtung nach dem guten Geschmack der Feingebildeten, Wissenden ist dem modernen Menschen längst zum Bedürfniß geworden.

Soll indessen das deutsche Bürgerhaus nicht nur der behagliche Wohnraum, sondern zugleich die Bildungsstätte seiner Bewohner werden, so darf ihm auch ein geistiger Inhalt nicht fehlen! Aus dieser Erkenntniß ging die Mode der Spruchverzierungen und sogenannten „Haussegen" hervor. Aber auch sie sind nichts weiter als Decoration, durch welche Bibelsprüche und Sentenzen oft herabgewürdigt werden. Es gilt vielmehr, einen geistigen Hausschatz zu schaffen, der dem Hause „als Rückgrat" dient.

Zuerst empfiehlt sich eine gewissenhafte Haus-Statistik. Die Statistik ist eine moderne Wissenschaft, oder vielmehr eine wissenschaftliche Methode, deren Wichtigkeit vom Staate längst anerkannt ist. Ein wohlgeordnetes Hauswesen aber ist ein Staat im Kleinen, — was dort gilt, gilt auch hier. Die Haus-Statistik soll die Bewohner über den Wechsel der Zeiten und der Verhältnisse belehren und ihnen die Möglichkeit an die Hand geben, ihr Haus, den Veränderungen sich anbequemend, im richtigen Verhältniß einzurichten und weiterzuführen.

Am besten wird mit der Haus-Statistik gleich bei Gründung des Hausstandes begonnen. Es sind darin die Preise der Wohnung zu verzeichnen, des Brenn-Materials, des Gesindelohnes und der Lebensmittel. Daß eine ziffernmäßige Kenntniß der gesammten äußeren Verhältnisse den Etat eines jungen Paares reguliren und in die richtigen Bahnen lenken muß, ist selbstverständlich. Als „geistigen Hausschatz" besitze ich ein Ausgabebuch meiner Urgroßmutter, dem zu einer „Haus-Statistik" nur die schulgerechte Methode fehlt. Beim Durchblättern empfange ich den Eindruck, daß unser „luxuriöses Zeitalter" besser ist, als sein Ruf. Die Lebensmittel waren früher allerdings weit billiger, besonders Fleisch, Milch, Eier u. s. w., dafür mußte aber jeder, auch der unschuldigste Luxus ungleich theurer bezahlt werden als heutzutage. Beispielsweise kostete Kaffee feinster Sorte einen Thaler das Pfund, Thee zwei bis drei Thaler; auch der Toiletten-Luxus war wahrlich nicht geringer. Großmama trug als „Frau Notarin" nicht nur Brocat und einen indischen Kaschmir-Shawl, sondern sie besaß in einem massiven Eichenspind auch ein Kleid aus echter Indienne, das in einer Nußschale Platz gefunden haben soll, — freilich bei der antikisirenden Mode verbrauchte man damals zu einem Kleide auch nur eine geringe Meterzahl an Stoff. Als Futterstoff, zu dem uns gewöhnlich Elsässer Baumwollenstoff genügt, figurirte regelmäßig „Florence", ein damals beliebtes Seidengewebe. Heute vermag erfahrungsmäßig der verfeinerte Geschmack der Trägerin auch der Toilette aus einfachem billigen Stoff oft einen Chic zu verleihen, den früher fast einzig die Kostbarkeit und Pracht gab.

Um zu der „Haus-Statistik" zurückzukehren, so müssen ferner bei Vergrößerung der Familie natürlich alle auf die äußeren Verhältnisse bezüglichen Thatsachen gebucht werden: die Geburtstage der Kinder, die Kosten des Wochenbettes, der Lehrmittel mit Beziehung auf den vorgesehenen Lebensberuf. Mit dem Heranwachsen der Kinder wird die Haus-Statistik naturgemäß immer umfangreicher und wichtiger werden. Am besten ist es, wenn der Hausvater frühzeitig anfängt, seine Familien-Mitglieder selbst zu Mitarbeitern zu machen, um damit ihre Aufmerksamkeit auf die im Wechsel der Zeit zur Erscheinung kommenden Vorgänge des äußeren Lebens zu lenken. Im allgemeinen ist es zweckmäßig, die Haus-Statistik sachgemäß zu halten, ähnlich der Staats-Statistik: die unbestechliche Ziffer ist hier wie dort der schlagendste Beweis.

Einen zweiten „geistigen Hausschatz" bildet ein sogenanntes Zeit-Album. Dazu läßt man ein Buch Papier starker Qualität im Folio-Format zusammenheften und klebt Zeitungsausschnitte 2c. und Illustrationen dicht neben einander hinein, — natürlich nur solche, die bedeutende Zeitereignisse zum Ausdruck bringen. Ein Buch Papier pflegt für ein Jahr vollauf auszureichen, um aus der ungeheuren Zahl der Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften das Bemerkenswertheste zusammenzustellen und aufzubewahren. Wenn die Jahresbände bis zu drei oder vier angesammelt sind, läßt man sie vom Buchbinder einfach, aber dauerhaft einbinden. Als einzige Bezeichnung der Albums dient: „Zeit-Album der Jahre ...." Man erhält auf diese Weise eine Chronik der Gegenwart und Vergangenheit, wie sie eindrucksvoller und concentrirter nicht gedacht werden kann, — jedenfalls ist sie weit interessanter, als die unzähligen Photographie-Albums, mit ihren verblaßten Abbildungen uninteressanter, oft längst vergessener Persönlichkeiten, die, als „Bilderbücher für große Kinder" auf dem Album-Tisch des Salons aufgestapelt liegen. Es giebt kein passenderes Mittel, um aus einem Gesellschaftskreise die Langeweile zu vertreiben, als ein vieljähriges, reichhaltiges „Zeit-Album". Irgend ein springender Punkt ist darin bald gefunden, bei welchem die Unterhaltung Wurzel schlägt, um neu belebt, weiter zu ranken. Den höchsten Genuß aber bereitet es, wenn man das Buch einsam durchblättern und so die Brücke überschreiten kann, wo die Zeitgeschichte zur Weltgeschichte wird.

Daneben empfiehlt sich, besonders auf dem Lande, in Schlössern und Villen, wo die Logir-Gäste selten fehlen, ein häusliches Fremdenbuch. In „Unsere Gäste" haben die Besucher selbst einzuschreiben, zu zeichnen, zu dichten, — ganz nach Belieben. Daß dies in einem Privathause, wo man gekannt und vor Indiscretion sicher ist, viel freier und behaglicher geschehen kann als im Hotel, liegt auf der Hand. Denn die Fremdenbücher der Hotels sind längst nichts weiter als prompt geführte Listen zu polizeilicher Controle, in die der Gast seinen Namen hinter der laufenden Nummer einträgt. Die Zeit ist vorüber, wo dem des Schauens müden Wanderer abends das abgenutzte Fremdenbuch des Hotels lieber war als die einzige Zeitung, weil man hoffen durfte, Witz, Geist und Laune darin zu finden.

Gegenwärtig sucht man diese drei in den meisten Fremdenbüchern vergeblich; man muß, um sie zu finden, schon die große Heerstraße verlassen und wenig betretene Pfade aufsuchen. Und selbst dort wird man schwer noch einer originellen Auffassung und individuellen Anschauung begegnen. In „Unsere Gäste" aber, oder im „Pilgerbuch", wie das häusliche Fremdenbuch in manchen Pfarrhäusern genannt wird, vermag jedermann zu reden, wie ihm ums Herz ist, und sein Erinnerungsbild wird dadurch noch charakteristischer und dauerhafter werden. Neben der Haus-Statistik und dem Zeit-Album wird hoffentlich auch das häusliche Fremdenbuch dazu beitragen, den geistigen Interessen unseres Hauses zu dienen, sie zu sammeln und zu mehren, bis das Haus allmählich zur Schatzkammer wird, worin die Bewohner ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Lebens-Erinnerungen gleich Kostbarkeiten aufbewahren und pietätvollen Freunden zur Schau stellen.

Zoë v. Reuß.

Ecke eines Boudoirs im englischen Stil.

Gesundheits- und Körperpflege.

H. v. H. — Der berühmte Dr. P. existirt unseres Wissens nicht mehr. „Nachfolger" pflegen solche Firmen nicht zu haben, wenigstens ist uns von einem solchen noch nichts zu Ohren gekommen. Uebrigens hat das betreffende Fach seit den Zeiten des seligen P. doch einige Fortschritte gemacht. Dr. D.

M. B. in Schrattenthal. — Erschrecken bei leisem Geräusch ist als Zeichen von Nervenschwäche anzusehen. Das Gegenmittel heißt: Kräftigung. Wie man die erreicht, ist in Dr. Otto Dornblüth's kleinem Buch „Gesunde Nerven" gut dargestellt. Dr. D.

Alte Abonnentin. — Die Bezeichnung Gesichtsgries ist uns leider nicht vertraut. Handelt es sich um Verstopfungen von Hautporen, so dürfte eine milde, überfettete Seife, vielleicht eine Borax-Seife hülfreich sein, ohne dem Teint zu schaden. Dr. D.

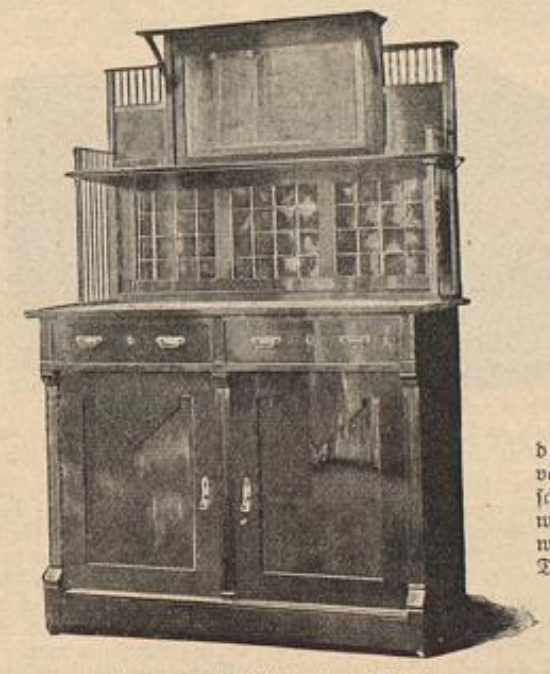
Ludoika in P. — Galvanokaustische Zerstörung von Haarwurzeln werden die meisten Specialisten für Hautkrankheiten ausüben. Solche finden sich gewiß in den Universitäts-Städten Breslau und Prag. Dr. D.

Beschäftigung der Jugend.

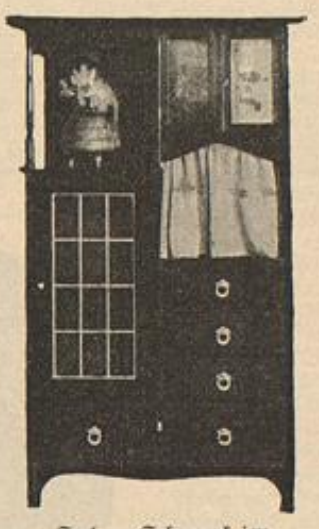
Umrißzeichnen und Ausmalen als Kinderbeschäftigung. — An den langen Herbst- und Winterabenden kommen unsere Kleinen oft mit der Frage: „Muttchen, was sollen wir spielen?" Meine Kleinen hatten unter ihren Spielsachen auch einen Tuschkasten mit dazu gehörigen Bilderbogen; letztere waren bald angemalt, auch alte Kataloge von Herzog, Gerson u. a., die ich dann zum Austuschen hergegeben hatte, waren bald verbraucht. Endlich kam ich auf den Gedanken, meinen Kleinen nach den Umrissen von Garnwickeln in Stern- und Kreuzform, wie sie wohl in jedem Nähtisch sich vorfinden, Figuren aufzuzeichnen, die ich durch Striche und Kreise in einzelne Felder theilte. Diese mußten die Kinder nun in allerlei bunten Farben austuschen, eine Beschäftigung, die ihnen den allergrößten Spaß machte, und bald überboten sie sich gegenseitig in geschmackvoller Farben-Zusammenstellung. Jetzt können die älteren meiner kleinen Schar sich die Sterne schon selbst aufzeichnen, sodaß ich auch diese Mühe spare. — Was die großen Kinder mit den Tuschfarben ausführen, macht der kleine Vierjährige mit seinen Buntstiften nach. J. R.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Zimmereinrichtung als Erwerbszweig. — Einen neuen, originellen Erwerbszweig für Frauen hat Olga Julia von Zaluskowski gefunden, — das Entwerfen von Mustermöbeln und Einrichten von Zimmern, — eine Aufgabe, welche für Frauen mit einigem Geschmack und feinem Farbengefühl besonders dankbar ist. Die Künstlerin läßt die selbsterdachten Möbelformen nach ihren Zeichnungen in ihrer eigenen Tischlerwerkstätte ausführen, sodaß man entweder schon vorhandene Möbel bei ihr kaufen oder solche nach Wunsch und Geschmack bestellen kann. Die eigentliche Specialität der jungen Dame aber ist die Einrichtung vollständiger Wohnungen oder einzelner Zimmer. Sie liefert hierbei nicht nur die Möbel, sondern auch die Tapeten, die Vorhänge, die Teppiche; ja alle kleinen Geräthe, wie Blumen-Vasen, Blumenschalen 2c., nebst den Bildern zum Zimmerschmuck wählt sie in Uebereinstimmung mit dem Charakter des Zimmers aus und ordnet alles mit feinem künstlerischen Geschmack. Zur Füllung größerer Möbelflächen verwendet die Künstlerin gern die vornehm wirkenden Radirungen; wo es angebracht ist, spannt sie auch englischen, stilisirten Velvet als Hintergrund oder Flächenfüllung aus, oder sie bedient sich zu diesem Zwecke zartfarbiger Majolica-Platten. Letzteres sehen wir z. B. bei dem dargestellten Büffet, dessen stilvolle Einfachheit äußerst wohlthuend wirkt. Einen schönen Gegensatz zu dem satten, röthlichen Braun des Alt-Mahagoni-Holzes bietet hier der matte Reseda-Ton der für die Platte und einen Theil der Rückwand verwendeten Kacheln, sowie der im viereckigen Rahmen eingelassene Spiegel. Der gleichfalls dargestellte Salon-Schrank ist bei leichtem Aufbau sehr praktisch und reich an Abwechslung durch seine Verbindung von offnen und geschlossenen Theilen, seidenem Vorhang, einer in Messing gefaßten Glasthür und Holzthüren; in eine derselben ist eine englische Radirung eingelassen. Die verschiedenen großen und kleinen Schubfächer bieten willkommenen Raum. Fräulein von Zaluskowski führt ihre Möbel meist im englischen Geschmack aus, der sich durch seine Grazie und Vielseitigkeit besonders für anheimelnde, gemüthliche Wohnräume eignet. Die Möbel sind nicht schwerfällig, nicht sozusagen männlich, wie bei der deutschen Renaissance, auch nicht gewunden und capriciös, wie bei dem Rococo, sondern leicht und zierlich und doch dabei höchst praktisch und behaglich. Unser Bild giebt die Ecke eines Boudoirs wieder, welches Fräulein von Zaluskowski in diesem Geschmack einrichtete. Auch hier wurde für die Möbel das schön wirkende Alt-Mahagoni verwandt. Das runde Eckſopha ist mit englischem großblumigen Velvet bezogen. Ueber dem Rückenpolster sehen wir mattgrüne Seide faltig ausgespannt; den oberen Abschluß bilden in origineller Anordnung Schränkchen, Spiegel und ein Bord zum Aufstellen von Blumen-Vasen. Ueberall merkt man das Bestreben, auch in der Mannigfaltigkeit jedes Zuviel von



Buffet mit Majolica-Einlage im englischen Stil.



Salon-Schrank im englischen Stil.

Schmuck zu vermeiden, das eine ruhige einheitliche Wirkung stören könnte. Zusammenstimmen der Farben, dem Gebrauch und der Bequemlichkeit angepaßte Formen, edles Material, stilvoll gebundene Phantastik der Stoffmuster sollen ein harmonisches Ganzes schaffen. (Siehe Bezugsquellen.) v. B.

Eine staatlich geprüfte Handarbeits-Lehrerin. — („Aus dem Leserkreise" vom 1/6 97.) Zur Gründung einer Handarbeits-Schule empfehle ich der Fragestellerin die Kreisstadt Borken in Westphalen. Der Mangel einer solchen Schule wird hier sehr bedauert; die Stadt hat etwa 4000, das dazu gehörige Kirchspiel 8000 Einwohner. Frau R.

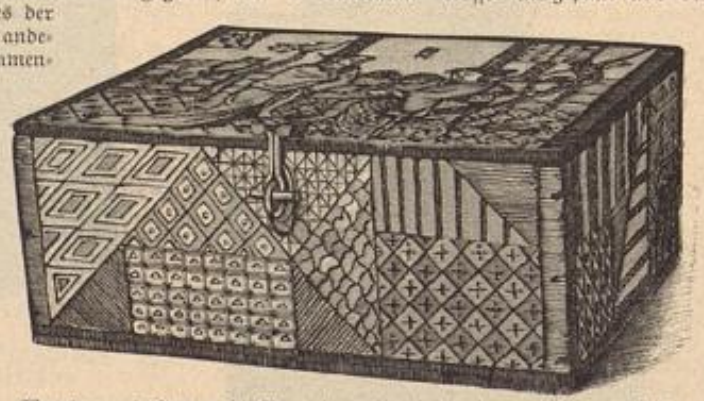
V. M. — („Aus dem Leserkreise" vom 1/6 97). Auf Ihre Frage, Unterricht in nordischer Handweberei betreffend, sind leider keine Anerbietungen eingegangen. Die Red.

Alte Abonnentin seit Bestehen der Modenwelt und Illustr. Frauen-Zeitung. — („Aus dem Leserkreise" v. 15/7 97). Landshut i/B. dürfte sich als passender Ort zur Gründung einer Industrie-Schule erweisen. Eine Abonnentin.

Häusliche Kunst.

Kaffee-Malerei. — „Grau in Grau" zu malen, ist eine schon lange bekannte Kunst, die manchem viel leichter von statten geht, als das Arbeiten mit vielen verschiedenen Farben. Auch „Blau in Blau" zu malen, ist nicht schwierig und wurde den Dilettanten durch die vor einigen Jahren lebhaft aufgenommene Delfter Malerei empfohlen. Neuerdings suchte man nach einer Abwechslung, und so malt man gegenwärtig „Braun in Braun", benutzt aber hierbei nicht die feinzubereitete Wasserfarbe von der oder jener Fabrik, sondern das National-Getränk der Sachsen, — den Kaffee. Die Sache ist keineswegs Spielerei. Daß Kaffee unter Umständen Flecke verursacht, hat wohl jeder schon zu beobachten Gelegenheit gehabt, — warum sollte diese physikalische Erscheinung nicht auch der Kunst oder sagen wir, bescheidener, den Liebhaberkünsten dienstbar gemacht werden? Bietet sie doch zugleich einen gewissen Reiz, begründet in der Neuartigkeit und Absonderlichkeit des Malmittels, der auch das Interesse an der Sache erhöht und das Ganze zu einer „allerliebsten Beschäftigung" stempelt. Bei der Kaffee-Malerei verfährt man genau wie bei der Delfter Malerei, nur mit dem Unterschied, daß man bei ersterer immer mit ein und derselben Farbe malt und die Abtönung durch mehrmaliges Auftragen zu bewerkstelligen sucht. Stets muß der vorhergehende Auftrag völlig getrocknet sein; nach 15- bis 20-facher Uebermalung wird man bis zu Tiefschwarz gelangen, — also hat man genügend Mittel zur Hand, um etwas wirklich Werthvolles und Künstlerisches zu schaffen. Die einzige Schwierigkeit und damit das Künstlerische besteht eben darin, daß man genau berechnet, wie und wo ein Neu-Auftragen der Kaffeefarbe, d. h. wie und wo eine Abtönung zu geschehen hat. Bei der Arbeit beginnt man zunächst mit dem Aufzeichnen — z. B. einer Landschaft. Die hellsten Partien bleiben unbedeckt, werden sonach ausgespart, alles andere wird einmal ganz überstrichen, wozu man einen großen und vollen Pinsel benutzt. Unbedingt zu vermeiden ist die Bildung von Rändern; man halte stets einen Wasserpinsel zur Hand und verstreiche die Grenzen, solange sie noch feucht sind. Der zweite Auftrag ist schon schwierig, denn nirgends, außer bei Einzel-Figuren, darf der durch Auftragen hervorgerufene dunklere Ton unvermittelt sichtbar sein. Auch hier muß daher tüchtig verwischt werden. Jedes fernere Auftragen findet naturgemäß eine immer beschränktere Anwendung, sodaß nach 10- oder 12-facher Ausmalung das Bild schon fast fertig dastehen kann. Blumen in Kaffee-Malerei ausgeführt, sehen gleichfalls recht hübsch aus und bilden eine passende Verzierung für Briefbogen und Karten. F. Moser.

Werkzeugkasten mit Brandmalerei im japanischen Stil. — Als Behälter für meine Kerbschnitzmesser und andere Utensilien dient mir seit kurzem eine 27 cm lange, 21 cm breite, 11 cm hohe Holzkiste, die ich mit Brandmalerei im japanischen Stil ausstattete. Nachdem ich Deckel und Seitenwände mittelst Glaspapier glatt gerieben hatte, brannte ich an allen Flächen einen 1 cm breiten dunkeln Rand, auf den Deckel, — nach der Vorlage eines japanischen Lampenschirmes, — zwei Japanerinnen, eine in stehender, die andere in sitzender Stellung. Den Hintergrund bildet eine Art Veranda mit Strauchwerk und bunten Vögeln, sowie einige Tafeln mit japanischen Schriftzeichen. Die gebrannten Contouren malte ich in Wasserfarben so aus, daß die beiden Gestalten, die eine in Blau, die andere in Roth gehalten, am deutlichsten hervortreten. Die Seitenwände des Kastens verzierte ich mit dem verschiedenartigsten Plein, in Vier- oder Dreieck-Figuren, wie es der Raum gerade gebot. Jedes der Muster wurde mit anderer Farben-Zusammenstellung ganz bunt ausgemalt, was dem Ganzen ein höchst originelles Ansehen giebt. Nachdem nun auch die Querschnitte des Holzes dunkel gebrannt und alles gut getrocknet war, wurden die Flächen gewichst. Den Deckel befestigte ich hierauf hinten mit Charnieren, vorn wurde er mit einer hübschen Schließe versehen, durch die man nach Belieben einen Knebel oder ein Schloß schiebt. Das Innere des Kastens wurde mit hochrothem Flanell ausgeschlagen, den kleine Messing-Ziernägel befestigen. Das Kästchen sieht so hübsch und eigenartig aus, daß niemand seinen Ursprung errathen kann. Vielleicht findet die Arbeit unter meinen Mitleserinnen Nachahmung. J. K.



Werkzeugkasten mit Brandmalerei im japanischen Stil.

Fürs Haus.

Lichtkrone und Blitzkocher. — Wenn auch unsere Großstädte sich bereits in einem Elektricitäts- und Gaslichtmeer baden, so ist doch die traute Förderin der Behaglichkeit, die einfache Lampe, nicht aus dem täglichen Leben der Menschen verbannt. Gebr. Egemann in Mühlheim a. d. Ruhr haben derselben neuerdings ein Paar äußerst nützliche kleine Gefährten zur Seite gegeben, die in keinem Junggesellenheim, — ich meine damit auch die weiblichen Junggesellen, — in keiner Kinder- oder Krankenstube fehlen sollten, und die ich allen Freunden unseres Blattes, die dasselbe noch beim Licht der Petroleum-Lampe lesen, aufs allerwärmste empfehlen möchte.

Die Lichtkrone wird vor dem Anzünden der Lampe fest auf den Cylinder gesetzt, nachdem man das schließende Plättchen mittelst des Knopfes so hoch wie möglich aufgezogen hat. Dann wird die Lampe angezündet; wenn auch später die Flamme so weit hinaufgeschraubt wird, als es ohne, daß sie raucht, möglich ist, so hat man doch fortwährend ein sehr ruhiges, gleichmäßiges, angenehmes Licht und verbrennt trotzdem $^1/_4$ weniger Petroleum, als es sonst bei gleicher Leuchtkraft geschehen würde. Durch Benutzen der Lichtkrone wird außerdem der Cylinder gleichmäßiger erwärmt und so das leidige Springen desselben sehr vermindert, was der rechnenden Hausfrau manche Mark und manchen Aerger erspart. Kein Zugwind löscht die Lampe aus, wenn sie an warmen Sommer-Abenden im Garten oder auf der Veranda brennt; kein dreister Nachtschmetterling kann sich in die Flamme verirren, wenn auf dem Cylinder die Lichtkrone thront.

Lichtkrone.

Blitzkocher in seinen einzelnen Theilen.

Zum Auslöschen der Lampe drückt man das Knöpfchen der Krone fest herunter, wodurch augenblicklich die Flamme erstickt und jede Explosions-Gefahr vermieden wird. Am ersten Gebrauchsabend kann es vorkommen, daß sich das Metall des Obertheils der Lichtkrone durch die sehr starke Hitze, der es fortwährend ausgesetzt ist, etwas zieht, wodurch das Herabdrücken des Knöpfchens zum Auslöschen erschwert wird. Doch fällt dies bei mehrmaligem Gebrauch vollständig fort.

Viel freudiger noch als die Lichtkrone habe ich aber den Blitzkocher begrüßt, der mir und vielen meiner Freunde, denen ich den hübschen kleinen Apparat verehrte, schon geradezu unentbehrlich geworden ist. Man hat ja längst, um die Lampenhitze auszunutzen, allerhand langbeinige, „kippelige" Apparate angefertigt, die ich stets mit zitternder Hand und Unglück ahnender Seele auf die Lampenglocke hing oder stellte. Der „Blitzkocher" läßt alle diese Sorgen schwinden und zeigt sich früheren Erfindungen weit überlegen. Er paßt auf jede Lampe, und sein solides Untergestell gewährt das Behagen des Glaubens an seine Sicherheit. Er ruht fest auf der Glocke, und eine Röhre, die in sein Inneres hineinragt, umschließt den Cylinder. Hauptsächlich durch letztere Einrichtung wird der Inhalt des Kochers in äußerst kurzer Zeit zum Sieden gebracht. Setzt man den Apparat mit drei Tassen kalten Wassers auf eine gewöhnliche Lampe (kein Doppelbrenner!), so wallt das Wasser in 8 bis 10 Minuten. Mein „Blitzkocher" ist mit Untersatz und Deckel 15 cm hoch, ersterer hat 38 cm Umfang und besteht aus Weißblech (Preis 2 Mk.); ein nickelplattirter Kocher ist eleganter, aber natürlich wegen des dickeren Metalles weniger rasch in seiner Thätigkeit, auch kostspieliger in der Anschaffung. Der Kocher verursacht keinen Geruch im Zimmer und wird nicht schwarz und rußig. Die einzige Vorsicht, welche man beim Gebrauch beobachten muß, ist, daß die zu erhitzenden Getränke oder Speisen, — denn man kann auch sehr wohl eine Suppe im „Blitzkocher" bereiten oder etwas braten, — stets die Röhre im Innern des Apparates auf ihrer oberen Fläche bedecken müssen, weil diese durch die von der Lampe entwickelte enorme Hitze sonst in kürzester Zeit würde durchgebrannt werden.

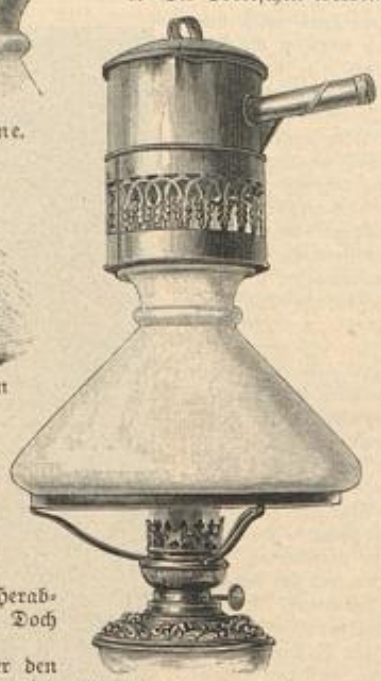
Frau von Fr.

Nach der Reise. — Selbst für die Glücklichen, denen Mittel und Zeit für lange Reisen zu Gebote stehen, pflegt endlich die Stunde der Heimkehr zu schlagen. Da werden die Koffer ausgepackt und bis zur nächsten Reise verwahrt, — oft in nicht weniger als tadellosem Zustande. Ich lasse jeden Korb und Koffer, jede Handtasche nach der Reise stets gründlich nachsehen, ob irgend etwas daran schadhaft ist. Wenn sich eine Schraube gelöst, ein Henkel durchgerieben, eine Schnalle gelockert hat, wird das betreffende Stück zum Korbmacher oder Sattler geschickt und ausgebessert. Dann sammle ich alle Schuhbeutel und lasse sie waschen, wenn es nöthig ist, jedenfalls aber feucht ausplätten. Auch alle andern Kleinigkeiten: Plaid-Riemen und -Hüllen, Schwammtaschen, Schirmhüllen, — genug alles, was man auf der Reise gebraucht, wird gesäubert und geordnet. In den Seifenbehälter lege ich gleich ein neues Stück Seife; Kämme, Bürsten, Schwamm und Seiflappen, die ich nur für Reisen benutze, werden auch nachgesehen. Ist jedes Stück tadellos, so wird es wieder hinein gelegt, ist das nicht der Fall, so nehme ich es für den täglichen Gebrauch und ersetze es gleich durch ein neues. Nachdem noch ein sauberes Kammtuch, einige Haarnadeln dazu gelegt wurden, ist das Necessaire wieder „reisefertig". Meine einfache Reiseschreibmappe fülle ich gleich wieder mit Papier, Umschlägen, Packet-Adressen, Bleistift und Federn, ebenso den kleinen Nähkasten mit allem, was hinein gehört. Der Bezug des Reisekissens wird gewaschen, das Notizbüchlein nebst Flacon kommt in eine Umhängetasche, und dann packe ich alle diese Sachen, nebst einer Reisebibel in weichem Ledereinband zusammen in einen Koffer und lege ein Verzeichniß dazu. Alle Ledersachen werden von Staub gereinigt und mit Crême oder Lack eingerieben, die Vorhängeschlösser geölt, die Schlüssel alle auf ein Band gereiht, nebst den Schlössern in ein Pappkästchen gelegt und mit in dem Koffer bis zur nächsten Reise verwahrt. Dann baue ich auf einer Bodenkammer alle Koffer aufeinander, — nur der mit den Reise-Utensilien steht allein, — und lege eine Decke darüber. H. Norden.

Abonnentin in Kurland. — Thüren und Fenster, welche im rohen Holz lackirt sind, reinigt man von Fliegenschmutz durch Abwaschen mit lauwarmem Wasser, dem auf 1 l Wasser $^1/_2$ Glas Salmiakgeist zugesetzt wird. Mit reinem Wasser nachgespült, reibt man danach mit Flanelltüchern trocken. A. H.

Küche.

Ebereschen auf verschiedene Arten einzumachen. — 1. Die Ebereschen werden, sobald sie ihre volle Reife erlangt haben, in gleicher Weise wie die Preißelbeeren eingekocht, nur mit dem Unterschiede, daß sie etwas länger kochen müssen und auf $1^1/_2$ kg Beeren $^1/_2$ kg Zucker gerechnet wird.



Blitzkocher, auf der Lampe stehend.

2. Zu 1 Glas Beeren nimmt man 2 Gläser grob gestoßenen Zucker und 1 Glas Wasser. Das Wasser wird mit dem Zucker so lange gekocht, bis er sich zum Faden spinnt; nach einigem Verkühlen werden die Beeren hineingethan und so lange im Zucker gekocht, bis sie kleine Falten zeigen.

3. 1 kg Beeren wässert man 5 Stunden in kaltem Wasser, kocht inzwischen $^1/_2$ bis $^3/_4$ kg Zucker mit $^1/_8$ l Wasser unter häufigem Abschäumen auf, giebt die abgetropften Beeren hinein und läßt sie 10 Minuten unter beständigem Umrühren darin aufkochen. Darauf füllt man die Beeren mit einem Schaumlöffel in Gläser, läßt den Saft noch weiter einkochen und gießt ihn heiß über die Ebereschen.

4. Gelée wird aus Ebereschen bereitet, indem man sie ganz mit Wasser bedeckt und so lange darin kochen läßt, bis ihnen der Saft vollständig entzogen ist. Danach gießt man die Masse durch ein Haarsieb und wiederholt dies so oft, bis der Saft ganz klar ist, kocht ihn dann zu gleichen Gewichtstheilen mit Zucker bis zum „kurzen Faden" bei fleißigem Abschäumen ein und füllt ihn noch heiß in Gläser. A. H.

Agnes P. — Allasch: Die Destillation besteht aus 6 kg holländischem Kümmel, 150 g Coriander, 100 g Cuminsamen, 100 g Anis, 75 g Veilchenwurzel mit 100 l (90%) Sprit und 35 l Wasser. Die ersten 3 l werden als Vorlauf weggenommen und für ordinären Kümmel verwendet. Das feine Destillat beträgt etwa 90 l und genügt für 200 l Allasch, den man auf 45% hält und mit 25 kg Zucker per 100 l versüßt; dieser Likör bleibt immer ungefärbt.

(Chem.-techn. Lexicon von Dr. Versch.)

(Für Destillation in kleinem Maßstabe bedient man sich gewöhnlich der Glas-Retorten, zu beziehen durch die Glashütten-Werke der Firma von Poncet, Berlin, Köpenickerstr. 54.) A. H.

Gärtnerei.

Frau v. W. in B. — Die vorsichtige Ernte ist alles, was Sie zur Vermehrung der Morcheln thun können. Kommen die Pilze nur an vereinzelten Stellen der Kiefernschonung vor, so ist dies ein Beweis dafür, daß ihnen die Oertlichkeit nicht günstig ist. Die künstliche Zucht der Morcheln ist bisher nur in Frankreich versucht worden und zwar mit Erfolg nur in Gemüsegärten zwischen Artischoken, welche die Morchel sehr zu lieben scheint. In unserem deutschen Klima lassen sich Artischoken leider meist nicht gut kultiviren, sie erfordern namentlich im Winter den sorgfältigsten Schutz. M. H.

M. B. in Schrattenthal. — Tuberosen müssen jährlich frisch gekauft werden. Nach der Blüthe stirbt die alte Knolle ab, und die sie kranzförmig umgebende junge Brut bedarf, um wieder blühbar zu werden, einer mehrjährigen sachgemäßen Kultur im freien Lande, die unter unseren klimatischen Verhältnissen nicht gut ausgeübt werden kann. Es gelangen nur importirte Knollen in den Handel, die recht billig sind. M. H.

Allgemeines.

Alterthümer zu kaufen gesucht. — Ich habe die Absicht, altes Porzellan, geschliffene Gläser, ein eingelegtes Spinnrad und dergl. zu kaufen, möchte aber nicht mit einem Antiquitäten-Händler in Verbindung treten. Angebote mit Preisangaben erbittet: H. G. in L.

Frau Stadtrath L. — Bei mäßigen Pensions-Bedingungen neben vollständigem Familienanschluß dürfte ein geeigneter Aufenthalt für Ihre Tochter sich bieten bei Frau Leopold Schneggenburger, Berlin W, Bülowstr. 81 IV.

„Abonnentin in Rußland", „Treue Abonnentin in Würzburg", „S. in G.", „Neue Abonnentin" und **andere.** — Wir verweisen Sie auf die Notiz „Zur Beachtung" am Anfange von „Aus dem Leserkreise" in der Nummer vom 1/7 d. J. Die Red.

Bezugsquellen: Büffet, Salon-Schrank ꝛc. und ganze Zimmereinrichtungen: Frl. Olga Julia von Zalinskowski, W, Nollendorfstr. 21a I. Blitzkocher und Lichtkrone: Gebr. Egemann, Mülheim a. d. Ruhr.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Pestalozzistr. 87.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den litterarischen Theil: Hugo Hein; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 19. III. 1. October 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

I. Kapitel.

Baron Bruno trat aus dem Schlafzimmer in sein Arbeitsgemach. Der Diener folgte ihm und drückte geräuschlos die Thür ins Schloß. Dann eilte er an seinem Herrn vorbei, um die Vorhänge des gegenüberliegenden Eingangs zum Frühstückszimmer auseinander zu ziehen.

Aber Baron Bruno trat nicht über die Schwelle. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf den für drei Personen gedeckten Tisch, der, aus der Mitte des großen Zimmers fort, nach dem Fenster zu gerückt schien.

„Mein Bruder noch nicht auf?"

„Der Herr Oberstlieutenant sind noch beim Ankleiden, Herr Baron."

„War Fräulein von Gaddern schon unten?"

„Zu Befehl, Herr Baron. Gnädiges Fräulein sind in der Wäschekammer."

„Geh hinüber, Ernst: Ich lasse das gnädige Fräulein zum Frühstück bitten."

Der Baron trat in sein Arbeitszimmer zurück und an seinen Schreibtisch. Da lag die ziemlich umfangreiche Morgenpost, Briefe und Drucksachen. Er sah sie flüchtig durch, meist nur die Aufschriften der Umschläge betrachtend. Dann schien er endlich einen Brief in die Hand bekommen zu haben, den er erwartet hatte. Er öffnete das Schreiben mit umständlicher Sorgsamkeit, und über sein glattes Gesicht ging ein kurzes befriedigtes Lächeln, als er die wenigen Zeilen des Inhalts gelesen hatte. —

„'n Morgen, Bruno!"

Der Baron wandte sich um und streckte dem älteren Bruder die Hand hin. „Guten Morgen, lieber Fritz," sagte er mit seiner etwas verschleierten Stimme. „Gut geschlafen, — die erste Nacht auf Schloß Trunberg?"

„Leidlich, mein Theuerster. Mir ging allerlei dummes Zeug im Kopf herum, Gedanken über meine dienstliche Thätigkeit in der nächsten Zeit und noch allerlei anderes, über das ich heute mit Dir sprechen muß. Gestern Abend war's ja nicht möglich. Deine Gaddern war nicht einen Augenblick außer Sicht oder Hörweite."

„Unangenehmes, Fritz?" Der Schloßherr hob mit einer leisen Geberde des Abwehrens die Hand „Wenn Du es mir ersparen kannst, — ich bin heute am allerwenigsten aufgelegt."

Der Bruder schüttelte den Kopf. „Das wird Dir wohl nichts helfen, mein Junge. Um es kurz zu machen: Unsere theure Mama hat mir geschrieben. Der Brief gilt uns beiden; sie fühlt sich in Stellhausen plötzlich über die Maßen einsam, hat schmerzliche Sehnsucht nach ihren Kindern — und kündigt uns, oder eigentlich Dir, ihren Besuch an."

„Um aller guten Götter willen!" Der jüngere fuhr aus seiner etwas apathischen Haltung auf. „Nein, Fritz, nur jetzt nicht. Bei aller kindlichen Rücksicht, — weder Du noch ich können Mama jetzt hier brauchen. Es ist wirklich unmöglich!"

„Kindliche Rücksicht, — sehr hübsch gesagt! Einfach rührend!" Der Oberstlieutenant lachte. Man sah es nur, man hörte es nicht. „Wir wollen die schöne Empfindung aber lieber bei Seite lassen. Im Grunde stimme ich Dir ja durchaus bei. Mama mag doch Schwester Margit besuchen, um ihrer unbezwingbaren mütterlichen Sehnsucht Genüge zu thun."

Sie sahen sich einen Moment ins Auge, beide von dem gleichen Gedanken erfüllt. Dann sagte der Oberstlieutenant kurz: „Aber nun komm frühstücken, — es ist wirklich Zeit." Und sie schritten nebeneinander zum Frühstückszimmer.

Fast um Haupteslänge überragte die breitschulterige Gestalt des Offiziers den schmächtigen, feingliedrigen Bruder. Sie sahen sich auch sonst durchaus nicht ähnlich, — vielleicht bis auf einen ewig suchenden Ausdruck in den hellblauen Augen. Der Oberstlieutenant war eine stattliche, militärisch schöne Erscheinung. Die energisch geschnittenen Züge zeigten die gesunde Röthe eines Mannes, den sein Beruf viel in die freie Luft führt; der lange blonde, sorgfältig gepflegte Vollbart war am Kinn ausrasirt. Baron Bruno schien aus weicherem Holz geschnitzt. Sein hübsches Gesicht hatte etwas Rococomäßiges, Zierliches, wozu der kleine Schnurrbart à la Haby, der heute morgen sicher schon unter der Bartbinde gewesen war, vortrefflich paßte. Während der jüngere Bruder bereits in voller Toilette war, — dunkler Jacketanzug von englischem Schnitt, — trug der ältere zu den hohen Lackstiefeln und den Uniform-Beinkleidern eine schwedische Lederjoppe. Genau die gleiche, wie jene „historische", in der ganzen Armee bekannte, die der Chef des Militär-Kabinets zu tragen pflegte.

„Deine Gaddern läßt warten, wie es scheint," meinte der Oberstlieutenant, als sie an den Frühstückstisch traten. „Hör 'mal, Bruno, ein bißchen unter dem Pantoffel stehst Du doch."

Ehe der Schloßherr etwas erwidern konnte, wurde aber die Thür zum Flur geöffnet, und die langjährige Hausdame, — beide Brüder waren Junggesellen, — trat ein. Eine ältere Dame von distinguirter Erscheinung, mit einem klugen, nicht hübschen, aber ansprechenden Gesicht unter schlohweißem Haar. Aus der ganzen Art, wie sie die Herrn begrüßte, oder richtiger, deren Grüße entgegennahm, ging sofort hervor, daß sie sich auf Schloß Trunberg längst eine sichere Stellung geschaffen hatte. Ihre Haltung Baron Bruno gegenüber hatte nicht selten etwas Schwesterliches, ihr Ton bisweilen einen fast mütterlich fürsorglichen Klang, während sie dem Bruder dann und wann in einer feinen, nur ihm verständlichen Wendung zu markiren wußte, daß sie sich ihm gegenüber anders, fremder zu stellen wünsche.

Mit hausfraulicher Gewandtheit und dabei mit fast jugendlicher Anmuth wartete sie ihres Amtes am Theetisch, mit einem einzigen Blick dirigirte sie den Diener, — mit großer Sicherheit lenkte sie das Gespräch. Sie sprach von dem Offizier-Corps des Regiments in der unmittelbar benachbarten Residenz, an dessen Spitze der Oberstlieutenant soeben gestellt worden war, und das er selbst noch nicht genauer kannte; es mußte ihm angenehm sein, in so discreter Weise orientirt zu werden. Dann sprach sie vom Hofe.

„A propos, liebe Freundin!" schaltete Baron Bruno ein. „Ich empfing vorhin einige Zeilen vom Hofchef des Prinzen Ottokar. Es wird Dich auch interessiren, Fritz: Dein einstmaliger Reisegefährte will mir die Ehre geben, in der nächsten Woche mein Gast zu sein." Er sagte es, wie man von einer angenehmen, aber keineswegs überraschenden Nachricht spricht. Ganz gelang es ihm jedoch nicht, den absichtslosen Ton zu treffen. Und die leise Erregung zitterte auch noch in seinen nächsten Worten nach: „Wie werden wir die Herrschaften logiren, liebe Freundin? — Sie kommen auf drei bis vier Tage, schreibt Freund Insingen."

Fräulein von Gaddern gab kurz und knapp ihre Meinung ab: Schloß Trunberg war ja groß genug und vollauf eingerichtet, hohen Besuch zu empfangen. Während sie sprach, lehnte sich der Oberstlieutenant weit zurück und wandte, scheinbar uninteressirt, den Kopf seitwärts, dem offenen Fenster zu, als wolle er lediglich den prächtigen weißen Pfau betrachten, der dort draußen auf dem Bassin-Rande des plätschernden Springbrunnens sich brüstete. Erst als die Zimmerfrage geregelt war, beugte er sich wieder vor und fragte, wie beiläufig: „Die Prinzeß kommt auch mit, Bruno?"

Der Bruder nickte, sichtlich froh gestimmt. „Insingen schreibt, Ihre Durchlaucht freue sich ganz besonders, Trunberg kennen zu lernen! Du bleibst natürlich oben, Fritz. Schütze mir nicht den Dienst vor; in einer halben Stunde bringen Dich meine Rappen bis vor die Kaserne."

„Nein, Bruno, — ich danke Dir sehr. Aber ich gehöre zu meinem Regiment. Gerade in der ersten Zeit am meisten. Es würde mir verdacht werden, wollte ich bei Dir bleiben. Nein, — nein! Suche mich nicht umzustimmen. Morgen spätestens ziehe ich hinunter nach dem ‚Erbprinzen', bis sich eine passende Wohnung findet." Er sprach es mit einer Entschiedenheit, die jede Widerrede unmöglich machte.

Der Diener trat an den Schloßherrn heran und flüsterte ihm etwas zu. Bruno Pflaume erhob sich sofort. „Verzeih, Fritz, mein Arzt ist drüben; Du leistest Fräulein von Gaddern wohl noch etwas Gesellschaft?"

„Immer noch Doctor Bernhaupt —?"

„Jawohl, Fritz! Ich bin gleich wieder zurück."

Einige Augenblicke saßen sich Fräulein von Gaddern und der Oberstlieutenant schweigend gegenüber. Er zerkrümelte ein Restchen Weißbrod zwischen den weißen, etwas starken Fingern; sie machte sich an der Theemaschine zu thun.

„Nehmen Sie noch eine Tasse, Herr von Pflaume?" Sie vermied als Norddeutsche aus altadliger Familie stets, dem Namen der Brüder den „Baron" hinzuzusetzen.

„Ich danke sehr, gnädiges Fräulein!"

Er schwieg wieder. Aber dann hob er ein wenig den Kopf: „Was ist eigentlich aus der Tochter des Doctors geworden, gnädiges Fräulein? Wie hieß sie doch . . . Ella . . . richtig! Ist sie noch bei dem Vater?"

„Gewiß, Herr von Pflaume," erwiderte die Hausdame mit einiger Verwunderung im Ton. „Wo sollte sie anders sein?"

Der Oberstlieutenant hatte aus der letzten Krume seiner Semmel sich kunstreich ein kleines Herz geknetet. Er schnippte es jetzt bei Seite und sagte: „Ich hörte einmal, sie wolle Lehrerin werden; das veranlaßte meine Frage. Ist sie übrigens so hübsch geworden, wie sie zu werden versprach, gnädiges Fräulein?"

Die Antwort war wieder sehr kurz: „Man sagt, Fräulein Bernhaupt sei eine Schönheit." Es lag etwas entschieden Abwehrendes in der Auskunft, mehr noch im Ton, als in den Worten. Auch erhob sich Fräulein von Gaddern und überließ, hausfrauliche Pflichten vorschützend, den Oberstlieutenant sich selbst.

Er saß noch einige Minuten, in Gedanken versunken, am Frühstückstisch. Dann stand er auf und trat in das Arbeitszimmer des Bruders, das sehr große Gemach langsam durchschreitend. Bald hier, bald dort blieb er stehen, um irgend einen der vielen Kunstgegenstände, die Baron Bruno hier um sich versammelt, zu betrachten; er nahm wohl auch einmal eine zierliche Meißener Gruppe vom Borde oder drehte eine Bronze von Barbedienne um, aber alles doch ohne eigentliches Interesse. Nur an einem niederen geschnitzten Schrank machte er längeren Halt und musterte aufmerksam die doppelte Reihe von Photographien auf der schön gebeizten Fläche, eine jede gleichmäßig in ganz glattem, schmalem Goldrahmen. Fast auf jedem Portrait stand der eigenhändig geschriebene Name, bisweilen auch ein kurzer freundschaftlicher Widmungsgruß irgend einer hohen Persönlichkeit oder einer Künstlergröße von Weltruf. Der Oberstlieutenant lächelte ein wenig spöttisch, aber doch auch ein wenig neidisch: „Was der Junge mit seiner Bärenjagd für ein Glück hat!" murmelte er leise vor sich hin. „Nun, das Beste machen wohl die alte Gaddern und die berühmte Gastfreundschaft von Trunberg, — mir kann's schließlich nur lieb sein!"

Da hörte er die weiche Stimme seines Bruders hinter sich und wandte sich schnell um.

Baron Bruno stand an der Thür des Schlafzimmers und neben ihm Doctor Bernhaupt, ein schlicht aussehender alter Herr.

„Es hat gar nichts auf sich, Herr Baron. Wirklich nicht!" hörte der Oberstlieutenant den Arzt sagen. „Eine leichte Nervenabspannung, — einige Tage Ruhe und Sie sind ganz frisch."

„Soll ich Brom nehmen?"

„Nein, — nein! Nur Ruhe, früh ins Bett und viel frische Luft, Herr Baron."

Die Herren schüttelten sich die Hände, und erst im Fortgehen bemerkte der Arzt den Offizier. Er verbeugte sich ziemlich steif, der Oberstlieutenant that das Gleiche. Dann geleitete der Schloßherr Doctor Bernhaupt bis zum Ausgang, und hier sagte er: „Schönste Grüße an Fräulein Ella! Hoffentlich sehen wir Sie beide recht bald einmal freundschaftlich bei uns. Fräulein von Gaddern hat schon gescholten, daß sich Fräulein Ella so rar macht."

Als der Arzt nach einem kurzen Dankeswort gegangen war, trat Baron Bruno zu dem Bruder heran. Er sah ein wenig verstimmt aus. „Warum begrüßtest Du meinen guten Nothelfer denn so förmlich, Fritz, fast unfreundlich?" sagte er vorwurfsvoll.

„Ich gab der Form nach den Gruß, meine ich, genau so zurück, wie er mir geworden war."

Der Jüngere zuckte die Achseln, warf sich in den Schreibsessel und begann, seine Briefe durchzusehen. Der Oberstlieutenant nahm seine Wandlung durch das Zimmer wieder auf.

Plötzlich machte er am Arbeitstisch Halt und sagte: „Sag 'mal um des Himmels willen, Bruno, warum quälst Du Dich immer noch mit diesem altmodischen Dorfdoctor? Es giebt unten in Villau doch gewiß ganz tüchtige Aerzte!"

„Ich bin mit ihm zufrieden. Er kennt meine Natur am besten, — kurz, ich habe noch nie das Bedürfniß nach einem anderen ärztlichen Beistand gehabt." Baron Bruno sprach es, ohne aufzusehen, anscheinend ganz in einen der vielen Bettelbriefe vertieft, die tagtäglich auf dem Schreibtisch des Millionärs einliefen.

„Mir ist der Mann immer wenig sympathisch gewesen!"

„Das weiß ich, — leider."

„Du mußt zugeben, Bruno, er paßt, — ganz abgesehen von seiner ärztlichen Eignung, — wenig oder gar nicht zu Dir. Und nun erst recht nicht in die Gesellschaft, die Du über alles in der Welt liebst." Der Oberstlieutenant lachte wieder sein spöttisches, unhörbares Lachen; da aber der Bruder nicht antwortete, sondern wenigstens scheinbar ruhig weiter las, begann er aufs neue das Zimmer mit langen Schritten zu durchmessen.

Nach einigen Minuten kehrte er jedoch an den Schreibtisch zurück. „Laß einmal die Briefe, Theuerster," sagte er gereizt. „Hör mich an: ich glaube es ist wirklich Zeit, Dir über Dich selbst klaren Wein einzuschenken. Dieser Doctor Bernhaupt ist Dir nämlich herzlich gleichgültig. Aber für die kleine Ella Bernhaupt hattest Du immer ein Faible, — schon als sie noch in ganz kurzen Röckchen ihre runden Wädchen zeigte. Bruno, — laß Dir rathen: sie werden Dich einfangen . . . ."

Auf dem Antlitz des anderen war eine jähe Röthe emporgestiegen. Er zerknitterte den Brief, den er in der Hand hatte, und warf ihn zu Boden. Und dann sprang er auf und gab sehr entschieden, mit einer Heftigkeit, die mit seinem sonstigen Wesen gar nicht recht im Einklang stand, zurück: „Ich bitte dringend, Fritz, von Fräulein Bernhaupt nicht in diesem Ton zu sprechen. Ueberhaupt, Fritz: kehre vor Deiner Thür. Ich werde zu thun wissen, was ich zu thun habe!" —

II. Kapitel.

Es ging in Villau das dunkle Gerücht, daß Seine Königliche Hoheit, der regirende Herzog, in jenen nun um ein halbes Menschenalter zurückliegenden Tagen, da er noch ein junger flotter Erbprinz war, ein nicht ganz seltener Gast in der kleinen Weinstube von Karl August Theodosius Dunse gewesen sei. Man zeigte sogar noch eine Hinterpforte, durch die der „Herr", wie der Herzog in den intimeren Hofkreisen kurzweg genannt wurde, das düstere Stübchen meist gewonnen haben sollte, um dem Gaffen der Marktleute zu entgehen; bei localpatriotischen Gelegenheiten begehrten die Stammgäste „Herrenwein", einen alten weißen Bordeaux, von dem das weitere dunkle Gerücht ging, daß der Erbprinz ihm eine besondere Verehrung gewidmet hätte. Im Laufe der langen Zeit mußte der rechte Jahrgang menschlichem Ermessen nach freilich längst ausgetrunken worden sein, aber Papa Dunse schien doch immer noch eine verstaubte und Spinnenweb-überzogene Flasche Peyraguey in einer Ecke seines großen Kellers zu finden, und er brachte sie mit einer so feierlichen Miene in dem länglichen Eingießkörbchen an den Stammtisch, daß es eitel Frevel gewesen wäre, an der völligen Uebereinstimmung ihres übrigens wirklich untadligen Inhaltes mit dem Original-Herrenwein zu zweifeln. Selbstverständlich prangte seit Menschengedenken auch über der Firma Karl August Theodosius Dunse das Herzogliche Wappen, und der Herr Hoflieferant und Stadtrath war ebenfalls schon seit Menschengedenken mit der vierten Klasse des Herzoglichen Hausordens decorirt.

Das alles verlieh der kleinen Weinstube einen gewissen Nimbus. Aeußerlich war sie sonst nichts weniger als vornehm. Im Gegentheil! Um zu ihr zu gelangen, mußte man durch den schmalen Delicatessen-Laden, der den Grundstock des Geschäftes gebildet hatte, und an dem das Herz des alten Dunse so sehr hing, daß er ihn trotz alles Drängens seines modernen Aeltesten nicht aufgeben wollte. Ein leiser, undefinirbarer Geruch nach Wurst, Schinken, geräucherten Fischen, Apfelsinen, verschiedenen Käsesorten wehte bisweilen bis in die anstoßende Weinstube selbst, und deren Ausstattung war auch so einfach, wie nur möglich. Einige alte langgestreckte, ungedeckte Mahagoni-Tische, an den Wänden Bänke, stark abgenutzte Rohrstühle, Lithographien des Herzoglichen Paares und des alten Kaisers, in einer Ecke ein großer Kachelofen und davor auf einem Regal das Conversations-Lexicon, die Rangliste und ein paar Zeitungen, als Beleuchtungsmittel zwei Gasarme ohne Glocken, — das war das Ganze. Aber die beste Gesellschaft der Residenz verkehrte trotzdem in § 11, wie die Weinstube genannt wurde, und die Herren wünschten gar keine Veränderung in der Einrichtung. Als Herr Dunse der Jüngere einmal auf den verwegenen Gedanken gekommen war, die drei gewaltigen hölzernen Aschbecher, die fast wie Todtenurnen aussahen, durch hübsche blanke Nickelbecher zu ersetzen, hatte der Kammerherr von Kalding einen solchen Lärm geschlagen, daß die neuen Aschbecher schleunigst wieder mit den tausend ehrenvolle Brandwunden aufweisenden Urnen vertauscht werden mußten.

Das einzige Fenster der Weinstube ging auf den Marktplatz hinaus. Hier saß, wie fast allmorgentlich zwischen ein und zwei Uhr, der Major a. D. von Hellbach, der seit einigen Jahren in der kleinen Pensionopolis lebte. Dunse senior, ein kleines

Promenaden-Anzug mit Pelz-Garnitur. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

verhutzeltes Männchen mit einem runden, schwarzseidenen Tuchkäppchen auf dem kahlen Kopfe, hatte ihm soeben persönlich, — Kellner gab es in § 11 nicht, — den üblichen Schoppen Rothen gebracht und war am Tisch stehen geblieben, mit jener Mischung von Devotion und Selbstbewußtsein in der Haltung, die ihm den seltsamen Spitznamen „der stolze Regenwurm" eingetragen hatte.

Einige Augenblicke wartete er, ob der Major ihn nicht ansprechen würde. Als dies aber ausblieb, schob er die Spitze der Zunge durch die trockenen Lippen, hüstelte dann ganz leise und meinte: „Gestern Abend ist ja auch unser neuer Herr Regiments-Commandeur gekommen, Herr Oberstwachtmeister!"

Der Major nickte nur.

„— von Schloß Trunberg nämlich, wo der Herr Oberstlieutenant bei dem Herrn Baron Bruder waren. Ja," — die spitze Zunge feuchtete schnell noch einmal die Lippen an, — „angekommen und im Erbprinzen abgestiegen. Auch die Pferde sind schon gekommen. Mein August hat sie gesehen, prachtvolle Thiere. Vier Reitpferde, sagt er, und zwei Wagenpferde, meint er. Ja, — dazu ein Bereiter, — kein Bursche, ein Civilist." Eine kleine Pause. Und dann die schnelle Frage: „Kennen der Herr Oberstwachtmeister vielleicht den Herrn Oberstlieutenant?"

„Nein, lieber Herr Dunse."

Der Alte schob mit etwas zitterigen Händen die Aschenurne auf dem Tisch ein wenig von dem Gaste weg. Er trippelte dann bis zum nächsten Tisch, legte dort einige Zeitungsblätter auf einander und kam zurück getrippelt. „Fünf Pferde, Herr Oberstwachtmeister. Ja, — und zwei Vollblut darunter, hat der Stallmeister Seiner Hoheit zu meinem August gesagt. Ja, — nun ja, er ist ja der Bruder von dem Herrn Baron auf Schloß Trunberg. Es ist doch sehr hübsch, daß er gerade unser Regiment bekommen hat. — Ja, — und —"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Leserinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendung von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen; bei der großen Anzahl der an uns gerichteten Fragen und dem knapp bemessenen Raum unseres Blattes können wir anonyme Zuschriften nicht berücksichtigen. In Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse bietet, oder wo schnelle Antwort geboten erscheint, ziehen wir überdies vor, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann keine Aufnahme gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen. Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände werden stets in den betreffenden Artikeln selbst oder am Schlusse von „Aus dem Leserkreise" angegeben. — Als gewöhnliches Honorar für Beiträge aus dem Leserkreise gilt der Satz von 10 Pf. pro Druckzeile; die Uebersendung des Betrages erfolgt nach Erscheinen des betr. Artikels. Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht in jedem Falle zurückgesandt werden, noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinander zu setzen. Gleichzeitig machen wir unsere Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Aufnahme oder Beantwortung einer Frage „in nächster Nummer" keinesfalls thunlich ist. Die große Auflage unseres Blattes bedingt eine so lange Vorbereitung, daß Einsendungen in der Regel erst sechs Wochen nach Eintreffen zum Abdruck gelangen. Die Redaction.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Häntzschel's Gurkenmilch. — Gewiß ist die Pflege der Haut ebenso aus Gesundheits-, wie aus Schönheitsrücksichten in allen Jahreszeiten geboten, ganz besonders aber nach der Rückkehr von der Reise, nach dem Aufenthalt an der See oder im Gebirge, wo Luft und Sonne ihre stärkende und belebende, aber auch der Zartheit des Teints schädliche Wirkung ausgeübt haben. Unter den vielen, zu diesem Zweck verwendeten Mitteln, verdient Häntzschel's Gurkenmilch besondere Beachtung. Nach einem neuen, eigenartigen Verfahren aus Gurkensaft hergestellt, der sich schon seit langer Zeit als angenehm und wohlthätig für die Haut bewährt hat, wird diese Gurkenmilch durch ihre Verbindung mit Glycerin zu einem hervorragenden Toiletten- und Schönheitsmittel, dessen Gebrauch selbst Aerzte empfehlen, da es frei von allen nachtheiligen, gesundheitsgefährlichen Zusätzen ist. Nachdem man die Flasche gut umgeschüttelt hat, gießt man einige Tropfen der milchigen Flüssigkeit in die hohle Hand oder auf ein Leinentuch und reibt damit Gesicht, Hals, Arme und Hände ein. Der feine, milde Duft der Gurkenmilch erhöht die Annehmlichkeit beim Gebrauch. Besonders wirkungsvoll ist sie auch gegen Sommersprossen, gegen unreine oder spröde, rissige und rothe Haut, wenn man sie regelmäßig abends und morgens anwendet und die abends aufgetragene Gurkenmilch über Nacht eintrocknen läßt. Wer die guten Erfolge des Mittels erprobt hat, wird es gewiß stetig benutzen. Außer ihrer erfrischenden, reinigenden und verschönernden Wirkung erweist sich die Gurkenmilch kühlend und lindernd bei Insecten-Stichen und leistet auch bei aufgesprungenen Lippen vorzügliche Dienste. Der Preis der Flasche, die als Schutzmarke einen Baum über dem Fisch trägt, stellt sich je nach der Größe auf 1 oder 2 Mark. O. A.

Frau E. S. — Die Citronen-Kur ist ungefähr das Gegentheil von der Karlsbader Kur und verträgt sich mit Obst sehr gut. Wenn durch beide Kuren „Gallenleiden" beseitigt werden, so zeigt dies, daß auch hier verschiedene Wege nach Rom führen. Zu probiren, welcher Weg der richtige sei, ist bei so ernsten Leiden nicht rathsam, es giebt da, wie anderswo, arge Holzwege. Dr. D.

E. W. in W. — Stark juckendes Ekzem der Gesichtshaut ist nicht ohne genaue Untersuchung der Haut mit Berücksichtigung des ganzen Gesundheitszustandes sicher zu behandeln. Vielleicht ist Regelung der Diät oder Einwirkung auf zu reizbare Nerven nothwendiger als ärztliche Behandlung. Vor willkürlich zu versuchenden äußeren Mitteln ist dringend zu warnen. Dr. D.

Blonde Ungarin. — Was man thun soll, um nicht täglich dicker zu werden? Nicht mehr einnehmen, als man ausgiebt, d. h. als man zur Erhaltung des Körpers, für Wärmebildung und Kraft-erzeugung verbraucht. Im einzelnen muß dies aber nach der Körperbeschaffenheit und Lebensweise genau geregelt werden. Entziehungs- und Entfettungs-Kuren können der Gesundheit sehr nachtheilig sein und sollten niemals anders als mit Zustimmung und unter Leitung eines erfahrenen Arztes unternommen werden. Dr. D.

Schwester in K. — Folgen Sie durchaus dem Rathe Ihres Arztes, der doch jedenfalls die Sache am richtigsten zu beurtheilen vermag. Warum man im Sommer keine Milch trinken soll, ist nicht zu verstehen! Gegen starken Durst ist außerdem Wasser am besten, wenn man gutes hat, sonst allenfalls Sauerwasser! Dr. D.

„Arnica". — Wenn Haare vorzeitig, d. h. vor eingetretenem Alter, ausfallen, so ist Krankheit der Haare oder des Haarbodens schuld; welches von beiden der Fall ist, ob etwa beides zusammentrifft, oder ob andere Ursache des Haarausfalls vorhanden ist, wie z. B. falsche Behandlung der Haare: alles das muß festgestellt werden, ehe eine vernünftige Behandlung möglich ist. Die Frage, ob Arnica oder irgend ein anderes Mittel bei Haarausfall nützlich oder schädlich sei, läßt sich deshalb überhaupt nicht beantworten. Daß spirituöse Waschungen, also auch solche mit Arnica-Geist, das Kopfhaar entfetten und, wenn es ohnehin fettarm ist, entfärben, ist unzweifelhaft. Dr. D.

Abonnentin aus Klagenfurth. — Die Güte der bezeichneten Jodkali-Seife ist uns nicht bekannt. Wir können auch nicht dazu rathen, ein Jodmittel oder irgend ein unbekanntes Hausmittel gegen „dicken Hals", d. h. doch wohl Schilddrüsen-Schwellung, anzuwenden, weil solche Mittel, wenn sie wirksam sind, sehr viel schaden können. Solche Leiden erfordern ärztliche Untersuchung und Behandlung. Dr. D.

Frau Prof. H. — Wasserstoff-Peroxyd ist von uns niemals als Waschmittel, sondern nur als Entfärbungsmittel für Haare genannt, auch dabei gelegentlich vor „Verbesserungen" der Naturfarbe gewarnt worden. Entfärbungsmittel können, wie Färbemittel, nur die außerhalb der Haut befindlichen Haare treffen, den Nachwuchs lassen sie unberührt, dieser kommt natürlich in seiner ursprünglichen Farbe. Das haben wir auch oftmals gesagt, und es ist nicht unsere Schuld, wenn Mittel, die nicht mit voller Berücksichtigung aller Verhältnisse angewendet werden, nicht nach Wunsch wirken. Entfärbte Haare blond zu färben, ist noch nicht gelungen; am sichersten ist es jedenfalls, sie nach und nach zu kürzen und die nachwachsende Naturfarbe gewähren zu lassen. Durch sorgfältiges Einölen kann den entfärbten Haaren etwas Glanz und Farbe verliehen werden. Dr. D.

Fr. Else. — Wenn Sie finden, daß das Brennen für die Haare schädlich ist, so versuchen Sie es vielleicht einmal mit dem Patent-Haarbinder von B. Wex in München, Karlsplatz 2. Auf die einfachste Weise kann man mit demselben das Haar binden, locken oder wellen. Genaue Anweisung ist dem Haarbinder beigegeben, der für den Preis von 30 Pf. in allen Friseur-Geschäften erhältlich ist. A. F.

Unsere Kinder.

Frau El. H., Heidenheim. — Krumme Kinderbeinchen als Folge von englischer Krankheit brauchen nach Ablauf dieser Krankheit keine besondere Behandlung, wenn sie nicht allzu auffällig sind. Unbedingt nothwendig ist aber Sorge für gute Luft, auch nachts; viel Aufenthalt im Freien; lauwarme Bäder, besonders Soolbäder; kräftige fett- und eiweißreiche Nahrung, also Milch, Eier, weiches Fleisch, gutes, leichtverdauliches Gemüse, Leberthran. Dabei pflegen sich die Beinchen von selber zu strecken. Dr. D.

Elise, Baden. — Das Dunkelwerden kindlicher Blondhaare wird sich schwerlich ohne Schädigung der Haare verhüten lassen. Die vermehrte Farbstoff-Bildung wird übrigens als Zeichen von Kraft und von vielen Anthropologen als Zeichen allmählich eintretender Vervollkommnung des Menschengeschlechtes angesehen. Naturgesetze werden nicht ohne Strafe verletzt. — Zur allgemeinen Abhärtung genügt nicht Kaltwaschen 2c. des Rückens: die Wohlthat muß dem ganzen Körper zu Theil werden. Außerdem ist aber die Ernährung und Blut- und Wärmebildung in Obacht zu nehmen. Dr. D.

Schriftenschränkchen in gothischem Stil.

Häusliche Kunst.

Schriftenschränkchen in gothischem Stil. — Es ist nicht leicht, bei beschränktem Raum unter seinen Schriftstücken, Briefen, Rechnungen 2c., musterhafte Ordnung zu halten; erst seit ich mir ein „Schriftenschränkchen" eingerichtet habe, finde ich jeden Brief, jede Rechnung in allerkürzester Zeit, — und um dieses Vorzuges willen möchte ich die von mir seit längerer Zeit erprobte Einrichtung den Leserinnen dieses Blattes vorführen. Das Schränkchen hat eine Breite von 56 cm bei einer Höhe von 52 cm und 26 cm Tiefe. Es ist aus Lindenholz, doch kann es nach Belieben aus jedem anderen, — etwa Tannen- oder Eichenholz, — hergestellt werden. Die Thüren bieten kunstfertigen Händen Gelegenheit zur Verzierung in Brandmalerei oder Schnitzerei. Im Inneren ließ ich das Schränkchen zunächst der Breite nach durch eine leichte Zwischenwand in zwei Theile theilen, sodaß für den größeren Theil 36 cm verbleiben. Die eine Seite der Zwischenwand, wie auch die gegenüberliegende Seite der Außenwand versah der Tischler mit je fünfzehn Fugen, in welche fünfzehn tannene Brettchen von ca. 3 mm Stärke eingeschoben wurden. Hierdurch ergeben sich sechzehn Fächer von je 3 cm Höhe, die den wesentlichsten Bestandtheil des Schränkchens bilden. Der verbliebene kleinere Raum wurde nochmals in 35 cm Höhe und, etwa handbreit darüber, abermals durch Bretter getheilt. Der untere Raum eignet sich zur Aufstellung der Wirthschaftsbücher, der obere nimmt kleinere Schreib-Materialien auf. — Zur Einrichtung beschaffte ich eine Anzahl der in neuerer Zeit in den Handel gekommenen Brief-Sammelmappen mit einfacher Heftvorrichtung, — die unbenutzt nur die Stärke eines Acten-Deckels zeigen und im Gebrauch nach Maßgabe der eingelegten Schriftstücke anschwellen, — sowie den dazu gehörigen Loch-Apparat. Jeder dieser Mappen wies ich eines der in dem Schränkchen befindlichen Fächer an. Der besseren Uebersicht halber benutzt man je eine besondere Farbe für Briefe, für Rechnungen 2c., — den einzelnen Mappen wird am Rücken entlang die entsprechende Aufschrift gegeben. Ich bin überzeugt, daß manche Leserin meine Anregung dankbar begrüßen wird; auch männlichen Familien-Mitgliedern dürfte das praktische kleine Möbel willkommen sein. Alte Hausfrau.

Salzburger Thür-Zither mit Malerei.

Musikalisches.

Salzburger Thür-Zither mit Malerei. — Dieses Instrument, auch Aeolsharfe genannt, ist eine originelle Neuheit, die sich in ihrer Heimat schon längst großer Beliebtheit erfreut, neuerdings aber auch weit über dieselbe hinaus Freunde gefunden hat. Nach einer alten Vorlage in Zimbelform mit vier Saiten, die sich im städtischen Museum in Salzburg befindet, hat der dortige Fabrikant Carl Oeller ähnliche Instrumente hergestellt, dann aber auch nach eigenem System kleinere und größere Zithern in verschiedenster Form und Ausstattung mit vier, fünf und sieben Saiten angefertigt. Befestigt man nun ein derartiges Instrument mittelst Schrauben oder Haken an einer Thür, so ertönt beim jedesmaligen Oeffnen und Schließen derselben durch Anschlagen der Metallkugeln an die Saiten ein voller harmonischer Accord, der allmählich schwächer wird und zart und leise ausklingt. Die glatte Holzfläche bietet geschickten Händen ein dankbares Feld der Bethätigung sowohl für den Pinsel, wie für den Brennstift. Unsere Darstellung zeigt auf einem siebensaitigen Instrument in Form einer Lyra das Bild einer kleinen Gebirgslandschaft, von Edelweiß und Alpenrosen umrahmt; die gleichen Blumen wiederholen sich auf dem unteren Theil der Zither, während die grünblau getönte Mitte zwischen den Saiten durch ein mit rothbrauner Farbe geschriebenes Schnadahüpfel ausgefüllt wird:

„Und die Zither ist a Musi,
Die wunderbar klingt
Und den loamigsten Mann
Zum Tanzen no bringt."

Außer der dargestellten Lyra und der Zimbelform des alten Salzburger Originals führt die Firma noch die verschiedensten Formen: Die Harfe, die Glocke, die Almglocke, die geschweifte Form, sowie auch Wappen, — sämmtlich unverziert, wie bereits bemalt oder mit Holzbrand geschmückt, ebenso einfach braun lackirt. Je nach Ausstattung, Größe und Form der Instrumente sind die Preise verschieden, die im allgemeinen zwischen 4 und 12 Mark schwanken; bei feinster Ausstattung kann sich der Preis allerdings bis auf 34 Mark steigern. Jedem Instrument wird ein Stimmschlüssel beigegeben, um den Accord rein und melodisch ganz nach Wunsch stimmen zu können. O. Altmann.

Fürs Haus.

Noch einmal Speise-Thermometer. — Die in „Aus dem Leserkreise" vom 1/5 97. empfohlenen Speise-Thermometer für Magenleidende und für den Haushalt haben neuerdings in Folge einer Anregung von ärztlichen Autoritäten eine Verbesserung erfahren und werden nunmehr mit Quecksilber-Füllung sowohl in Taschenformat, wie in größerer Ausführung angefertigt. Die kleinen 15 cm hohen Taschen-Thermometer messen 50° C., während die für den Haushalt bestimmten 21 cm hohen Thermometer 100° C. messen. A. H.

Desinficiren beim Wohnungswechsel. — Man versäume nicht, wenn man in eine andere Wohnung zieht, dieselbe zu desinficiren, indem man in 1 Eimer kaltes Wasser für 3 Pf. übermangansaures Kali auflöst und damit Thüren, Paneele, Fensterbretter und besonders die Fußböden abwaschen läßt. Bei großer Hitze giebt dies eine frische, gute Luft; bei Epidemien sollte die Waschung täglich angewendet werden.
Frau v. d. Wublitz.

Fensterputz-Apparat. — Ein Fensterputz-Apparat, der, einem beliebig langen Holzstiel aufgeschoben, das Putzen der oberen Fensterflügel ermöglicht, wird unseren Hausfrauen willkommen sein. Der Apparat besteht aus einer 14 cm langen und 5 cm breiten Bürste, mit darüber angebrachter federnder Klammer zum Festhalten des Putzleders. Sobald der Staub von den Scheiben zunächst mit der Bürste entfernt worden, spannt man das feuchte Putzleder mittelst der Klemmfeder über die Bürste und reinigt die Scheiben zuerst damit, um danach das Leder gegen das trockene Polir-Tuch auszutauschen. A. H.

Bremer Gas-Sparkocher. — Die große Gas-Ersparniß, — etwa 50 %, — welche beim Gebrauch des Bremer Sparkochers erzielt wird, erweist sich besonders vortheilhaft, wo einheitliche

Gaspreise für Leucht- und Kochzwecke noch nicht eingeführt sind. Der Koch-Apparat besteht aus zwei Haupttheilen, einer glockenartigen Haube mit Griff, aus innen gewelltem, außen blau lackirtem Zinkblech, und einem Holz-Untersatz, mit Schutz-Cylinder umgeben; den Topf mit den auf Gas angekochten Speisen stellt man sofort in den Schutz-Cylinder des unteren Theiles und setzt die Haube festschließend darüber. Auf diese Weise bleibt die zum Garkochen erforderliche Wärme im Apparat und vollzieht nun selbstthätig den Koch-Prozeß ohne jede weitere Gasfeuerung, welcher $^1/_2$ Stunde über die sonst übliche Kochzeit ausgedehnt wird. Dem allgemein empfundenen Mangel beim Gaskochen, — das ungenügende Warmhalten der fertigen Speisen, — steuert der Bremer Sparkocher ebenfalls, da er dieselben für acht bis zehn Stunden warm hält, unbeschadet ihrem Wohlgeschmack oder appetitlichen Aussehen. Die Bremer Sparkocher sind für einen und für zwei (über einander stehende) Töpfe in je vier verschiedenen Größen zum Preise von 18 bis 24 und 24 bis 30 Mk. käuflich. A. H.

Fensterputz-Apparat.

Weinkanne und Becher aus Zinn. — Zu den geschmackvollsten kunstgewerblichen Gegenständen, die uns die Neuzeit in den fein bossirten, in Form und Decors meist alten Originalen nachgebildeten Zinngeräthen (étain artistique) bietet, zählt als Gebrauchs- und Ziergeräth auch ein Wein-Service, bestehend aus Weinkanne, Becher und Teller, von denen unsere Abbildung nur die beiden erstgenannten Theile darstellt. Die 35 cm hohe, glatt polirte Kanne schmückt ein in scharfen Contouren geschlagener Relief-Rand, dessen wirkungsvolles Motiv in charakteristischen Einzelfiguren von Greifen und faun-füßigen Löwen mit Weinlaub-Arabesken abwechselt. Ein Greif mit ausgebreiteten Flügeln dient als Deckelgriff der Kanne, die von vier kräftigen Faunfüßen getragen wird. Dasselbe Ornament findet Verwendung auf dem 11 cm hohen Becher und dem breiten Rande des 30 cm im Durchmesser haltenden Tellers, der, auf der Rückseite mit einer Metallöse versehen, auch als Wand- und Prunkteller Verwendung finden kann. Blanche F. — B.

Frau Rosa E. — Wir empfehlen Ihnen zum bequemen Anbringen der Gardinen das „Vorwerk'sche Gardinenband" mit Ringen, das u. a. bei S. Mecklenburg, Berlin O, Blumenstr. 83, käuflich ist (0,25 Mk. das Meter). Das kräftige, 4 cm breite gewebte Band ist der Länge nach gefaltet; in dem Bruch läuft eine festgesteppte Schnur entlang, die in je 12 cm Entfernung 2 cm lange Oesen bildet, in welche die Metallringe eingeschlungen sind, welche für die Zugvorrichtung vorhanden sein müssen. Mit diesem Doppelband faßt man dem Vorhang oben ein und sichert beides mittelst Steppnaht. Beim Waschen brauchen somit nur die eingeschlungenen Ringe entfernt zu werden. Das Band mit den Oesen bleibt während der Wäsche an den Gardinen befestigt. Die Red.

Junge Hausfrau in R. — Asbest wird hauptsächlich in Rußland, Amerika und auch Italien gefunden. Man kann das Mineral, welches aus seidenartigen Fasern besteht, zu Fäden spinnen und Gewebe daraus fertigen, die in verschiedener Weise im Haushalt Verwendung finden. Durch den unverbrennbaren Kochuntersatz aus Aluminium-Asbest wird vermieden, daß die Milch anbrennt, auch daß bei zu heftigem Feuer die Töpfe durchbrennen oder platzen. Die mit einem Rand aus Weißblech versehene Aluminium-Asbest-Kochplatte verhindert, daß die Töpfe unmittelbar mit dem Feuer in Berührung kommen; sie vermindert jedoch die Schnelligkeit des Kochens in keiner Weise. Auch die aus Asbest hergestellten unverbrennbaren Topflappen zum Anfassen heißer Kochtöpfe sind recht empfehlenswerth. Die Kochuntersätze aus Aluminium-Asbest und die Topflappen aus Asbest sind durch Seifenwasser leicht zu reinigen. Sie erhalten die genannten Gegenstände durch die Firma Otto Schulz, vormals A. Lichterfeld, Berlin W, Potsdamerstr. 37, sowie in jedem größeren Haushaltung-Magazin. Die Red.

Babette O. — Das Einlaufen der gestrickten Wollwäsche wird hervorgerufen durch zu warmes Waschen ohne vorheriges laues Einweichen der Wäschestücke, und zeigt sich an den Stellen, welche durch Transpiration des Körpers besonders in Mitleidenschaft gezogen sind, am meisten. Das Reiben dieser Stellen beim Waschen macht die Wolle meist noch spröder. Als ein sicheres Mittel gegen das Einlaufen empfehlen wir wiederholt die Ferd. Neumann'sche Wollwasch-Seife, die der gestrickten oder gewirkten Wollwäsche ihre Elasticität vollständig erhält; auch für farbige Wollwäsche bewährt sich die Seife, da sie die Farben in keiner Weise angreift. (Siehe Bezugsquellen.) A. H.

Küche.

Recepte für den Bremer Sparkocher. — Die in üblicher Weise vorbereiteten und mit den nöthigen Zuthaten versehenen Speisen bedürfen folgender Kochzeit:

Fleischbrühe: mit den gewünschten Suppen-Einlagen ein Ankochen von 25 Minuten und ein Weiterkochen im Apparat für Rind- und Schweinefleisch 3 Stunden, für Kalbfleisch 2 Stunden.

Gemüse: ein Ankochen von 20 bis 25 Minuten und ein Weiterkochen von $2^1/_2$ Stunden. Gemüse mit Kartoffeln zusammen gekocht, werden auf diese Art besonders schmackhaft.

Sauerkohl, Weiß-, Roth- und Grünkohl wird 40 Minuten angekocht und in 3 Stunden im Apparat fertig gestellt.

Rosenkohl wird nur 15 Minuten angekocht und 2 Stunden im Apparat fertig gekocht.

Irish-stew, welches der Sparkocher vorzüglich schmackhaft bereitet in $2^1/_2$ Stunden, bedarf eines Ankochens von 25 Minuten.

Reis, welchem gleich beim 10 Minuten langen Ankochen das zum vollständigen Ausquellen nöthige Quantum Milch, Brühe oder Wasser hinzugefügt wird, ist in 2 Stunden körnig, doch weich gekocht im Apparat.

Getrocknete Hülsenfrüchte bedürfen unter Zusatz einer Messerspitze voll Natron eines $^1/_2$ stündigen Ankochens und 3 stündigen Weiterkochens.

Backobst wird 15 Minuten vorgekocht und in 4 Stunden im Sparkocher fertig gekocht; frisches Obst verlangt 10 Minuten Ankochen und 2 bis 3 Stunden im Sparkocher.

Kartoffeln bedürfen nach einem Ankochen von 10 Minuten, des Abschäumens, Abgießens und kurzen Ausdampfens, um in $^3/_4$ Stunden im Sparkocher vollends gar gekocht zu werden.

Béchamel-, Bouillon- und Petersilien-Kartoffeln 2c. kocht man, in Stücke zerschnitten, 10 Minuten an, übergießt sie mit der fertigen Sauce oder Brühe und stellt sie nach nochmaligem Aufkochen 1 Stunde in den Apparat.

Fisch wird in kochendes Salzwasser gelegt, damit kurze Zeit zur Seite des Feuers gestellt, ohne das Wasser kochen zu lassen, und dann in 40 Minuten im Sparkocher fertiggekocht.

Sraszy, Fleisch-Roulade, Schmorbraten, letzteren in nicht zu großen Stücken, wird angebraten, dann 3 Stunden in den Apparat gebracht, worauf man die Sauce auf dem Feuer fertig stellt.

Zu Fricassé und Ragout werden die einzelnen Zuthaten in Fleischbrühe $^1/_2$ Stunde vorgekocht, 2 Stunden in den Sparkocher gesetzt, wonach man erst die fertige Sauce hinzufügt.

Eine Hauptbedingung für das Garkochen aller Speisen besteht darin, daß die auf Gas vorgekochten Gerichte sofort mit demselben Topf, den sie möglichst ganz anfüllen müssen, in den Sparkocher gesetzt und die Glocke desselben während der selbstthätigen vorgeschriebenen Kochzeit nicht gehoben wird. A. H.

Weinkanne und Becher aus Zinn.

Gärtnerei.

Frühe Blumenzwiebeln. — In den Blumenhandlungen der Großstädte finden wir gewöhnlich schon in der ersten Hälfte des Octobers, wenn draußen noch stolze Herbstblumen blühen, die ersten der im warmen Glashause getriebenen Blumenzwiebeln, niedliche Hyazinthen der weißen Sorte, Romaine blanche, und die ganz kleinen, wohlduftenden Duc van Tholl-Tulpen mit den rothen, gelbumrandeten Blumenblättern. Die ersten Zwiebeln dieser Sorten pflanzt der Gärtner schon im August und treibt sie dann bereits 6 bis 7 Wochen nach dem Einpflanzen bei einer Temperatur von 26 bis 28 Grad R. Im Zimmer können wir im günstigsten Falle einige frühe Zwiebelsorten gegen Weihnachten blühend haben, sicherer gehen wir noch, wenn wir es so einrichten, daß unsere frühen Sorten im Januar erblühen. Zu diesem Zwecke sind die Zwiebeln möglichst noch im September zu pflanzen. In einen Topf von 8 cm oberer Weite pflanzt man drei Tulpen, in einen solchen von 10 cm Weite eine Hyazinthe. Die Töpfe werden mit recht leichter, sandiger Garten- oder Kompost-Erde ganz gefüllt, die Zwiebeln dann so in dieselbe hineingedrückt, daß sie den Topfrand nicht überragen, worauf noch etwas Erde nachzufüllen und gut festzudrücken ist. Das wichtigste der Pflanzung ist das feste Andrücken der Erde. Die Töpfe, die einen entsprechenden Gießrand haben müssen, also nicht bis ganz an den Rand mit Erde gefüllt werden dürfen, gießt man gut an und stellt sie hierauf in den Keller. Hier verbleiben dieselben mindestens $2^1/_2$ Monate, bis sie völlig bewurzelt sind und eine kräftige Triebspitze entwickelt haben, worauf wir sie zum Antreiben an das Fenster einer warmen Stube stellen dürfen. Im Keller beschränkt sich die ganze Pflege auf die Feuchterhaltung der Erde, und auch im Zimmer bildet das regelmäßige Gießen die Hauptarbeit. Werden die Töpfe vor erfolgter gründlicher Durchwurzelung warm gestellt oder späte Sorten zu früh getrieben, so mißglückt das Treibverfahren, da dann nur die Blätter wachsen, die Blüthen sich dagegen nicht entwickeln. Von Hyazinthen und Tulpen wähle man nur einfach blühende Sorten zum frühen Treiben. Die frühesten und schönsten Hyazinthen sind: 1. Weiße: Blanchard, Blanche hâtive und Jenny Lind, 2. Rosafarbige: Moreno, Norma und Goldsmith, 3. Rothe: Général Pélissier, Emilius und Veronica, 4. Blaue: Grande Vedette, Leonidas und Orondates, 5. Schwarzblau: La nuit und Wilhelm I. Reingelbe, orangefarbige, violette, lila und purpurfarbig blühende Sorten lassen sich nicht gut früh treiben. Die frühesten Tulpensorten sind die wohlriechenden Duc van Tholl-Sorten; man hat sie in den Farben Roth und Gelb (früheste), Cochenille (neu), Goldbunt und Gelb, Rosa, Rosabunt und Weiß, Scharlach, Zinnober, Violett und Carmoisin. M. H.

Fräul. M. S. in B. — Die Calla, eine beliebte Zimmerpflanze mit großen, pfeilförmigen Blättern und stattlichem Blüthenkolben, der von einem blendend weißen Hüllblatt umgeben ist, hat, wie die meisten Gewächse mit knollenartigem Wurzelstock, eine längere Ruhe-Periode durchzumachen, die im September einzutreten pflegt. Halten Sie die Pflanze von nun ab bis zum Frühling kühl, aber frostfrei und gießen Sie nur spärlich; sie bleibt dann grün, ohne junge Blätter zu treiben. Man kann die Erde auch während des Winters fast völlig trocken halten, sodaß alle Blätter, nicht aber auch die Wurzeln eintrocknen, und die Pflanze dann in einen frostfreien Keller stellen; doch ist dieses Verfahren weniger empfehlenswerth. Im zeitigen Frühling giebt man der Calla wieder einen etwas wärmeren und helleren Standort, verpflanzt sie in sehr nahrhafte Erde mit Lehmzusatz und stellt die Töpfe, nachdem die Pflanze wieder treibt, in einen Untersatz, der stets mit Wasser gefüllt zu erhalten ist. Bei solcher Behandlung werden starke Pflanzen regelmäßig und sehr zeitig blühen. Im Sommer stellt man die Calla vor das Fenster, da sie dann im Zimmer geil treibt und Ungeziefer bekommt. Wollen Sie recht starke Pflanzen erziehen, so müssen Sie die oft zahlreich erscheinenden Nebentriebe stets zeitig ausbrechen. — Calla Elliottiana ist eine sehr schöne neue Art mit weißgefleckten Blättern und gelben Blumen; sie ist eine aus Süd-Afrika eingeführte Knollenpflanze, die man während des ganzen Sommers am Fenster der geschlossenen Stube pflegt, und deren Knolle ganz trocken überwintert werden muß. M. H.

Handarbeit.

Taillen-Einsatz aus Seiden-Mosaik. — Wer einigen Farbensinn und Freude am Gestalten phantastischer Muster hat, dem wird ein Nachahmen der für den dargestellten Taillen-Einsatz verwendeten Technik sicher Freude bereiten. Das Material besteht aus Seidenflickchen, die wohl in jedem Haushalt vorhanden sind, und einigen Strähnchen recht leuchtender bunter Filoflosse-Seide. Zuerst fertigt man aus starkem, aber doch weichem Futterstoff (am besten gewaschenem Drell) die Grundform des Einsatzes und des Kragens; dann sucht man sich schöne, farbig gemusterte und ungemusterte Seidenstückchen aus, die ganz regellos, nur in den Farben ein wenig harmonirend, auf dem Unterstoff dicht an einander geordnet und fest aufgeheftet werden. Ein überwendliches Zusammennähen oder Umkippen der Ränder, wie bei vielen derartigen Arbeiten, ist nicht empfehlenswerth, weil dadurch die Stickerei unansehnlich wird. Dieselbe kann mit jeder Art von Zierstichen, die einem gerade geeignet erscheint, und mit jeder Seidenfarbe, die zu dem betreffenden Seidentheil paßt, ausgeführt werden. Fehlt die Uebung, um aus freier Hand kleine Muster auf einem glatten Seidenstückchen zu sticken, so zeichnet man mit Bleistift, — hin und her verstreut, — Arabesken, Streublümchen oder auch Zickzacklinien auf und stickt die Figuren nun mit leichten Stiel-, Heren-, Gräten- oder Plattstichen aus. Zu beachten ist, daß sämmtliche Ränder der kleinen Seidenstückchen recht voll bestickt werden, damit die Uebergänge von einer Farbe in die andere nicht zu deutlich sichtbar sind. Man erzielt dieses oft dadurch, daß man das eingewebte Muster eines Flickens in dem daneben liegenden glatten Seidenstückchen durch Sticken in derselben Farbe weiterführt, ferner, indem man die Farbe des einen Stoffes in den anderen hineinarbeitet, d. h., wenn z. B. Gelb neben Grün liegt, wird mit Grün auf Gelb und umgekehrt gestickt. Treffen an manchen Stellen mehrere Ecken der Flickchen zusammen, so lassen sich diese durch darüber gearbeitete Schmetterlinge, Blümchen 2c. verdecken.

Taillen-Einsatz aus Seiden-Mosaik.

Kleid mit gesticktem Bolero.

Eine bestimmte Regel oder Aufzeichnung giebt es für diese Art Seiden-Mosaik nicht, es muß eben etwas Geschmack und Erfindung helfen. Die Hauptsache ist feine Zusammenstellung, denn zu harte Uebergänge sind schwer auszugleichen. Ist die Stickerei fertig, dann wirkt es sehr schön, wenn über das Ganze ein feiner Goldfaden in Kreuz-, Quer- und Schlangenlinien wie ein unregelmäßiges Netz mit feiner gelber Seide aufgenäht wird. Darnach ist die Arbeit links auf ganz weicher Unterlage nicht zu heiß zu plätten. M. S.

Kleid mit gesticktem Bolero. — Die Fähigkeit, mit dem Pinsel zu arbeiten, geht mir ab, aber weshalb sollte ein gesticktes Jäckchen nicht ebenso hübsch sein, wie ein gemaltes? dachte ich, der Abb. 20/21 in der Nr. v. 15/2 97 gegenüber. Der Versuch wurde gemacht und ist nach allseitiger Versicherung geglückt. Nachdem das Muster in bekannter Weise auf den Stoff übertragen war, führte ich die Stickerei in Stilstich mit schnurartig drellirter Filoselle-Seide aus, da der nur mehrfach zusammengelegte Seidenfaden nicht plastisch genug wirkte und auch Cordonnet-Seide sich kaum als stark genug erwies. Damit der Stoff nicht blank wird, muß das Ausbügeln der Stickerei recht vorsichtig geschehen; man bügelt über angefeuchtetem Tuch von links; das Eisen darf nie stehen bleiben, sonst giebt es Ränder, die kaum je wieder verschwinden. A. G.

Bezugsquellen: Häntzschel's Gurkenmilch: G. Häntzschel, Dresden-A., Struvestr. 2. — Thür-Zither: Carl Oeller, Instrumenten-Fabrik, Salzburg. — Woll-Waschseife: Ferd. Neumann, SW, Leipzigerstr. 51. — Fensterputz-Apparat (Preis ohne Holzstiel 2 Mk.) und Bremer Sparkocher: Jacob Ravené Söhne, C, Stralauerstr. 28/29. — Kanne und Becher aus Zinn: P. Naddatz, W, Leipzigerstr. 123. — Speise-Thermometer (Preis incl. Futteral 1,60 und 1,95 Mk.): Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Pestalozzistr. 87.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Pestalozzistr. 87.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein; für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 20, III. 15. October 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(1. Fortsetzung.)

Nun mußte Herr von Hellbach doch lächeln. „Lieber Herr Dunse," meinte er dann, „was machen Sie für Umschweife. Sagen Sie's doch gerad' heraus: Sie wollen wissen, ob Herr von Pflaume vielleicht der rechte Mann ist, Ihre leerstehende erste Etage zu miethen?"

„Nun, — ja nun, Herr Oberstwachtmeister, man ist doch Geschäftsmann —."

„Also, um Ihre berechtigte Wißbegier zu befriedigen, soweit ich dazu im stande bin: Er ist unverheirathet, und Sie werden daher Ihre acht Zimmer wohl noch weiter auf dem Halse behalten müssen. — Da ist übrigens mein Sohn; holen Sie ihm nur auch gleich seinen Schoppen!"

Quer über den Marktplatz kamen drei Hauptleute in Parade-Uniform auf die Weinstube zu. Schon von weitem grüßten sie den alten Herrn am Fenster. Er stand auf und schüttelte jedem der Eintretenden herzlich die Hand. Dem Sohne gab er als Zugabe noch einen kleinen Klapps auf den Arm.

„Nun?" Es klang doch lebhafte Neugier durch den Ausruf.

„Reitet schneidig, — schneidige Erscheinung, — schneidige Rede," gab Hauptmann Kerbach zurück. „Schneidig kam in seiner Ansprache an das Regiment dreimal, in seinen uns gewidmeten Worten fünfmal vor. Ich hab's gezählt." Die anderen lachten, und der älteste der drei Herren rief in den Laden: „Herr Dunse, bringen Sie mir 'mal schneidig schnell einen schneidigen Mosel!"

„Jawohl, Herr von Miller; — einen Bernkastler Doctor, August!"

„Und was sagst Du, Hasso? Wie gefällt er Dir?"

Hauptmann von Hellbach, — er war erst seit einem halben Jahr Compagnie-Chef, — antwortete nicht sofort. Er drehte ein Veilchen an seinem Glase. „Gut!" sagte er aber dann doch mit einer gewissen Entschiedenheit. „Er macht den Eindruck eines Mannes, der da weiß, was er will. Ich hatte gefürchtet, er würde ein weichliches Modepüppchen sein, wie der Trunberger. Das ist er aber jedenfalls nicht."

Der Wirth brachte den Wein. Die Unterhaltung wurde abgebrochen.

„Der Hasso ist und bleibt Optimist vom reinsten Wasser." Hauptmann von Miller nahm das Wort wieder auf. „Wer Augen hatte, zu sehen, und Ohren, zu hören, der konnte sich heute bei der Regiments-Uebergabe nur den einen Vers machen: ‚Na, wartet einmal, Ihr Knackers, ich werde Euch aufmöbeln! Auf Draht will ich Euch ziehen'. Natürlich klangen die Worte ganz anders. In ihnen wirbelte es durcheinander von ‚ehrenvoller Aufgabe', ‚ausgezeichnetem, altberühmtem Regiment', ‚außerordentlicher Gnade des allerhöchsten Kriegsherrn' u. s. w. Na, — ich weiß, was ich weiß: mein Köfferchen ist schnell gepackt."

„Sie übertreiben, Miller."

„Denke gar nicht daran! Ich habe mich in Berlin', bei seinem alten Regiment, erkundigt. Gerade als ich auf den Kasernenhof trat, gab mir der Briefbote die Antwort. Wollen Sie sie sehen, Herr Major?" Er legte eine Postkarte auf den Tisch.

Herr von Hellbach nahm die Karte, betrachtete sie und schob sie dann lachend zurück. „Zum Zeichendeuter bin ich nicht geboren, Herr von Miller."

Die beiden anderen beugten sich über die Karte. Sie enthielt kein geschriebenes Wort, nur eine höchst anspruchslose Zeichnung. Unten in einer Ecke ein Auge und von ihm ausgehend einen langen, nach oben gerichteten Pfeilstrich.

„Aber, Papa, das ist doch höchst einfach: Er sieht nur nach oben! Das Signalement lautet auf Streberthum in der höchsten Potenz."

Sie lachten wieder fröhlich, und der alte Herr meinte: „Es wird nicht so schlimm sein. Er war nur kurze Zeit, ich glaube, knapp zwei Jahre, bei der Garde, und wer dort hineinschneit, muß sich halt höllisch zusammennehmen, — zumal so kurz vor dem Regiments-Commandeur. Dabei kommt man leicht in den Verdacht, ein Streber zu sein."

Weß das Herz voll ist, geht der Mund über. Das Gespräch drehte sich noch geraume Zeit um den neuen Commandeur. Seine militärischen Antecedenzien wurden genau erörtert, und es wurde festgestellt, daß er in einem Thüringischen Regiment eingetreten, aber vielfach abcommandirt und zweimal mit Vortheil versetzt worden sei. Kerbach wußte auch noch zu berichten, daß Baron Pflaume kurz vor dem letzten Feldzug als Begleiter eines kleinen Prinzen eine Reise um die Welt gemacht habe; er sei erst nach den Entscheidungsschlachten heimgekehrt und dann in das Ersatz-Bataillon gesetzt worden. „Daher hat er das Kreuz nicht, — der Schmerz seines Lebens."

„Es ist das auch ein hartes Schicksal für einen Soldaten," schloß der alte Major die Unterhaltung „Ich kann ihm diesen Kummer nachempfinden."

Draußen klapperte ein Wagen über das schlechte Pflaster und hielt vor dem Laden. Hauptmann von Hellbach, der von seinem Platz die Thür übersehen konnte, rapportirte ungefragt: „Doctor Bernhaupt."

„Allein?" fragte Miller lächelnd.

„Nein, Fräulein Bernhaupt ist auch im Wagen."

Flugs drehten sich alle Köpfe dem Fenster zu. Hauptmann von Miller lehnte sich weit hintenüber, Kerbach schob sich so weit nach vorn, als der Tisch nur zuließ, und der Major stand kurz entschlossen auf, zog seinen langen schwarzen Gehrock glatt und trat an das Fenster: „So alt bin ich denn doch nicht, um nicht eine Freude an 'nem hübschen Gesicht zu haben!" Dabei winkte er dem Doctor und seiner Tochter, die soeben mit dem aus dem Laden herausgesprungenen Dunse junior verhandelte, freundschaftlich zu.

Ella Bernhaupt war aber auch wirklich eine Schönheit. Fräulein von Gaddern hatte nicht zu viel gesagt. Ihr Gesicht hatte etwas von dem Madonnen-Typus der Prä-Raphaeliten: ein sanft gerundetes längliches Oval, ein feines Näschen, einen kleinen herben Mund und große dunkle, langbewimperte Augen, über die sich schön geschwungene Brauen wölbten. Eigenthümlich contrastirten diese dunklen Augen mit dem aschblonden Haar, das in einem starken Knoten unter dem kleinen Hut sichtbar war.

„Ach was," meinte der alte Hellbach lachend, „was soll man sich so etwas Hübsches nur aus der Ferne ansehen. Nicht wahr, Kinder?" Und er öffnete das Fenster. „Guten Morgen, Herr Doctor! Guten Morgen, gnädiges Fräulein! Wollen Sie Herrn Karl August Theodosius Dunse und mir nicht die Ehre auf eine Schoppenlänge erweisen? Ihr guter Christian fährt Ihren alten, ehrwürdigen Klapperkasten derweile hinüber in den Schatten unseres nicht minder ehrwürdigen Rathhauses."

Der Doctor war aus dem Wagen gestiegen und drückte den Herren durch das geöffnete Fenster die Hand. Nun sah er etwas verlegen nach seiner Tochter zurück. „Es geht nicht, Papa," wehrte sie ab. „Oder, wenn Du willst, spreche ich während der Zeit bei Frau Essermann vor."

„Nein, nein, Kind! Wir fahren zusammen!" Mit einem ganz leisen Seufzer und einem komisch entsagungsvollen Blick auf die Flasche Bernkastler, die Miller im Hintergrund verlockend in die Höhe hob, wollte sich der Doctor wieder entfernen. Aber der Major hielt ihn fest: „So haben wir nicht gewettet, Freundchen. Ihr Töchterchen meint's auch gar nicht so bös, sie genirt sich nur, in dieses berühmt-berüchtigte § 11 einzutreten. Aber wenn der Papa dabei ist, und ich alter würdiger Greis," — er strich sich den dichten schlohweißen Schnurrbart, — „kann sie's schon wagen. Wahrhaftig, auf meine Verantwortung!" Und da hatte er auch schon seinen Hut in der Hand. „Werd' 'mal selbst in diplomatischer Mission ausziehen."

Ein schlechter Diplomat schien Herr von Hellbach nicht zu sein. Wenigstens hier war er siegreich. Die junge Dame erröthete zwar leicht, als er an den Wagen trat, sie sträubte sich auch noch ein weniges, aber schließlich stieg sie aus. Stolz wie ein Triumphator führte der alte Herr sie am Arm in die Weinstube, im Vorübergehen dem dienernden Adolph einen Wink gebend: „Eine Kupferberg Gold!"

Der Sohn war ein wenig hinter seine Kameraden zurückgetreten. Als der letzte begrüßte er Ella Bernhaupt, die ihm unbefangen die Rechte reichte. Aber er allein beugte sich über die schlankgegliederte Hand.

„Hierher, gnädiges Fräulein," rief der Vater jovial. „Auf meinen Stammsitz. Papa rechts, — ich links. Fast hätte ich gesagt: Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte. Aber ich bin wohl ein mangelhafter Prophet, und Sie, Fräulein Ella, Sie sind gewiß kein Weltkind."

Sie lächelte leise, und dabei verloren ihre Züge den herben Ausdruck, sogar ein kleines Schelmengrübchen wurde auf der linken Wange sichtbar. „Sagen Sie das nicht, Herr Major! Ich bin ein ganz echtes Weltkind. Papa hat mir sogar vorhin erst eine kleine Vorlesung über meinen Leichtsinn gehalten."

„Oho! Nehmen Sie Sich vor mir in Acht, Herr Doctor. Ich schlage mich unbedingt in das Lager Ihres Töchterchens."

Der Arzt schüttelte lachend den Kopf. „Glauben Sie ihr doch nicht, Herr Major. Sie wünschte durchaus, ich sollte mir einen neuen Hut kaufen," — er hing gerade seinen grauen Hut auf den Riegel und strich nun noch einmal liebevoll über den Filz. „Ich rufe Sie alle zu Zeugen auf: Wäre das nicht unerhörte Verschwendung? Ich trage ihn erst im fünften Jahre."

Der Schaumwein kam, der Major ließ es sich nicht nehmen, selbst einzuschenken. „Also das erste Glas auf das Fräulein Weltkind! Alle Wetter, Fräulein Ella, — Sie sind wirklich leichtsinnig. Papa's Bibi ist einfach prachtvoll, unersetzlich. Ich wette, in wieder fünf Jahren wird er sich auch noch weigern, einen neuen zu kaufen. Es ist eben sein — Doctorhut! Und die Patienten würden ihn nicht für voll ansehen, wenn er mit einem neuen Hut käme."

„Was macht Ihr liebliches Neuhütte, gnädiges Fräulein?" fragte Hauptmann Kerbach. „Ist der Frühling schon voll eingezogen?"

Ella Bernhaupt nickte: „Es grünt und blüht, Herr Hauptmann. Sogar Papa's Frührosen haben schon dicke Knospen. Aber den Schloßgarten von Trunberg sollten Sie erst sehen, — so früh ist der Lenz noch nie gekommen, glaube ich."

Ueber das offene Gesicht des jungen Herrn von Hellbach hatte sich auf einen Augenblick ein leiser Schatten gebreitet, als Ella den Schloßgarten von Trunberg erwähnte. Er beugte sich ein wenig vor und fragte: „Waren Sie kürzlich oben, gnädiges Fräulein!"

„Heut in aller Morgenfrühe schon, Herr von Hellbach!" gab sie unbefangen zurück. „Papa mußte zu Baron Pflaune, und ich benutzte die Gelegenheit, Fräulein von Gaddern zu besuchen."

„Ist der Baron nicht wohl?" warf der Major ein.

„Eine leichte Nervenabspannung, — nichts weiter." Um die Lippen des Arztes spielte ein ganz leiser Spott. „Der gute Baron ist ein wenig ängstlich."

Hauptmann von Hellbach hatte sich wieder aufgerichtet. „Er ist verweichlicht — vom Nichtsthun, der gute Baron!" sagte er plötzlich mit solcher Schärfe, daß ihn die Kameraden erstaunt ansahen.

In die glatte Stirn des jungen Mädchens grub sich eine leise Falte, und ihre Lippen zuckten, als unterdrücke sie mit Mühe eine Entgegnung. Auf einen Moment senkten sich die Lider über die Augen; dann hoben sie sich sofort wieder und Ella's Blick schweifte zu dem Vater hinüber, mit einem Ausdruck, als wollte sie sagen: „Entgegnest Du nicht darauf?"

Aber es bedurfte dessen nicht. Doctor Bernhaupt schüttelte leise den Kopf und nahm von selbst die Vertheidigung seines Patienten auf: „Sie thun dem Baron unrecht, lieber Herr von Hellbach, wirklich unrecht, nach zwei Seiten hin. Einmal ist er in der That eine sehr sensitive Natur, und es wäre besser für ihn, er lebte stiller und zurückgezogener, als er es nun einmal thut. Dann aber ist er keineswegs unthätig, — er bethätigt sich nur in anderer Weise, als wir Männer, die unseren festen Beruf haben. Er liest sehr viel und keineswegs nur leichte Lectüre; seine Kunstliebhaberei ist nicht gemacht, sondern echt, und sie kostet ihm nicht nur Geld, sondern auch viel Zeit. Er hat eine ausgebreitete Correspondenz."

„Aber es fehlt ihm dann eben der rechte Beruf; es ist alles, was er thut, doch mehr oder weniger Spielerei." Der Hauptmann blieb hartnäckig bei seiner Ansicht. Und die schroffe Art, wie er sie äußerte, drohte, einen kleinen Mißton in den Kreis zu tragen. Da schlug zum Glück der Major dem Sohn auf die Schulter: „Junge, brich über Deinen eigenen Vater nicht so hart den Stab. Der thut nun auch schon seit zehn Jahren nichts, wie ich ihn kenne, noch weniger als der Baron. Pflaume liest und schreibt wenigstens, wie wir eben gehört haben. Na, — ein bißchen lese ich ja auch, — aber schreiben? Pfui Spinne, — Pardon, Fräulein Ella, — schreiben mag ich nur das Allernothwendigste."

Die Herren hatten gar nicht bemerkt, daß inzwischen die Ladenthür aufgegangen war. Erst als jetzt die Thür zur Weinstube selbst geöffnet wurde, schauten sie auf. Und die drei Hauptleute erhoben sich sofort.

Oberstlieutenant Baron Pflaume war in Begleitung des ältesten Stabsoffiziers seines Regiments eingetreten.

Er erwiderte die Verbeugung der Herren, und es schien einen Augenblick, als wolle er an deren Tisch treten. Aber dann wandte er sich an Major Keller und deutete auf einen Tisch am anderen Ende des Zimmers. Dort nahmen beide Platz.

Die lebhafte Unterhaltung hüben war verstummt. Den Offizieren erschien die Situation ein wenig peinlich. „Keller hätte ihn auch zu uns heranbringen können!" raunte Miller seinem Nachbar zu. Der aber zog die Achseln hoch: „Man sah es ihm ja an, daß er nicht mochte. Und wenn Du jetzt 'rüberblickst, kannst Du ihm weiter ansehen, daß er übelster Laune ist."

In der That, — Kerbach mochte recht haben. Der Oberstlieutenant hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und schien nur mit halber Aufmerksamkeit den Worten des Majors zuzuhören, der eifrig von Kammerbeständen, von der dritten Garnitur und von der Anschaffung einiger neuer Nähmaschinen für die Regiments-Handwerksstätten sprach.

Er musterte, das Einglas im Auge, mit etwas verächtlichem Ausdruck das verräucherte Local, und dann und wann schweifte sein Blick unauffällig zu der Gruppe am Fenster.

„Kennen Sie Doctor Bernhaupt auch persönlich, Herr Major?" unterbrach er plötzlich sein Gegenüber. Der Major wußte sich die unvermittelte Frage nicht recht zu deuten. Da er aber aus dem Ton, in dem sie gethan, eine gewisse Animosität herauswitterte, so hielt er es als vorsichtiger Mann für gerathen, etwas gedehnt zu antworten: „Jawohl, Herr Oberstlieutenant, — oberflächlich. Ich traf ihn einige Male bei Ihrem Herrn Bruder."

„Verkehren unsere Herren bei ihm?"

„Ich glaube — einige, Herr Oberstlieutenant. Bestimmt kann ich es nicht sagen."

„So, — so!" Baron Pflaume brach ab und ging nun endlich auf die nächste Sohlleder-Submission ein, die dem Major so sehr am Herzen lag.

Drüben hatte Hauptmann von Hellbach leise gefragt: „Soll ich Dich vielleicht unserem Commandeur vorstellen, Papa?" Aber der Major blickte ihn verwundert an: „Nein, lieber Junge! Ich dächte, es wäre an ihm, sich mir vorstellen zu lassen —." Er sagte es ohne jede Piquirtheit, aber wie etwas Selbstverständliches.

Bald darauf brach der Doctor mit seiner Tochter auf. Auch die übrigen Herren gingen, nachdem sie mit dem Commandeur noch eine Verbeugung gewechselt hatten.

Langsam schlenderten Vater und Sohn über den Marktplatz ihrer gemeinsamen Wohnung zu. Der Hauptmann schien ganz in Gedanken versunken. Plötzlich sagte er: „Weißt Du eigentlich, Papa, wie lange Baron Pflaume schon Trunberg hat?"

„Als ich nach Mamas Tode herzog, — wart' einmal, also vor elf Jahren, — wohnte er schon dort. Ich meine auch einmal gehört zu haben, der Vater hätte Trunberg gekauft. Aber jedenfalls hat's der Sohn erst ausgebaut. Früher soll's ein jämmerlicher Kasten gewesen sein, eine halbe Ruine."

„Die Pflaumes sind junger Adel, — nicht wahr, Papa, — ganz jung gebacken?"

Der Major lachte gutmüthig. „Na ja, — das sind sie. Aber was schadet's, wenn's honette, ordentliche Leute sind. Der Alte hat sich drüben hinter den Bergen," — er machte eine Handbewegung nach Westen, — „seinen Wappenbrief gekauft. Das ging damals so. Sie machten da die lustigsten Barone. Einen kannt' ich, der hieß Baron Ledderhose, und er streifte nachher dicht am Zuchthaus vorbei. Und von dem berühmten Baron Cahn, — übrigens ein ehrenwerther Herr, — hast Du doch auch gehört. Der alte Pflaume war auch ein Ehrenmann. Nur, daß er zuletzt wohl 'n bißchen den Hochmuthsvogel kriegte."

Der Sohn sah erstaunt auf. „Hast Du ihn denn gekannt? Davon hast Du ja nie gesprochen, Papa."

„Wozu denn auch, Junge?" Der alte Herr zwinkerte gut gelaunt mit den Augen. „Der Trunberger hört's gewiß nicht gern, — thörichter Weise. Aber weshalb soll man dem harmlosen, liebenswürdigen Menschen, der nur einen Fehler hat, den Vornehmheitspips nämlich, wehe thun, indem man's unter die Leute bringt!"

„Was denn, Papa?"

„Ach, laß mich zufrieden, Hasso, ich bin keine Klatschbase."

Schweigend gingen sie ein Stück Wegs weiter. Dann fragte der Sohn wieder: „Irrst Du auch nicht, Papa? Neulich sah ich das Pflaume'sche Wappen, — der Oberstlieutenant hatte an den Regiments-Adjutanten wegen der Unterbringung seiner Pferde ge-

schrieben, und Neuheim brachte den Brief mit zu Tisch, — das Wappen macht, soviel ich von Heraldik verstehe, nicht den Eindruck, als sei es neu construirt."

Ueber das Gesicht des alten Herrn zuckte es, als ob er ein Lachen gewaltsam unterdrückte. „Sie blasonirten ihre Wappen da drüben manchmal ganz hübsch," entgegnete er. „Serenissimus war bei allen seinen Fehlern auch ein gescheidter Herr, der seinen Spaß liebte. Hast Du Dir das Pflaune'sche Wappen genau angeguckt?"

„Jawohl, Papa. Im Schilde einen Eberkopf und auf dem Helme denselben wiederholt."

„Richtig! Und das ist des Vaters Pflaune besonderer Chagrin gewesen. Er hätte es sich gewiß gern noch einmal zwanzig Tausend Mark kosten lassen, wenn der Herzog ihm das Wappen geändert hätte. Aber darin war Seine Hoheit komisch: ‚Die Pflaunes sollen den wohlverdienten Schweineschädel behalten!' resolvirte er kurz. Und nun genug, — und noch einmal: ein anständiger Kerl war der alte Pflaune. Ich habe ihn nie anders kennen gelernt, und wir haben doch vor Olims Zeiten auf der Klitsche manchen Handel abgeschlossen. — —"

III. Kapitel.

„Hübsch wohnen thut Ihr, Kinderchens, — alles, was wahr ist. Nur n' büschen lärmrich. Aber das kommt vielleicht man bloß mich — —"

„— — mir!"

„Also mir, — danke schön, Grethe, — also mir so vor. Denn nach die Stille in Stellhausen klappert's mir hier ganz schrecklich in den Ohren, wenn Ihr auch den schönen Asphalt vor der Thüre habt. Und nu erst in der Leipzigerstraße. Ich konnt's gar nicht mehr aushalten, und wie ich in den Buß kletterte —"

„Aber, Mama! Du in den Omnibus? Das hättest Du nicht zugeben dürfen, Lotti! Wie konntest Du nur —."

„Großmama wollte doch durchaus!"

„Na und warum denn nich, Grethe? Für einen Böhm sind wir durch die halbe Stadt gejuckelt. Langsam ging's ja man, und geklappert hat's auch sehr. Aber angekommen sind wir doch. Und der Lotte hat's sogar Spaß gemacht. Was, Lottchen?"

Charlotte Menger blickte mit ihren schönen schwarzen Augen zuerst etwas schüchtern zu der imposanten Mama empor. Aber dann sagte sie doch: „Spaßig war's schon, Großmama. Ich war noch nie im Omnibus gefahren."

Die Mama zuckte die vollen Schultern. Sie galt noch immer für eine schöne Frau, obschon sie etwas sehr stark aus dem Leim gegangen war. Anlage dazu hatte sie freilich schon als junges Mädchen gehabt, und der Pensions-Witz hatte bereits Fräulein Margarethe Pflaune als die „Venus von Kilo" getauft. Aber das Gesicht war noch immer interessant. Frau Menger ähnelte ihrem Bruder, dem Oberstlieutenant, nur hatte sie große dunkle Augen, gleich der Tochter. Es schien fast die einzige äußerliche Erbschaft mütterlicherseits, denn Lotte Menger war im übrigen ein schmächtiges Ding, fast überschlank für ihre zwanzig Jahre. Nicht häßlich, nicht hübsch, aber mit einem sanften, liebenswürdigen Ausdruck im Gesicht. „Sie wird sich schon noch machen!" sagte die Mama nun schon seit Jahren. „Wenn sie nur etwas mehr aus sich herausgehen wollte."

Die Baronin Pflaune saß in dem großen Lutherstuhl hochaufgerichtet. Die Enkelin hatte ihr ein Kissen hinter den Rücken geschoben, aber die rüstige Greisin lehnte sich nie an. Und ihre fleißigen Hände wollten nimmer ruhen. Auch jetzt sagte sie: „Hol mir doch meinen Strickstrumpf, Lottchen!" Und dann klapperten die Nadeln ununterbrochen.

„Ja, wenn ich noch für Euch stricken könnte, Kinderchens! Aber Ihr tragt ja man doch bloß seidne —!"

„Großmama, im Winter hab' ich doch die Strümpfe angezogen, die Du mir gestrickt hast, — als ich die Influenza gehabt hatte."

„Na ja, da kommen denn 'mal Großmuttern ihre wollnen zur Geltung, Kind. Aber sonst — —. Und was die Jungens sind, die wollen erst recht nichts von meinen Strümpfen wissen, und für den Fritz thäten sie bei den Manövern gerade noth. Aber die sind nun 'mal so." Die Nadeln klapperten noch lebhafter, und plötzlich rief die Greisin: „Herr Jemine, da hab' ich wahrhaftig 'ne Masche verloren." Und sie beugte sich tief über den Strumpf. Die Augen waren das einzige, was sie bisweilen an ihre hohen Jahre erinnerte.

„War denn Onkel Fritz viel bei Euch, wie er hier stand?" fragte sie dann, nachdem der kleine Schaden reparirt war.

Frau Menger schüttelte den Kopf und schürzte wortlos die Lippen. Aber die Enkelin meinte begütigend: „Er hatte ja so sehr viel Dienst, Großmama. Und bisweilen kam er doch."

„So, — bisweilen? Na, oft scheint es ja also nicht gewesen zu sein."

„Wir haben es nicht entbehrt," warf die Tochter ein.

„Das glaub' ich Dir nun nicht, Grethe. Thu' nur nicht so, — mir machst Du kein X vor'n U. Denn wenn ich auch 'ne einfache alte Frau bin, so viel weiß ich doch, daß Ihr den Fritz gerne viel in Eure Salohns —"

„— Euren Salons, Mama!"

„Danke schön, Grethe, — in Euren Salons gesehen hättet. Denn —"

„Wollen wir das Thema nicht lieber fallen lassen, Mama? Es führt nur zu unnöthigen, unerquicklichen Erörterungen."

„Wie Du willst, Grethe. Ich wollte ja auch nur sagen, man soll nicht zu empfindlich sein. Du mein Gott, bin ich's denn? Und ich hätte am Ende n' büschen Grund. Aber dazu bin ich zu verständig. Denn ich sage mir immer: die Jungens haben so ihre Kreise, und da paß' ich nu 'mal nicht hinein. In Eure ja eigentlich auch nicht. —"

Die Tochter hatte nur ein kurzes: „Ich bitt' Dich, Mama!" Aber Lotti eilte an die Seite der Großmutter, nahm die Hand der Matrone und küßte sie: „Großmama!" sagte sie eifrig. „Wie Du nur so reden kannst. Du weißt doch, wie lieb wir Dich haben. Und Papa hat erst neulich erklärt: eine klügere und bessere Schwiegermama als Dich hätte er gar nicht finden können."

„Na ja, — na ja, Lotteken!" Die Greisin streichelte zärtlich die schmalen, blassen Wangen. „Du meinst's schon gut mit mir. Ich weiß, — ich weiß's ja. Und der Papa mag das ja gesagt haben. Ich bin ja auch eben gar nicht empfindlich. Und am liebsten bliebe ich ja auch ganz still in Stellhausen, wo mich die Leute alle kennen, wie ich nu einmal bin. Aber da kommt denn doch manchmal die Sehnsucht —."

Frau Menger hatte sich erhoben und war an einen der Bücherschränke getreten, welche die ganze eine Wandfläche des großen Zimmers füllten. Sie öffnete die Thür, und — nur aus dem Bestreben heraus, das Gespräch um jeden Preis auf ein anderes Gebiet zu lenken, sagte sie, auf eine kleine Reihe winziger Bände deutend: „Da hat Bernhard ja wieder einige neue Elzeviers gekauft. Das sehe ich jetzt erst. —"

„Hat er? Das sind die kleinen Büchelchen, — nich wahr, Kind? Er hat mir 'mal davon erzählt. Zeig doch 'mal her!"

Bedächtig zog die Baronin ein Futteral aus der Tasche, setzte die goldene Brille auf und beschaute aufmerksam das Liliputbuch mit dem schönen alterthümlichen Einband, die Blätter mit dem schmalen Text und dem breiten weißen Rande. Bedächtig legte sie den Band dann vor sich auf den Tisch. „Ich versteh' ja nichts von. Aber ich freue mich immer, daß Menger seinen Spaß daran hat."

„Einen Spaß, der Unsummen kostet. —"

„Na, Grethe, Du sparst doch erst recht nicht. Und Menger hat's ja doch wohl dazu, und 'was Schlechtes ist da sicher nicht dabei. Und dann, — sonst hat Dein Mann ja auch nicht viel von seinem Leben."

„Wie meinst Du das nun wieder, Mama?" fragte die Tochter gereizt.

„Ach weißt Du, so den ganzen Tag an der Börse und im Geschäft und dann müde nach Haus und gleich wieder in den Frack und in die Gesellschaft, — viel Ruhe hat er nicht, mein' ich bloß. Und ich finde, er sieht auch schlecht aus, Grethe."

„Bernhard hat eine sehr zähe Natur. Das weiß ich am besten!" gab Frau Margit scharf zurück. Sie warf den Elzevier achtlos in den Schrank und schloß: „Ich muß übrigens an meine Toilette denken, — für den Bazar im Colonial-Heim. Für Dich wär's auch Zeit, Lotte."

„Ich möchte gern bei Großmama bleiben, wenn Du erlaubst, Mama!"

Die Mutter zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann sagte sie kurz: „Meinetwegen," drückte ihre Lippen flüchtig auf den weißen Scheitel der Greisin und rauschte hinaus.

Die Baronin hatte die Brille nicht wieder abgesetzt. Ueber die klappernden Stricknadeln hinweg beobachtete sie die Enkelin. Lotte war aufgestanden und an den Schrank getreten. Sie nahm den Elzevier noch einmal heraus, betrachtete ihn genau, ob die zierlichen petits fers auf dem Einband nicht unter den Händen der Mama Schaden genommen, und stellte ihn dann in Reih und Glied.

„Komm doch 'mal her, Kleine!" sagte die Matrone, und in ihrer Stimme bebte eine verhaltene Zärtlichkeit. „Setz Dich 'mal her zu mir! So, — und nu sag' die Wahrheit: Du wärst gewiß lieber mit auf den Bazar, oder wie das Ding heißt, gegangen?"

Lächelnd schüttelte das junge Mädchen den Kopf. „Nein, Großmama! Ich bleibe viel, — viel lieber bei Dir!"

Die Baronin sah dem Enkelkinde tief in die Augen. Sie erwiderte aber nichts. Eine Weile klapperten die Nadeln. Dann ließ sie den Strumpf in den Schoß sinken und meinte: „Weißt Du, Lotte, ich möcht' Deinen guten Vater gern 'ne Freude machen. Ich möcht' ihm gern irgend so 'n Ding da, — so 'n recht seltenes Buch schenken. Aber es muß 'was ganz besonders Rares sein."

Auf dem blassen Gesichtchen stieg eine leise Röthe auf. „Ach ja, Großmama!" Aber gleich darauf setzte Lotte etwas kleinlaut hinzu: „Das wird aber sehr theuer sein."

Die Greisin lächelte. „Na, — ich werd's wohl noch bezahlen können. Das ist's ja nicht, aber sieh mal, Lotteken, ich versteh' doch rein gar nichts von dem Kram. Du mein Gott, wo soll ich's denn herhaben? Ein Mastschwein auf 'n ersten Blick aufs richtige Lebendgewicht taxiren, das hab' ich in Vatern seinem Laden gelernt, und nachher, — ja nachher, — wohl auch mit 'nem tüchtigen Inspector ein Gut bewirthschaften, das auch. Aber Bücher, — und nu gar so 'ne Bücher, ne, Lotteken, das ist mich zu hoch. Und da dacht' ich, Du kannst mir am Ende rathen oder Papan ausholen, was er sich so recht wünscht."

Lotte sann einige Minuten nach. Dabei nahm ihr unbedeutendes Gesicht einen ganz anderen Ausdruck an, es vergeistigte sich gleichsam. Die Augen glänzten, und die feinen Nasenflügel vibrirten leise.

„Ich bin ja von Papa einigermaßen eingearbeitet," sagte sie dann. „Aber, Großmama, wenn es wirklich etwas ganz Seltenes sein soll und Du nicht betrogen werden willst, dann langt mein bibliophiles Wissen doch nicht. Wir müssen dann Doctor Bernhaupt fragen."

„Bernhaupt, Bernhaupt? Ich muß den Namen schon gehört haben. Wer ist das denn, Kind?"

Ganz langsam war wieder die feine Röthe in dem Antlitz des Mädchens emporgestiegen, bis unter die Haarwurzeln, um dann, als sie zu sprechen begann, allmählich zu verschwinden. Ruhig und sachlich erklärte sie: „Onkel Bruno wird Dir von einem Doctor Bernhaupt geschrieben haben, Großmutter. Das ist nämlich sein Arzt aus einem kleinen Ort bei Villau. Daher kennst Du wohl den Namen. Aber den meine ich nicht, sondern seinen Sohn, — Doctor Willy Bernhaupt. Der ist hier Bibliotheks-Assistent und ein erster Sachverständiger in allen bibliophilen Angelegenheiten. Papa hält große Stücke auf ihn."

Die Großmutter hatte das Enkelkind scharf im Auge behalten. Der kluge, gütige Blick der einfachen Frau schien auf dem Grunde der Seelen besser, als in Büchern lesen zu können. Nun Lotte geendet, sagte die Greisin lächelnd: „So, — so, Papa hält große Stücke auf ihn. Na, mir scheint: Du auch." —

Diesmal kam die Röthe nicht allmählich, sach überfluthete sie das Gesicht des Mädchens. Aber sie leugnete gar nicht. „O ja, Großmutter, — das thue ich auch!" bestätigte sie eifrig. „Er ist sehr klug und macht, was mir besonders gut gefällt, gar kein Wesens davon. Er spricht mit mir, als ob ich ihn verstehen müßte, über alle möglichen Dinge, die seinem eigentlichen Berufe, — er ist Germanist, — nahe liegen. Und siehst Du, Großmama, ich verstehe ihn auch. Das ist gar nicht mein Verdienst, sondern das seinige, denn er drückt sich so aus, daß es gar nicht anders möglich ist. Du würdest ihn auch verstehen."

„Na, Lotteken, das ist denn doch wohl nicht wahrscheinlich." Die Baronin lachte herzlich, ein tiefes, wohlklingendes Lachen, so recht aus voller Brust. „Deine alte Großmutter und so ein gelehrter Herr, — ne, Kind, das wird wohl schlecht zusammenpassen. Aber das thut ja nichts, — frag Du nur 'mal den Doctor Bernhaupt. Siehst Du ihn denn manchmal?"

Die Enkelin bejahte. An den Donnerstagen käme der Doctor meist, um mit Papa zu conferiren, und dann würde sie wohl Gelegenheit finden, mit ihm Rücksprache zu nehmen. Auch schwebe ihr schon ein geeignetes Ankaufs-Object vor, ein altes venetianisches Modellbuch mit köstlichen Spitzenmustern, das neulich in einem Antiquariats-Verzeichniß angeboten gewesen sei. Die beiden Herren hätten darüber gesprochen; es sei eine Rarität ersten Ranges, aber sehr, sehr theuer. Und dann nahm sie aus einem zweiten Bücherschrank einige alterthümlich gebundene Lederbände heraus und legte sie der Großmutter vor als ähnliche Exemplare, hier den gepreßten Deckel mit den reichen Goldverzierungen lobend, dort die originellen Zeichnungen auf den vergilbten Blättern, bei dem dritten einiges vom Textinhalt erläuternd. Sachlich und verständnißvoll und immer wieder einschaltend: „— meint der Doctor," — „sagt Doctor Bernhaupt."

„So, — so!" machte die Baronin dann jedesmal. Oder sie nickte: „Bist ein kluges Mädel, Lotteken! Potstausend nicht noch 'mal!"

Unten rollte ein Wagen durch die schmale Einfahrt und hielt vor dem Portal der Villa. Dann wurde die Hausthür geöffnet. Lotte hörte es gar nicht. Aber die Greisin lauschte auf, als langsame müde Schritte auf dem Corridor erklangen. „Ich glaube, Vatern kommt, Kind!" sagte sie. „Pack schnell fort."

Da trat er auch schon in das Zimmer. Ein schwächlicher, schmalbrüstiger Mann, in der Mitte der fünfziger Jahre; das kleine glattrasirte Gesicht mit der spitzen Nase und den dünnen Lippen aschgrau, von einer mächtigen Glatze gekrönt, die wie blankpolirt aussah und nur von einem ganz dünnen Kranz blonder, graumelirter Haare umrahmt war. Er war ganz in Schwarz gekleidet, aber obwohl gewiß einer der ersten Schneider der Hauptstadt für ihn arbeitete, schlotterte der lange Gehrock in tausend Falten um seine Glieder; die breite schwarze Halsbinde rutschte fortwährend hinten in die Höhe, und alle fünf Minuten drückte er sie mit einer kurzen Handbewegung wieder an dem hohen Stehkragen hinunter. Wer nicht wußte, daß Bernhard Menger der Chef und alleinige Inhaber des großen alten Bankhauses A. P. Menger & Söhne war, hätte in dem kleinen Manne weit eher einen Gelehrten als einen Börsen-Matador vermuthet. Und doch gab es Tage, an denen die gerissensten Speculanten in der Burgstraße fast mit scheuer Ehrfurcht zu dem Männchen emporblickten, der, wie man sich dann wohl zuraunte, wieder einmal Monatelang fast ohne eigene Engagements auf der Lauer gelegen hatte, um mit einem großen Schlage „Alle zu machen". Es waren fast immer Tage starker Baisse-Bewegungen, die er mit überraschendem Scharfblick vorauszusehen pflegte und benutzte, Situationen, in denen irgend ein politisches Ereigniß die Kurse selbst der besten Papiere procentweise warf, oder der ungünstige Jahresbericht einer führenden Bank, der nur wenigen Eingeweihten vorher bekannt sein konnte, eine plötzliche tiefgehende Erschütterung über den ganzen Markt brachte. Dann tauchte regelmäßig wieder das Gerücht von den „besonderen Verbindungen" des Hauses A. P. Menger & Söhne auf; aber es gab unter den älteren Börsenbesuchern auch einige weise Häupter, die alles Ernstes behaupteten, der „Büchermenger", wie er genannt wurde, sei Kabbalist; er könne aus dem Buche Sohar und den Hagadas die Zukunft lesen und wisse die geheimnißvollen Zahlenräthsel des Todros-ben-Joseph und der Abraham Abulafia für seine Zwecke zu deuten.

Bernhard Menger trat nur auf wenige Augenblicke in das Bibliotheks-Zimmer. Er wollte der Schwiegermutter die Hand küssen, aber sie entzog sie ihm lachend: „Nu ne, Herr Sohn. Wenn's schon 'n Kuß sein soll, denn ordentlich," und hielt ihm die Wange hin. Zärtlich strich er über den glatten Scheitel seines Kindes, und dann sagte er in seiner hastenden, kurz abgerissenen Sprechweise: „Will mich schnell umzieh'n. Mama fährt nachher mit mir zum Bazar. Kommst doch mit, Lotte? Nein? — Ist schon recht, daß Du bei Großmama bleibst. Vorher sehen wir uns ja noch bei Tisch." —

Frau Margit war noch bei der Toilette, als ihr Mann an die Thür ihres Ankleidezimmers pochte. Mit ganz leiser Hand und einem leisen: „'n Tag, mein Lieb'. Ich bin gleich fertig."

Drinnen raschelte es, wie von dem Ueberstreifen einer Seiden-Robe, und Frau Margit wechselte erst noch einige Worte mit der Zofe, ehe sie antwortete: „Spute Dich nur etwas, Bernhard! Ich muß Dich vor dem Diner noch einen Augenblick sprechen."

Eine Viertelstunde später trat er im Frack, der ebenso um ihn schlotterte, wie der Gehrock, in das Zimmer seiner Frau. Sie stand vor dem von zwei elektrischen Lampen erleuchteten Trummeau, ihm den Rücken zukehrend, und nickte nur seinem Spiegelbild zu. Die Zofe kniete neben ihr auf dem Teppich und nestelte an dem duftigen Spitzensaum des dunkelgelben schweren Seidenkleides. Jetzt erhob sie sich, machte vor dem Hausherrn einen kleinen Knix, nahm den Abendmantel ihrer Herrin über den Arm und verließ das Zimmer.

„Du wolltest mich noch sprechen, Margit."

Sie wandte sich langsam um.

Fast winzig erschien er ihr gegenüber, — zwergenhaft.

„— Sitzt gut? Nicht wahr?" Sie hatte die weißen diamantenfunkelnden Hände auf die Hüften gelegt und strich in einer starken Bewegung mit ihnen abwärts, als wolle sie die Fülle etwas zurückdrücken.

„Sehr schön, liebe Margit, vortrefflich, wie immer." Er holte tief Athem und fügte dann fast schüchtern hinzu, indem er mit seiner schmalen knochigen Rechten auf den Ausschnitt des Kleides deutete: „Verzeih nur, Margit, aber fast etwas zu elegant für den Bazar. Und dann, — sei nicht böse, — wohl etwas sehr decolletirt."

Sie lachte. „Unsinn, Bernhard! Das versteh' ich besser. Was wißt Ihr Männer von der Mode. Und nun gar Du. —"

„Ich meinte ja auch nur, Margit."

Frau Margit antwortete nicht. Sie zog die vollen Schultern hoch, auf denen ein leiser Flaum von Poudre de riz lag, und schritt mit ihrem wiegenden Gang an den Toiletten-Tisch, um unter dem Schmuckkasten ein Blatt Papier hervorzuziehen. „Da, Bernhard, die Quartals-Rechnung von Gerson."

„Danke, Margit." Er warf einen flüchtigen Blick auf die hohe Schlußzahl. Um seine dünnen Lippen zuckte es, als wolle er eine Bemerkung machen. Aber er sagte schließlich nur: „Ich werde es morgen vom Geschäft aus erledigen." Und dann sah er wieder erwartungsvoll zu seiner Frau empor.

Sie hatte ein zierliches Elfenbeinmesserchen ergriffen und schob vorsichtig die Haut von ihren rosigen Nägeln zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Lotte M. und **„Zwei Freundinnen".** — Die Handelsschule für Mädchen unter Leitung des Herrn Prof. Dr. Schwalbe wurde vor kurzem nach der Sophienschule, Berlin, Weinmeisterstraße 17/18, verlegt; zugleich fand mit dem Beginne des Winterhalbjahres eine Erweiterung des Lehrplanes, sowie die Gestaltung der Anstalt zu einer vollen Tagesschule statt. Der Unterricht beginnt bereits um 3 Uhr und schließt spätestens um 6, bezw. um 8 Uhr. Sollten Sie aber mehr Geschick für Schneiderei 2c. haben, so ist Ihnen in den gewerblichen Fortbildungskursen für Mädchen und Frauen, Niederwallstr. 12, gegen geringes Honorar Gelegenheit geboten, Sich zu vervollkommnen. Die praktische Methode ermöglicht es auch weniger Begabten vorwärts zu kommen. Besonderes Gewicht wird bei der Ausbildung auf richtiges Zeichnen der Kostüme gelegt. Die nachzuzeichnenden Kostüme werden von hervorragenden Berliner Ateliers geliefert werden. Der Unterricht findet von 8 bis 10 Uhr abends statt. Die Kurse im Schnittmusterzeichnen von Damen-Kostümen und Wäsche zeichnen sich ebenfalls durch praktische Methode aus. Ausführliche Prospecte beider Anstalten sind beim kaufmännischen und gewerblichen Hülfsverein für weibliche Angestellte, Berlin, Seydelstr. 25, und in allen Spindler'schen Annahmestellen unentgeltlich zu haben. E. S.

Häusliche Kunst.

Vorgezeichnete Brennarbeiten. — Im Zeichnen ungeübte Hände werden es der Industrie danken, daß sie ihnen neuerdings die unangenehme Arbeit des Aufzeichnens erspart. Die Firma E. Petzold in Dresden-A. bietet eine Menge von aufgezeichneten Gegenständen mit stilgerechten, geschmackvollen Aufzeichnungen versehen, die theils zum Schmuck der Zimmer, theils zum eigenen Gebrauch oder zu passenden Geschenken verwendet werden können. Hübsche Kästchen zu Kragen, Handschuhen, Taschentüchern, Photographie-Rahmen in verschiedenen Formen, Journal- und Briefmappen zum Anhängen und Hinlegen, Koch- und Haushaltungsbücher 2c. sind bis auf das Nachziehen der Linien mit dem Brennstift fertig gestellt. Weicher Filz in harmonischen Farbentönen oder feines Leder übernehmen die fernere Ausstattung dieser Gegenstände. Wer es lockend findet, sich auf diese Weise die Arbeit zu erleichtern, lasse sich den Katalog oder eine kleine Auswahlsendung direct von der oben genannten Firma kommen. E. K.

Eierbecher aus leeren Liebig's Fleisch-Extract-Döschen. — Klirr! — Lautes Geschrei läßt sich aus der Kinderstube vernehmen, denn Mama hat tüchtige Klapse angekündigt, wenn nun auch noch der sechste Eierbecher in acht Tagen bei der Abendmahlzeit der kleinen Bande zerschlagen würde. Während die Scherben in die Küche gebracht werden, fällt mein Auge auf ein Regal, das mit einer Reihe leerer Liebig-Töpfen kleinster Sorte besetzt ist. „Das sind ja herrliche Eierbecher für die kleinen Taugenichtse", ist mein erster Gedanke. Und richtig! Ein Ei, bei dem das Huhn sich allerdings „Mühe gegeben hatte", wurde versuchsweise hineingesetzt und paßte vortrefflich. Nun begab ich mich gleich ans Werk und bemalte die Töpfchen in hellblauer Email-Farbe flott in der Art des Zwiebelmusters. Somit sind dieselben auch noch nebenbei ein niedlicher Schmuck für die Küche, und es ist nun weiter kein großes Unglück, wenn eins oder das andere den Weg alles Irdischen geht. Braune Else.

Fürs Haus.

Auffrischung von Gold- und Silberstickereien 2c. — Vielseitigen Wünschen entsprechen dürfte das neue, kürzlich ins Leben getretene Unternehmen „Oekonomie", Kunst-Institut für galvanische Erneuerung von Gold- und Silberstickereien 2c., Berlin C, Heilige Geiststr. 40. Die genannte Anstalt unternimmt es, nach einem ganz neuen, sorgfältig ausprobirten Verfahren, das die glänzendsten Erfolge gezeitigt hat, Gold- und Silberstickereien, Tressen, Franzen, Schnüre, Geflechte jeder Art, die von einem schwarzen Oxyd überzogen sind, gegen verhältnißmäßig geringe Vergütung „auf neu" wieder herzustellen. Wir hatten Gelegenheit u. a. Schärpen, Epaulettes, Fangschnüre, Stickereien auf verschiedenen Tuchfarben, wie auf Sammet zu sehen, von denen die eine Hälfte in dem schlechten Zustand gelassen, die andere neu versilbert, resp. vergoldet von einer Neustickerei kaum zu unterscheiden war. Selbst die feinsten Gold- und Silberadern erglänzten wie neu, ohne daß der Stoff auch nur im geringsten gelitten hätte, vielmehr erschien auch dieser gereinigt und aufgefrischt. In erster Linie wird diese Erfindung unsere Leserinnen aus Offizierskreisen interessiren, denn hier spielen Uniform-Stücke mit Gold- und Silberstickereien und -Geweben eine große Rolle im Ausgabe-Etat. Auch die verschiedensten Kirchen-Ornate, Ordens- und Amtstrachten, Uniformen, Gala-Hofkleider 2c. für Minister, Kammerherrn, Ordensritter, Staatsräthe 1. bis 5. Kl., Ministerial-Räthe, Post-, Telegraphen-, Eisenbahn- und Forstbeamte, sowie die gold- und silbergestickten Cour- und Gesellschafts-Roben für Damen der hohen Aristokratie können durch die „Oekonomie" wie neu wieder hergestellt werden, wobei unter Umständen auch der Stoff eine andere Farbe erhalten kann. Ebenso erfahren Livreen, Gala-Wagendecken, Reit-Requisiten, ferner Draperien, Decorationen, Paramente, Baldachine 2c. eine sorgfältige Auffrischung. Die „Oekonomie" ertheilt bereitwilligst jede gewünschte Auskunft. Die Red.

Selvyt. — Mit diesem Namen ist ein englisches, chemisch präparirtes Ledertuch von besonderer Weichheit bezeichnet, das zum Poliren und Putzen von Glas, Metallen, Fourniturен 2c., dient. In der Form von Tüchern eignet sich Selvyt besonders für Metall- und Glasgeräthe, während es in länglicher Kissenform (M. 1,75), mit einer taschenartigen Oeffnung für die Hand, zum Poliren von Flächen an Möbeln, Spiegeln und Scheiben benutzt wird. Beutelartig auf einem Holzstiel befestigt, übernimmt es mit Hülfe eines Tuches gleicher Art das rationellste Putzen jeden Cylinders. Mit einem dazu gehörigen Reserve-Putzbeutel, in einem Carton vereint, sind diese drei letztgenannten Gegenstände für den Preis von M. 3,75 käuflich bei P. Raddatz u. Co., W, Leipzigerstr. 123. A. H.

Küche.

Magenstärkendes Eingemachtes von Birnen und Ingwer. — Auf $4^1/_2$ kg Bergamotten rechnet man $1^1/_2$ kg Zucker und 65 g Ingwer. Nachdem der Ingwer 24 Stunden gewässert hat, reinigt man ihn, spült ihn sauber ab und schneidet ihn in feine Splitter. Die geschälten, halbirten und entkernten Birnen legt man sofort in kaltes Wasser, um ihnen das zarte Weiß zu erhalten, kocht inzwischen den Zucker mit $^3/_4$ l Wasser zu Syrup-Dicke ein, giebt den Ingwer und die Birnen hinein, läßt diese klar, aber nicht zu weich kochen und füllt sie zum Abkühlen einzeln auf eine Schüssel. Den noch weiter eingekochten und etwas abgekühlten Saft füllt man mit dem Ingwer und den Birnen in Gläser. Nach 3 Tagen kocht man den Saft nochmals auf, läßt die Birnen nur heiß darin werden, füllt sie in die Gläser zurück und überbindet diese mit Pergament-Papier. A. H.

Zwetschen einzumachen. — Man reibt schöne reife Zwetschen (blaue Pflaumen) mit einem trockenen Tuch ab und entkernt sie. Hierauf stellt man sie aufrecht, — eine dicht neben die andere, — in einen sauberen Einmachekessel und läßt sie auf dem Herde zwei bis drei Stunden ziehen, bis die Zwetschen mit Saft bedeckt sind. Erkaltet füllt man sie ohne Zucker in geschwefelte Gläser und bindet sie mit Pergament-Papier zu. Auf diese Weise eingemachte Zwetschen schmecken wie frisch gekochtes Obst. Ph. Fr.

A. v. N.-D., Berlin. — Ein zuverlässiges und durchaus empfehlenswerthes Kochbuch, dessen Recepte einer guten und kräftigen Hausmannskost gelten, ist die „Reform-Küche" von H. Kronberg, worin auch die „Diät für Kranke und Genesende" eingehend behandelt wird. Preis 2 Mk. Verlag von Gustav Schuhr, Berlin SW, Wilhelmstr. 119/120. A. H.

Fr. H. Boddin und **G. A. in O.** — Frankfurter Würstchen. $1^1/_2$ kg mageres Schweinefleisch, 100 g fettes Schweinefleisch werden grob gewiegt und mit 100 g sehr fein gewiegtem Kalbfleisch, 30 bis 35 g Salz, 10 g gestoßenem weißen Pfeffer und $^1/_{10}$ l Wasser sehr gut gemischt, in Bratwurstdärme gefüllt, nachdem diese an einem luftigen Ort getrocknet sind, 48 Stunden geräuchert. A. H.

Zimmereinrichtung.

Vorzimmer mit Erker im Jagdstil. — Viel Freude bereitet es mir, unsere Wohnung in origineller Weise auszustatten, sei es mit altem gediegenen Hausrath oder neuen, minder werthvollen, doch decorativen Gegenständen. — In unserem Heim entlockt das kleine „Vorzimmer im Jagdstil" fremden Besuchern fast regelmäßig ein: „Ach, wie hübsch!" oder gar noch viel schmeichelhaftere Anerkennung. Da, denke ich, darf ich es wohl wagen, in Wort und Bild wenigstens einen Theil des Zimmers meinen Mitleserinnen „zur Anregung" vorzuführen. Mir war es leicht gemacht, Zimmer und Erker in der dargestellten Weise zu decoriren: der Erker war vorhanden, nur den Fenstertritt brauchte ich hineinzustellen und den Erker dann durch Balustraden aus imitirtem Nußbaum und, — statt der Vorhänge, die nur das Zimmer verdunkeln, — durch epheu-umranktes Gitterwerk abzuschließen. Letzteres, das nach Belieben vergoldet werden kann, fertigte ich selbst, indem ich Haselstäbe, auch junge Tannen, die man überall im Walde schneidet und dann ausputzt, auf dem Fußboden in die gewünschte Lage brachte und an den Kreuzungspunkten zunächst mit Bindfaden umschlang, um sie in ihrer Lage festzuhalten, dann aber das Ganze an jedem Kreuzungspunkte mit einem Nagel versah. Das zweitheilige Gitter wird mit ein paar Haken am Plafond und den Seitenwänden befestigt. Die Vergoldung geschieht am besten, indem man das Gitter mit Copal-Lack überzieht und das Bronze-Pulver mit einem Wattebäuschchen auf den feuchten Lack stäubt, was dem Gegenstand viel mehr Glanz verleiht, als wenn man das Pulver mit Bronze-Tinctur aufträgt. — Die Zimmereinrichtung ist so einfach wie möglich. Ein Teppich fällt über den Erkertritt bis ins Zimmer, die beiden Stühle, sowie das Tischchen sind aus Bambusstäben, die in ihrer Naturfarbe gelassen wurden. Auf dem Tischchen steht ein geschnitztes Schweizerhäuschen auf einer gestickten Decke; dahinter ragt eine kleine, in ein Töpfchen gesetzte Tanne empor. Ueber dem Mittelfenster hängt ein hellfarbener, seidener Decorations-Shawl; die Vorhänge aus crême-farbenem Congreß-Stoff sind mit rother Schnurstickerei versehen. Blumentöpfe und -Vasen, sowie ein ausgestopfter Reiher haben auf der Balustrade Platz gefunden. Auf der Holzbank, die an der einen Wand entlang läuft, liegt ein Lederkissen mit Brandmalerei; in der Ecke ist ein Büschel Schilf und Rohrkolben in einem bemalten Flaschenkürbis aufgestellt. Die linke Wand ziert u. a. ein hübsches Pfeifenbrett, bestehend aus einem Holzrahmen mit Einlage aus braunem Tuch, auf dem sich in Stickerei die Motive wiederholen, die der Brennstift auf dem Rahmen verewigte. Die übrige Ausstattung des Zimmers durch Jagd-Trophäen, ausgestopfte Vögel 2c. kann jede Frau, deren Mann dem edlen Waidwerk huldigt, sich leicht verschaffen! Das Fächertischchen im Vordergrunde ist ebenfalls auf die bekannte Weise aus Bambus und drei bemalten Palmblatt-Fächern in verschiedener Größe selbst hergestellt. J. N.

Vorzimmer mit Erker im Jagdstil.

„Lore von Tollen". — Bambus-Möbel sind noch immer modern. Sie können fertige Gegenstände, sowie solche zum

Selbst-Garniren in Hell und Dunkel kaufen. Den Preis für einen Blumentisch erfahren Sie in der Bambus-Möbel-Fabrik von G. Wronker, Berlin SW, Charlottenstr. 2, I. Die Red.

Thierwelt.

Bia in Fiume. — Die in „Aus dem Leserkreise" vom 15/7 d. J. gegebenen Anleitungen zur Aquarien-Pflege möchte ich nicht empfehlen. Das Aquarium muß so eingerichtet werden, daß eine Erneuerung des Wassers höchstens einmal jährlich vorzunehmen ist. Auf den Boden des Aquariums kommt eine Schicht Torf- oder Moorerde, die mit rein gewaschenem Flußsand überzogen wird, dann pflanzt man reichlich unter Wasser wachsende, heimische oder fremde Gewächse ein, füllt, damit Erde und Sand nicht aufgewühlt werden, auf einen untergestellten Teller vorsichtig Wasser ein, und setzt dann, falls das Wasser klar bleibt, die Fische in den Behälter. Gesunde Pflanzen halten das Wasser gesund und scheiden Sauerstoff aus, welchen die Fische zum Athmen nöthig haben. Nur für das verdunstete Wasser wird ab und zu etwas frisches nachgefüllt. Man darf aber auch in einem sachgemäß eingerichteten Aquarium nur ganz wenig Fische halten, weil bei zu reichlicher Bevölkerung Mangel an Sauerstoff eintritt, die Thiere in ihrer Todesangst dann an der Oberfläche nach Luft schnappen und früher oder später eingehen. Wenn Sie in einem Glas mit 3 l Wasser ohne allen Pflanzenwuchs neun Fische halten, so machen Sie Sich einer großen Thierquälerei schuldig. Es ist bedauerlich, daß trotz der reichen Belehrungen durch Aquarien-Vereine und Schriften solche Thierquälereien immer noch möglich sind. Auch Ihre Fütterung ist falsch. Man füttert die Fische nicht mit Gries, sondern mit geschabtem, magerem rohen Rindfleisch, zerschnittenen Regenwürmern, Stubenfliegen und niederen Wasser-Insecten, die mit einem Gaze-Netz in stehenden Gewässern zu fangen sind. M. H.

Abonnentin in Innsbruck. — Die unheilvollste Krankheit der Papageien, das Selbstausrupfen der Federn, infolge dessen die Thiere oft völlig nackt werden, ist immer eine Folge unrichtiger Behandlung und schlechter Fütterung. Die unmittelbare Ursache konnte noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden; sie ist entweder in Hautreiz, infolge verstopfter Poren oder kranken Blutes, oder in mikroskopisch kleinen Schmarotzern zu suchen. Alle Mittel, die man auch anwendete, um den Vögeln das Selbstrupfen abzugewöhnen, sind bisher erfolglos gewesen. M. H.

Gärtnerei.

Die Ueberwinterung von Zwiebeln und Knollen. — Sobald es anfängt frostig zu werden und Blüthen und Kraut der zarteren, im Garten und in den Balcon-Kästen ausgepflanzten Zwiebel- und Knollenpflanzen abzusterben beginnen, ist es Zeit, dieselben auszuheben. Man schneidet die Stengel etwa 10 cm über der Zwiebel, bezw. Knolle ab, schüttelt die Erde aus den Wurzeln und läßt die Pflanzen hierauf in einem luftigen aber völlig frostsicheren Raum abtrocknen. Zwiebeln und Knollen, bei denen sich die Stengelreste nach dem Trocknen leicht ablösen, müssen trocken überwintert werden, am besten im Zimmer, in staubtrockenem Sande, während man die übrigen zur Ueberwinterung auf Erde oder Sand in den Keller legt. Im Laufe des Winters sind die ruhenden Zwiebeln und Knollen wiederholt durchzusehen, schlecht gewordene zu entfernen, angefaulte Stellen auszuschneiden und die Schnittflächen mit Holzkohlen-Pulver zu bestreuen. M. H.

Langjährige Abonnentin in Posen. — Prof. H. Molisch hat Versuche über die Blaufärbung der Hortensien-Blüthen angestellt, die zu dem Ergebniß geführt haben, daß bei nachstehender Pflanz-Methode stets eine blaue Blüthenfarbe bei den von Natur aus weißblühenden Pflanzen erzielt wird. Man verpflanzt die Hortensien in eine Erdmischung von je $^1/_5$ Laub-erde, Moorerde, Sand und Holzkohlen-Stückchen. Für einen Topf von 20 cm oberer Weite setzt man dieser Mischung $^1/_{10}$ l Alaunkörner zu, von welchen man einen Theil auf den Boden des Topfes bringt, nachdem man das Abzugloch mit einem Scherben bedeckt und etwas Erde aufgefüllt hat. Trotz des häufigen Begießens sollen sich die Alaunkörner sehr lange in der Erde erhalten.

Frau A. S. — Vom Gärtner bezogene Palmen gehen nur dann rasch ein, wenn sie, erstens, durchaus fehlerhaft behandelt werden, zweitens, in ungeeigneten Arten gekauft wurden oder, drittens, in der Gärtnerei durch zu hohe Temperatur sehr verwöhnt worden sind. Im letzteren Fall nehmen die Palmen oft schon auf dem Transport vom Treibhaus in die Wohnung bei nicht sehr sorgsamer Verpackung den Todeskeim in sich auf. Man sollte die im Warmhause gekaufte Palme nicht gleich mitnehmen, vielmehr dem Gärtner noch einige Wochen lassen, damit er sie allmählich abhärtet. Fächerpalmen sind ganz harte Zimmerpflanzen, die so leicht keiner Pflegerin eingehen, auch überall in den Wohnräumen neue Blätter treiben, aber die Stiele dieser neuen Blätter bleiben weit kürzer, als die im Treibhause gewachsenen, und dadurch verlieren diese Palmen sehr an Eleganz. Ihr mitgetheiltes Kulturverfahren bietet keine neuen Anhaltspunkte für die Zimmerpflege der Palmen. M. H.

Rheinländerin. — Blumentische mit Fontainen halten wir nicht für sehr empfehlenswerth, da das Aquarium dieser Tische so viel Raum fortnimmt, daß nur für eine Reihe kleiner Pflänzchen Platz bleibt, auch wird man gewöhnlich die Bedienung des kleinen Motors bald überdrüssig. Am schönsten sind die Fontainen-Blumentische von Louis Heinrici, Zwickau i/S., besonders die mit Heißluft-Motoren. Ein guter derartiger Blumentisch kostet mit Aquarium und Motor 120 bis 160 Mk. In das Aquarium darf nur sehr grober, rein gewaschener Sand gegeben werden, und der Motor ist regelmäßig zu ölen und sehr sauber zu halten, dann sind Reparaturen so bald nicht nöthig. M. H.

Rodberta. — Großblättriger Epheu ist in jeder Handelsgärtnerei käuflich, doch eignet sich auch der Wald-Epheu zur Zimmer-Kultur. E. S.

Allgemeines.

Häusliche Putzmacherei. (Frau Anna S.) — Ihr Wunsch kommt unseren Absichten entgegen. Unter „Hüte und Putz" sollte die Darstellung der hauptsächlichsten Schleifen- und Rosetten-Formen unsere Leserinnen zur häuslichen Putzarbeit anregen, nachdem aber diese Rubrik in der heutigen Nummer keinen Platz fand, bringen wir das Gewünschte an dieser Stelle. Vorangeschickt sei, daß die Putzmacherei neben großer Sorgfalt einiges Geschick erfordert, da die Anleitung nie so mechanisch sein kann, wie bei der Schneiderei. Die Garnituren müssen aussehen, als wären sie mühelos entstanden, nirgends darf sich ein Stich bemerkbar machen; man thut daher gut, zunächst alles zu stecken und erst, nachdem die richtige Anordnung hergestellt ist, das Ganze mit einigen unsichtbaren Stichen festzunähen oder durch Umwickeln mit Garn zu befestigen. Ob das Festnähen direct am Hute geschehen muß, oder ob man die Garnitur in der Hand erst fertig macht, hängt von der jeweiligen Art derselben ab; für den praktischen Universal-Hut der Gegenwart, den Matrosenhut, wie für die verschiedenen Amazonen- und Chasseur-Formen genügt meist eine vorher fertig gemachte Schleife zur seitlichen Garnitur, vervollständigt durch ein glatt oder gewunden um den Kopf gelegtes Band, und auch bei den riesigen, mit Federn und Blumen ausgestatteten Hüten bilden Schleifen oder Rosetten den Kern der Garnitur. Als Material dienen einfarbiges oder gemustertes Seidenband von etwa 6 bis 12 cm Breite, sowie geschnittene Seiden- oder Sammetstreifen. Die Ränder von Seide müssen mit nach außen gelegtem Rollsaum sauber gemacht werden; Sammetstreifen säumt man, indem man den Rand 1 cm breit einfach umlegt und ihn möglichst unsichtbar mit Kreuznaht-Stichen niedernäht. — Für die dargestellte Schleife mit Federposen sind 125 cm von 12 cm breitem einfarbigen Repsband erforderlich; durch Umlegen der einen Längsseite während der Schlupfenbildung wird die Breite um etwa 3 cm eingeschränkt. Man legt zuerst

Hutschleife aus zweierlei Band.

Hutschleife mit Federposen.

Hutschleife aus Sammet.

das Band zur linken hochstehenden Schlupfe 16 cm lang um, knifft es durch drei Fältchen eng zusammen und formt dann weitergehend die rechte, untere Schlupfe von 10 cm Länge. Hierauf ist wieder erst die obere, dann die untere Schlupfe in gleicher Länge zu bilden; das letzte, 14 cm lange, auszufranzende Ende steht seitlich nach hinten über. Die so vorgerichtete Schleife befestigt man durch enges Umwickeln mit kräftigem Seidenfaden, worauf das ganze Arrangement in der Mitte durch einen gewundenen Knoten eng zusammengefaßt und durch zwei Rabenfedern vervollständigt wird. — Einen 125 cm langen Schrägstreifen von 16 cm Breite verlangt die mächtige, dem Hut, Abb. 35 im technischen Theil, entnommene Sammetschleife, die aus zwei, je 15 cm, zwei, je 12 cm und einer 8 cm langen Schlupfe besteht, gehalten durch einen 6 cm langen Knoten. Man beginnt mit der 15 cm langen, quer abstehenden Schlupfe und läßt ihr die lange, hochstehende folgen. — Originell wirkt eine Anordnung aus zweierlei, je 8 cm breitem Band, — hier braun und blau-weiß carrirt, — das einem dunkelbraunen, geradrandigen Hütchen entnommen ist. Von dem carrirten Bande sind ein 60 cm und ein 9 cm langes Ende, von dem glatten 100 cm erforderlich. Das lange, bunte Band-Ende wird zunächst 14 cm lang schlupfenartig umgelegt und an seinem abgeschrägten Querrande in drei Falten geordnet; von dem Rest bildet man eine doppelte, fächerartige Tollfalte, wofür man den unteren Rand je leicht in die Höhe schiebt; das letzte Ende steht quer ab. Scheinbar als Fortsetzung dieser Faltengebung wird das kleine Stückchen Band in eine gleiche Tollfalte geordnet; eine Querspange vom einfarbigen Bande verbirgt den Ansatz. Hinter diesen unteren Theil schieben sich zwei quer abstehende, 9 cm lange, einfarbige Schlupfen, die aus der Mitte des Bandes gefaltet werden; beide Enden sind einzureihen und längs des carrirten Band-Arrangements unterzusetzen. — Für die Puffen-Rosette hat man eine Sammetrundung von 25 cm Durchmesser an ihrem Außenrande fest einzureihen und einer 3 cm großen Gaze-Rundung aufzusetzen. Sodann wird der Stoff hier und da gefällig durch verlorene Stiche niedergehalten. — Die 12 cm große Rosette mit Knoten verlangt einen 40 cm langen schrägen Sammetstreifen von 12 cm Breite. Der Streifen ist zur Rundung zu schließen, dann der Hälfte nach zusammenzulegen, worauf die beiden Schnittränder zusammen fest eingereiht werden. Die Mitte deckt ein kleiner, verstürzt aufgesetzter Knoten. Diese Rosetten schmiegen sich mit Vorliebe unter die hochgeschlagene Krempe runder Hüte (siehe Abb. 36 der heutigen Nr.) oder in die tiefen Wellen der Plattenhüte (siehe Abb. 87 der Nr. vom 1/10 97).

Die Red.

Puffen-Rosette.

Rosette mit Knoten.

Handarbeit.

Der „Webertrost". — Wir sind fünf Schwestern, von unserer Mutter fürs Praktische und zum häuslichen Fleiß erzogen. Als im November 1888 die Erfindung des Webe-Apparates „Textil-Eugenia" durch die „Modenwelt" publicirt wurde, erhielt ihn meine älteste Schwester zum Weihnachtsgeschenk: Der Apparat wurde nicht nur von ihr, sondern von der ganzen Familie mit Jubel begrüßt, da er sich als ungemein praktisch erwies und die Technik der Weberei uns in keiner Weise Schwierigkeiten machte, selbst mir nicht, die ich damals nur ein siebenjähriges Kind war. Bald entstanden die mannigfaltigsten Webereien, namentlich, nachdem auch die Smyrna-Weberei als neue Technik hinzugekommen war. Inzwischen vergingen Jahre, und eine Schwester nach der anderen zog als glückliche Gattin in ihr eigenes Heim. Zur Aussteuer einer jeden gehörte als ganz selbstverständlich ein neuer Webe-Apparat, während der alte sich stets von der scheidenden auf die nächstälteste Tochter vererbte. Endlich kam er an mich. Ich bin die Jüngste und somit jetzt im heimischen Neste die einzige, als welche ich mich verpflichtet fühle, der Mutter in ihrer Fürsorge um die Enkelkinder, meine Nichten und Neffen, zur Seite zu stehen, die Hülfe der anderen im häuslichen Fleiße zu ersetzen.

Hierbei unterstützt mich treulich der liebe, vielbewährte Webe-Apparat. Gewebte Röckchen, Kleidchen ꝛc. erstehen in kürzester Frist. Zu Geburtstagen oder Festen wird schleunigst irgend ein prächtiges Stück gewebt, das etwa einen orientalischen Stoff imitirt, oder eine schöne Stickerei ersetzt, — an der man sonst wer weiß, wie lange, sitzen und sich die Augen schwächen muß! Schnell fährt das Schiffchen durch die Kette, bald diese, bald jene schöne Farbe, oder Metallfaden einführend, und ehe man sich's versieht, ist die Arbeit fertig. Das gewährt in der That ein großes Vergnügen! — Doch, wo viel Licht ist, da pflegt auch Schatten zu sein: So war das Vorbereiten der Arbeit, — das Arrangement der Kette, — stets eine zeitraubende, unangenehme Beschäftigung. Wir verfielen auf allerlei Ideen zur Abhülfe, versuchten dieses und jenes, das jedoch zu keinem Resultate führte.

Da kommt im vorigen Jahre eine Freundin zu Besuch, auch eine begeisterte Weberin, und berichtet, als sie unsere Aufstellungen sieht: „Auf meiner Durchreise in Berlin suchte ich, — kurz entschlossen, — auch die Erfinderin unseres Webe-Apparates, Frau Prof. E. Wernicke, geb. von Hackewitz, auf, die jetzt Eisenacherstr. 80 wohnt. Ihr könnt nicht glauben, welch eine Menge origineller gewebter Sachen ich dort vorfand: Decken, Gobelins, Behänge, Teppiche, Kindersachen ꝛc. Frau Professor Wernicke zeigte mir auch die neueste Verbesserung des Apparates, die Kettenspann-Vorrichtung „Webertrost", die mich entzückt, weil sie so ungemein praktisch ist. An der Querleiste des Schraubstockes sind lauter kleine Häkchen angebracht, ebenso gegenüber am Kettenträger, der jetzt kastenartig geformt ist. Ueber diese Häkchen zieht man die Fäden, die dann gleichmäßig geordnet sind, fädelt ein, und alles ist sofort webebereit. Eine neue Gebrauchsanweisung giebt's gratis. Mit Hülfe des „Webertrost" ist die Herrichtung der Kette ein Vergnügen, eine Arbeit, die spielend leicht mit geringem Zeitaufwand und Material-Ersparniß bewerkstelligt werden kann." Wenige Tage darauf war der „Webertrost" auch in meinem Besitz. Ich kann nur alles Gute darüber bestätigen. Der Apparat gewährt mir nun eine solche Freude und Befriedigung, daß ich es nicht unterlassen kann, meine webenden Mitschwestern darauf aufmerksam zu machen, da ich annehme, daß diese neue Errungenschaft erst wenig bekannt ist. Der „Webertrost" verdient im vollen Sinne seinen Namen.

M. S. . . ., Treue Verehrerin der Modenwelt und Illustr. Frauen-Zeitung.

Bezugsquelle: Handwebe-Apparate nebst „Webertrost": Frau Prof. E. Wernicke, geb. von Hackewitz, W, Eisenacherstr. 80.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 76.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: Hugo Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 21, III. 1. November 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(2. Fortsetzung.)

„Du wolltest mir noch etwas sagen," begann Menger wieder.

„Gleich, lieber Bernhard. Reich mir doch 'mal dort von der Etagère die Puderbüchse. Nein, — nicht die, die andere dort, mit dem Nägelpuder. Danke!" Und während sie nun die Nägel roth einpuderte und dann mit einer kleinen Bürste zu poliren begann, fuhr sie fort: „Ja, ich wollte Dich bitten, den Verkehr des Herrn Bernhaupt bei uns einzuschränken, womöglich ganz zu inhibiren."

Er hatte bisher ganz ruhig neben ihr gestanden. Nun fuhr er doch auf: „Warum denn das nun wieder? Warum in aller Welt?"

„Echauffire Dich, bitte, nicht, Bernhard! Du willst wohl Deinen Asthma-Anfall haben?" sagte sie sehr gelassen.

„Da soll man sich nicht echauffiren!" Er trippelte hin und her, in ganz kleinen, unruhigen Schritten. „Ich bin doch wirklich ein geduldiger Mensch. Und ich widerspreche selten, — um des lieben Friedens willen. Und unser Verkehr ist nur Dein Verkehr, — ich komme mir oft wie eine Null vor, — komme ich! Aber da ist nun einmal jemand, der mir gefällt, — sehr gefällt. Darum natürlich Dir nicht, — natürlich! Warum in aller Welt, frag' ich, soll er —."

Frau Margit nahm das Bürstchen aus der linken in die rechte Hand und sah ihn lächelnd an. „Ich könnte einfach sagen, mein lieber Bernhard, weil es mein Wunsch ist. Denn Du bist ja ein viel zu liebenswürdiger Gatte, als daß Du mir solch einen Wunsch abschlagen solltest."

„Das käme doch darauf an, — darauf an, Margit."

„— aber ich habe wirklich ernstere Gründe."

„Da bin ich doch neugierig! Dieser harmlose Mensch —"

„Mein lieber Bernhard, Du bist ja gewiß ein ausgezeichneter Geschäftsmann. Aber sonst bist Du bisweilen doch wie mit Blindheit geschlagen. Nun gut, — ich habe bemerkt, daß Lotte sich für Deinen harmlosen Doctor zu interessiren beginnt, und daß dieser harmlose Mensch durchaus nicht abgeneigt scheint."

Menger hatte sich einen Sessel herbeigezogen. Nun stieß er ihn wieder beiseite und trat ganz dicht an seine Frau heran: „Aber, Margit," rief er mit einem Ton aufrichtiger Herzensfreude, „das wäre ja ein wahres Glück!"

„Findest Du?" Sie legte die Bürste fort, setzte sich auf den Stuhl, den er soeben in nervöser Aufregung fortgeschoben, und verschränkte die Hände im Schoß. „Nun, Du wirst wohl erlauben, daß ich ganz anderer Ansicht bin, mein lieber Bernhard. Ich denke gar nicht daran, zuzugeben, daß sich meine Tochter derart wegwirft. —"

„Aber, Margit," — er wurde erregter, und seine sanfte dünne Stimme nahm einen fast energischen Klang an. „Liebste Frau, bedenke doch: Bernhaupt ist nicht nur ein ehrenwerther, sympathischer Mensch, er ist auch ein sehr tüchtiger Gelehrter, — sehr tüchtig. Und unsere Lotte, — nun ja, sie ist ein liebes, gutes Ding und gescheidt auch, — aber hübsch ist sie nicht, Margit, hübsch wirklich nicht."

Sie antwortete diesmal nicht sofort. Mit spöttisch gekräuselten Lippen sah sie ihn an. Dann erhob sie sich langsam und legte ihre Rechte auf seine Schulter. „Und ich sage Dir, Bernhard, ich wünsche diese Partie nicht. Keinesfalls! Verstehst Du?"

Der Blick der großen Augen mußte etwas wie eine hypnotische Wirkung auf den Mann haben. Sein fahles Gesicht röthete sich. Ein paar Mal öffnete er die Lippen, ohne ein Wort herauszubringen. „Ich verstehe Dich nicht, — verstehe absolut nicht," sagte er dann endlich stockend.

„Einfach genug liegt die Sache doch. Mama würde sagen: Es ist klar wie Kloßbrühe. Ich will, daß Lotte eine bessere Partie macht. Ich will nicht, daß sie eines Tages mit ihrem Doctor irgendwo im Hinterhaus drei Treppen wohnt."

Seine Augen öffneten sich weit, erschrocken. Er stammelte: „Lotte, meine Tochter? Aber, Margit," — es war, als laste ihre Rechte mit Centnerlast auf seiner Schulter, er beugte sich unter ihr.

Sie lachte kurz auf, in demselben trockenen, kaum hörbaren Lachen, das ihrem Bruder, dem Oberstlieutenant, eigen war. „Ja, Deine Tochter."

Und dann ließ sie langsam ihre Hand von seiner Schulter gleiten und sagte ganz ruhig: „Du weißt schon, wie ich das meine. Wir wollen nicht weiter über diese unerquickliche Sache reden, und wenn es Dir gar zu fatal ist, Deinem harmlosen Bernhaupt einen zarten Wink zu geben, so will ich es thun. Und nun komm zu Tisch! —"

Sie rauschte voran, und er folgte mit tief gesenktem Haupte. So schritten sie durch die teppichbelegten Corridore, über die große Diele zum Eßzimmer. Am Treppenabsatz brannte schon das elektrische Licht. Einen Augenblick blieb Bernhard Menger hier vor der großen Bronzefigur stehen, die in der erhobenen Rechten gleich einer Fackel die leuchtende Flamme hielt. Mit einem scheuen, sinnenden Ausdruck schaute er zu ihr hinauf.

Es war die Gestalt einer Fortuna, — der Glücksgöttin.

IV. Kapitel.

Prinzeß Ottokar stieg an der Seite des Schloßherrn langsam die Stufen der breiten Treppe zum ersten Geschoß hinauf. Dann und wann blieb sie auf einen Augenblick stehen, hob die Lorgnette und warf einen flüchtigen Blick auf einen der alten Stiche an den Treppenwänden.

In einigem Abstand folgte der Prinz mit Fräulein von Gaddern, noch weiter zurück Herr von Insingen, der Hof-Chef, und Comtesse Helfenbladt.

„Prrr!" machte plötzlich die Prinzessin und schlug mit dem Sonnenschirm gegen die Wand.

„Durchlaucht, er ist ja nur ausgestopft." Der Baron neigte sich ein wenig vor, denn er war im Emporsteigen immer eine Stufe hinter seinem hohen Gaste zurückgeblieben.

Nun wandte sie ihm, den Kopf mit einer anmuthigen Bewegung über die Schulter zurücklehnend, ihr pikantes Gesichtchen zu.

„Nein, ist das aber wieder einmal eine Idee, Baron Pflaume! Einen Fasan auf ein Treppengeländer zu setzen, einen Fasan! Man denke, ein Thier, das nur in der Freiheit an seinem Platze ist."

„Das ist kein gewöhnlicher Fasan, Durchlaucht. Ich habe ihn mir aus Sumatra mitgebracht, es ist ein Argus-Fasan, betrachten Durchlaucht nur einmal den fast zwei Meter langen Schweif!"

„Wer lang hat, läßt lang hängen. Das paßt hier auch. Aber ich würde doch keinen Fasan auf ein Treppengeländer setzen." Sie lachte und stieg rasch höher, im Vorüberschreiten den wundervollen Schwanzfedern einen Schlag mit dem Schirm versetzend, daß sie hin und her pendelten.

„Aber, Sidonie!" rief der Prinz.

Nun war sie oben und sah wohl jetzt erst, daß der Fasan eigentlich nicht auf dem Treppengeländer stand, sondern auf einer halbhohen eichenen Wand, die hier den breiten gewölbten Corridor nach dem Treppenhaus zu abschloß.

Baron Bruno war unmittelbar an ihre Seite getreten, und sein Gesicht glänzte, als sie sagte: „Hübsch, — aber nein, wirklich sehr hübsch!"

Er war in der That eine der vielen Sehenswürdigkeiten von Schloß Trunberg, — dieser Corridor. Er nahm beinahe die ganze Länge der dem rückwärts offenen Schloßhofe zugekehrten Front ein, glich fast einem großen Saal und war in durchaus eigenartiger Weise eingerichtet, halb wie eine Rüst- und Jagdkammer, halb wie ein Wohnraum. Zwischen je zwei Fenstern stand eine schwere Ritterrüstung, an der eichengetäfelten gegenüberliegenden Wand hingen auf dunkelrothem Sammet einige große Jagdbilder, über den Thüren waren Waffen-Embleme angebracht. Auch der Langraum selbst wurde dreimal durch geschickt arrangirte Waffengestelle unterbrochen; in der Mitte sogar durch ein altes Geschütz. Aber dazwischen waren überall Sitz-Arrangements eingeschoben, lederbezogene Bänke und Stühle mit massiven Tischen davor. Von der Deckenwölbung, die gleich der Fensterwand in ganz lichtem Grau gehalten war, hingen in gleichmäßigen Abständen mächtige, massige Kirchenkronen hernieder. Der Reiz des Ganzen wurde wesentlich dadurch erhöht, daß jedes Stück der Ausstattung den Charakter des Alten, Echten trug. Es war kein Simili darunter, — oder doch nur sehr wenige, ganz wundervoll imitirte Stücke.

„Das ist wirklich sehr hübsch!" wiederholte die Prinzessin noch einmal.

„Wollen Durchlaucht nicht die Gnade haben, einmal an dies Fenster zu treten."

Ueber den von zwei Flügeln eingeschlossenen Schloßhof und die Parkanlagen am Bergabhang schweifte der Blick weit hinaus auf leichtgewellte bewaldete Hügel zur Rechten; zur Linken breitete sich die grüne Ebene, unten in der Mitte schimmerten die Kirchthürme, der stattliche Schloßbau, die roth-braunen Ziegeldächer der gartenreichen Residenz. Ueber allem lag goldiger Frühlings-Sonnenschein.

Das Fenster war geöffnet. Die Prinzessin reckte ihre kleine zierliche Gestalt, legte beide Hände auf den Sims und lehnte sich weit hinaus. Eine geraume Zeit blieb sie in dieser Stellung, sichtlich unter dem Eindruck des wundervollen Landschaftsbildes. Aber dann rief sie plötzlich zurück: „Komm doch 'mal her, Ottokar! Du kannst hier beinahe in die Schloßküche von Villau gucken und sehen, was Dein Onkel heute für Suppe kriegt."

Baron Bruno trat zurück. Er mochte etwas anderes erwartet haben. Und im Hintergrunde lächelte Herr von Insingen. Der Prinz lachte auch, aber es klang ein wenig verdrießlich. Und wie in dem Bestreben, etwas gut zu machen, trat er nun zu dem Schloßherrn und sprach von der schönen Landschaft und dann von der „stilvollen" Einrichtung des Corridors. Aber da unterbrach ihn die Prinzessin sofort: „Glauben Sie mir, Baron, er versteht gar nichts davon. Weil's altdeutsch ist, nennt er's stilvoll, — das ist das Ganze."

„Aber, Sidonie."

„Aber, bester Ottokar, es ist doch nun einmal nicht anders. Denken Sie Sich einmal, Baron Pflaume, bin ich da mit ihm beim Prinzregenten im Würzburger Schloß, und er spricht anstatt vom Barock immer vom Rococo! Nein, nein, Ottokar, Kunstgeschichte höchstens Censur Nr. 3, — mittelmäßig!"

Sie lachte ihm ins Gesicht und zeigte ihre wundervollen Zähne. Und dann ging sie auf das Geschütz in der Mitte des Raumes zu, betrachtete es aufmerksam mit Kennerblick und meinte: „Lieber Baron, die Lafette ist aber nicht echt."

„Ich bewundere den Scharfblick Eurer Durchlaucht! Leider war die Original-Lafette zu schwer, mein Baumeister hatte Bedenken."

„Schade! Aber dann hätte Herr Eyssen, — ich sehe, es ist sein Fabrikat, — auch passendere Beschläge nehmen sollen. Diese, — pardon, Baron Pflaume, — diese hier sind einfach scheußlich."

Am Treppengeländer lehnte der Hof-Chef und plauderte mit Fräulein von Gaddern, dabei unausgesetzt auf die Worte der Prinzessin hinhorchend und jede ihrer Bewegungen mit seinen klugen grauen Augen verfolgend. „Sie dürfen Durchlaucht nicht nach dem ersten Eindruck beurtheilen, gnädigstes Fräulein, ich bitte, bei unserer alten Freundschaft, recht herzlich darum," sprach er mit leiser sanfter Stimme. „Die Frau Prinzessin kann nicht ohne das kleine Feuerwerk ihrer Sottisen leben, und sie meint es wirklich nicht böse. Ich möchte Sie bitten, gnädigstes Fräulein, dies auch Baron Pflaume anzudeuten, er machte vorhin schon solch ein — wie soll ich doch sagen?, — fast bestürztes Gesicht. Und das thut mir leid, er ist so liebenswürdig."

„Wollen die Herrschaften denn jetzt nicht ihre Zimmer aufsuchen? Nach der langen Wagenfahrt —"

Insingen hob leise die Hand, aber entgegnete nichts. Die Prinzessin hatte mit einer plötzlichen Bewegung ihr Cape abgestreift und setzte das Capote-Hütchen ab. Die Sonnenstrahlen huschten über ihr volles, hochtoupirtes Haar, das in diesem Augenblick fast brandroth leuchtete.

„Ach, liebe Ilse, ich bitte Dich recht sehr, nimm Dich meiner an."

„Du befiehlst?"

„Du sollst mir nicht immer mit der Phrase kommen, Ilse!" Die Prinzessin legte ihren Arm leicht um die Taille des jungen Mädchens. „Nun schauen Sie nur einmal, Baron Pflaume, dies Bild von Stein, — unsere liebe Comtesse! Keine Spur von Herz, sage ich Ihnen, Marmor, — Marmor!" Sie lachte. „Bis einmal der Pygmalion kommen wird! Ja also, liebe steinerne Ilse, bitte, thu mir den Gefallen, rausche würdevollst in unsere Gastzimmer und nimm mir die Mühe ab, mit meiner trefflichen Leonie wegen der Diner-Toilette zu verhandeln. Denn ich muß erst ganz Trunberg sehen. Dieser Flursaal verspricht zu viel, und der Appetit kommt beim Essen. A propos — Essen! Baron Pflaume, Ottokar hat mir vorhin im Wagen anvertraut, er habe einen total verdorbenen Magen."

„Aber, Sidonie!"

„Nun, was ist denn dabei! Sie sollen einmal sehen, was er nachher für eine Klinge schlagen wird."

„Aber, Sidonie!"

„Nachher, sage ich ja! Nämlich bei der Suppe, da verschwindet seine Indigestion stets. Ja so, liebe Ilse, die hochwichtige Toiletten-Frage," — sie zog die Comtesse ein wenig zur Seite und sprach zwar leise mit ihr, aber doch so ungenirt, daß die Herren einzelne Worte verstehen mußten: „Mattblau paßt noch am besten zu meinem Fuchskopf," — lautes Kichern, — „Leonie ist manchmal eine Pute; keinen Schmuck .... nein ..."

Gräfin Ilse stand wirklich vor ihr, wie ein Bild von Stein. Keine Muskel des klassisch schönen, aber ausdruckslosen Gesichts regte sich. Die hohe schlanke Gestalt überragte die Prinzessin bedeutend, so neigte die Comtesse unwillkürlich den Kopf ein wenig. Im Nacken unter der blonden glatten Flechte wurde ein winziger Streifen des blendend weißen Halses frei, auch er wie aus Marmor gemeißelt.

Nun war die Conferenz beendet. „Und sei nicht böse, liebe Ilse, daß ich Dich belästige. Alles verstanden, Ilse?"

„Gewiß!"

Das Organ der Comtesse war nicht scharf, aber es that dem feinbesaiteten Ohr des Baron doch wehe. Der eigenthümlich hohe Ton streifte fast an Discant; er paßte so gar nicht zu der ganzen Erscheinung des schönen Mädchens.

„So, verehrter Gebieter von Trunberg, nun stehen wir zu Ihrer Verfügung. Sesam, thue Dich auf!" Sie schritten nebeneinander den breiten Gang hinunter. Dabei mußten sie an der Hofdame vorüber, die an die Seite von Fräulein von Gaddern getreten war, und kaum waren sie einigermaßen außer Hörweite, so sagte die Prinzessin: „Bin ich nicht eigentlich recht thöricht, Baron, diese Schönheit neben mich zu stellen? Eine Juno neben solch einer kleinen — hm! Dryade!" Sie kicherte wieder.

„Aber, Durchlaucht!" Pflaume wußte wirklich nicht recht, was er sagen sollte.

„Bester Baron, ich habe ein ganzes Schock Fehler. Nur eitel bin ich nicht. Und die arme Ilse, — arm wie eine Kirchenmaus, — ist ja auch Gottlob so tadellos schön, daß man sie überhaupt mit irdischen Weltkindern nicht vergleichen kann. Und dabei —" mit ein wenig spöttelndem Ausdruck, — „auch so gut, — auch überirdisch gut—müthig!"

Er hatte die nächste Thür geöffnet. Der große, durch zwei Stockwerke reichende Mittelsaal des Schlosses lag in seinem Barockschmuck vor ihnen. Sie musterte flüchtig die weißschimmernden Wände, verglich das Deckengemälde mit einem Bilde Tiepole's, kritisirte scharf die Lehnen der an den Wänden aufmarschirten Stühle, warf ihrem Gatten ein spitzes: „Ottokar, das ist Barock!" hin und schritt dann hastig weiter, durch eine ganze Flucht von Zimmern. Nur hier und dort sprach sie eine knappe, fast immer treffende, aber meist recht scharfe Bemerkung aus.

Als sie dann endlich, — der Prinz war mit Insingen etwas zurückgeblieben, — in dem Erker des Schlosses standen, von dem aus sich wieder ein Blick auf Villau bot, fragte sie plötzlich: „Ihr Herr Bruder hat da unten das Regiment bekommen, Baron?"

„Vor vierzehn Tagen, Durchlaucht."

„So wird er heute beim Diner sein?"

„Er hat mir zugesagt. Er ist sehr glücklich, den Prinzen wieder zu sehen, und daß er endlich die Ehre haben wird, Eurer Durchlaucht vorgestellt zu werden."

Sie sah zu ihm auf, mit einem Blick, den er nicht verstand. Es lag ein Ausdruck in diesen flimmernden Augen, der kaum anders zu deuten war, als ob sie sagen wollten: „Was fällt Euch denn ein? Was soll denn diese Komödie?"

Nun schürzte sie ein wenig die Lippen und sprach mit ihrem spöttischen Lächeln: „Mir vorgestellt? Aber, lieber Baron! — —"

Er wurde verlegen unter dem unsicheren Gefühl, irgend einen Fehler begangen zu haben. Aber als sie die leise Röthe in seinem Gesicht aufsteigen sah, fühlte sie sofort heraus, daß er vorhin ganz harmlos gesprochen hatte.

„Wollen wir nicht weitergehen, Baron?" sagte sie gelassen. Während er die Thür vor ihr öffnete, wandte sie sich um und setzte ruhig, anscheinend ohne alle Pikirtheit hinzu: „Da wird einem wieder einmal so recht lebhaft vor die Seele geführt, was für ein unbedeutendes Persönchen man ist. Also nicht einmal erwähnt hat Ihr Herr Bruder, daß wir uns kennen? Lange schon, seit jenen Jahren, als ich noch Comteß Track-Wellerdingen war! Nun, — ich bin nicht böse. Ihr Herr Bruder hatte ja immer nur Interesse für seinen Dienst."

Sie brach ab und schritt schnell vorwärts auf ihren Gatten zu, um ihn mitten in seiner Unterhaltung mit Insingen durch eine ganz gleichgültige Frage zu unterbrechen.

Promenaden-Anzug. Nach einer Pariser Original-Zeichnung.

Der Speisesaal von Trunberg war der Stolz des Schloßherrn, die Tafel darin aber war der Stolz von Fräulein von Gaddern. Und beide hatten nicht Unrecht.

Der Speisesaal war ein länglicher, ursprünglich viereckiger Raum. Baron Pflaume hatte aber, im Anschluß an die abwechselnd in hellerem und dunklerem Nußbaum gehaltene halbhohe Täfelung, die Ecken abschrägen lassen, sodaß der Grundriß des Saales jetzt achteckig erschien. Vor jeder der vier Schmalseiten stand ein Arrangement von Blumen, das bis an den oberen Abschluß der Holztäfelung reichte. Holzgetäfelt war auch die Decke; zwischen ihr und der unteren Täfelung aber war die Wand ganz schlicht weiß und trug als einzigen Schmuck dicht unter der Decke eine hochrelief behandelte, farbig getönte Guirlande von Laub und Früchten. Ein dunkelrother, schwerer Teppich bedeckte den Boden. Kein Büffet, keine Anrichtetische; die hohen Fenster, wenn, wie heute, nicht bei Licht gespeist wurde, von ganz lichten, hellgelben Vorhängen bedeckt; keine prunkende Krone. In der Mitte ein sehr breiter Eßtisch; die Stühle ohne Schnitzerei, Sitz und Rücken ganz mit dunkelm Leder überzogen, ohne Wappen oder Monogramm. Nichts sollte in dem Raum die Aufmerksamkeit von der Tafel selbst ablenken.

Auch diese war scheinbar einfach Scheinbar freilich nur, denn wer näher zusah, mußte bemerken, daß jeder Theil an ihr, jedes Stück auf ihr kostbar war. Vom schwersten, wie Atlas schimmernden Damast das faltenlose schneeige Tischtuch; das Porzellan, Meißener Drachenmuster, in Gold und Grün; die Gläser und Caraffen Baccarat mit einem ganz feinen Goldrand. Keine silbernen Tafelaufsätze, aber auf dem langen Tischläufer aus meergrüner, mit echten Spitzen umsäumter Seide eine harmonisch zusammengepaßte Reihe niedriger Krystall-Jardinièren mit Frühlingsblumen, unter denen das Weiß und Grün der Maiglöckchen vorherrschte. Nur in der Mitte stand eine köstliche, sehr große Meißener Flora, die in den Händen einen gefüllten Blumenkorb hielt, von dem duftige grüne Guirlanden zu den nächsten Jardinièren gespannt waren.

Es war, als bringe die knieende Flora den durchbrochenen Korb mit den rothen La France-Rosen, — den einzigen Rosen auf der ganzen Tafel, — der Prinzessin als Huldigung dar.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Emilie, Antwerpen. — Der anhaltende Gebrauch von Borax-Wasser kann den Augen allerdings nachtheilig sein, entweder durch zu starke Reizung, oder durch Verhinderung einer ordentlichen Behandlung, die in Ihrem Falle wahrscheinlich nicht allein die Augen, sondern vielleicht vorzugsweise die Nasenschleimhaut oder auch noch anderes zu berücksichtigen hätte. Wenden Sie Sich an einen tüchtigen Augenarzt. Dr. D.

M. H. — Juckende oder krabbelnde Empfindungen an Hautstellen, die keine Veränderungen erkennen lassen, deuten auf Empfindlichkeit der betreffenden Nerven: Kaltes Wasser als Abreibung oder als Umschlag dürfte sie am einfachsten beseitigen. — Nächtliche Anfälle von Herzklopfen können von schlechter Luft im Schlafzimmer, von schwerem Abendessen, geistiger Aufregung und anderen Umständen, auch von Krankheiten herrühren. Um das festzustellen und danach die geeigneten Hülfsmittel anzugeben, dazu ist persönliche Befragung eines Arztes nothwendig. Dr. D.

A. R. in F. — Der kreisförmige Haarausfall, Area celsi, ist entweder parasitären, durch Pilze bedingten, oder nervösen Ursprungs und verlangt danach verschiedene Behandlung. Mittel, welche die eine Ursache beseitigen, sind bei der andern unnütz. Das zu unterscheiden ist eben Aufgabe des Arztes. Dr. D.

Elly. — Sie verlangen viel auf ein Mal und noch dazu in der nächsten Nummer der Modenwelt! So schnell lassen Antworten beim besten Willen sich nicht geben. 1) Alkalifreie Seifen giebt es überhaupt nicht, da alle Seifen aus Verbindungen von Fettsäure mit einem Alkali bestehen; grüne Seife enthält Kali meist im Ueberschuß und greift daher bei häufigem Gebrauche die Haut an. Selbstbereitete Seifen, auch nach dem von Ihnen mitgetheiltem Recept, dessen Anfertigung übrigens einige Schwierigkeiten bereiten dürfte, sind unzuverlässiger als die aus guten Fabriken bezogenen. Versuchen Sie die übersettete Kampferseife (von Dr. Eichhoff) von Apotheker Mülhens-Cöln a. Rh., die auch Ihrer Kopfhaut gut thun wird. Dr. D.

Fr. B. — Das Dr. Graf'sche „Byrolin" (in Zinntuben) ist zur Heilung und Vorbeugung von Wundsein aller Art, sowie als Hautpflege- und Schönheitsmittel zu empfehlen. Der Firma Dr. Graf & Comp., Fabrik chemisch-technischer und pharmaceutischer Apparate, Berlin O 34, Gürtelstr. 25, ist auf der unter dem Protectorate Ihrer Königlichen Hoheiten Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern stehenden Allgemeinen Ausstellung von Erzeugnissen für Kinderpflege im Kurgarten zu München-Nymphenburg, unter dem 15/7 97 für ihr dort ausgestelltes Präparat „Byrolin" vom Preisgericht die Goldene Medaille zuerkannt worden. L. B.

Beschäftigung der Jugend.

Spielkasten für die Kleinen. — Für die kommende Weihnachtszeit möchte ich meine lieben Mitleserinnen auf ein billiges, selbst gefertigtes Geschenk aufmerksam machen, einen Spielkasten für die Kleinen und Kleinsten. Man braucht dazu eine Kiste, etwa 40 bis 50 cm breit, 30 cm hoch; wenn dieselbe nicht sehr fest ist, thut man gut, sie mit Leisten zu unternageln. Den Deckel befestigt man mit kleinen Charnieren, die man durch einen darüber geklebten Streifen Leinwand deckt. Innen bekleidet man den Kasten am besten mit bunter Tapete; die ganze Außenseite des Kastens jedoch, sowie die Innenseite des Deckels beklebt man mit hübsch zusammengestellten farbigen Karten, Liebig-Bildern und dergl. An den beiden Seiten des Kastens befestigt man kleine Griffe aus Messing, und zum besseren Oeffnen des Deckels schraubt man einen Messingring ein; beides erhält man in jeder Eisenwaren-Handlung für wenig Geld.

Der Kasten nimmt sämmtliche Spielsachen auf. Baby, auf den Teppich gesetzt, mit dem Spielkasten daneben, beschäftigt sich stundenlang mit seinem Inhalt und, wenn es daran keinen Gefallen mehr findet, mit den bunten Bildern. Sollten die kleinen Händchen auch einmal ein Bildchen losreißen, so läßt sich dasselbe leicht wieder ersetzen. Zum Inventar meiner Kinderstube gehört ein solcher Kasten schon über fünf Jahre; derselbe wird alle Weihnachten frisch beklebt und erweckt dann immer wieder Freude. Eine alte Abonnentin.

Frau von L. — Ein geeignetes Geschenk für Ihr Söhnchen dürfte die Pferdekrippe mit Geräthen in Brandmalerei sein, die wir in „Aus dem Leserkreise" vom 15/11 96 in Abbildung und Beschreibung veröffentlichten. (Bezugsquelle: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 76. Preis: Gebrannt Mk. 12,75, ungebrannt Mk. 10.) Die Red.

Frau Elwine R. — Wir machen Sie auf den von Otto Maier in Ravensburg in Württemberg herausgegebenen Katalog über Gesellschafts- und Beschäftigungsspiele für die Jugend aufmerksam. Die Maier'schen (sog. Ravensburger) Spiele sind nach pädagogischen Grundsätzen ersonnen, geschmackvoll ausgestattet, — der bildliche Theil der Spiele verräth sichtlich die Künstlerhand, — und bei sachgemäßer, taktvoller Redaction dem jugendlichen Verständniß und Gemüth vortrefflich angepaßt. Die Red.

Praktische Mutter. — Als wirklich „praktisches Geschenk" für Ihr Töchterchen empfehlen wir Ihnen den Kochherd „Martha" der Firma Bischleb & Kleucker in Braunschweig (Preis 12 Mk.). Sein Vorzug besteht darin, daß er mittelst Glühstoff geheizt wird, der sehr sparsam, vollständig rauch- und geruchlos brennt und die hübschen, außen grau, innen weiß emaillirten Kochgeschirre nicht schwärzt. Der Kochherd „Martha" kann daher selbst in kleinen Räumen gebraucht werden. Die Red.

Tante Ida. — Ihre Wünsche, Weihnachts-Arbeiten für Kinderhände betreffend, finden Sie bereits in der heutigen Nummer erfüllt. Wir haben nur durchaus praktische Gegenstände gewählt, zu denen auch das Material überall leicht und mit wenig Kosten zu beschaffen ist. Für Ihre „wilden Buben", die fleißig und geschickt das Schnitzmesser zu führen verstehen, wird die folgende Nummer verschiedene einfache Vorlagen bringen. Auch erinnern wir Sie an die vielen Gegenstände, die im Laufe des Jahres sowohl im technischen Theil wie unter „Weihnachts-Arbeiten" erschienen sind; bei den Kerbschnitt-Arbeiten spricht die Mode ja nicht mit. Die Red.

Häusliche Kunst.

Besenspind mit Geräthen. — Fürsorglichen Hausmüttern, die gern jeden ihrer Lieben mit einer eigenen Weihnachtsarbeit erfreuen, geben wir mit dem nebenstehend abgebildeten Besenspindchen Anregung zu einer Weihnachtsgabe für kleine Mädchen und unterstützen damit zugleich das Bestreben, heranwachsenden Töchtern schon frühzeitig häuslichen Sinn, Ordnungsliebe und Sauberkeit anzugewöhnen.

Besenspind mit Geräthen.

Das reich mit Brandmalerei geschmückte, in seinen Umrandungen braun gebeizte Eckspindchen aus hellem Eisenholz ist mit zwei Console-Brettern versehen. Bei einer Höhe von 122 cm und einer oberen und unteren Breite von 37, resp. 42 cm wird das Schränkchen bequem in jeder Ecke untergebracht; es nimmt in gefälligem Arrangement alle Geräthe in entsprechender Größe auf, die zum Reinigen der Spielräume und -Möbel erforderlich sind.

Neben dem Zimmerbesen, Schrubber, Handfeger, Teppichbesen, Abstauber, Eimer und der Bürste, die alle mit leichten Mustern und Zweigen durch den Brennstift verziert sind, finden in dem Eckspindchen auch ein Ausklopfer aus Rohrgeflecht, eine Müllschippe aus Blech, ein Schwamm, ein Fensterleder mit gebranntem Rande, sowie ein roth umnähtes Scheuertuch Aufnahme; alles ist mit rothen Schleifchen befestigt.

Da an dem Eckspindchen nichts geleimt ist, sondern seine vier einzelnen Theile nur durch Schrauben verbunden sind, läßt es sich mit Leichtigkeit auseinander nehmen und ist auch als Postsendung bequem zu verpacken. (Bezugsquelle: Frau Anna Herrmann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 76, Preis gebrannt 20 Mk., ungebrannt 15 Mk.) A. H.

Blumentopf-Hüllen aus Pappe mit Brandmalerei. — Als Ersatz für die allzu vergänglichen Blumenhüllen aus Seidenpapier fertigte ich solche in verschiedener Größe aus brauner Pappe, die der Brennstift auf die verschiedenste Weise verzierte. Natürlich zeichnete ich die Muster vorher auf, doch läßt sich auch ein beliebiges Schablonen-Muster verwenden. Einige der Muster malte ich farbig aus, wodurch hübsche Abwechslung geschaffen wurde. Bei der mit Blumenrand abgeschlossenen Hülle ist es nöthig, den Außenrand recht tief einzubrennen, dann läßt sich der Contour mit Hülfe des Schnitzmessers leicht herstellen; das Ausschneiden mit der Schere erweist sich als höchst unbequem. Den Schluß der Hüllen bewirken, — je nach ihrer Größe, — 2 bis 3 Drahtzwingen, die in jedem Eisenwaren-Geschäft käuflich sind. R. S. J.

Blumentopf-Bekleidung mit lasirender Malerei.

Blumentopf-Bekleidung mit lasirender Malerei. — Der obere Durchmesser dieser für eine Palme bestimmten Blumentopf-Hülle mit ausgeschlagenem Rand beträgt 32 cm, die Höhe 25 cm. Nachdem man den Apfelzweig aufgezeichnet und eingebrannt hat, lackirt man das ganze Pappstück. Hierauf wird der gebrannte Zweig vorsichtig mittelst feinen Pinsels mit Anlage-Oel überstrichen, worauf am anderen Tage das Blattsilber aufgelegt wird; dasselbe haftet nur auf den angelegten Stellen, — das überflüssige Silber entfernt man mit trockenem Pinsel, — und überzieht die versilberten Stellen zuletzt mit weißem Lack. Hierauf wird der Zweig mit lasirender Oelfarbe gemalt. Lederpappe ist bei jedem Buchbinder käuflich; aufgezeichnete Blumenhüllen (bereits ausgeschlagen) à 1,20 Mk., fertig gemalte à 4 Mk., liefert das kunstgewerbliche Atelier von Helene Schendler, Berlin S, Urbanstr. 6. Die Red.

Tambourin mit Malerei. — Für mein Zimmerchen habe ich kürzlich einen reizenden Wandschmuck gefertigt, — ein Tambourin, zwar nur einem italienischen Original nachgebildet, doch sieht es fast täuschend echt aus und kostet sehr wenig. Als Material dienten mir ein starker runder Deckel von einer Muffschachtel, ein Stückchen Seide, bunte Bänder und einige große Messingschellen. Die obere Seite deckte ich mit einer Aquarell-Malerei (Kopf einer Italienerin), die ich zunächst auf grobkörnigem Papier mit gelblichem Ton, da dieses dem Pergament ähnlich ist, ausführte. Die Rückseite wurde mit bunter Seide straff überspannt, damit das Tambourin auch hier sauber aussieht. Will man sich mit dem Aufkleben der Malerei auf den Deckel nicht plagen, so überläßt man dies dem Buchbinder. Die ringsum an der Schmalseite des Deckels festgeklebten Ränder von Papier und Seide deckt ein straff herumgespanntes farbiges Seidenband, das mit einigen Stichen unsichtbar angenäht wird; ebenso werden am Rande in drei gleichen Zwischenräumen die verzierenden Schellen befestigt. Oben bindet man die Bänder in eine Schleife, hinter welcher die Oese zum Anhängen angebracht wird. K. G. in München.

E. H. in Burg. — Die Laubsäge-Arbeit zu dem Kasten, Abb. 39 vom 15/9 97, läßt sich ebenso gut in Weiß- oder Nickelblech ausführen, wenn das Eisenblech Ihnen bei der Verarbeitung Schwierigkeiten bereitet. Das auf Pauspapier vorgezeichnete Muster wird dem Blech vermittelst flüssigen Leims fest und glatt aufgeklebt. Die Löcher zum Einspannen der Säge kann man mit einem Nagel einschlagen. Nach dem Fertigstellen der Laubsäge-Arbeit reinigt man das Blech in lauwarmem Wasser und reibt es dann mit einem wollenen Lappen und mit pulverisirtem Bimsstein ab. Bezugsquelle für Weißblech, Nägel 2c.: W. Blau, Berlin N, Reinickendorferstr. 17a. Die Red.

Fürs Haus.

Kohlensieb. — Oft hört man die Klage, daß die Dienstmädchen mit den halbverbrannten Kohlen verschwenderisch umgehen. Um diesem Uebel abzuhelfen, ließ ich ein „Kohlensieb" in folgender Weise anfertigen. Eine Blechkiste ließ ich auf 30 cm Höhe abschneiden, schmal umbiegen und innen, an zwei gegenüberliegenden Wänden, 14 cm über dem Boden schmale Stützen aus Blechstreifen anlöthen. Darauf ruht ein mit 2 cm hohem Rand versehener Sieb-Einsatz, der in je $1^1/_2$ cm Entfernung mit $^1/_2$ cm im Durchmesser haltenden Löchern durchschlagen ist; zwei dem Einsatz angelöthete Blechstreifen, 4 cm breit, 22 cm hoch, oben nach innen gebogen, dienen als Henkel. Den Schluß übernimmt ein loser Blechdeckel mit übergreifendem Rande. — Nachdem die Asche aus dem Amerikaner Ofen auf den Sieb-Einsatz geschüttet wurde, deckt man den Deckel darüber; unter tüchtigem Schütteln fällt die Asche durch die Löcher, während man die zurückgebliebenen, halbverbrannten Kohlen mit dem Sieb an den Henkeln herausheben und noch sehr gut im gewöhnlichen Coaks-Ofen verwerthen kann. E. O.

Schloß für Cigarrenkisten. — Vor unberufenem Eingriff in die gefüllte Cigarrenkiste sichert ein amerikanisches Schloß, das mühelos an jede Cigarrenkiste beliebiger Größe anzubringen ist. Das 2 zu $2^1/_2$ cm im Quadrat messende flache, versilberte Schloß zeigt an seiner Rückseite einen spitzen Metallstift, der oberhalb durch die vordere Kistenwand getrieben und innen von einer Schraubenmutter festgehalten wird. Oberhalb des kleinen Schlosses und nur durch Charniere mit diesem verbunden, befindet sich eine bewegliche, federnde Platte, die bei leichtem Druck sich fest über den Kistendeckel schließt und nur mit dem zum Schloß gehörigen kleinen, ganz flach gearbeiteten Patent-Schlüssel wieder zu öffnen ist. (Bezugsquelle: S. J. Arnheim, W, Leipzigerstr. 126, Preis 3 Mk.) A. H.

Blumentopf-Hüllen aus Pappe mit Brandmalerei.

„Reinlichkeit". — Als Radical-Mittel gegen Wanzen empfehlen wir Ihnen das Bestreichen der Bettstellen mit einer Flüssigkeit von 4 Theilen Spiritus, 1 Theil Kampfer, 2 Theilen Mohnöl, 2 Theilen Benzin, gemischt mit 3 Theilen Euphorbia-Tinctur. (Feuergefährlich, deshalb nicht bei Licht auszuführen!) Für untapezierte Wände eignet sich das frische Abputzen derselben; man mischt zu diesem Zweck eine halbstündige Abkochung von Sadebaum, Koloquinten, spanischem Pfeffer und Aloe in 40 bis 50 Theilen Wasser unter den Putz oder unter den Tapetenkleister. (Vorsicht, giftig!) A. H.

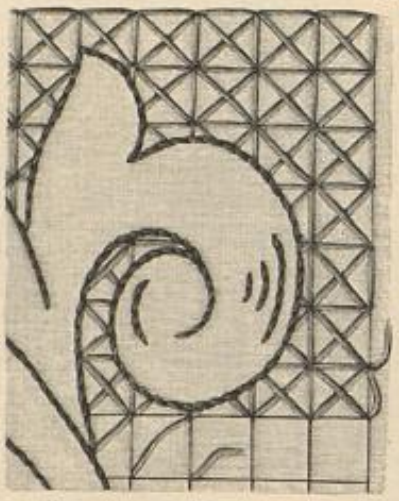
Strickarbeit zum Staubtuch.

Strickarbeit mit gehäkeltem Abschluß zum Topflappen.

Weihnachts-Arbeiten für Kinderhände.

Wiederum beginnen wir die Reihe unserer Vorlagen für kleine Weihnachtsgaben mit einigen leicht ausführbaren Handarbeiten, welche die kleinen Mädchen mit Hülfe älterer Schwestern, Tanten 2c., die größeren Mädchen selbständig anfertigen können. — **Tischdecke aus Leinen mit vorgedrucktem Kreuzstich-Grunde.** — Auf dem kräftigen Leinengrunde der 33 bis 34 cm großen Stoff-Vierecke sind nicht nur die Contouren der Muster-Figuren, — Drachen und Fabelthiere, — vorgedruckt, sondern auch die Räume für jeden der Kreuzstiche zur Füllung, welche durch Strichstich-Reihen getrennt sind. Den Stickfaden bildet Baumwolle oder Leinengarn. Alle Contouren bestehen aus schwarzem Stielstich, während man die Füllung beliebig roth, gelb oder blau ausführt. Den in verschiedenen Mustern zu kaufenden Stofftheilen, welche auch als einzelne Deckchen für den Nachttisch 2c. Verwendung finden können, ist reichlich Stoff für einen schmalen Saum zugegeben. Ueberwendliche Naht verbindet dieselben mit 6 cm breitem geklöppelten oder gehäkelten Einsatz und der 7 cm breiten Abschlußspitze. — **Blumendeckchen aus Filz mit vorgedrucktem Muster.** Einer augenblicklichen Mode folgend, verwendet man gern große, phantastische Blumen als Lampenteller, Blumenglas-Unterlagen 2c. Die Blumen sind auf kräftigem, gelblich-grauem Filz in bunten Farben vorgedruckt; Chenille hebt die Contouren wirksam hervor, während Stielstich-Adern die Flächen beleben. An unserer 30 cm im Durchschnitt großen Vorlage gruppiren sich um den olivgrün und gelb gehaltenen Kelch, dem große Staubfäden entsteigen, innen lila, außen grün abschattirte Blätter. Die braune Chenille wird mit lila-seidenen Ueberfangstichen befestigt; die kurzen Stielstich-Linien aus zweitheiliger Filoselle-Seide, welche auch beliebig fortbleiben können, erscheinen auf den grünen Blättern in drei grünen, auf den lila Blättern in drei lila Schattirungen. Außerhalb der Contouren wird der Filzgrund fortgeschnitten. — **Bürstenhalter mit Flachstich-Stickerei.** — Etwas mühevoller in der Ausführung ist die Bürstentasche, doch wird sich die kleine Geberin besondere Anerkennung damit erwerben. Als Grundform dient ein Cartonstreifen von 17 bis 18 cm Breite zu 46 cm Länge; derselbe wird innen durchgehends mit rothbraunem Kattun bekleidet, außen aber nur in 17 cm Länge an der Rückseite zur Ergänzung des mit nordischer Wolle auf rothbraunem Woll-Canevas ausgeführten Flachstich-Stickereistreifens. Nach den unten stehenden Typenmustern stickt man zunächst die Mitte; hier gilt jede Type für zwei Grundfäden in der Höhe und zwei Fäden in der Breite, auf welchen Raum zwei Stiche auszuführen sind. Wo mehrere Typen einer Farbe neben einander stehen, greifen die Stiche gleich in ganzer Länge über dieselben; die seitlichen Zacken kommen mit ihrer Mitte auch genau auf die Mitte der weißen Figuren zu stehen, was sich im Typensatze nicht präcise wiedergeben ließ. An dem Typenmuster für den Rand gilt jede Type für einen Grundfaden und einen Stich, wie ein Vergleich mit dem naturgroßen Stickereitheil zeigt. Ueberwendliche Stiche verbinden Futter und Stickerei mit einander und schließen die Quer-Enden des Streifens zusammen. Feine rothbraune Schnur umwickelt den 25 cm langen Stab, wodurch derselbe dem oberen Rand des Halters angenäht werden kann, und dient zum Anhängen. Jede der den Stab und den unteren Rand verzierenden Quasten verlangt einen rothen, 7 cm breiten und einen grünen, 12 cm breiten Tuchstreifen, je etwa 7 cm lang; jeder Streifen wird zur Hälfte seiner Breite zusammengelegt und strohhalmbreit bis etwa $^3/_4$ cm von den Rändern entfernt eingeschnitten. Dann sind die Streifen übereinander, — innen der längere, — aufzurollen und mit Goldfaden abzubinden. Eine kleine Tuchschlinge dient zum Anhängen. — **Gestricktes Staubtuch.** — Mit gebleichter oder ungebleichter Baumwolle in der Stärke des naturgroßen Mustertheiles hat man für das 35 cm große Tuch 127 Maschen aufzuschlagen und hin- und zurückgehende Touren zu stricken; die 1. Masche wird abgehoben. Zunächst arbeitet man für die breiten Streifen des Randes neunmal abwechselnd fünf sich rechts und fünf sich links markirende Touren, dann setzt der schmal und schräg gestreifte Fond ein. An jeder Seite des Tuches, also zu Anfang und Ende der Nadel, sind aber in 29 Maschen Breite die breiten Streifen regelmäßig fortzuführen; für den Fond strickt man abwechselnd 3 Rechts- und 3 Linksmaschen, verschiebt aber in jeder Tour das Muster um 1 Masche und achte darauf, daß die Linksmaschen der rechten Tuchseite in der zurückgehenden Tour rechts gestrickt werden müssen. Nach 105 Touren ist der Fond vollendet; es folgen nun wieder wie zu Anfang neun breite Streifen. Um den Außenrand häkelt man eine Tour fester Maschen und hierauf Picots aus je 1 festen Masche, 5 Luftm. und 1 festen Masche in die 1. Luftm. zurück. — **Gestrickter Topf- oder Waschlappen.** — Erforderlich ist ungebleichte, rothe und blaue Baumwolle in der Stärke wie es das naturgroße Stückchen der Strickarbeit zeigt. Man beginnt an der einen Ecke mit 3 Maschen Anschlag und strickt stets rechts hin- und zurückgehende Touren. Um die Form der 18 cm großen Vorlage zu erhalten, wird während 84 Touren je 1 Masche zugenommen und es sind hierfür aus der vorletzten Masche 2 Maschen zu stricken. Es folgen 2 Touren ohne zunehmen, dann ist im selben Verhältniß wieder abzunehmen durch Zusammenstricken von 2 Maschen; die letzten 3 Maschen kettet man ab. Das buntfarbige Streifenmuster verlangt bis zur Mitte 28 weiße, 2 rothe, 8 blaue, 2 weiße, 6 rothe, 2 weiße, 2 blaue, 2 weiße, 6 rothe, 2 weiße, 8 blaue, 2 rothe und 15 weiße Touren, die sich entgegengesetzt wiederholen. Rother gehäkelter Randabschluß, wie zum Staubtuch beschrieben. — **Kissen-Vorlage mit Kreuzstich-Stickerei.** — Nach dem Typenmuster auf rothem Woll-Cuba ausgeführt, mißt die Stickerei 44 cm Breite zu 38 cm Höhe. Man stickt mit nordischer oder Hamburger Wolle, Kreuzstich mit doppeltem oder Smyrna-Stich mit einfachem Faden; jede Type bestimmt einen Stich, der wieder über ein Stoff-Carreau greift. M. St.

Tischdecke aus Leinen mit vorgedrucktem Kreuzstich-Grunde. Naturgroße Stickerei nebenstehend.

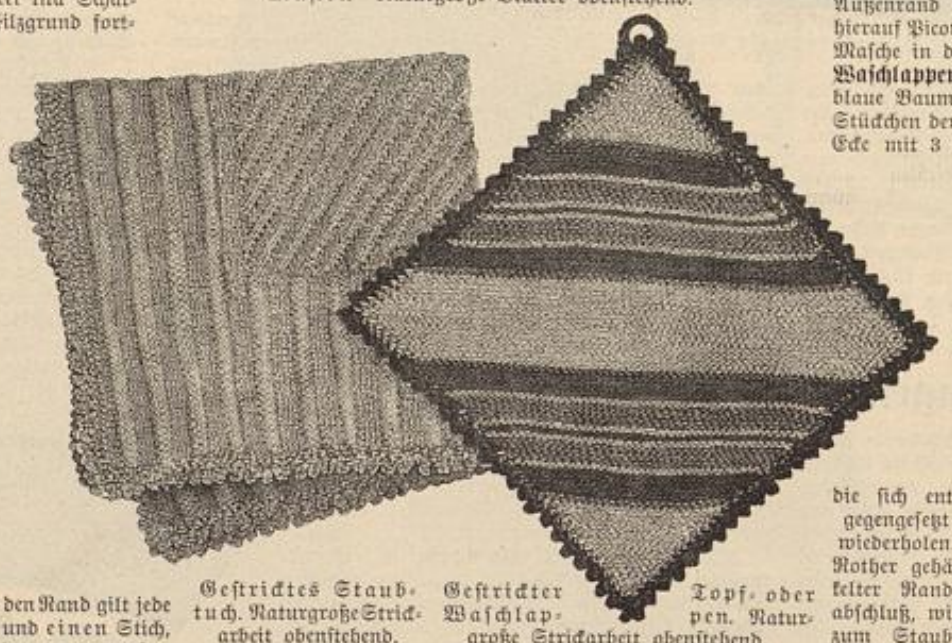


Naturgroße Stickerei zur Tischdecke.

Blumendeckchen aus Filz mit vorgedrucktem Muster. Naturgroße Blätter obenstehend.

Bestickte Filzblätter zum Blumendeckchen.

Bürstenhalter mit Flachstich-Stickerei. Naturgroße Stickerei und Typenmuster untenstehend.



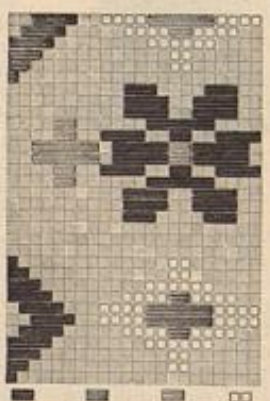
Gestricktes Staubtuch. Naturgroße Strickarbeit obenstehend.

Gestrickter Waschlappen. Naturgroße Strickarbeit obenstehend.

Kreuzstich-Stickerei zur Kissen-Vorlage.

Flachstich-Stickerei zum Bürstenhalter.

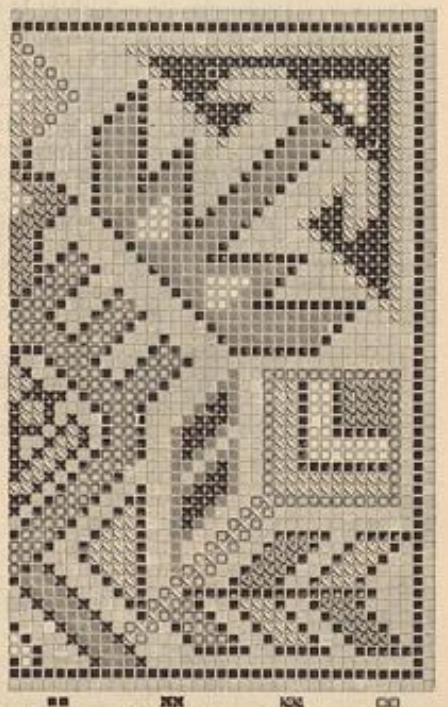
Typenmuster zum Randbörtchen des Bürstenhalters.



Blau. D.-Gelb. Grün. Weiß.

Typenmuster zur mittleren Verzierung des Bürstenhalters.

Kissen-Vorlage mit Kreuzstich-Stickerei. Naturgroße Stickerei und Typenmuster nebenstehend.



Braun. Dunkelblau. Hellblau. Grün. Dunkelgelb. Hellgelb. Gold.

Typenmuster zur Kissen-Vorlage.

Bezugsquellen: Blumendecke und Kissen-Vorlage: E. Schmidt, W. Friedrichstr. 78; Bürstenhalter: P. Langenbeck, W. Potsdamerstr. 37; Tischdecke: Brühl u. Guttentag, Hamburg, Neuwall 14.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 22. III. — 15. November 1897. — Unterhaltungs-Beilage. — XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(3. Fortsetzung.)

Man speiste um drei Uhr. Der Prinz hatte ja gewünscht, es solle „ganz ländlich" sein. Auch der Kreis war nicht groß, immerhin etwa fünfundzwanzig Personen. Einige „Spitzen" aus Villau, einige benachbarte Gutsbesitzer mit ihren Damen, einige Offiziere der Garnison, Dr. Bernhaupt und seine Tochter. Der Arzt hatte absagen wollen, Baron Pflaume überbrachte jedoch die Einladung persönlich und schaute dabei dem alten Herrn so liebenswürdig in die Augen, daß Dr. Bernhaupt das Wort auf den Lippen erstarb.

Ella Bernhaupt saß zwischen einem älteren Regierungsrath, ihrem Tischherrn, und Hauptmann von Hellbach. Auch dieser hätte gern abgesagt. Der Schloßherr von Trunberg war ihm wenig sympathisch. Eine Absage dem Bruder seines Commandeurs gegenüber bedingte jedoch immerhin eine Motivirung, die sich nicht so leicht finden ließ. Aber mehr als das wog ein anderes: Hellbach hoffte im Stillen, das schöne Mädchen auf Schloß Trunberg zu treffen. Und sein Herz schlug höher, als er sah, daß er neben ihr sitzen sollte.

Es war zwischen ihnen beiden in der letzten Zeit eine leise Verstimmung hervorgetreten, unter der Hellbach schwer litt. Er liebte Ella fast schon seit jenem Tage, da er die aus der Pension Heimgekehrte zum ersten Male gesehen, und es hatte Zeiten gegeben, in denen er glaubte, daß seine stille, tiefe Neigung nicht unerwidert bleibe. Aber gerade nun, da sich ihm mit dem Hauptmannsrang die Möglichkeit bot, das vermögenslose Mädchen heimzuführen, meinte er zu sehen, daß er sich geirrt hatte. Aus hundert kleinen Einzelheiten schloß er, daß sie für Baron Pflaume ein wärmeres Interesse empfinde, nicht zuletzt aus der Gereiztheit, mit der sie jeder unfreundlichen Aeußerung über ihn begegnete. Er sah auch, daß jener ihr huldigte. Mit den wachsamen Augen eifersüchtiger Liebe bemerkte er, — glaubte er zu bemerken, — wie sich der früher unbefangene Verkehr zwischen beiden jetzt anders nuancirte als ehedem. Es war ihm bisweilen sogar, als müsse es eine vor den Augen der Welt verborgene Verständigung zwischen ihnen geben. Und mehr als alles andere brannte diese Ahnung in seiner Seele.

Ella war merkwürdig still heute. Mit ruhiger Freundlichkeit erwiderte sie Hellbach's Worte. Aber dann und wann meinte er, in ihren großen dunkeln Augen einen eigenen Glanz aufleuchten zu sehen, einen Glanz, den nur das Bewußtsein wohlgeborgenen Glückes geben kann. Und einmal sah er sie ganz leise, ohne äußeren Anlaß scheinbar, lächeln. Er folgte hastig der Richtung ihres Blickes. Baron Bruno sprach gerade eifrig mit der Prinzessin, und diese neigte sich, mit einem angeregten Ausdruck auf dem pikanten Gesicht, zu ihm hinüber. Da wußte Hellbach mit einem Male, warum Ella lächelte. Es war das selige Lächeln einer ihrer selbst sicheren Liebe. Und nun sah er auch, wie sich beider Augen begegneten, und wie sie dann gleichzeitig nach ihren Gläsern griffen.

„Eine alte und ewig neue Preisfrage, Baron Pflaume!" hatte die Prinzessin gesagt. „Wer ist die Schönste im ganzen Land? Ich meine natürlich hier im Saal."

„Aber Durchlaucht!"

„Bitte, bitte, mich lassen Sie hors concours! Ich weiß genau, was ich von mir zu halten habe. In Wirklichkeit kann die Frage ja nur zwischen zweien zur Entscheidung stehen: meiner Cousine Ilse und jenem jungen Mädchen dort unten, das mir vorhin vorgestellt wurde; — wie hieß sie doch?"

„Fräulein Ella Bernhaupt, Durchlaucht, die Tochter meines Arztes."

„Richtig! Eine entzückende Erscheinung. Nun, also?"

„Wollen mir Durchlaucht nicht die Antwort gnädigst erlassen?" bat er mit einem etwas gezwungenen Lächeln. „Ich bin ein schlechter Paris."

„O, Sie sind ein feiner Kunstkenner, das habe ich heute schon genügend erfahren. Und ein Kunstkenner ist immer auch ein Kenner der Frauenschönheit. Nein, nein, Baron Pflaume, ich will meine Antwort!" Und während er noch zögerte, hob sie die Lorgnette und musterte in ihrer ungenirten Weise beide Mädchen. „Ich habe selten, vielleicht nie, an einer Tafelrunde zwei so vollendete Schönheiten gesehen. Schwer ist die Entscheidung," gab sie dann zu, „aber umso gespannter bin ich auf sie."

Die beiden jungen Damen saßen auf derselben Seite des Tisches. In der That, beide waren vollendete Schönheiten und dabei doch grundverschieden. Vielleicht entsprachen Gestalt und Gesichtsschnitt der Comteß Helfenbladt am meisten den höchsten Forderungen, die ein Bildhauer an sein Modell stellen kann.

„Kennen Eure Durchlaucht die Artemis in der Münchener Glyptothek?" fragte plötzlich Baron Bruno.

Sie nickte lebhaft. „Aber gewiß!" Und sofort auf seinen Gedankengang eingehend, fügte sie hinzu: „Ich verstehe, was Sie sagen wollen, Baron: ‚Ein herrliches Kunstwerk, aber es ist, als ob ihm die Seele fehlte.' Damit ist Ihr Urtheil gesprochen."

„Durchlaucht verkennen mich, — ich wollte nicht schroff sein. Wie sollte ich —"

Sie wehrte ab, halb ernst, halb spöttelnd. „Meine arme Ilse! Und sie ist so gut, so über alle Maßen gut. Manchmal wandelt mich die unwiderstehliche Lust an, recht schlecht zu ihr zu sein, nur um sie einmal ein wenig aus ihrer olympischen Ruhe aufzurütteln. Aber es ist vergebens. O, das ist eine Frau, wie Ihr Männer sie braucht. Schön, vornehm in jeder Beziehung und so wunderbar bequem, — der garantirte ewige häusliche Frieden." Die Prinzessin sah noch einmal zu Ella Bernhaupt hinüber. „Und nun will ich Ihnen sagen, daß sich der Kopf dieser jungen Dame dort unten überhaupt nicht mit einem Werk der antiken Plastik vergleichen läßt. Ich möchte —"

Sie zögerte einen Augenblick, wie um ihre Gedanken noch einmal zu concentriren. Er sah gespannt zu ihr hinüber.

„Ich möchte es ein Renaissance-Gesicht nennen. Gewiß auch klassisch schön, aber erfüllt und belebt durch das gewiß unbewußte Vollempfinden der Gleichberechtigung Euch Männern gegenüber. Keine Göttin, keine Sclavin, — ein großdenkendes Weib. Und nun weiß ich's: an ein Bild Botticelli's erinnert mich das Mädchen, an die Simonetta im Berliner Museum."

Er antwortete nicht. Wortlos neigte er einen Augenblick den Kopf. — Das war der Moment, in dem er den Blick Ella's auffing, ihr auf ihn gerichtetes Auge erspähte. Und er griff, in unwillkürlicher Erregung, zu seinem Glase.

Nur Prinzeß Ottokar hatte es, außer Hellbach, bemerkt. Und sie lächelte.

Der Kaffee wurde im Freien auf der großen, von einem mächtigen Sonnendach überspannten Terrasse eingenommen.

Die Prinzessin hielt einen kleinen Cercle und zeichnete dabei Ella Bernhaupt in auffallender Weise aus. Ziemlich am anderen Ende der Terrasse saß Prinz Ottokar mit einigen älteren Herren zusammen; unter diesen befand sich auch der Oberstlieutenant. Seitlich der Terrasse war im Schatten einiger mächtiger rothblühender Kastanien ein Croquet-Platz hergerichtet. Kaum hatte die Prinzessin die nothwendigste Conversation erledigt, so begab sie sich dorthin, und im Vorüberschreiten sandte sie Jnsingen zu dem Oberstlieutenant und ließ ihn zu einer Partie bitten. Er erhob sich sofort und zog den Waffenrock straff herunter. Der Prinz lachte: „Vergebliche Mühe, Pflaune! Mit der schlanken Taille ist es doch vorbei. Und halten Sie Sich nicht zu lange bei den Damen auf! Grausam genug von meiner Frau, daß sie mir Sie entführt."

Die Prinzessin spielte mit vollendeter Anmuth. Ihre zierliche Figur eignete sich so recht für das graziöse Spiel, und die kleinen Hände wußten die Bälle mit einer erstaunlichen Energie zu schlagen und durch alle Bogen zu treiben. Kurz vor dem Pfahl croquettirte sie den Ball des Führers der Gegenpartei, — des Oberstlieutenants, — mit einem sicheren Schlage „in alle Winde" und entschied die Partie.

Dann warf sie den Hammer fort.

„Ihr Herr Bruder muß seinen Pflichten als Wirth genügen, Baron Pflaune. Ich möchte mir aber gern jetzt den Park ansehen. Sie führen mich wohl!"

Er verbeugte sich.

Der größere Theil beider Croquet-Partien schloß sich an. Aber die Prinzessin schüttelte die Begleitung schnell genug ab. Zuerst schlug sie ein Tempo ein, das bald einen stattlichen Abstand zwischen sie und jene legte; nach einer Wegbiegung, die sie augenblicklich dem Gesichtskreise der übrigen entzog, deutete sie auf einen schmalen Pfad, der seitlich in das Unterholz führte. „Wohin geht dieser Weg, Baron?"

Er zog die Achseln hoch: „Ich weiß es nicht, Durchlaucht."

Einen Augenblick zögerte sie noch. Dann bog sie ein. Er warf noch einen suchenden, fast sehnsüchtigen Blick rückwärts, dann folgte er der Prinzessin, die hastig vorwärts schritt.

Es ließ sich voraussehen, daß die Nachfolgenden auf dem großen Wege bleiben würden, der nach der vielgerühmten Trunhöhe führte.

Der schmale Pfad fiel zuerst ziemlich schnell, dann lief er am Hange einer kleinen Schlucht fast wagerecht entlang durch hochstämmigen Buchenforst. Dann und wann nur bot sich seitwärts ein freier Blick auf das Thal von Villau und die weite grüne Ebene jenseits der thürmereichen Stadt.

Fast zehn Minuten sprach die Prinzessin kein Wort und mäßigte ihre Schritte nicht. Schweigend auch, mit zusammengekniffenen Lippen und leicht gerunzelter Stirn, folgte der Oberstlieutenant. Einmal wäre er fast über eine Baumwurzel gestolpert. „Verd—!" stieß er hervor, ganz leise, aber sie hatte es doch gehört. Auf eine Secunde wendete sie sich um und blickte ihm starr ins Gesicht.

Jetzt blieb sie neben einer Bank stehen, die ganz wenig oberhalb des Weges einen mächtigen Buchenstamm umschloß. Einen Augenblick nur. Dann setzte sie sich, stützte beide Ellbogen auf die Kniee und schaute mit tief gesenktem Haupte auf den moosigen Boden. Er stand, einen Schritt tiefer, auf dem Fußpfade, die Arme vor der Brust gekreuzt, die Augen, wie absichtlich, an ihr vorbei ins Grüne gerichtet. Der verdrossene Ausdruck seines Gesichts hatte einer trotzigen Miene Raum gegeben.

Plötzlich schlug sie den Blick auf.

„Nun, Herr Baron Fritz von Pflaune?" Sie sprach es in ganz eigenem Tonfall. Es sollte wohl gleichgültig klingen, unendlich gleichgültig, aber es klang fast gehässig. Und in ihren Augen flimmerte es wie Verachtung.

„Nun, Herr Baron?" wiederholte sie, als er schwieg. „Ich warte!"

Jetzt ließ er die Arme herabsinken und sagte, mit den Schultern zuckend: „Ich wüßte wirklich nicht, auf was Eure Durchlaucht warten könnten. Es sei denn auf meine Frage, warum Durchlaucht dieses, — dieses tête-à-tête herbeizuführen die Gnade hatten, das — vielleicht — unliebsam auffallen dürfte." Er dehnte seine Worte, als ob er sie besonders sorgsam wählen müsse.

Sie lachte spöttisch. „Befürchten Sie nicht, Sich zu compromittiren! Was mich betrifft, Herr Baron, ich denke, ich stehe wohl über dem Verdacht, daß ich eine Unterredung unter vier Augen mit Ihnen zu meinem ... zu meinem Vergnügen hätte herbeiführen können."

Er schwieg wieder. Da lehnte sie sich ein wenig hinüber und sagte, nun in ganz leichtem gesellschaftlichen Ton: „Zunächst, — ich soll Sie grüßen, — von Ihrer Frau Mutter, Baron Pflaume."

Diesmal war er ganz leicht zusammengezuckt, und auf einen Moment hatte er die kleine Gestalt, die da über ihm thronte, mit einem bitterbösen Blick gestreift. „Ich danke Eurer Durchlaucht unterthänigst, obwohl ich nicht recht begreife —"

„Sehr einfach!" fuhr sie fort. „Ich habe Ihre Frau Mutter in den letzten Monaten nicht nur kennen, sondern auch schätzen gelernt. Wie, thut Ihnen gegenüber eigentlich nichts zur Sache. Aber immerhin: wir waren einige Zeit auf Burg Rhoda, und da haben die guten Leute im Städtchen einen schönen Verein zur Errichtung eines Heims für Schwindsüchtige gegründet. Ihre Frau Mutter durfte als Herrin des nahen Hellhausen nicht fehlen und mich forderte man zur Ehren-Präsidentin auf. Nun, — ich habe da in der Brust vor Jahren auch einmal Schmerzen gehabt, daß ich meinte, ich müsse sterben. So sagte ich zu, und kurz und gut: ich schätze Ihre Frau Mutter! Verstehen Sie mich recht, Herr Baron, ich schätze sie sehr hoch, trotzdem die Treffliche nicht richtig deutsch spricht. Und sie war mir ein lieber Besuch auf Burg Rhoda, trotzdem sie mir selbst erzählte, daß sie hinter dem Ladentisch gestanden und daß Ihr Herr Vater, Herr Baron, seine Millionen als Viehgroßhändler erwarb. — Wir haben auch von Ihnen gesprochen, — beiläufig —"

Der Oberstlieutenant hatte seine Fassung wiedergewonnen. Er verbeugte sich und schaltete ironisch ein: „Eure Durchlaucht sind sehr gnädig."

„Sie werden Sich wohl selbst sagen, Baron Pflaune, daß ich die große Heerstraße," — sie deutete rückwärts, — „nicht verlassen habe, nur um Ihnen die Grüße Ihrer Frau Mutter zu bestellen?"

„In der That, gnädigste Prinzessin —"

„Ich hätte dieses tête-à-tête unter vier Augen, wie Sie Sich vorhin so hübsch ausdrückten, überhaupt nicht herbeigeführt, wenn ich nicht heute zufällig aus dem Munde Ihres Herrn Bruders erfahren hätte, daß Sie es für gut befanden," — sie stockte einen Moment, um dann heftig zu ergänzen: „unsere frühere Bekanntschaft einfach zu verschweigen. Ich muß wohl fragen, Baron Pflaune, warum thaten Sie das?"

Er war einen Schritt vorgetreten und hob ein wenig die rechte Hand, als wolle er sprechen. Aber nun stand sie auf und fuhr hastig fort: „Still! — Ich weiß es ohne Ihre Erklärungen und ohne Ihre schönen Worte, die den nackten Thatbestand doch nur umgehen würden: Ihnen ist unser ganzes Wiederbegegnen hier peinlich, und wenn es nach Ihren Wünschen ginge, würde es am besten mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt, daß Hauptmann Baron Pflaune einst um die kleine Comtesse Sidonie warb, und daß diese nahe daran war, einem herzlosen Egoisten zum Opfer zu fallen ..."

„Prinzessin! Sie haben kein Recht, Durchlaucht," — er zischte es zwischen den schmalen Lippen hervor.

„Ich nehme mir das Recht!" rief sie, den Kopf zurückwerfend. „Und ich darf es mir nehmen, Ihnen das und mehr zu sagen, denn, — der Himmel weiß es! — ich habe ein Jahrzehnt schwer genug an dem einen Irrthum getragen, an dem Irrthum, Sie nicht richtig und rechtzeitig erkannt zu haben. Nicht nur das aber, Baron Pflaune, ich habe die Rechnung eines Todten mit Ihnen auszugleichen! — Ja, lachen Sie nur! Lachen Sie nur, Sie Mann mit den stählernen Nerven!" Die Prinzessin brach kurz ab. Sie ließ sich wieder auf die Bank niederfallen, und es war, als käme plötzlich eine tiefe Traurigkeit über sie. Vor ihrem Geiste mochten die Manöver-Tage vorüberziehen, in denen dieser Mann dort mit ihrem jungen Vetter Herbkagen auf das väterliche Schloß kam, den alten Bau mit der verblichenen, mühsam aufrecht erhaltenen Pracht, jene Tage, da sie in dem männlich schönen, stattlichen Offizier das Ideal ihres Herzens zu erkennen meinte, da ihre junge Brust sich voll Glückseligkeit weitete, als sie zu bemerken glaubte, daß er sie liebte. —

„Eines Todten!" wiederholte sie nun. „Jawohl, Baron Pflaune: Max Herbkagen ist todt, und der Himmel wird ihm verzeihen, wenn er mit einem Fluch auf Sie hinüberging. Denn Sie haben sein Leben zerstört, Sie allein!"

Auf der Stirn des Oberstlieutenants grub sich eine tiefe Falte ein. Er nagte an der Unterlippe und griff ein paar Mal in seinen Bart, ihn mit einer heftigen Bewegung durch die Hand ziehend.

„Durchlaucht," stieß er dann hervor, „Durchlaucht, — es war meine Pflicht —"

„Ihre Pflicht?! Gehen Sie mir doch mit dieser starren, erbärmlichen, jammervollen Buchstabenpflicht! Mich täuschen Sie nicht mehr, Baron Pflaune, — mich nicht! In zu vielen schmerzerfüllten Nächten habe ich gerungen, bis mir endlich die Klarheit kam, welche Beweggründe Sie leiteten. O, nicht etwa eifersüchtige Liebe! Nein, so hoch veranschlage ich Sie jetzt nicht mehr! Ich war für Sie auch nicht mehr, als einer von vielen Factoren in einem Rechen-Exempel: Das Wappen der armen kleinen Comtesse gab ja solch eine hübsche Ergänzung zu dem — zu dem Wappen mit den beiden Eberköpfen. Und wenn mein guter Vater auch ein fast armer Mann war, er hatte doch Connexionen und Verbindungen, die einem strebsamen Offizier zu gute kommen mußten! Und daß das kleine Comtesserl nicht gerade häßlich war, und daß man von ihr sagte, sie sei nicht gerade auf den Kopf gefallen, nun, das war auch einer der Unter-Factoren!"

Baron Pflaune richtete sich straffer auf. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. „Durchlaucht werden die Gnade haben, mich jetzt zu beurlauben!" sagte er möglichst kalt und gleichgültig.

„Sie bleiben, Herr von Pflaune!" entgegnete sie scharf. „Für feige habe ich Sie nie gehalten, lassen Sie mich wenigstens bei dem guten Glauben. Ich muß mich einmal aussprechen, endlich einmal! Ich muß die Last von meiner Seele wälzen, die aus einem heiteren Kinde ein vergrilltes Geschöpf machte, das an nichts mehr eine rechte, volle Freude finden kann! — Ja, zucken Sie nur die Achseln! Es ist doch so! Immer wieder taucht vor mir das blasse, verstörte Gesicht des Unglücklichen auf, wie er zu uns nach Braunfeld kam und vor meinem Vater stand und dem alten Manne dann zu Füßen stürzte. O, Baron Pflaune, kein Wort davon, daß Sie, der Millionär, Ihrem ‚Freunde', der Ihnen alles gestanden hatte, nicht die elenden zehntausend Mark zur Bezahlung des Wechsels gaben! Ich weiß ja: Sie wollten dem Leichtsinn nicht Vorschub leisten. Ich weiß ja: es wäre ein Tropfen auf einen heißen Stein gewesen. Ich weiß, — ich weiß —! Nun, mein Vater dachte anders. So schwer es ihm geworden wäre, er hätte dem Sohne der Schwester das Geld gegeben, er bot es ihm. Aber da kam erst die volle Wahrheit zu Tage, — die furchtbare Geschichte mit dem Ehrenschein, und daß Sie, — Sie, der Kamerad, der Freund, — ihm dies Geständniß entrissen und dann dem Ehren-

rath davon Mittheilung gemacht hätten, daß der Unglückliche sein Wort für die Bezahlung der Schuld verpfändete. —"

Der Oberstlieutenant raffte sich noch einmal auf. „Durchlaucht, ich wiederhole, es war meine Pflicht! Ich war Mitglied des Ehrenraths, und die Bestimmungen sind ganz klar und deutlich."

Sie lachte bitter. „Natürlich, ganz klar und deutlich! Es steht da ja wohl einmal, daß jeder Offizier die Pflicht hat, eine unehrenhafte Handlung eines Kameraden, von der er erfährt, zur Kenntniß des Ehrenraths zu bringen. Und zum anderen, daß jeder Offizier, der solch einen unseligen Schein unterzeichnet, aus der Armee scheiden muß. Schwarz auf Weiß soll das ja da stehen, Schwarz auf Weiß! Ich bin nur ein Weib, und ich kann mir kein Urtheil darüber anmaßen, ob diese Bestimmung gut oder nothwendig ist. Aber das weiß ich doch, daß Sie, Baron Pflaume, nicht aus Pflichterfüllungs-Trieb handelten, sondern weil Sie glaubten, der arme Max stände zwischen Ihnen und mir! Und so lang' ich lebe, werde ich das kurze Pfui! nicht vergessen, das mein Vater ausstieß, als der Vetter ihm alles gestanden. Und dies Pfui, — es galt nicht dem Unglücklichen, — es galt Ihnen!"

Aschfahl war das Gesicht des Oberstlieutenants geworden. Seine Lippen bewegten sich, aber er brachte lange kein Wort heraus. Sie sah ihm starr ins Antlitz.

Mühsam stammelte er endlich: „Die Rücksicht auf Durchlaucht — verbietet mir —"

„Lassen Sie die Rücksichten bei Seite!" fuhr sie auf. „Ich stehe hier nicht als Prinzessin vor Ihnen, sondern als Sidonie Trach!" Und dann schlug sie plötzlich die Hände vor das Gesicht, und ihre Gestalt bebte vor innerer Erregung. Aber mit einer gewaltigen Willensanspannung raffte sie sich zusammen.

„. . . So, Baron Pflaume! Wir wären ja wohl nun fertig miteinander. Nur das mögen Sie noch mitnehmen, wenn es Ihnen bisher nicht zum Bewußtsein gekommen sein sollte, daß die Antwort meines Vaters auf Ihren späteren Antrag nicht ganz der Wahrheit entsprach. Er schrieb, daß seine Tochter Ihre Neigung nicht erwidere. Heute aber sage ich Ihnen, Baron Pflaume, daß ich Sie geliebt habe. —"

Sie schritt an ihm vorbei, den Fußsteg zurück, den sie gekommen waren. Langsam, schweren Ganges, folgte er.

Als sie auf den breiten Parkweg heraustraten, auf dem noch die letzten Sonnenstrahlen spielten, kamen vom Schlosse her Prinz Ottokar und Baron Bruno.

„Aber wo bleibst Du denn, Sidonie?" rief der Prinz.

Sie lachte: „Denken Sie Sich nur, Herr von Pflaume, daß Ihr Herr Bruder mich falsch geführt hat, — er war des rechten Weges doch einmal nicht kundig!" Und während der Schloßherr mit einem Lächeln der Entschuldigung sagte: „Mein Bruder ist ja auch erst kurze Zeit hier, Durchlaucht," hing sie sich an den Arm ihres Gemahls und schmiegte sich mit einer ungewohnten Zärtlichkeit an ihn. „Es wird kühl, Ottokar."

Sie schritten der Terrasse zu. Dort stand noch eine kleine Gruppe Herren um Doctor Bernhaupt. Die Damen schienen auch die Abendkühle empfunden zu haben. Aus dem an die Terrasse stoßenden Musiksaal klang der volle Ton des Bechstein'schen Flügels.

„Wer spielt dort, Baron? Das ist ja meisterlich," fragte die Prinzessin leise.

„Ich vermuthe, Durchlaucht: Fräulein Bernhaupt!"

„Wir wollen hineingehen!"

Der Oberstlieutenant war zu den Herren getreten. Gleich darauf hörte man seine scharfe Stimme sich in das Gespräch mischen.

(Fortsetzung folgt.)

Kerbschnitt-Arbeiten für Knaben.

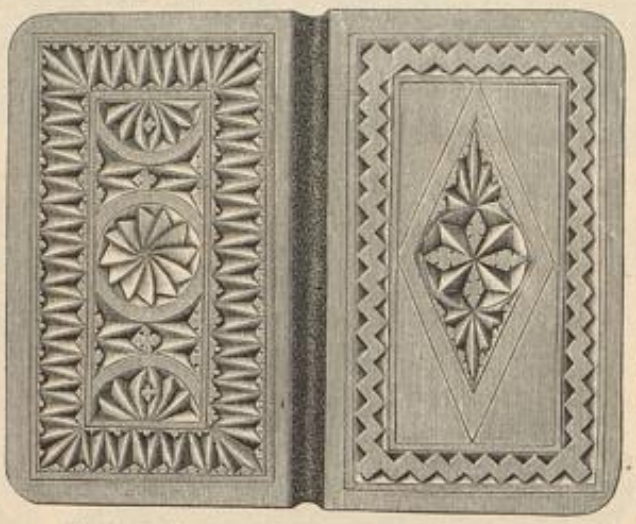
Wieder neigt sich das Jahr, und voll froher Erwartung sieht Jung und Alt dem Weihnachtsfeste entgegen; soll es doch die Erfüllung so manchen Wunsches bringen! Unsere Knaben dürfen da nicht zurückstehen, und während die Mädchen emsig mit Nadel und Faden beschäftigt sind, handhaben sie das Schnitzmesser, um allerlei nützliche Gegenstände zu verzieren. Dem eigensten Material der Schnitzarbeit, dem Holz, hat die Neuzeit noch das Linoleum hinzugefügt, und deshalb bieten wir auch in dem kleinen Block eine in Linoleum geschnitzte Platte.

Block. Rasch und für Kinderhände nicht schwer herzustellen ist der kleine Block, der zu 12½ cm Höhe reichlich 10 cm Breite mißt. Die Mitte der Platte, an der Vorlage lederbraunes Linoleum, nimmt eine sechsstrahlige Rosette ein, für die man zweimal drei Halbkreise schlägt. Die beiden in Zacken endigenden Randstreifen messen zusammen 1½ cm; auf 4 cm in der Länge kommen fünf der ziegelartigen, durch einen feinen Kerb geformten Randzacken. Die Rosette umgiebt ein mit dem Zierbohrer eingetheilter Carreaux-Plein, von dessen Quadraten je drei in Höhe und Breite 2 cm Raum einnehmen. Die fertig geschnitzte Linoleum-Platte wird ringsum eingefaßt mit einem schmalen Streifen aus gleichfarbigem, geripptem Papier, das wie Repsband wirkt. Mittelst Leim oder starkem Gummi hat man die Platte auf dem Carton-Deckel eines fertig käuflichen Blocks, zu befestigen. Eine seitlich angebrachte Hülfe nimmt den Bleistift auf. —

Block, Kerbschnitt auf Linoleum.

Notizbuch oder Visiten-Karten-Behälter. Die kleine Vorlage läßt sich zu verschiedenen Zwecken verwenden; als Notizbuch verbindet ein Lederrücken die beiden weißen Holzplatten von je 6 cm Breite zu 10½ cm Höhe; für einen Visiten-Karten-Behälter werden zwei kreuzweise gelegte Seidenbänder zwischen den Platten und dem seidenen, über Carton gespannten Futter befestigt, als Halt für die Karten. Nach dem naturgroß gegebenen Theil kann man die Fläche auch verlängern, indem man mehrere Sterne aufeinander folgen läßt. Sehr hübsch wirkt auch die zweite Platte mit dem länglichen Viereck und der kleinen Rosette. Es ist rathsam, weißes Holz zu dem Notizbuch zu nehmen und die Flächen nur mit Brunolein zu überstreichen, wodurch das Holz einen gelblichen Elfenbein-Ton erhält. Nach einigen Stunden bürstet man, bis die Schnitzarbeit einen matten Glanz zeigt. —

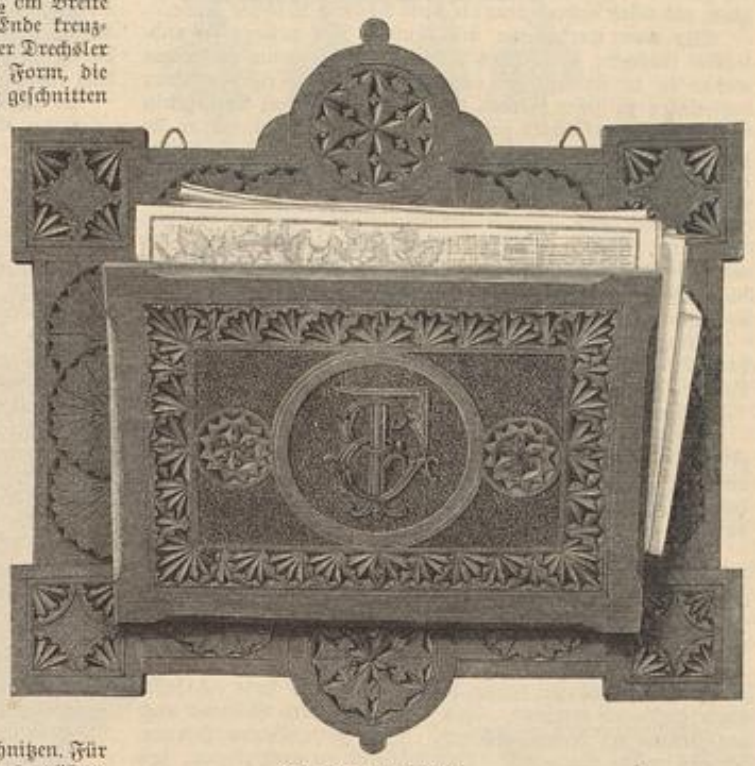
Der kleine Ständer für Photographien oder ein auf Holz gemaltes Bildchen ist schwedischen Ursprungs und zeigt die geschnitzten Flächen noch bemalt; doch auch ohne die Farbe wirkt das originelle Ding sehr gut. Erforderlich für den Ständer sind zwei je 34 cm lange Stäbe von 1½ cm Breite und knapp ½ cm Stärke, die 14 cm vom oberen Ende kreuzweise in einander gefügt werden — eine Arbeit, die der Drechsler besorgt. Die oberen Enden erhalten die zugespitzte Form, die nach dem naturgroßen Theil leicht mit der Laubsäge geschnitten werden kann. In 4½ cm Entfernung vom unteren, abgeschrägten Ende befestigt man ein 17½ cm langes, 1½ cm breites Brettchen, dem vorn eine schmale Leiste angefügt wird; von rückwärts zieht man kleine Schrauben durch die beiden Stäbe und verbindet diese so mit dem Brettchen. Zum Aufstellen dient ein 19 cm langer Stab, dessen beide Enden abzuschrägen sind; ein Charnier verbindet den Stab mit dem Ständer. Nach Belieben kann man beide Stäbe gleich nach der naturgroßen Vorlage verzieren oder den zweiten Stab nach der kleinen Darstellung schnitzen. Für einen nur etwas geübten Kerbschnitzer genügt es, wenn wir hinzufügen, daß beide Kreisformen den gleichen Durchmesser haben. An Farben gelangen Grün, Gelb, Roth und Dunkelblau zur Verwendung. Die Stern-Rosette hat rothen Grund, blaue Strahlen und kleine gelbe Quadrate, die obere Spitze ist grün; nach unten schließt sich ein blaues Dreieck an, dem ein gelbes und je zwei lange grüne und rothe Dreiecke folgen. An dem anderen Stab ist die äußerste Spitze gelb, die Mitte in dem roth-grünen Dreieck blau, dazu grün-rothe Zäckchen. Grün sind die beiden glatten Spangen und das Ende der gelbrothen unteren Verzierung. Das amerikanische Satin-Holz eignet sich trefflich für den kleinen Ständer, da es die hellbraune Naturfarbe behält und nicht gebeizt zu werden braucht, sondern nur mit Brunolein bestrichen und nachher gebürstet wird. —



Notizbuch- oder Visiten-Karten-Behälter. Naturgroße Schnitzarbeit untenstehend.

Ständer für Photographien. Naturgroße Schnitzarbeit untenstehend.

Die letzte unserer Darstellungen, eine Zeitungsmappe, bietet eine sehr lohnende Arbeit, da die Schnitte etwas größer als an den anderen Gegenständen sind. Die Mappe besteht aus zwei Holzplatten, von denen die vordere 32 cm Länge zu 22 cm Höhe mißt; die Rückwand ist an den je 1 cm breit vorspringenden Ecken 45 cm breit und 35 cm hoch, die obere Mitte tritt noch 6 cm über den Rand der Ecken hinaus, die untere nur 4 cm. Der Rückwand hat man, — 6 cm vom unteren geraden Rande, — eine Leiste aufzuleimen, die 22 cm Länge und 2 cm Stärke hat. An dieser Leiste, deren vorderer Rand abzuschrägen ist, wird zuletzt die Vorderwand mittelst Charnieren befestigt. Für die zu schnitzende Verzierung mögen folgende Maße als Anhalt für Größe und Form der Ornamente dienen: Die mittlere Rosette liegt in einem Kreise von 8 cm Durchmesser; die große Palmetten-Borte ist 4 cm breit, und der Halbkreis jeder Palmette mißt 8½ cm; 6½ cm im Quadrat haben die Eckverzierungen, einschließlich der doppelten Zierlinien. Auf der Vorderwand beträgt der Palmetten-Rand 2½ cm Breite, ohne die Doppellinien; jede der beiden Rosetten hat 4½ cm und der große Mittelkreis 12 cm Durchmesser.

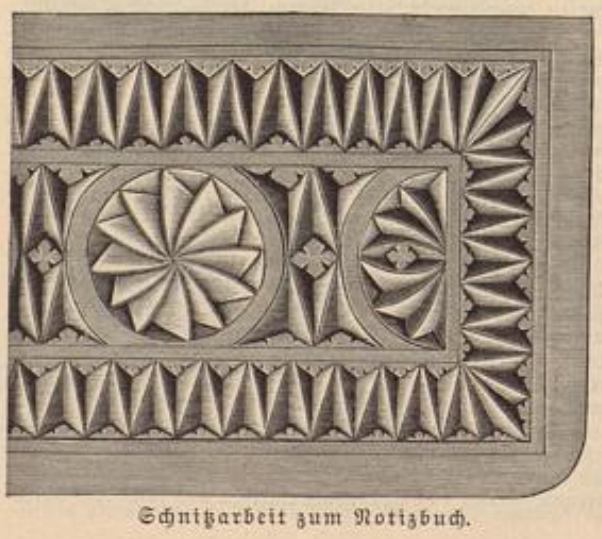


Zeitungsmappe.

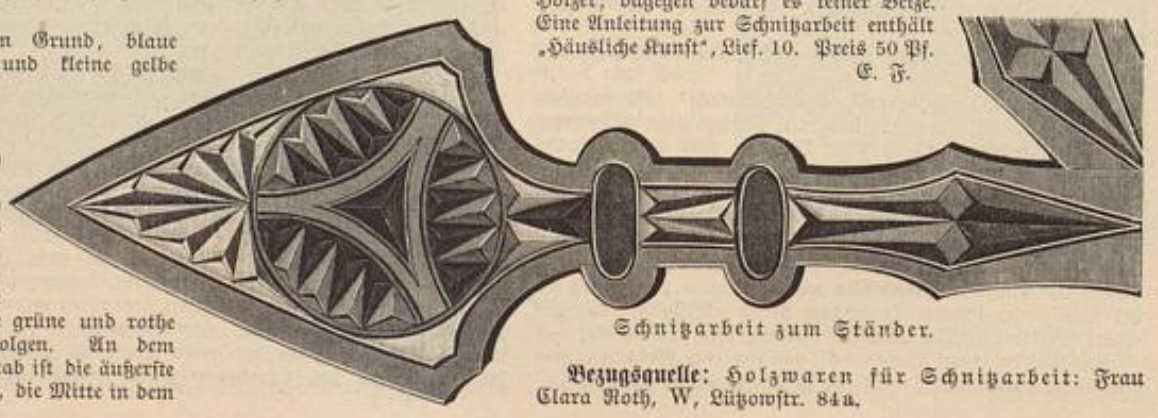
Hiervon bleiben reichlich 10 cm für den vertieften gerauhten Grund, von dem sich das Monogramm glatt abhebt, der übrige Grund wird nur mit der Punze gerauht, nicht vertieft, sodaß er mit dem breiten, glatten Rande des Kreises auf gleicher Höhe bleibt. Die gerauhten Flächen müssen beim Beizen möglichst rasch mit dem Pinsel bestrichen werden, wenn thunlich nicht mehrmals, sondern besser mit etwas dunklerer Beize als das übrige Holz; die Beize zieht rasch in das gerauhte Holz ein, macht aber diese Fläche leicht unansehnlich, wenn zu viel genommen oder zu naß aufgetragen wird; zum Schluß wachsen und bürsten. Empfehlenswerth ist Eichenholz, wenn es sich auch nicht so leicht schneiden läßt, als die weißen Hölzer; dagegen bedarf es keiner Beize.

Eine Anleitung zur Schnitzarbeit enthält „Häusliche Kunst", Lief. 10. Preis 50 Pf.

E. F.



Schnitzarbeit zum Notizbuch.



Schnitzarbeit zum Ständer.

Bezugsquelle: Holzwaren für Schnitzarbeit: Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a.

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Gesundheits- und Körperpflege.

Die verbesserte Kleidung und die Mode. — Im großen und ganzen werden die vom „Allgemeinen Verein für Verbesserung der Frauenkleidung" geforderten Aenderungen der modernen Frauentracht nach hygienischen Principien unseren Leserinnen bekannt sein, nachdem wir in Wort und Bild seit dem 15. Januar d. J. dafür eintreten, doch seien dieselben hier kurz wiederholt. Die Kleidung soll nicht beengend und von möglichst geringem Gewicht sein, dabei aber den Körper genügend schützen. Da müssen vor allem das engschnürende Panzer-Corset, wie die vielen Unterröcke fallen, und der Kleiderrock darf nicht mehr den Boden berühren. An Stelle des Corsets treten weiche, dehnbare und schmiegsame Leibchen, die Unterröcke ersetzt ein geschlossenes Rock-Beinkleid, je nach der Jahreszeit aus wärmerem oder leichterem Stoff mit oder ohne Futter, unter dem selbstverständlich ein gewöhnliches weißes Beinkleid in der üblichen Form getragen wird. Bei Kleidern, deren Stoff nicht zu kostbar ist, fertigt man das Beinkleid am besten vom gleichen Gewebe. Um die Hüften von der Last der Kleidung theilweise zu befreien, wird die Corset-Taille mit Achselbändern eingerichtet und dem Hüfttheil dieser Taille Beinkleid wie Oberrock angeknöpft, sodaß die Schultern tragen helfen. Erfreulicherweise hat die Industrie, darunter unsere ersten Firmen in Berlin, die neuen Ideen verständnißvoll aufgenommen, sodaß heute die Unterkleidung fertig zu kaufen ist. Jedem Geschmack und jedem Geldbeutel ist Rechnung getragen; die Rock-Beinkleider werden sowohl in Wolle, wie Baumwolle, als auch in Seide mit eleganter Ausstattung gefertigt. Als Form hat sich die mit Abb. 74 der Nr. vom 15/2 97 veröffentlichte, — von Rudolph Hertzog, C, Breitestr. 12, — vielleicht die meisten Anhängerinnen erworben. Auch die Firma Goschenhofer und Röficke, SW, Leipzigerstr. 58, hat uns sechs verlockende Modelle vorgelegt; ebenso H. Jordan, Markgrafenstr. 105/107, Frau Marie Herder, W, Linkstr. 30 u. a. m. Auf der bequemen Unterkleidung kann jedes modegerechte Kleid getragen werden, soweit es eben den Principien der verbesserten Kleidung entspricht, in der Taille kein festes Einschnüren nöthig macht und die Verbindung von Rock und Taille erlaubt. Allerdings wird die Taille erheblich stärker; bei einer schlanken Dame, die es mit dem Corset auf 58 cm Unterweite brachte, wird sich diese auf mindestens 66 bis 68 cm erhöhen. Da aber dem Körper mehr seine natürlichen Linien gewahrt bleiben, die Hüften und der Leib nicht mehr direct unter der Taille so stark ausladen, wird der Unterschied weniger empfindlich. Immerhin muß bei Auswahl der Vorlagen darauf Bedacht genommen werden, solche Formen zu wählen, die gewissermaßen vermittelnd wirken. Sehr günstig erweisen sich für die Reform-Kleidung Jackentheile aller Art; ganz zu verwerfen sind dagegen die augenblicklich bevorzugten, ringsum überhängenden Blusen, die einer schlanken Taille bedürfen, um zierlich zu wirken. Der die Taille fest und gerade umschließende Gürtel ist möglichst zu vermeiden, derselbe läßt die Taille stärker erscheinen und drückt leicht den nur weich bekleideten Körper. Besser wählt man Taillenformen mit mehr oder minder langen Schößen, die angeschnitten oder angesetzt sein können. Breit an den Schultern ausladende, nach unten spitz verlaufende Garnituren lassen die Figur schlank erscheinen; besonders günstig ist aber stets die entsprechend mit Bretellen, Revers oder Jackentheilen 2c. garnirte Prinzeß-Robe. Um nicht ganz auf die bequeme Blusentracht verzichten zu müssen, die den Gürtel eigentlich bedingt, kann man dem lose auf den Hüften ruhenden oberen Rockrand einen rundgeschnittenen oder aus schrägen Stofftheilen arrangirten Gürteltheil aufsetzen. Wichtig ist die Verbindung von Rock und Taille; entweder wird der Rock an die Taille festgenäht und hakt dann seitlich über, oder Knöpfe am Rock und Knopfloch-Patten an der Taille vermitteln die Verbindung (siehe Abb. 23 der heutigen Nr.). Wer noch nähere Aufschlüsse über alle einschlägigen Fragen wünscht, erhält diese durch die Vorsitzende des oben genannten Vereins, Frau Oberstlieutenant Pochhammer, W, Lützow-Ufer 13. Mitglieder (jährl. Beitrag 4 Mk.) erhalten das Vereins-Organ gratis. G. B.

Unsere Kinder.

Schutz den Kleinen! — Das ist die Losung einer Bewegung, für die wir auch die Leserinnen dieser Blätter gewinnen möchten. Es giebt Dinge, die gewissermaßen „in der Luft liegen", — nur eines geringen Anstoßes bedarf es, um ihnen eine greifbare Gestalt zu geben, der sich dann vielfache Aufmerksamkeit zuwendet. So ist es mit unserer Bewegung zum Schutz unglücklicher Kinder ergangen. Obgleich der Verbreitung natürlich noch dringend bedürftig, erstreckt sie sich, — vor wenigen Monaten entstanden, — doch schon bis auf fast alle Theile Deutschlands. Sehr begreiflich, — denn andere Länder besitzen längst, was wir erstreben: Kinderschutz-Vereine, die sich von Ort zu Ort die Hände reichen, und eine durch diesen Einfluß entstandene Gesetzgebung. Wie weit sind wir in letzterer Hinsicht zurückgeblieben! Im „freien" Amerika (Staat Massachusetts) tritt z. B. das „Non support-law" ein, sobald nachgewiesen wird, daß ein Familien-Vater ein gewisses Einkommen besitzt oder auch nur Gelegenheit hat, es durch Arbeit zu erwerben, daß er es aber unterläßt, einen entsprechenden Procentsatz auf Frau oder Kinder zu verwenden. Es bleibt ihm dann die Wahl, seine Schuldigkeit zu thun oder ins Corrections-Haus zu wandern; er zieht in der Regel ersteres vor. (In unserem „Polizei-Staat" dagegen ist es jedem unbenommen, seinen Verdienst, so wie den der Seinigen, beliebig zu vergeuden und seine Familie darben zu lassen.) Oder es tritt das „Neglect-Law" ein, welches z. B. dem Trinker seine Kinder ganz nimmt und sie, — eine Art Zwangserziehung, — unter bessere Obhut stellt. Bei uns aber bleiben sie allen Schrecken, Grausamkeiten, Gefahren und zersetzenden Einflüssen, die ein so zerrüttetes Familien-Leben mit sich bringt, ausgesetzt, bis die Aufmerksamkeit der Außenwelt durch irgend einen grauenhaften Exceß vorübergehend auf die herzzerreißenden Zustände gerichtet wird.

In Amerika ist es verboten, Kindern geistige Getränke oder

Verkaufsladen für Manufactur- und Weißwaren.

Cigarren zu verkaufen. Ferner ist es strafbar, sie morgens vor 6 oder abends nach 8 Uhr irgendwie erwerblich zu beschäftigen. In unserem Vaterland sind die armen kleinen Kegeljungen, die Blumen- und Streichholz-Verkäufer, die Semmel- und Zeitungs-Austräger, die, — oft genug ungenügend bekleidet und ernährt, — in den frühesten Tages- und spätesten Nachtstunden allen Unbilden der Witterung preisgegeben werden, ein ebenso wehmüthiger wie empörender Anblick für jeden Kinderfreund. Kürzlich stellte ein junger Geistlicher, dem die Schläfrigkeit eines seiner Confirmanden auffiel, fest, daß demselben drei Stunden zur Nachtruhe übrig blieben!

Dieses allein sagt genug, um die Nothwendigkeit unserer Bestrebungen klar zu legen. Was für Thiere erfreulicher Weise längst geschehen, das ist für Kinder noch nicht erreicht. Es giebt eine große Menge, meist scharf begrenzter Einzelbestrebungen auf diesem Gebiet, aber, wie gesagt, keinen über das ganze Land verbreiteten, allgemein bekannten und zugänglichen Kinderschutz-Verein, der bei den zahllosen einzelnen Fällen von Grausamkeit, Vernachlässigung, Ueberbürdung und sittlicher Gefährdung in Anspruch genommen werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

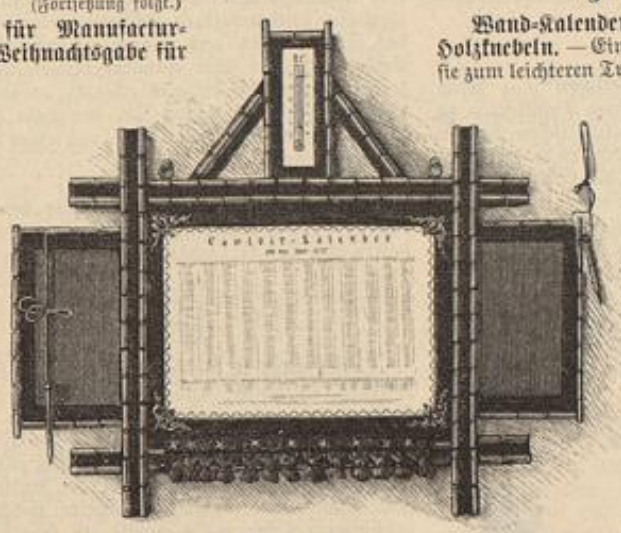
Verkaufsladen für Manufactur- und Weißwaren. Weihnachtsgabe für kleine Mädchen. — Der Anblick einer Menge weißer und farbiger Stoffreste brachte mich auf die Idee, meinen kleinen Töchtern zu Weihnachten einen Stoffladen einzurichten. Dabei erschien mir nur die Schwierigkeit, einen größeren Spielgegenstand vor dem Verstauben und der unberufenen Einmischung kleinerer Geschwister zu schützen als Hinderniß. Es gelang mir, dem drohenden Uebel dadurch abzuhelfen, daß ich einen verschließbaren Kasten aus 1 cm starkem Holz, 35 cm hoch, 48 cm breit und 23 cm tief, anfertigen ließ. Die Vorderseite ist getheilt; die größere Hälfte, 20 cm hoch, wird heruntergeklappt und bildet einen Theil des Fußbodens; die obere, kleinere Hälfte, 14 cm hoch, schlägt nach oben zurück und nimmt ein Drittel der Decke des Ladens mit herauf, die auf der Innenseite die Firma trägt. Die Theile sind durch Charniere verbunden; der braun gebeizte Kasten wird durch Hakenknebel geschlossen und ist oben mit einer Handhabe versehen. Die innere Eintheilung des Ladens ist folgende: Die hintere Wand hat drei Regale von 8 cm Tiefe, mit je drei Abtheilungen. Rechts und links ließ ich zwei lange Spiegel in weißem Holzrahmen anbringen. Der Ladentisch erhielt eine Schublade für die Kasse und ein großes Fach für die Einschlagpapiere; der Tisch muß genau in den Raum vor den Regalen passen, damit man ihn in dem zugeklappten Laden mit verschließen kann. Zur Ausschmückung des Verkaufsladens dienten mir Brennstift und Pinsel; die Firma wurde in leichter Rococo-Zeichnung ausgeführt, die kleinen Zwischenwände und Spiegelrahmen erhielten Vergißmeinnicht-Ranken, die breiten Seiten rechts und links die Inschriften: „Feste Preise" und „Reelle Bedienung". Auch der Ladentisch zeigt Rococo-Muster. Zuletzt wurde alles mit Spiritus-Lack überstrichen.

Nun ging es an die Einrichtung des Ladens. Kattune, Crepons, durchbrochene Stoffe, Woll-Musseline, andere Wollstoffe, Flanelle, Gardinen-Spitzen und Cretonnes wickelte ich, einmal zusammengelegt, vier bis sechs Mal um Brettchen von 8 cm Länge und $4^1/_2$ cm Breite und klebte zwei feste Goldpapier-Kärtchen um die wollenen, Blumenkärtchen um die baumwollenen Stoffe. Bettstoffe, Inlets, Barchente, Leinen, Futterstoffe 2c. wickelte ich zu kleinen Ballen und band zweimal farbiges Batistbändchen um dieselben. Vom Buchbinder hatte ich mir für die Einrichtung 12 Pappkästchen ($8^1/_2$ cm lang, $6^1/_2$ cm breit und $2^1/_2$ cm hoch) mit getheiltem übergreifenden Deckel machen lassen. An die Außenseite der Kästchen befestigte ich je eine Probe des Inhalts. Für die vier Bandkästchen ließ ich aus einem runden Stab von $1^3/_4$ cm Durchmesser $^1/_2$ bis 5 cm breite Stückchen schneiden, auf welche die etwa 25 cm langen farbigen Bänder gewickelt wurden. Einen Kasten füllen mit Goldfaden gebundene Seidenstoffe, die über Carton-Papier gelegt sind, einen anderen in gleicher Weise geordnete Sammetstoffe. Knöpfe, zu sechs auf Kärtchen genäht, Spitzen, auf Carton gewickelt, Stickereien, winzige Seidendeckchen, Schnürchen, aufgenähte Hefte 2c. füllen wieder einen Kasten. Im Schubfach des Ladentisches steht eine Kasse mit Spielgeld. Der Fußboden ist in Imitation von Linoleum mit Papier überklebt. Eine Verkäuferin in hellem Kleid und Schürzchen sitzt hinter dem Ladentisch, auf dem ein kleines Metermaß und eine Schere nicht fehlen. Meine Mühe bei Einrichtung des hübschen Verkaufsladens wurde reichlich belohnt, denn nie haben die Kinder mit solchem Eifer und gleicher Ausdauer gespielt; nicht selten haben selbst Erwachsene am Spiel der Kleinen sich betheiligt. Frau Elise Sch.

Badeschwinge Patent „Jeannette". — Diese von Professor J. R. von Grienberger, Innsbruck, erfundene Sicherheits-Vorrichtung beim Baden kleiner oder kranker Kinder besteht aus einer Art Hängematte, — einem 60 cm langen, unten 20, oben 30 cm breiten, gesäumten Stoffstück aus kräftigem Nessel, — an deren beiden Seiten in geeigneter Entfernung von einander je 3, oben 1, also im ganzen 7 Tragriemen angebracht sind. Jeder derselben endet in einer verstellbaren Patent-Schnalle mit flacher Oese, durch welche ein Gurt zum Festschnallen der zur Hälfte über den Rand der Badewanne gelegten Tragriemen läuft. Durch Festschnallen um die Außenseite der Wanne kann die Badeschwinge an jeder beliebig geformten Kinder-Badewanne befestigt und vermittelst der verstellbaren Tragriemen nach der Höhe des Badewassers gestellt werden. Die freischwebende Lage des Kindes verhindert ein Entschlüpfen und ermöglicht der Pflegerin den Gebrauch beider Hände beim Baden des Kindes. Die Badeschwinge Patent „Jeannette" dürfte allein daher schon empfehlenswerth sein; sie ist zum Preise von 3 fl. durch Franz Gradischegg in Innsbruck-Wilten zu beziehen. E. S.

Häusliche Kunst.

Wand-Kalender mit Rahmenverzierung aus bronzirten Holzknebeln. — Eine Anzahl gesammelter kleiner Holzknebel, wie sie zum leichteren Transport jedem Packet jetzt beigegeben werden, veranlaßte mich zu ihrer praktischen Verwendung für einen Wand-Kalender. Zu diesem Zweck bekleidete ich vier 2 Finger breite Leisten mit rothem Tizian-Plüsch, verband sie zu einem, an seinen vier Ecken sich kreuzenden, 40 cm breiten, 32 cm hohen Rahmen, für dessen innere und äußere Umrandung zwei Reihen goldbronzirter Knebel mittelst Tischlerleims aufgeklebt wurden. Man kann die Knebelchen zur besseren Befestigung auch noch mit einem Stich um ihre Mitte an den Plüsch nähen. Zu beiden Seiten des Kalender-Rahmens fanden zwei 20 cm hohe, 10 cm breite, ebenfalls mit Stoff und bronzirten Knebeln bekleidete



Wand-Kalender mit Rahmenverzierung aus bronzirten Holzknebeln.

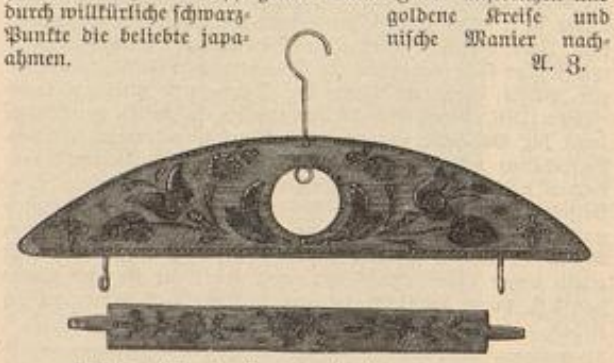
Kindertisch und -Stuhl mit farbiger und Brandmalerei.

Notiz-Tafeln, darunter ein in gleicher Weise decorirtes Tragbrettchen für Rippes, und darüber, von zwei Schrägleisten gestützt, ein Thermometer seinen Platz. Die Mitte nimmt ein großer, übersichtlicher Kalender ein. A. H.

Kindertisch und -Stuhl mit farbiger und Brandmalerei. — Die Spielecke in unserem Wohnzimmer ist der ganze Stolz unserer Kleinen. Nicht allein, daß sie einen hübschen Schrank besitzen, den eine liebe Pathe mit dem Brennstift verziert hat, sie nennen auch ein kleines Etablissement ihr eigen, an dem ich selbst meine Brennkünste versucht habe. Die Stühlchen haben eine Höhe von 31 cm; ihre gedrechselten Beine sind in der Mitte roth, oben und unten mit etwas Goldbronze bemalt, die auch durch helle Farbe oder Beize ersetzt werden kann. Sitz und Lehne sind wieder roth mit Email-Farbe bemalt, die sich ihrer Dauerhaftigkeit halber besonders empfiehlt. An dem 52 cm hohen Tisch mißt die Platte in der Mitte 40 zu 54 cm. Wie an den Stühlen sind auch hier die Füße roth, die obere Rosette und der untere Abschluß aber hell gebeizt. Die Ränder der Platte zeigen noch kleine Verzierungen, die der Brennstift ausführte, und die mit denjenigen längs der Kanten an Lehne und Sitz der Stühlchen harmoniren. Als Motiv für die größeren Flächen lassen sich Blumen, auch wohl eine dem Bilderbuch entnommene Illustration der Lieblings-Märchen verwenden, ebenso wie man sich mit stilgerechten Ornamenten begnügen kann.

Eine arbeitslustige Mutter.

Kleiderbügel „Puck" mit Brandmalerei. — Zum Gebrauch für den Garderoben-Schrank, wie als Geschenk für solche, „die schon alles haben", dürfte sich der neue, durch Patent geschützte Kleiderbügel „Puck" eignen. Der bewegliche Stab, der in den Haken ruhen soll, ist für ein fest gefaltetes Herren-Beinkleid bestimmt, während für Damenröcke die Haken ohne Stab gelten. Ich verzierte das gleichmäßig weiße Holz mit Brandarbeit nach Tiroler Bauernart in Roth und Grün ausgemalt; dasselbe Muster läßt sich auch in Holzmalerei mit kräftigen braunen Contouren ausführen. Ungeübtere Hände mögen den Bügel glatt mit rother oder apfelgrüner Email-Farbe anstreichen und durch willkürliche schwarze goldene Kreise und Punkte die beliebte japanische Manier nachahmen. A. Z.



Kleiderbügel „Puck" mit Brandmalerei.

Fürs Haus.

Modernes Parfüm „Hohenzollern-Veilchen". — Nicht allein die Kunst, den Duft der Blumen durch Destillation zu binden und hieraus, wie aus anderen vegetabilischen Stoffen wohlriechende Extraits zu erzeugen, sondern mehr noch die Erschließung neuer Natur-Producte, sowie die Errungenschaften chemischer Forschungen haben es vermocht, die deutsche Parfümerie auf den Höhepunkt zu stellen, welcher sie jetzt gleichwerthig mit französischen Fabrikaten macht.

Vor vielen anderen Parfüms von unseren Damen bevorzugt, finden wir als neuestes Extrait das „Hohenzollern-Veilchen", dessen lieblich zarter Duft den frischen Veilchengeruch getreu und nachhaltig wiedergiebt, obwohl er aus rein chemischen Producten erzeugt wird.

Das von Professor Tiemann erfundene, einen Werth von 10,000 Mark pro kg repräsentirende Jonon, — eine Zusammenstellung von Citral und Aceton, — bildet den Grundstoff dieses neuesten, ausschließlich von der Firma J. F. Schwarzlose, Berlin SW, Markgrafenstr. 29, hergestellten Parfüms, des „Hohenzollern-Veilchens", das als Taschentuch-Parfüm (zum Preise von 3 Mk. und 1 Mk.), sowie zerstäubt mit dem Rafraichisseur oder als veilchenduftendes Poudre de riz gleich erfrischend und belebend wirkt. A. H.

Modernes Parfüm und Puder „Hohenzollern-Veilchen" nebst Rafraichisseur.

Lampenschirm aus Strohgeflecht. — Für kleinere Piano- und Schreibtisch-Lampen bestimmt ist ein Schirm aus maisgelbem, plissirtem Strohgeflecht, der, um den Hals zusammengezogen, nach unten ziemlich glatt über die Kuppel fällt, oben aber zu weiten, offenen Bogen sich gestaltet, welche das meergrüne, faltige Seidenfutter freilassen. Grüne Strohbörtchen und lachsfarbige Franzen aus gleichem Material bilden den oberen und unteren Randabschluß des wirkungsvoll mit Strohband-Rosetten gleicher Farbe garnirten, sehr haltbaren Lampenschirmes. A. H.

Lampenschirm aus Strohgeflecht.

Lampenschleier mit regulirbarer Halsweite. — Bei den fertig gekauften Lampenschirmen störte mich stets die nicht regulirbare Halsweite; entweder war der Ausschnitt zu weit und der Schirm schlüpfte bis weit über den Hals der Kuppel hinunter, oder er war zu eng, und die Gefahr des Anbrennens drohte täglich aufs neue; dem Uebel mußte abgeholfen werden. Zu diesem Zwecke faßte ich einen 40 cm weiten, 3 cm breiten Steiftüll-Streifen an beiden Seiten mit Drahtband ein, schloß ihn zu einem Ringe und bezog denselben innen und außen mit Changeant-Marzelline-Seide. Aus gleichem Stoff schnitt ich darauf vier je 36 cm große Quadrate, die ringsum zackig ausgeschlagen wurden, legte sie zu Dreiecken zusammen und schnitt sie an der Bruchseite aus einander. Der Weite des Drahtband-Ringes angepaßt, legte ich nun die acht Dreiecke an der Schnittseite in Fächerfalten und heftete sie auf den Drahtband-Ring. Dann setzte ich einen 6 cm breiten, 85 cm weiten gleichfalls ausgeschlagenen und gezogenen Marzelline-Streifen aufrecht um den oberen Halstheil und deckte die Ansätze mit einer $5^1/_2$ cm breiten ausgeschlagenen Rosenfalten-Rüsche. Die Halsweite wird nach Belieben durch Einknissen regulirt und jeder Lampe angepaßt. Natürlich kann der Lampenschleier auch aus gemustertem Stoff angefertigt werden, doch giebt man jetzt der Changeant-Seide den Vorzug. E. S.

Lampenschleier mit regulirbarer Halsweite.

Lampenschirm aus Changeant-Seide.

Lampenschirm aus Changeant-Seide. — Das für eine kleinere Tischlampe bestimmte Original eines achttheiligen, rundgewölbten Schirmes zeigt die Bekleidung des Drahtgestells aus grüner Changeant-Marzelline-Seide, mit zwei über einander herabfallenden, ausgezackten, gezogenen Frisuren garnirt, während die sechs aufrecht stehenden Zacken um den Hals des Schirmes faltig und kraus bekleidet und mit einer vollen Rüsche umrandet sind. F. H.

Frau von L.-B. — Die in „Aus dem Leserkreise" vom 1/11 97 beschriebenen runden Reibeisen erhalten Sie bei P. Raddatz & Co., W, Leipzigerstr. 123. Die Red.

Küche.

Ochsenmaul in Gelée (vorzüglich). — Ein weich gesottenes, in kleine, nudelförmige Stücke zerschnittenes Ochsenmaul und ein Ochsenfuß nebst ein wenig Salz und der klein geschnittenen Schale einer Citrone werden mit so viel Fleischbrühe übergossen, daß alles bedeckt ist. Nach zweistündigem Kochen ist die Brühe dick genug; nun giebt man etwas schwach geräucherte, weich gekochte, in Stücke geschnittene Ochsenzunge, sowie ein wenig Pfeffer hinzu und läßt alles noch eine Viertelstunde kochen. Durch Zusatz von etwas Liebig's Fleisch-Extract wird die Speise noch wohlschmeckender; auch gewinnt das Gericht, wenn man einen kleinen Fisch, am besten Hecht, eine Stunde mit der Brühe verkocht. Halb erkaltet wird das Fleisch mit der Sauce in mit Oel bestrichene Formen gefüllt und am folgenden Tage gestürzt zu Butterbrod und Salat servirt. J. K.

Frau Käthe M. und **Lotti.** — Vielleicht bieten das „Kochbuch für drei und mehr Personen" von H. L., Preis 2,50 Mk., oder „Süddeutsche Familien-Küche" (Hausmannskost) von E. Kieslinger, Preis 1,80 (München, Seitz & Schauer), was Sie wünschen. Die Verfasserinnen haben besondere Rücksicht auf Anfängerinnen oder doch im Kochen noch wenig Geübte genommen. Sie finden in den Büchern außer manchem Hinweis, um gut und sparsam für kleinere Haushaltungen zu kochen, bei jedem Recept genaue Angaben der erforderlichen Zuthaten wie der Bereitungsweise. Die Red.

Gärtnerei.

Else R., Lübeck. — 1) Es ist sehr vortheilhaft, jetzt zwischen den Erdbeerpflanzungen kurzen Dung auszubreiten, doch muß dies so geschehen, daß derselbe die Blätter nicht bedeckt. — 2) Blumenkohl-Pflänzlinge lassen sich gut nur in kalten Mistbeeten, bezw. in mit Mistbeet-Fenstern bedeckten Kisten überwintern. Bei milder Witterung müssen Sie die Fenster reichlich lüften, bei Frost dieselben gut mit Strohmatten bedecken. Die Mäuse stellen den Blumenkohl-Pflänzlingen im Winter gern nach, man muß also ein wachsames Auge darauf haben. M. H.

Alte Abonnentin, Beverungen. — Nicht der erste Frost hat die Kronen Ihrer Rosen zu Grunde gerichtet, sondern die Nässe. In leichtem trockenen Boden schützt man wohl die Kronen durch Eingraben, nicht aber in schwerem nassen Boden bei hohem Grundwasser-Stand. Legen Sie die Stämme um, halten Sie die Kronen dann durch einen eingesteckten Holzhaken auf dem Boden fest und bedecken Sie dieselben zum Schutz gegen Frost mit trockener Asche oder, besser noch, mit trockenem Sand. Die Kronen dicker Stämme, welche sich nicht umlegen lassen, werden am zweckmäßigsten mit Fichtenzweigen eingebunden. M. H.

Handarbeit.

Decke und Kissen in Seiden-Mosaik. — Ein großer Vorrath farbiger Seidenflicken harrte seit langem passender Verwendung. Ich konnte mich aber zu einer großen Seiden-Mosaik-Arbeit nicht entschließen, weil ihre Handhabung mir höchst lästig schien; denn sämmtliche Seidenstückchen werden dabei gewöhnlich einem einzigen Futtertheil aufgesetzt und dann erst bestickt oder umrandet. Vor kurzem machte ich nun den Versuch, eine große Decke, — die Abbildung zeigt sie um viele Carreaux verkleinert, — auf folgende Weise herzustellen. Ich schnitt aus weißer Gaze circa 17 cm große Quadrate, zeichnete das Muster eines achteckigen Sternes darauf und begann nun, die Seidenläppchen aufzunähen. Zuerst versah ich die vier Ecken mit gleichfarbiger dunkler Seide, dann folgte der Stern, den ich abwechselnd mit hellen und dunkeln Feldern füllte. Die Ränder der einzelnen Farben benähte ich mit bunter Filoselle-Seide, — die hellen Läppchen mit dunkler, die dunkeln mit lichter. Diese einzelnen Sterne ließen sich bequem arbeiten und überall mitnehmen. Nachdem ich siebzig Stück davon angefertigt hatte, schritt ich zur Zusammenstellung einer Bettdecke. Die Verbindungsnähte der Quadrate deckt 5 cm breites schwarzes Sammetband, dessen Ränder wieder mit goldgelben Grätenstichen versehen wurden. Das Ganze wurde mit gelbem Satin gefüttert und mit Seiden-Pompons umrandet. Die 3 m lange, 2 m breite Bettdecke ist tadellos glatt, zieht sich nach keiner Seite, flügelt nicht, und die Arbeit daran war eine Freude, da die einzelnen Theile sich bequem handhaben und leicht für eine beliebig große Decke zusammensetzen lassen. — Für den Fond des Kissens wurden die Seidenstückchen ganz unregelmäßig und in contrastirenden Farben einem 22 cm zu 28 cm großen Futterstück aus ungebleichtem Nessel aufgeheftet und dann mit Zierstichen ausgenäht, resp. umrandet. Den Rücken des Kissens mit 9 cm breitem gezogenen Volant aus doppelt gelegtem grünen Foulard bildet grüner Plüsch. Grünes Seidenband, das oben zu einer Schleife gebunden wurde, dient zum Aufhängen. M. W. B.

Decke und Kissen in Seiden-Mosaik.

Frau Dr. K. in L. — Um praktische warme Capes, Kragen 2c. für Jung und Alt herzustellen, empfehlen wir Ihnen die Krimmer-Wolle. Das Arbeiten damit ist leicht und schnellfördernd; man häkelt entweder Stäbchen mit starkem Holzhaken oder strickt glatt rechts mit zwei solchen Nadeln und nimmt zu oder ab, je nach der gewünschten Größe und Form. Krimmer-Wolle ($^1/_2$ kg 5 Mk.) erhalten Sie u. a. bei Aug. Schultze Nachf., Berlin SW, Jerusalemerstr. 1. Die Red.

Bezugsquellen.

Kleiderbügel „Puck": Sindermann & Nießel, NW, Friedrichstr. 96. „Hohenzollern-Veilchen" u. Rafraichisseur: J. F. Schwarzlose Söhne, SW, Markgrafenstr. 29. Lampenschirm aus Strohgeflecht und aus Changeant-Seide: Moritz Levin, C, Hausvoigtei-Platz 1/2. Lampenschirm mit regulirbarer Halsweite: Leopold Schönfeld, W, Potsdamerstr. 1. Decke in Seiden-Mosaik: Frl. Elisabeth Uhlmann, SW, Kreuzbergstr. 26.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kniesebeckstr. 76.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 23, III. — 1. December 1897. — Unterhaltungs-Beilage. — XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(4. Fortsetzung.)

V. Kapitel.

Um das Regiment Markgraf Max von Villau war unstreitig ein gewaltiger Zug gekommen. Selbst diejenigen unter den Kameraden, welche die schwere Hand des neuen Commandeurs mit oder ohne Schuld am empfindlichsten spürten, mußten das anerkennen. Und sie mußten zugleich die Unermüdlichkeit des Oberstlieutenants anerkennen, vor dessen Auge niemand sicher war.

In aller Morgenfrühe schon tauchte er auf dem Kasernenhofe auf zum Schrecken des wachthabenden Unterofficiers und sämmtlicher Feldwebel. In welch' verstecktem Winkel der Umgegend Hauptmann von Miller seine Unterofficier-Uebung ansetzte, der Oberstlieutenant „besuchte" ihn. Wenn er zwischen sieben und acht Uhr im Osten Villau's das eine Bataillon bei einer Felddienstübung „beehrt" hatte, erschien er um neun Uhr im Westen der Stadt auf den Schießplätzen, revidirte um elf Uhr eine Bekleidungskammer und wohnte um zwölf Uhr der Parole-Ausgabe bei. Kein Nachmittag, an dem er nicht einen Lieutenant und dessen Turnabtheilung oder einen theoretischen Unterricht „überfiel"; kaum ein Abend, an dem er nicht noch einmal irgend ein Compagnie-Revier „unsicher" machte.

Er hörte alles, er sah alles. Hauptmann Kerbach erfuhr plötzlich aus dem Munde des Commandeurs, daß sich sein Sergeant Weitbach unerlaubter Weise in der Kaserne einen Pudel halte; Major Welter hörte zu seinem Erstaunen, daß der Bataillons-Schreiber gestern Nachmittag mit einem weißen „Bäffchen" unter dem Kragen über den Marktplatz spaziert sei; dem Premierlieutenant Graf Weltinger theilte der Oberstlieutenant mit, daß sein getreuer Bursche das Leibroß anstatt im Schritt im schlanken Trabe bewegt, und Hauptmann von Hellbach wurde dafür „angesehen", daß ein Mann seiner Compagnie mit zu kurzer Hose auf Posten gestanden habe.

Das Regiment Markgraf Max von Villau hatte in den letzten Jahren einen sogenannten „guten" Oberst gehabt, einen milden Herrn. „Er war zu gut für diese Welt, darum mußte er sterben," meinte Kerbach, wobei unter „sterben" natürlich „den Abschied nehmen" zu verstehen war; — in weiser Erkenntniß, daß nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen, hatte das Militär-Cabinet nun einen strammen Gebieter an die Spitze des Regiments gestellt, und zu dem angeborenen Drang gesellte sich bei dem Oberstlieutenant vielleicht auch noch die Wirkung manch schöner Weisung des Corps, der Division, der Brigade, die ihm anvertraute Truppe kräftiglichst aus der Behaglichkeit emporzurütteln, in die sie sich eingesponnen hatte.

Er fühlte sich ganz als der geeignete Mann dazu.

Sein einer Grundsatz war, das Unmögliche zu verlangen, um das Möglichste zu erreichen; und der zweite, daß der Tag auch fünfundzwanzig Stunden haben müsse, sobald der königliche Dienst es etwa fordere.

Und ehe drei Wochen ins Land gingen, wurden selbst die bequemsten Compagnie-Väter „fleißig", wie die Bienen. Es kam nicht mehr vor, daß sie diesen oder jenen Dienstzweig den bewährten Händen ihrer Premiers überließen. Zum Schaudern der Gattinnen waren sie vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend persönlich im Dienst. Da konnten die Bataillons-Commandeure unmöglich zurückstehen. Auch sie, denen bisher im allgemeinen die Wahrung möglichster Selbständigkeit der Compagnie-Chefs als eine ihrer wichtigsten Aufgaben vorgeschwebt hatte, stürzten sich in das Getriebe. Es war doch allzu peinlich, sich sagen zu lassen: „Ich hoffte eigentlich, Sie heut früh bei der achten Compagnie zu treffen, Herr von Halter. Es gab da mancherlei zu moniren —" oder: „Ich begegnete heute morgen, als ich zu den Schießständen hinausritt, einigen Schießabtheilungen der dritten und vierten Compagnie, Herr Major, deren Anblick wirklich nicht schön war. Vielleicht richten Sie gelegentlich auch Ihr Augenmerk — —"

Der Oberstlieutenant wahrte stets eine tadellose Höflichkeit. Fast jeden seiner Befehle, jede seiner endlosen Ermahnungen kleidete er in die Form eines Wunsches ein. Aber aus seinem „Ich darf wohl bitten" klang stets ein eiserner Wille heraus.

Den lieben Lieutenants war er zuerst am wenigsten „unbequem" gewesen. Sie hatten mehr Dienst als früher, aber in ihrem frohen Uebermuth fanden sie alles doch nach wie vor „verbrecherlich lächerlich". Unbehaglich war ihnen nur, daß der neue Commandeur regelmäßig im Casino aß, wie ein steinerner Gast vor seinem Schoppen billigsten Mosels sitzend und die Tischrunde stumm musternd. Bald genug sollten aber auch sie den Geist des neuen Herrn wehen fühlen. Es wurde fast zur Regel, daß das Parole-Buch eine Notiz enthielt: „Ich wünsche morgen Herrn Lieutenant X. um 12 Uhr im Regiments-Büreau zu sprechen." Auch diese kleinen Verhandlungen unter vier Augen wurden seitens des Oberstlieutenants stets in den ausgesucht höflichsten Formen geführt, doch die meisten der Citirten verließen das Geschäftszimmer gesenkten Hauptes und seufzten draußen: „Unser alter guter Demming konnte manchmal grob wie Bohnenstroh sein, wenn man etwas ausgefressen hatte, aber — es war angenehmer."

Und nun folgten endlose Officier-Versammlungen, in denen die Resultate jener Verhandlungen unter vier Augen eingehendst erörtert wurden. „Ich habe Veranlassung genommen, meine Herren, die Tischrechnungen zu revidiren, und leider gefunden, daß einige Herren, — von der Nennung der Namen will ich vorläufig absehen, — ganz ungehörig große Reste stehen lassen," hub die Belehrung heute an, um in ausgedehnte Reden gegen Luxus und Wohlleben überzugehen; morgen hieß es: „Ich habe bemerkt, daß einige Herren sich Freiheiten im Anzug gestatten, die ich nicht dulden darf," und es schloß eine lange Vorlesung über die Kleiderordnung daran. Das nächste Mal besprach der Oberstlieutenant „die erforderliche Zurückhaltung im Verkehr mit einzelnen Theilen der Civil-Bevölkerung," dann schärfte er das Verbot des Civiltragens ein oder betonte als seinen Wunsch, daß die unverheiratheten Herren möglichst auch die Abende im Casino zubrächten.

Auch heute war das Officier-Corps wieder nach dem Versammlungs-Zimmer befohlen worden. Der Commandeur hatte zuerst eine längere Reihe rein dienstlicher Angelegenheiten erörtert. Nun schien er mit diesen fertig zu sein. Er gab ein dickes Aktenheft, aus dem er einige Bestimmungen vorgelesen hatte, in die Hände des Regiments-Adjutanten zurück, machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Jetzt, meine Herren, habe ich nur noch eine Angelegenheit zu berühren, die ich discret zu behandeln bitte, als eine interne Sache des Officier-Corps. Es handelt sich eigentlich auch nur um einen Wunsch, — ich betone: einen Wunsch meinerseits. Meine Herren, verschiedene unter Ihnen verkehren, wie ich weiß, seit längerer oder kürzerer Zeit im Hause des Herrn Dr. Bernhaupt in Neuhütte. Ich traf nun neulich auch mit diesem Herrn in Gesellschaft zusammen, bei meinem Bruder in Trunberg, dessen Arzt er ist. Der Zufall wollte, daß ich mit ihm, — gegen meinen Willen, — in ein ernstes Gespräch verwickelt wurde. Es handelte sich um sociale Fragen, und wir vertraten sehr verschiedene, gänzlich entgegengesetzte Richtungen. Das ist eine Sache für sich, — in unserer Zeit muß man darauf gefaßt sein, selbst in uns näher stehenden Kreisen bisweilen merkwürdigen Anschauungen zu begegnen. Aber Herr Dr. Bernhaupt gefiel sich darin, seine Ansichten mir gegenüber mit einer eigenen Schärfe auszuspielen, mit einer, — gelinde gesagt: Schärfe, die mich zwang, das Gespräch abzubrechen, zumal ich mich einem Gaste meines Bruders gegenüber befand, und weil auch die Anwesenheit Seiner Durchlaucht des Prinzen Ottokar mir äußerste Reserve auferlegte. Nun, meine Herren, — ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, — daß, wie ich mich stets als Vertreter des ganzen Officier-Corps betrachte, — ich auch von diesem als Gesammtheit erwarte, daß es mich vertritt. Ich stelle es Ihrem bewährten Takt anheim, ihre Stellung zu jenem Herrn zu reguliren, wobei ich aber besonders den jüngeren Herren auch den kameradschaftlichen Rath geben möchte, in dieser Stellungnahme jede Extravaganz zu vermeiden." Eine kurze eindrucksvolle Pause. Dann das übliche Entlassungswort: „Ich danke Ihnen, meine Herren!"

Hauptmann von Hellbach hatte auf dem Kasernenhofe noch eine Besprechung mit seinem Feldwebel. Als er diese erledigt hatte und sich dem Thor zuwandte, sah er Herrn von Miller dort auf und ab gehen. Er hatte augenscheinlich auf ihn gewartet.

Langsam schlenderten sie durch den Schloßpark der Stadt zu.

„Sagen Sie 'mal, Hellbach, was gab's denn eigentlich zwischen Bernhaupt und dem Oberstlieutenant? Sie waren ja auch in Trunberg," fragte Miller endlich.

Hellbach zuckte die Achseln. „Eigentlich war's nicht der Rede werth, — nach meinem beschränkten Unterthanen-Verstand. Und wenn überhaupt von einem Conflict die Rede sein kann, dann hat ihn sicher nicht unser guter Bernhaupt heraufbeschworen. Wir standen, — es war lange nach dem Diner, — ganz harmlos auf der Terrasse: der Doctor und der Regierungsrath Wernaer trugen fast allein die Kosten der Unterhaltung. Sie sprachen, ganz theoretisch, über die Arbeiterfrage und stritten sich, durchaus als gute Freunde, ein bissel über die großen Wohlfahrts-Einrichtungen des Commercienraths Stubbe drüben in Ostroda. Da kommt plötzlich unser Oberstlieutenant von einem Spaziergang zurück und mischt sich in das Gespräch, — meiner Meinung nach von vornherein in einer Gereiztheit, die ihm sonst ganz fremd ist. Er bricht kurzer Hand über den ‚philanthropischen Unsinn' den Stab; ich kann Dir das einzelne nicht mehr genau wiedergeben, aber das weiß ich bestimmt, daß der Doctor seiner Art nach sehr ruhig und allerdings auch klar und bestimmt entgegnete. Dann sagte der Oberstlieutenant plötzlich: ‚Diese ganze sogenannte Arbeiterfrage wird schließlich doch nur mit Blut gelöst werden können.' Der Doctor erwidert: ‚Das ist sicher nicht im Sinn der Allerhöchsten Botschaften.' Der Oberstlieutenant replicirt: ‚Wir werden ja sehen, wohin das übertriebene Verhätscheln führt,' und der Doctor meint: ‚Je nun, mein Vater trug selbst noch die Schwielen der Arbeit auf seinen Fäusten, Herr Oberstlieutenant. Da würde es dem Sohne schlecht anstehen, wollte er sich weitab stellen von der Interessen-Sphäre des Standes, aus dem er hervorgegangen ist.' Darauf kriegte Pflaune einen rothen Kopf und sagte scharf: ‚Wollen Sie Sich damit mit der Socialdemokratie identificiren?' — ‚Durchaus nicht!' erklärte Bernhaupt. ‚Die wahren Interessen der Arbeiterbevölkerung sehe ich auf einer ganz anderen Seite, als auf der der Herren Liebknecht und Bebel. Aber das hindert mich nicht, an der Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse mitzuarbeiten, wo ich das nur immer mit meinen schwachen Kräften kann.' — ‚Viel Vergnügen, Herr Doctor!' — ‚Vergnügen suche ich dabei nicht, ich thue nur meine Pflicht.' —

Das war so ungefähr der Gang der Unterhaltung, und wir dachten uns alle nichts Arges dabei, wenn es auch nicht gerade sehr gemüthlich war, Zuhörer zu spielen. Aber nun warf Pflaune plötzlich den Kopf zurück und sagte ganz unmotivirt: ‚Wir fassen wahrscheinlich den Begriff Pflicht sehr verschieden auf.' Der Doctor trat einen Schritt zurück, Sie kennen Bernhaupt, lieber Miller, sein Ehrbegriff ist sicher nicht weniger ausgeprägt als der unsere, — er war aschfahl im Gesicht geworden. Aber er beherrschte sich merkwürdig. Nach einem kurzen, peinvollen Augenblick sagte er ganz kalt: ‚Da haben Sie sicher recht, Herr Oberstlieutenant, wir fassen den Begriff der Pflicht sehr verschieden auf. Ich aber füge hinzu, daß ich mir die Begrenzung dieses Pflichtbegriffs für mich auch durchaus vorbehalte als das unveräußerliche Recht eines unabhängigen Mannes und eine Beurtheilung meiner Auffassung durch Fremde nicht liebe.' — So ungefähr sprach er, und es erschien uns allen als eine Erlösung, daß in diesem Augenblick der Prinz mit einer gleichgültigen Frage herantrat."

„Hm, — hm!" machte Miller, und dann gingen sie schweigend ein Stück weiter. Plötzlich aber blieb der Aeltere stehen und fragte: „War das alles, lieber Hellbach?"

„Ja und nein! Wie Sie es nehmen wollen, Miller. Die beiden kamen glücklicherweise nicht wieder aneinander, dank des zufälligen Dazwischentretens des Prinzen einmal, dann aber, weil der Doctor unmittelbar darauf in den Saal ging, wo die Damen musicirten, — auch das nur, um seine Tochter aufzufordern, sich zu empfehlen."

„Und Sie, Hellbach, folgten ihm?"

„Jawohl, Miller. Verdenken Sie es mir, daß ich das unwiderstehliche Verlangen fühlte, ihm die Hand zu drücken?"

„Gewiß nicht! Nur —"

„Nur?"

„Mein Himmel, Hellbach, wir haben unseren neuen Herrn doch schon genugsam kennen gelernt."

Der Jüngere nickte. „Das ist eben ‚das andere', von dem ich noch sprechen wollte. Pflaune sah nämlich, daß und wie ich mich von unserem alten Doctor verabschiedete, — und seine heutige Rede ist sicher in erster Linie auf mich gemünzt gewesen."

Hauptmann von Miller hatte ein Blatt von einem Jasminstrauch abgerissen und drehte es zwischen den Fingern, es erst zusammen- und dann wieder aufwickelnd.

„Hören Sie 'mal, Hellbach, lassen Sie Sich warnen!" hub er endlich an. „Pflaune ist nicht der Mann, der vergißt oder vergiebt. Seien Sie vorsichtig!"

„Das sagen Sie, Miller?! Ich brauche ja gar nicht einmal zu fragen, ob Sie etwa dem Doctor die Freundschaft kündigen wollen, ich kenne Sie zu gut!"

„Ja, — ich! Das ist ganz etwas anderes." Miller pfiff durch die Zähne und lächelte. „Mein bester Hellbach, bei mir kommt's nicht mehr drauf an. Ich habe die Majorsecke so wie so dicht vor mir und, — nun, ich weiß es, daß Pflaune mir so etwa im Herbst das Genick abdrehen wird, wenn ich ihm dies satanische Gelüste nicht durchkreuze und noch vor dem großen Augenblick freiwillig gehe. Ich weiß nur noch nicht recht, was mir mehr Spaß macht: ihm zuvorzukommen, oder, wenn er mir an den Hals will, ihm noch einen zierlichen Knüppel zwischen die langen Beine zu schieben. Na, — gleichviel! Aber mit Ihnen ist das eine ganz andere Sache, Hellbach. Sie sind jung, haben die besten Empfehlungen, waren auf Akademie und, — na, kurz und gut, vor Ihnen liegt die Welt. Darum hören Sie auf mich und stellen Sie Ihre Zukunft nicht leichtsinnig aufs Spiel." — Uff! machte er noch und schloß: „Das war so ziemlich die längste Rede meines Lebens."

„Aber nicht die beste, Miller, und sie war auch nicht ganz ehrlich. Ich kenne Sie besser. Genug: ich gehe heute noch nach Neuhütte, und wenn —"

„Ich hab's eigentlich nicht anders erwartet!" fiel ihm der Aeltere ins Wort. „Hier, Hellbach, meine Hand! Und nun kommen Sie zu Papa Dunse. Wir wollen uns den Aerger mit einem guten Tropfen hinunterspülen. Und vielleicht haben wir Glück und treffen Ihren Herrn Vater dort. 's ist mir jetzt immer eine besondere Herzerquickung, den alten Edelmann von echtem Schrot und Korn zu sehen. Mit ihm geht's mir, wie unserem Doctor gegenüber. Die sind beide echt. Aber es giebt leider gar zu viel Talmi in der Welt."

Auch der Oberstlieutenant verließ bald nach der Officier-Versammlung die Kaserne.

Als er seine Wohnung betrat, — er hatte eine Etage ganz in der Nähe der Kaserne gemiethet, — erwartete ihn bereits sein Civil-Diener im Flur, um ihm Säbel und Mütze abzunehmen. Er liebte es, schnell bedient zu werden.

„Briefe gekommen, Werner?"

„Ein Brief und einige Drucksachen, Herr Oberstlieutenant."

Auf der Platte des Schreibtisches in dem Arbeitszimmer lag die Post. Obenauf ein Umschlag mit der peinlich genau ausgeschriebenen Adresse in großen, ungelenken Schriftzügen.

Der Oberstlieutenant warf sich in den Sessel vor dem Schreibtisch und wog den Brief einige Augenblicke in der Hand. Dann riß er den Umschlag mit einer heftigen Bewegung auf und las.

Die Baronin Pflaune schrieb an ihren ältesten Sohn:

„Mein liebes Fritzchen.

Nähmlich weil es schon so lange her is, daß ich gar nicht von Euch beyden gehört hab, muß ich Dir doch einmal schreiben und fragen, wie es Dir und Bruno gehn thut. Denn ich hab mannichmal große Sehnsucht nach Euch Beyden, da ihr doch wohl einmal zu mir kommen könnt, wenn ihr nicht wollt, daß ich zu Euch komme. Nämlich ich bin in die Siebzig und wennschon Gottlob gesund, kann mich unser HErrgott doch alle Tage zu Sich nehmen. Und ich hab Euch dann nicht gesehen und meine Gedanken sind doch immerzu bei euch. Zwey Jahr ist es, mein Fritzchen, daß ich Dich nicht gesehn, und du bist damals auch nur auf ein einziges Stündecken bei mich in Stellhausen gewesen und hast gleich wieder fort gemußt von wegen die Manöver. Und bei dem Bruno ist es schon an die drei Jahre, und er ist immer ein so kränklich Kind gewesen, nimmt sich auch nie nicht recht in Acht.

Ich bin nu jetzt hier bei Mengers, und ist auch hier nicht allens so, wie es sein sollte. Die Grete schmeißt das Geld zum Fenster heraus, der Menger ist ein gutes armes Schaf. Die Kleine ist ein gutes liebes Kind, aber so verängstigt und immer so blaß und müde. Ich möchte sie gern mit nach Stellhausen haben, sie mit Eiern und Milch rausfuttern.

Da is nu hier ein Doctor Bernhaupt, und das is der Sohn von einem Doctor Bernhaupt, der bei Bruno Arzt ist, sagt Lotteken. Deßhalb schreib ich nu hauptsächlich nämlich. Du sollst mir genau schreiben, lieber Sohn, was Du von dem alten Doctor weißt und ob Du was von dem Jungen zu wissen bekommen kannst. Ganz genau, liebes Fritzchen, denn es is nämlich wichtig. Laß Deine alte Mutter aber nich wieder so lange auf Antwort warten.

Lieber Sohn, ich wünsche Dich recht von Herzen recht viel Gutes. Du sollst sehr strenge sein gegen die Leute, hat man mich hier gesagt. Das is ganz gut, denn ohnedem geht es nu mal nich. Aber, liebes Fritzchen, es muß allens seine Art haben. Wenn Einer recht strenge is, muß er auch sehr gut sein können. Das eine geht nich ohne das Andre, denn sonst

Promenaden-Anzug. Nach einer Pariser Original-Zeichnung. Beschreibung am Schluß des Modenblattes.

werden die Leute quierig. Ich weiß schon, Ihr hört's ja nich gerne, wenn man davon spricht. Aber ich möcht es Dir doch sagen. Vatern und ich haben oft Hundert Leute und mehr unter uns gehabt, und es waren auch quierige Gesellen drunter. Aber es ging immer, weil wir nämlich sehr streng aber auch gut waren. Immer gerecht, das ist die Hauptsache, meine ich immer.

Nu sey nich böse, lieber Sohn, daß ich das so sage. Nimm Dich auch gut in Acht, besonders wenn's regnet. Vatern hatte da bald mal ein Reffma weg, es liegt das wol in die Familie. Schreib mir also gleich, liebes Fritzchen, grüße den Bruno und er soll seine alte Mutter auch nich vergessen. Du nich über den Dienst und er nich über seine Vornehmen. Du mein HErrgott, und wenn Du die ganze Brust voll Orden kriegst un er noch einmal gegraft wird, was habt Ihr am Ende davon? Im Himmel oben wirds euch nicht angerechnet, aber der liebe Gott fragt, ob ihr Eure Mutter lieb und in Ehren gehalten habt.

Lebwohl, liebes Fritzchen. Es küßt Dich

Deine alte Mutter."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Unsere Kinder.

Schutz den Kleinen! (Fortsetzung und Schluß.) — Eine eifrige Förderin unserer Bewegung trat jüngst für ein vor ihren Augen mißhandeltes Kind ein. Der Vater ließ sich von ihr nicht hindern, sondern wies ihr mit einem Hinzeig auf sein Hausrecht die Thür. (Hier wäre es gewiß von Nutzen gewesen, wenn die Dame eine Mitgliedskarte des Kinderschutz-Vereins hätte vorweisen können.) Eine andere Dame berichtet, sie habe einen Mann zur Anzeige gebracht, der Frau und Kinder grausam behandelte. „Ich glaube aber, daß sie, als sie nach verbüßter Strafe ihm wieder preisgegeben waren, es um nichts besser gehabt haben," war ihre Ansicht. — eine Folge unserer mangelhaften Gesetzgebung.

Unser nächstes Bestreben muß daher sein, auf diese Gesetzgebung einzuwirken. Schon ist man in parlamentarischen Kreisen auf unser Vorgehen aufmerksam geworden, und wir haben die Hoffnung, daß in der nächsten Reichstags-Session die Nothwendigkeit genügenden Kinderschutzes zur Sprache gebracht werden wird. Um hierfür Stimmung zu machen und weite Kreise des Landes dafür zu erwärmen, setzten wir vor kurzem eine Petition an den Reichstag in Umlauf, deren Wortlaut wir jedem, der Interesse dafür hat, unentgeltlich zugehen lassen. Wir bitten herzlich, uns durch Sammeln von Unterschriften aus allen Ständen und Berufsarten bei diesem Werk zu unterstützen, das nur gelingen kann, wenn recht viele dabei helfen.

Zweitens bitten wir die Leserinnen dieser Zeilen, sämmtlich Mitglieder des Kinderschutz-Vereins zu werden, der voraussichtlich in diesem Monat in Berlin sich förmlich constituiren wird, und dessen Statuten mit genauer Darlegung seiner Zwecke und Ziele ebenfalls unentgeltlich jedem gesandt werden, der uns seine Adresse angiebt. „Dem Kinderschutz-Verein sollte jede Mutter angehören", schrieb eine Beitretende, „aber auch reifere Mädchen müßten ihm ihre freie Zeit widmen." Selbstverständlich suchen wir auch männliche Hülfe aus allen Kreisen und sind sehr dankbar, wenn sie uns gewonnen wird.

Drittens bitten wir literarisch Arbeitende, ihre Feder hin und wieder dieser Sache zu widmen. Die Presse ist unseren Bestrebungen fast ausnahmslos sehr freundlich entgegengekommen und hat uns schon manche Spalte geöffnet. Doch fehlt es an Verfassern von Original-Artikeln über dies Thema, das schier unerschöpflich ist, und für das reiches Material zur Verfügung steht. Insbesondere müssen wir es uns zur Pflicht machen, die öffentliche Stimmung immer wieder aufzurufen gegen die zu große Milde der Geschworenen, wo es sich um die Beurtheilung von Morden und Grausamkeiten, die an Kindern begangen sind, handelt.

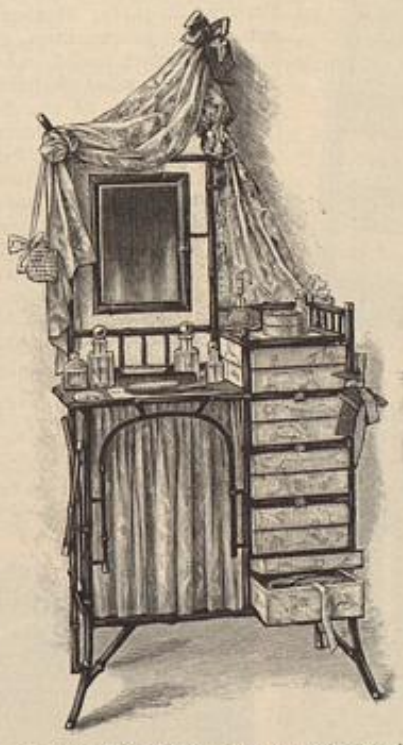
Ihr lieben Kinderfreundinnen, — und wer wollte sich nicht dazu zählen! — die das Leben vielleicht auch schon zu Zeugen herzloser Behandlung der Kleinen machte, oder die durch in den Zeitungen immer wiederkehrende Berichte neuer, erschütternder Einzelheiten auf ihre Noth aufmerksam werden, wir bitten Euch, nicht mit flüchtigem Mitleid oder schauderndem Entsetzen die Augen wegzuwenden, — nein, denkt, daß Ihr helfen könnt, — helft uns!

Noch einmal um freundliche Meldungen bittend

E. von Oertzen, geb. von Thadden-Triglaff,
Dorow b. Regenwalde (Pommern).

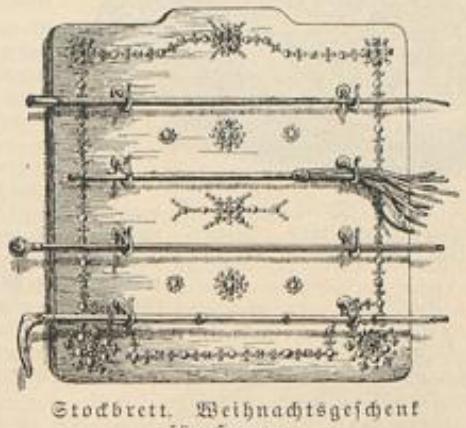
Häusliche Kunst.

Das „Staarenhäuschen" ist schon seit langer Zeit als Wandschmuck zur Aufnahme von Bindfaden oder als Staubtuch-Behälter, für Streichhölzer und Cigarren-Abschnitte „salonfähig" geworden. Einer ganz neuen Verwendung aber dient es auf dem Schreibtisch zum Aufbewahren von Papier und Couverts. Für diesen Zweck fertigte ich den Staarenkasten etwas größer; die Vorderseite mit abgestumpften Ecken mißt 13 zu 16 cm, während die größte Höhe 21 cm, die Tiefe des ganzen 12 cm ausmacht. Innen wurde der Kasten durch zwei am oberen Rande schräge Brettchen, die in die Seiten eingelassen sind, in drei Fächer getheilt, von denen das vordere, entsprechend niedrigere, zum Aufnehmen der Couverts bestimmt ist. Die abgeschrägten Bretter ermöglichen ein bequemes Herausnehmen des Inhaltes. Da ein solches Kästchen auf dem Schreibtisch häufig offen stehen dürfte, so schmückte ich nicht nur die fünf Außenflächen mit dem Brennstift, sondern zeichnete auch auf die Innenseite des Deckels eine Landschaft, die ich antönte; außen verzieren das Kästchen Heckenrosen. Die Vorderseite zeigt an Stelle des Loches eine eingebrannte Vertiefung, aus der Frau Staarmatz herausschaut, um sich mit ihrem auf einem Zweig sich wiegenden Männchen zu unterhalten. B. v. L.



Toiletten-Tisch aus Bambus mit Musselin-Bekleidung.

Löschmappe aus bemalter Lederpappe. — Aus brauner Lederpappe schnitt ich zwei Stücke von je 39 cm Höhe und 26 cm Breite. Diese beiden Theile wurden durch einen im Innern derselben festgeklebten braunen Leinenstreifen zusammengehalten. Auf die obere Seite zeichnete ich mit Bleistift drei naturgroße Sonnenblumen mit Blättern und Knospen, sodaß die Ecke unten rechts frei blieb, die dann durch ein kleines Bild in Brandmalerei, — Landschaft oder Thiere, — ausgefüllt wurde. Die Sonnenblumen malte ich mit gelber Aquarell-Farbe aus, die helleren Blätter mit Nagelgelb, die dunkleren mit Gummigutt, für die Blätter mischte ich Blau mit Gelb. Die Farbe darf nicht zu dünn aufgetragen werden und muß erst vollständig trocknen, ehe die Umrisse der einzelnen Blättchen möglichst tief eingebrannt werden. Dann fährt man mit der breiten Seite des Brennstiftes, den man sehr flach hält, vorsichtig über alle Blätter, an den hellen Stellen nur leicht, daß die Farbe nicht braun wird, sondern nur einbrennt, an den dunkleren stärker, sodaß man kräftige braune Schatten erzielt, die aber nicht streifig werden dürfen. Dadurch wirken die Farben sehr schön, und die Blumen sehen wie eingelegt aus. Nun sind noch die Staubgefäße durch dichtes, tiefes Punktiren herzustellen und die Ränder der Mappe mit sehr heißem Stift zu kerben. Wenn letzteres regelmäßig geschieht, wirkt es hübscher als Ausschlagen der Pappe. Zum Schluß habe ich die Mappe noch gewachst und tüchtig gebürstet und dann einige Bogen dickes gelbes Löschpapier, das ich mir vom Buchbinder schneiden ließ, mit Goldgarn hineingebunden. Ein reizendes Geschenk war nach wenigen Stunden Arbeit fertig. Ch. W.



Stockbrett. Weihnachtsgeschenk für Herren.

Stockbrett. Weihnachtsgeschenk für Herren. — Für ein Herrenzimmer dürfte als Wandschmuck ein Stockhalter willkommen sein, auf dem die verschiedenen Reit-, Spazier- und Sportstöcke ihren Platz finden. Das 65 zu 55 cm große, 2 cm dicke Lindenholz-Brett, rückwärts mit Hänge-Oesen versehen, wird mit dem Brennstift oder mit Nagelarbeit verziert und mit Brunolein leicht getönt. Je ein Stock oder eine Gerte ruht auf zwei gleich hoch eingeschraubten Nickelhaken. R. W. in Heidelberg.

Küche.

Schellfisch-Kochbuch. — Von Elise Hannemann. Verlag von W. Moeser, Hofbuchhandlung, Berlin. Preis 60 Pf. — Die Vorsteherin der Kochschule des Lette-Vereins in Berlin bietet in dem kleinen Heft fünfzig erprobte Recepte für die Zubereitung des in der bürgerlichen Küche gern verwendeten Fisches. Einfache, wie feinere Herstellung des Fisches ergeben eine große Abwechslung als Suppe, Fischgericht, auch mit Gemüse, als Salat, Fricassée 2c. Die Recepte, die knapp und klar gefaßt sind, lassen sich zum Theil auch für Dorsch, Kabeljau und grünen Hering verwenden. Da der Fisch von October bis Mai käuflich ist, dürften die Recepte vielen willkommen sein. E. F

Geschmorte Zwiebeln. — Zur Zeit, wenn junge Gemüse schwer zu haben sind, hat mir das nachstehende Recept gute Dienste geleistet. Man schäle und reinige möglichst gleichmäßige, mittelgroße Zwiebeln und lege sie unzerschnitten in einen irdenen Kochtopf, worin vorher etwas Mehl in Butter gedämpft und durch Zugießen von ein wenig Fleischbrühe zu einer kurzen, dicken Sauce eingekocht wurde. Etwa zwanzig Minuten lasse man die Zwiebeln langsam kochen und beachte den richtigen Zeitpunkt, daß sie nicht zerfallen. Zuletzt fügt man nach Geschmack noch Salz, Pfeffer, etwas gestoßenen Ingwer und ganz wenig Essig hinzu. Sollte die Sauce sich dünn gekocht haben, was bei den Zwiebeln leicht passirt, so muß man mit dem nöthigen Essig noch etwas Mehl anrühren und beifügen. Zu gebratenem Hammelfleisch ist dieses Gericht besonders empfehlenswerth. L. J.

Damen-Schreibtisch aus Bambus.

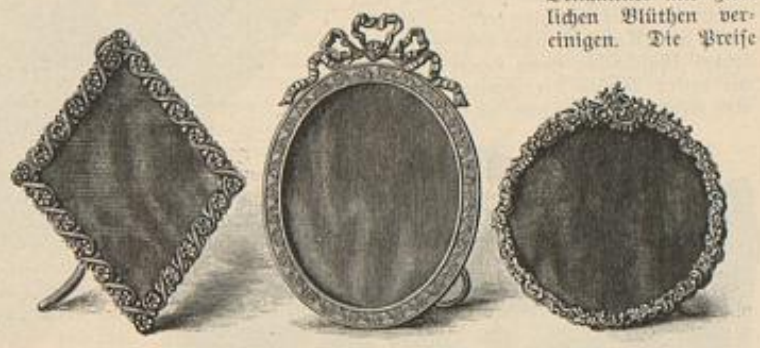
Gefrorenes von Schlagsahne mit Maraschino. — Ein Liter dicke süße Sahne schlägt man auf Eis zu festem Schaum, mischt behutsam 250 g Zucker, sowie ein Gläschen Maraschino darunter und füllt die Masse in die Eismaschine. Ph. Fr.

F. Lorsch, Frankfurt. — Aleuronat-Brod. Man setzt einem gewöhnlichen Weizenmehl-Teig gewöhnlicher Art, das mit 2 Theilen Wasser angerührte, und kurze Zeit durchgekochte Aleuronat-Mehl noch lauwarm hinzu, weil es sich dann inniger mit dem Teig verbinden läßt, nur muß man sich vor der Verwendung von zu viel Flüssigkeit beim Teigmachen hüten. A. H.

E. G., Villach. — Hefefreier Zwieback. Man schlägt 250 g Zucker und 4 ganze Eier $^3/_4$ Stunden lang, mengt 20 g Anis und 250 g Bisquit-Mehl schnell darunter, formt 3 Finger breite Brode davon und bäckt sie auf gewachstem Backblech in nicht zu heißem Ofen hellbraun. Nach einigen Tagen schneidet man Schnitte daraus, welche man, mit Eiweiß bestrichen, mit Zucker (auch mit Mandeln) bestreut, im Ofen leicht röstet. A. H.

Zimmereinrichtung.

Photographie-Rahmen. — Für die verschiedenen Größen und Formen der Photographien bietet die Industrie neuerdings reizende, im Empire-Stil gehaltene Rahmen, die meist in gelber, theilweise auch in dunkler Goldbronze ausgeführt sind. Unsere Vorlagen lassen sich sowohl aufstellen, wie an die Wand hängen. An dem mittleren Rahmen, dessen Oval eine Rococo-Schleife krönt, liegt das zarte Blüthenmuster auf fein geripptem Grunde. Der ganze Rahmen mißt 8 cm Höhe, mit der Schleife knapp 10 cm, zu $6^1/_2$ cm Breite; die Einfassung ist $^1/_2$ cm breit. Der eckige Rahmen, — 9 cm hoch, 7 cm breit, — zeigt auf der 8 mm breiten Randleiste ein fortlaufendes Blumenmuster in gleichmäßigem Relief, während sich an dem runden Rahmen von $6^1/_2$ cm Durchmesser Rococo-Ornamente mit zierlichen Blüthen vereinigen. Die Preise sind mäßig für die feine Arbeit, sie wechseln zwischen 3,50 und 6,75 Mk. E. F.



Photographie-Rahmen.

Damen-Schreibtisch und Toiletten-Tisch aus Bambus. — Für ein Boudoir oder für das Zimmer eines jungen Mädchens läßt sich kaum eine geeignetere und weniger kostspielige Einrichtung finden, als die hübschen dunkeln und hellen Bambus-Möbel mit Nickelbeschlag, deren zwei wir unseren Leserinnen vorführen. Der dargestellte zierliche Damen-Schreibtisch mit verschließbarem Seitenschränkchen und einem unter der mit Patent-Leder belegten Schreibplatte befindlichen Schubkasten nimmt bei 51 cm Breite, 83 cm Länge und 125 cm Höhe nur wenig Raum ein. Außer den für die Correspondenz nöthigen Kleinigkeiten bieten die Platte, sowie die Tragleisten genügend Raum für kleine Nippes, Photographien und dergleichen. Die Ausstattung mit Malerei oder Brennarbeit bleibt natürlich fleißigen Händen vorbehalten. — In gleicher Weise ausgeführt ist der 77 cm breite, ohne Drapirung 1,50 m hohe Toiletten-Tisch, dessen anspruchslose Form durch eine leichte Stoff-Decoration aus großblumigem indischen Musselin und farbigen Schleifen bedeutend gewinnt. Das graziöse Möbel trägt über dem einfachen Tisch, den eine Matte aus Bambusgeflecht deckt, und auf dem Kamm nebst Bürste, sowie verschiedene Flacons, Schälchen und ein Rafraichissoir Platz finden, einen beweglichen Spiegel; rechts ist der Raum in fünf Fächer getheilt, deren jedes einen Carton mit Klappdeckel birgt, zur Aufnahme von Bändern, Spitzen, Cravaten, Handschuhen 2c. Als Toiletten-Tisch-Garnitur wählt man meist das beliebte Krystallglas in echtem Steinschliff, oder auch ein im Farbenton des Decorations-Stoffes gehaltenes Glas-Service. Sehr hübsch wirkt der Tisch in einem Ensemble, das in gleichem Stil gehalten und wie selbst die Fenster, mit gleichem Stoff drapirt ist. E. S.

Einrichtung eines Thurmwärter-Zimmers. — Ich möchte gern ein hochgelegenes Thurmzimmer als Thurmwärter-Zimmer zu Raubrittерszeiten ausstatten, nur fehlt mir die Anleitung für die intimere Ausstattung der Wände und Ecken, ebenso Sprüche. Sehr dankbar würde für nähere Angaben sein: Catinka v. Hoboken, Alsbach, Hessen, Auf der Waldburg.

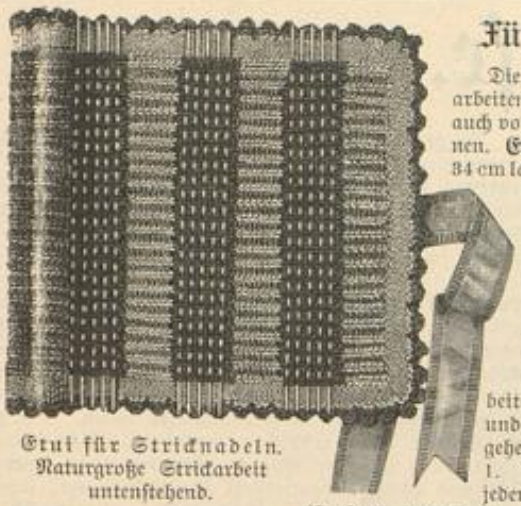
Plauderecke für Backfischchen.

Briefwechsel. — Ich möchte so gern mit einem achtzehn- bis zwanzigjährigen deutschen Mädchen aus Berlin in Briefwechsel treten! Bia Hanhart in Fiume.

„Kränzchen". — Als passende Zeitschriften für die Kränzchen-Mitglieder sind „The Girl's Own Paper" (The Leisure hour office, Paternoster Row, London E. C.) zu empfehlen; ferner „Le monde de la jeunesse", „Mon journal" (Paris, Hachette), sowie die Bücher aus der „Bibliothèque rose" für jüngere, und das „Magazin d'Éducation et de Recréation" (Paris, Hetzel) für ältere Mädchen passend. Die genannten Bücher und Zeitschriften sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. Die Red.

Für den Weihnachtstisch.

Die nachstehenden Vorlagen für Weihnachtsarbeiten sind mit Rücksicht darauf gewählt, daß sie auch von kleinen Mädchen ausgeführt werden können. **Etui für Stricknadeln.** — Das 21 cm hohe, 34 cm lange Etui ist bis auf einen schmalen Außenrand im Patent-Muster aus rother und brauner Zephyr-Wolle gestrickt. Man schlägt für die Höhe 45 Maschen an und arbeitet hin- und zurückgehend; die 1. Masche jeder Tour ist stets abzuheben, die letzte abzustricken beide zählen beim Muster nicht mit. 1. Tour: 1 Rechtsmasche, umschlagen, abheben (als wolle man die M. links stricken) in steter Abwechslung. 2. Tour: Die abgestrickte Masche wird nach einem Umschlag abgehoben und der Umschlag der vorhergehenden Tour mit der hier abgehobenen Masche zusammen rechts gestrickt. Diese beiden Touren wechseln mit einander ab (die Rechtsm. ist selbstredend mit dem Umschlag zusammen zu stricken) und bilden zusammen das Patent-Muster. Es wechseln je 9 Doppeltouren in Braun mit 12 Doppeltouren in Roth; mit dem 6. braunen Streifen ist die Länge des Etuis erreicht. Nun sind ringsum die Außenmaschen aufzunehmen, und mit den auf der Nadel befindlichen zu vereinigen. Es folgen 7 Rechtstouren, — an den zum Patent-Muster gehörenden Maschen fällt selbstredend der Umschlag fort, — in deren 2., 4. u. 6. Tour an jeder Ecke je vor der letzten Masche der einen Nadel und nach der ersten Masche der zweiten Nadel je eine Masche zuzunehmen ist. Nach dem



Etui für Stricknadeln. Naturgroße Strickarbeit untenstehend.

Zackenrändchen zum Theewärmer.

eine $1^1/_2$ cm breite gewebte Borte, im Ton zum Spitzenbändchen passend. Vorbereitet und mit Material versehen, liegen derartige Decken zu mäßigen Preisen im Handel vor. — **Schlummerkissen mit Kreuzstich-Stickerei.** — Das 32 cm zu 42 cm große Kissen schmückt eine Kreuzstich-Borte, die auf 19 cm breitem getönten Alda-Stoff mit nordischer Wolle und Goldfaden zu arbeiten ist; zur reicheren Wirkung kann man für die hellsten Töne auch Filoselle-Seide nehmen. Die Stickerei begrenzt je ein $1^1/_2$ cm breiter Tuchstreifen, oben kupferroth, unten fahlblau, dem sich in gleicher, aber umgesetzter Farbenstellung je ein $5^1/_2$ cm breiter Tuchstreifen anschließt. Zwischen diese Vorderseite und das Futter aus fahlblauem Tuch treten oben rothe, unten fahlblaue Schlingen, für die ein 10 cm breiter Tuchstreifen, in seiner Mitte 8 cm lang, in 2 bis 3 cm großen Zwischenräumen eingeschnitten wird. 22 cm langer Bügel aus dem blauen Tuch. — **Theewärmer mit Blumenstickerei.** — (Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 112). — Jede Seite des aus grünem Leinen gefertigten Theewärmers mißt zu 40 cm unterer Breite 27 cm mittlere Höhe; das ringsum laufende Rändchen ist nach der naturgroßen Darstellung, das mittlere Blumenstück, das auch ein kleines Schlummerkissen hübsch verziert, nach Fig. 112 vorzuzeichnen. Man stickt mit Seide oder feinem Leinenzwirn oder mischt beide Fäden; Platt- und Stilstich dienen zur Füllung, letzterer auch für die Contouren. An der Blumenstaude sind die Blätter und Stiele grün abschattirt und dunkelgrün contourirt, während die Blumen fahlroth schattiren, wozu Weiß tritt; ihre Umrandung ist dunkelroth. Das Randbörtchen zeigt die gerade weiße Leiste aus gespannten Fäden mit hellgrünen Stichen überfangen; die Zacken sind weiß mit grüner Contour. Die Rückseite erhält beliebig die ganze Stickerei oder nur das Börtchen. Weißer

Flachstich-Borte zur Schürze.

Kreuzstich-Stickerei in vorgewebtem Muster zur Nachttisch-Decke.

Abgepaßte Brodkorb-Decke mit Languetten-Stickerei. Naturgroße Stickerei untenstehend. Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 110-111.

Nachttisch-Decke mit Kreuzstich-Stickerei. Naturgroße Stickerei obenstehend.

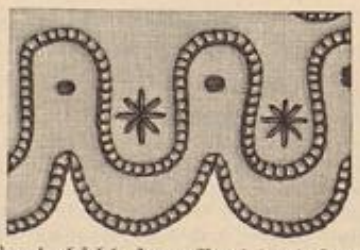
Kammtuch mit Stielstich-Stickerei. Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 109.

Tülldecke mit Spitzenbändchen.

Schlummerkissen mit Kreuzstich-Stickerei. Typenmuster untenstehend.

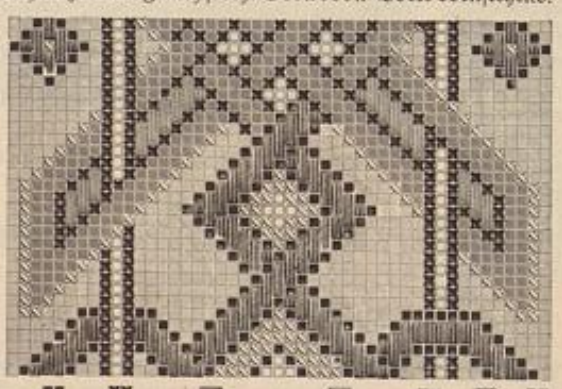
Theewärmer mit Blumenstickerei. Abschlußrändchen obenstehend. Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 112.

Abketten verziert man den Außenrand mit gehäkelten Picots aus rother Wolle; je 1 feste Masche in den Rand, 4 Luftm. und 1 f. M. in die 1. L. zurück. Jedem rothen Streifen wird ein Spiel Nadeln eingesteckt; den Schluß des aufgerollten Etuis vermitteln zwei rothe Bänder von $2^1/_2$ cm Breite zu 40 cm Länge. — **Abgepaßte Brodkorb-Decke mit Languetten-Stickerei.** (Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 110-111). — Damit die Decke sich ganz genau der Form des Brodkorbes anpaßt, empfiehlt es sich, nach Boden und Seitenwand ein Papiermuster zu machen und nach diesem, mit Berücksichtigung der Nahtzugaben, die einzelnen Theile aus feinem Leinen zuzuschneiden. Nach Fig. 110 zeichnet man die Bodenverzierung, nach Fig. 111 die der Seitenwände auf und fügt letzteren den naturgroß gegebenen Randabschluß hinzu. Den Contouren nachgehend ist dann mit Languetten aus rother Baumwolle eine weiße Schnur aufzunähen; nur die innere Bodenverzierung bilden Languetten ohne Schnur. Stern, Muschen und Stielstich-Adern sind nach den Darstellungen auszuführen. — **Nachttisch-Decke mit Kreuzstich-Stickerei.** — An der im Quadrat 34 cm großen Decke aus gelblichem Alda-Stoff ist dem Fond mit rothen Strichstichen ein Muster eingewebt, welches die Hand mit Kreuzstichen in Blau und Gelb füllt. Man verwendet hierzu kräftige Baumwolle, wie auch für die Kreuznaht zu beiden Seiten eines $1^1/_2$ cm breiten Durchbruches; $3^1/_2$ cm breiter Hohlsaum als Abschluß. — **Kammtuch mit Stielstich-Stickerei.** (Muster-Vorzeichnung: Beilage, Fig. 109). — Das 30 cm zu 40 cm große Tuch aus feinem Hausmacher-Leinen schließt ringsum ein $1^1/_2$ cm breiter Hohlsaum ab. Jede Ecke ziert ein nach Fig. 109 vorzuzeichnender Zweig, der mit rother Baumwolle in Stielstich gestickt wird. — **Tülldecke mit Spitzenbändchen.** — Neu und von hübscher Wirkung sind Decken und Tischläufer aus kräftigem getönten Tüll, dem $^3/_8$ cm breites Spitzenbändchen in einfachem Muster aufgenäht wird; Languetten-Ringe und leichte Zierstiche beleben die Arbeit. Als Abschluß zeigt unsere 33-34 cm große Vorlage



Randabschluß zur Brodkorb-Decke. Languetten-Stickerei über Schnur.

Schürze mit Flachstich-Stickerei. Borte obenstehend.



Schwarz. Braun. D.-Kupferroth. H.-Kupferroth Grün. Geld. Gold.

Typenmuster zum Schlummerkissen.

Schwanflanell über Watte bildet das Futter; zwischen die Befestigungsnähte tritt am unteren Rande ein 1 cm breiter gelber Borstoß, längs der Rundung eine 2 cm breite Tollfalten-Frisur aus doppelt genommenem, ebenfalls gelbem Leinen. Zum Anfassen dient ein kleines Dreieck aus doppeltem grünen Stoff, dessen Ansatz je ein kleines gelbes Rosettchen deckt. — **Schürze mit Flachstich-Stickerei.** — Zu 68 cm Höhe mißt die aus Congreß-Stoff gefertigte Schürze 54 cm Breite. Ein 2 cm breiter Hohlsaum schließt ihren unteren Rand ab; der obere, auf 30 cm eingereihte Rand tritt in einen 3 cm breiten, mit Knopfschluß versehenen Bund. Die verzierenden Borten werden mit Twist in Flachstich nach der naturgroßen Darstellung gearbeitet, das schmale Abschlußbörtchen begrenzt den mittleren Mustertheil auch oben. An letzterem wechseln die über Eck stehenden Carreaux in Rosa, Hellgrün und Hellblau; von den eingreifenden Zacken sind je zwei sich gegenüberstehende ein Mal roth, das andere Mal blau. In diesen beiden Farben sind auch die Abschlußbörtchen gestickt, welche für sich bestehend die Längsränder der Schürze, den Bund und die Taschen verzieren. M. St.

Bezugsquellen: Staarenbänschen: Frau Cl. Roth, W, Lützowstr. 84a. Photographie-Rahmen: L. C. Busch, W, Leipzigerstr. 19. Schreibtisch, Toiletten-Tisch, Bambus-Möbel aller Art: Lindner & Kabel W, Genthinerstr. 3. Toiletten-Service und Rafraichisseur: J. F. Schwarzlose, SW, Markgrafenstr. 29. Indischer Musselin: N. Israel, Spandauerstr. 28. Kreuzstich- und Tülldecke: Kühl und Möricke, SW, Leipzigerstr. 57. Kissen und Theewärmer: E. Schmidt, W, Friedrichstr. 78. Schürze: M. Peters, Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 4.

Strickarbeit zum Etui für Stricknadeln.

Weihnachts-Arbeiten enthält auch das neueste Extra-Blatt Nr. 89, „Spitzen-Arbeiten mit Bändchen", das für die Abonnentinnen der Modenwelt direct bei der Expedition einzeln für 25 Pf. zu beziehen ist, bei Einsendung der Abonnements-Quittung.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Große, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 24, III. 15. December 1897. — Unterhaltungs-Beilage. XXIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Streber.

Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg).

(3. Fortsetzung.)

VI. Kapitel.

Das Häuschen des Doctors lag am Ostausgang von Neuhütte. Es war ursprünglich ein Bauernhaus gewesen, knapp Raum bietend für eine kleine Familie. Aber es heimelte schon von außen an mit seinen, von wildem Wein umrankten Fenstern und der seitlichen Holz-Veranda, die der Doctor angebaut hatte; auch sie war ganz von wildem Wein und rankender Clematis übersponnen. Auf der sonnigen Rückseite des Hauses aber zog Bernhaupt echte Reben, und es war ihm im Herbst ein Hauptspaß, sich ein paar Fläschchen „Eigenen Gewächses" zu keltern. „Siebenmänner-Wein" nannte Hauptmann von Miller diese Neuhütter Auslese, denn sechs Männer gehörten dazu, den siebenten, den begnadigten Trinker, zu halten, daß er nicht umfiel vor Schreck. Dem Doctor aber machte es besonderes Vergnügen, seinen Gästen zwischen anderen guten Tropfen eine säuberlich als Bernkastler Doctor oder Zeltinger Himmelreich etiquettirte Flasche seiner Goldtröpfchen einzuschmuggeln, und er konnte lachen, daß die Wände dröhnten, wenn sie seinen Selbstgewachsenen nicht herausschmeckten.

Das Haus lag ziemlich dicht an der Straße, nur durch einen schmalen Vorgarten von dieser getrennt. Auf beiden Seiten und rückwärts umgaben es ziemlich weite Garten-Anlagen, die der Hausherr mit großer Liebe und Sorgfalt pflegte. Freilich nicht nach den Regeln sonstiger gärtnerischer Kunst; seltene Ziersträucher und kostbare Blumen fehlten, — abgesehen von schönen Rosen, — fast ganz. Dafür cultivirte er unsere heimische Flora aus Wald und Wiese, mit erstaunlichem Geschick. Da gab es ganze Beete köstlich duftender Veilchen und große Rabatten von Glockenblumen; die gewöhnliche Pechnelke kam zu Ehren, die grünen Ränder eines kleinen Grabens, der durch den Garten lief, waren besäet mit Vergißmeinnicht. Unter den Büschen wucherte neben den schönsten Waldfarnen duftiges Maikraut, am hinteren Zaun aber, neben dem Gemüsegarten, hatte der Doctor seine weitberühmten Erdbeer-Plantagen. Weitberühmt nicht etwa wegen ihres Umfanges, — der war gar nicht so bedeutend, — sondern weil sie fast alle bekannten Arten enthielten von Fragaria vesca bis zur Fragaria grandiflora in allen ihren Varietäten. Es war nichts seltenes, daß die großen Gärtner aus Erfurt herüberkamen, sich bei Bernhaupt Rath zu holen, seine Meinung zu hören, wenn sie wieder einmal das unwiderstehliche Verlangen trugen, die Welt mit einer neuen Spielart zu beglücken.

Unter der Linde vor der Veranda saß Ella Bernhaupt. Sie hatte einen Korb mit Bohnen vor sich und schnipfelte fleißig in die irdene Schüssel auf ihrem Schoße. Zu ihren Füßen lag der große Neufundländer, den Baron Pflaume dem Vater geschenkt hatte. Dem Vater und doch eigentlich ihr . . . . sie wußte, daß der Hund ihr Begleiter sein sollte, wenn sie allein durch das Dorf oder nach Villau ging; der Freund hatte ihr in dem treuen, starken Thier einen Beschützer geben wollen. Unnöthigerweise, sagte sie sich wohl, denn sie fürchtete sich vor niemand; aber es war doch lieb von ihm gewesen und gut gemeint. . . .

Nero hob die Nase, richtete sich ein wenig auf und legte seinen Kopf auf ihre Knie. Gleich darauf wurde die Gartenthür geöffnet, und als Ella aufschaute, sah sie den Schloßherrn von Trunberg gerade auf sich zukommen. Er zog den Hut und beschleunigte seine Schritte.

Sie setzte schnell die Schüssel auf den Tisch und erhob sich. Ohne jede Befangenheit reichte sie ihm die Rechte mit einem schlichten herzlichen Willkommengruß. Aber als er sich über die Hand beugte, sie küssen wollte, zog Ella sie schnell zurück.

„Ich komme zu Fuß von Villau herauf," er deutete wie entschuldigend auf seine bestaubten Schuhe, „oder wenigstens fast von Villau. Das Wetter war zu verlockend für einen Spaziergang. Da hab' ich den Wagen nach Hause geschickt . . . Ist der Papa zu Hause, liebe Freundin?"

Sie sah ihm mit einem schalkhaften Lächeln ins Gesicht. „Papa ist über Land . . . wie ja stets um diese Stunde. Er wird sehr bedauern . . . ."

„So, also nicht zu Hause! Dann heißt das also für mich wohl auch: gehab' Dich wohl und zieh' in Frieden Deines Weges weiter." Auch er lächelte, einer Aufforderung zum Bleiben gewiß. „Grausame Ella, ich hatte mich so sehr auf ein Tellerchen Erdbeeren gefreut. Sie kennen ja Papa's Weisheit: viel frische Luft, viel Obst . . . besonders viel Erdbeeren . . ."

„Dann muß ich wohl als Doctorstochter den verständigen Wunsch des Patienten erfüllen. Einen Augenblick . . ." sie rückte ihm selbst den Stuhl an den Tisch, nickte ihm noch einmal freundlich zu und ging in das Haus.

Er folgte jeder ihrer Bewegungen mit den Augen, wie sie in ihrer eigenthümlich sicheren Haltung bis zur Veranda ging, wie sie die wenigen Stufen hinaufschritt, bis die schlanke hohe Gestalt hinter der Eichenthür verschwand.

Dann erst setzte er sich mit einem leisen Aufseufzen. Und er stützte sinnend den Kopf in die Hand.

Wie schön sie war! Wie gut und liebenswürdig! Wie sie sich beide verstanden in Scherz und Ernst!

Seit fast einem Jahrzehnt nun kannte er sie. Und seit zwei Jahren, seit sie aus der Pension in das Vaterhaus heimgekehrt war, hatte sich zwischen ihr und ihm ein freundschaftliches Verhältniß entwickelt, kameradschaftlich fast zuerst, wie es sich nicht selten zwischen reiferen Männern und jungen Mädchen einstellt, indem der „Onkel" der Kinderjahre zum Freunde wird; auch jetzt noch waren die äußeren Formen ihres Verkehrs lediglich freundschaftliche, aber die fröhliche Kameradschaft hatte sich längst zu einer ernsten Neigung vertieft. Sie wußten es beide auch ohne Aussprache, und sie freuten sich beide des verschwiegenen Glücks. Sie: in ihrer ruhigen Art mit stiller Gewißheit der Stunde harrend, in der er sprechen würde, voll schönen weiblichen Vertrauens, ohne an seinem Thun und Lassen zu mäkeln oder zu deuteln. Er: sich ganz dem Zauber ihrer Persönlichkeit, ihrer Schönheit und ihrer liebenswürdigen Anmuth hingebend, ohne das leidenschaftliche Begehren heißblütiger Jugend, aber gewiß und froh, daß er nur zu sprechen brauche, um sie sein zu nennen. Hundertmal schon hatte das erklärende Wort ihm auf den Lippen gelegen, und immer war es doch unausgesprochen geblieben. Wieder und immer wieder malte er sich das Glück aus, sie heimzuführen, mit ihr in stillerer Ruhe als bisher ganz seinen künstlerischen Neigungen, denen sie ein so seltenes Verständniß entgegenbrachte, zu leben; daheim auf Schloß Trunberg oder auf Reisen, ihr, die noch so wenig von der Welt gesehen, die großen Kunststätten Europa's zu zeigen, mit ihr ein behagliches Glück zu finden, statt der hastenden Unruhe seines bisherigen Lebens, statt selbstauferlegter geselliger Pflichten ruhigere, sonnigere, innerlichere Freuden. Baron Bruno war nicht ohne Selbsterkenntniß. Es fehlte in seinem Leben nicht an Stunden, in denen ihm die Jagd nach vornehmen Bekanntschaften, die Sucht, seinen jungen Namen unmittelbar neben die ersten des Landes zu stellen, lächerlich vorkam. Aber er vermochte es doch nicht, die Geleise, in denen er gewandelt war seit seinen Schülerjahren auf dem Vitzthum'schen Gymnasium in Dresden, freiwillig zu verlassen. Damals hatte ihn der Zufall als Klassenkameraden mit einer ganzen Anzahl von Söhnen der ältesten Geschlechter Deutschlands zusammengeführt; es hatten sich, — nicht zuletzt dank seines schmiegsamen, immer entgegenkommenden, immer gleich liebenswürdigen Wesens, — Freundschaften geschlossen, die für die Richtung seines Lebens und Strebens bestimmend geworden waren.

Da wurde die Thür der Veranda schon wieder geöffnet. Ella trat heraus, ein kleines Tablet mit einem Glase Milch und einem Schüsselchen Erdbeeren in der Hand. Es war doch genug gesunder Mädcheneitelkeit in ihr, daß sie die große Schürze abgelegt hatte. Das schlichte helle Kattunkleid umschloß knapp die wundervollen Formen ihres schlanken Körpers.

Er sprang auf und eilte ihr entgegen, ihr das Tablet abzunehmen. Aber sie gab es ihm nicht und meinte, er solle nicht ihre Hausfrauenrechte und Hausfrauenpflichten zu kürzen suchen: „‚Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach seiner Bestimmung'," sagte sie scherzend. Und er drohte, weitercitirend, mit dem Finger: „. . . ‚denn durch Dienen allein gelangt es endlich zur Herrschaft'. Unterschlagen Sie den Schlußsatz nicht, Fräulein Ella! — auf die Herrschaft kommt es ja doch an. Der arme Papa hat mir neulich erst geklagt, welch arge Tyrannin Sie seien."

„Hat er?" Sie lachte. „O, über Papa ist gut herrschen, — so lange man ihm nämlich den Willen thut, nicht auf seinem Schreibtisch abstaubt, seine Bücher nicht ordnet und ihm im Garten nicht ins Gehege kommt. Auch darf man keine ärztliche Hülfe von ihm verlangen, — als Tochter nämlich, — sonst wird er ungehalten und behauptet, Arzteskinder hätten, erstens, überhaupt kein Recht, krank zu werden, und zweitens, hätte er sein eigen Fleisch und Blut viel zu lieb, als daß er seine miserable Kunst an ihm ausüben sollte. Aber nun, bitte! Wohl bekomm's! Und ich werde mich wieder an meine Bohnen machen, sonst schilt mich unsere alte Annemarie aus."

Er lehnte sich bequem in den Korbsessel, dann und wann eine Erdbeere naschend und dazwischen ihre schlanken fleißigen Finger bewundernd. Sein Künstlerauge freute sich bewußt des Farbengegensatzes zwischen ihrem schneeigen Weiß, dem Grün der Bohnen und dem satten Braun der irdenen Schüssel, und wenn er die Lider ein wenig hob, dann traf sein Blick gerade auf das sanft gerundete, jetzt bei der Arbeit ein wenig geneigte Kinn und die feingeschwungenen Lippen. Ella hatte spielend ein winziges Stück Bohne zwischen die Lippen geschoben, und es kam ihm wohl der Gedanke, daß er aufspringen und es von ihrem Munde fortküssen möge. Aber das verführerische Begehren erlosch so schnell wieder, wie es in ihm aufgeschossen war, und er lächelte leise.

Es war so behaglich hier im tiefen Schatten auf dem bequemen Stuhl, — indeß wenige Schritte entfernt die Sonnenstrahlen über die Kieswege huschten und in den nahen Sträuchern die Bienen summten; im ganzen Schloßpark mochte es kein so reizendes Plätzchen geben, — und nun zu allem Ella dort drüben.

Nun, da er beharrlich schwieg, sagte sie doch ein wenig schmollend: „Unterhaltend sind Sie gerade nicht, verehrter Kurgast."

Nur ein klein wenig richtete er sich empor. „Ach gönnen Sie einem müden Manne doch diese kleine Ruhe, Sie liebe Samariterin, — wie selten wird es mir so gut, wie jetzt und hier."

„Ja, — Papa's Erdbeeren!"

„Papa's Erdbeeren sind einfach erhaben. Erdbeeren giebt's jedoch schließlich auch anderswo. Aber sie hier naschen, Fräulein Ella, von Ihnen gespendet, Ihnen dabei zuschauen dürfen, Ihre liebe Stimme zu hören, ah! —" Er ließ den Satz unvollendet und lehnte sich wieder zurück, die Hände auf den Schoß verschränkend, auf eine Secunde müde die Augen schließend. „Doppelt wohlthuend, das alles nach diesen anstrengenden letzten Tagen," fügte er dann hinzu.

„Die hohen Gäste sind abgereist?"

„Ich brachte sie ja eben zur Bahn, Fräulein Ella. Sie haben Sich übrigens, — 's ist auch nur natürlich, — das ganze Herz der Prinzessin erobert."

Ihre Lippen kräuselten sich ein wenig spöttisch: „Sehr gnädig! ‚Das ganze Herz'. Nun, eine große Eroberung ist das wohl nicht."

Mit unverhohlenem Erstaunen blickte er auf. „Hat Ihnen die Prinzeß nicht gefallen, Ella?"

„Sie war wirklich sehr liebenswürdig gegen mich. Es wäre unrecht, wollte ich das nicht anerkennen. Aber, —"

„Aber?"

Die fleißigen Hände ruhten einen Augenblick. „Sie ist witzig, klug, vielleicht sogar geistreich. Ein kleiner Sprühteufel, — gewiß äußerst amüsant, wenn ihre Laune darnach steht, gefallen zu wollen. Aber, ihr Herz, — ihr Herz ist sehr arm!"

„Und das sagen Sie so bestimmt, — nach so flüchtiger Bekanntschaft? Das wundert mich gerade von Ihnen, Ella; es ist sonst so gar nicht Ihre Art, in Ihrem Urtheil derart herbe zu sein."

Ella hatte ihre Arbeit aufgenommen. Nun stockte sie doch wieder. Sie legte sogar das Messer bei Seite. „Ich will Ihnen erklären, wie ich das meine," sprach sie sinnend. „Vielleicht habe ich mich auch ungeschickt ausgedrückt. Herzlos ist die Prinzessin mir eigentlich nicht erschienen, sie mag sogar gutmüthig sein, aber als ob sie ein krankes, ein verkümmertes Herz hätte, so kommt sie mir vor."

„Da haben wir die Arztestochter!"

„Spotten Sie nicht! Eigentlich thut mir die arme Frau ja leid, muß mir leid thun. Ich glaube, sie hat einmal eine große Enttäuschung erfahren, und diese hat sie verbittert, gallig, spottsüchtig gemacht. Es ist wohl ihr Unglück, daß niemand ihr energisch entgegenzutreten wagt, daß sie sich ungezügelt gehen lassen darf. Gewiß ihr Unglück, — aber ich mag nun einmal solche Naturen nicht, die sich nicht selbst zu beherrschen wissen."

Er schwieg, und sie griff aufs neue zum Bohnenmesser.

Nach einer Weile erst fing er wieder an: „Nun sagen Sie nur auch einmal, Fräulein Ella, wie hat Ihnen denn die schöne Comtesse Helfenbladt gefallen?"

Da lächelte sie. „O, die ist eine durchaus glückliche Natur, glücklich mit zufrieden synonym genommen. Sie hat nämlich eine Eigenschaft, die fast immer glücklich macht, sie ist so wunderbar dumm. —"

„Liebenswürdig urtheilen Sie gerade nicht über meine letzten Gäste, Fräulein Ella." Es klang doch etwas Verletztsein aus seinen Worten.

„Sie hätten mich nicht fragen sollen," sagte sie leise und schnipfelte noch eifriger darauf los.

In die behagliche Stimmung, deren er so froh gewesen, war ein kleiner Mißton gekommen. Er aß mit nervöser Hast den Rest seiner Erdbeeren und trank einen Schluck. Dann zog er umständlich den Handschuh über die linke Hand, nur um ihn gleich wieder abzustreifen.

„Sie mögen nicht ganz unrecht haben, Ella," sagte er endlich, wie mit einem plötzlichen Entschluß. „Aber ganz gerecht sind Ihre beiden Urtheile darum doch nicht, denn sie treffen immer nur die eine Seite der Art beider Menschen. Einseitig ist Ihr Urtheil," er sprach es lebhafter, wie glücklich, den rechten Ausdruck gefunden zu haben. „Sehen Sie, Ella, es ist doch auch viel Frohnatur in der Prinzessin. Wer so klug ist, wer solche Freude am Schönen, an der Kunst haben kann, der findet schließlich, wenn auch erst nach inneren Kämpfen, auch Befriedigung. Und nun die Comteß, — mein Himmel, es kann nicht jeder aus dem Vollen schöpfen und, — zugegeben, — sie mag nicht sonderlich klug sein. Aber sie ist doch nicht nur schön; an ihrer Schönheit zu mäkeln, sind Sie ja viel zu gerecht. Sie hat doch auch viel Sympathisches: ihre ruhige, stille, wirklich distinguirte, vornehme Art."

Sie sah zu ihm auf, und als sie den abgespannten Ausdruck in seinem Gesicht bemerkte, meinte sie eifrig: „Wir wollen nicht streiten, lieber Freund! Vielleicht war ich wirklich ein wenig scharf; lassen wir beiden Damen ihre guten Eigenschaften! — Darf ich Ihnen noch ein Glas Milch holen, oder ein paar Erdbeeren?"

„Danke, danke!" Er schüttelte den Kopf und fuhr, nach der Art nervöser Menschen hartnäckig an dem Gespräch festhaltend, fort: „Mir war es wirklich eine Freude, die Herrschaften bei mir zu haben. Sie waren alle so nett, so liebenswürdig, — es waren schöne Tage. Aber ich glaube, Fräulein Ella, Sie sind auch darin Ihres Vaters echte Tochter, daß Sie mir Welteinsamkeit predigen möchten."

„Wie sollte ich?"

„Doch, doch! Und Sie meinen es gut, ohne Zweifel, o, ich weiß, daß Sie es gut meinen, wie der Papa! Aber Sie schütten das Kind mit dem Bade aus: ich kann nun einmal ohne die gesellschaftliche Anregung nicht leben." Er war aufgestanden und ging mit kleinen Schritten den Gang entlang, immer fünf Schritte hin, fünf Schritte zurück.

Ella hatte die Hände sinken lassen und folgte ihm mit einem Blick voll liebevoller Besorgniß. Ein seltsam ernster, fast bekümmerter Ausdruck lag auf dem jungen Antlitz. Nun setzte sie die Schüssel fort und bat: „So nehmen Sie doch wieder Platz! Hab' ich Ihnen wehe gethan? Das wollte ich nicht, wahrhaftig nicht! Was geht mich denn die Prinzessin an und nun gar erst ihre Hofdame? Bitte, lieber Freund, — so ist's recht! Und nun sehen Sie mich einmal an! Nicht mit der bösen Miene," sie versuchte zu scherzen, und es wurde ihr doch nicht leicht — „bitte, recht freundlich'! wie der Photograph spricht. Und dann, — Sie haben mich ja einmal einen guten Kameraden genannt, — dann lassen Sie einmal diesen guten Kameraden zu Worte kommen — oder auch die Arztestochter, wenn Sie wollen! Darf ich reden? Nun also, Papa ist wirklich ein wenig besorgt Ihrethalben. Nicht, daß er Sie für krank hält, bewahre! Aber für nervös abgespannt, für recht sehr ruhebedürftig."

Es lag etwas Wunderliches darin, wie das junge Mädchen da vor dem wohl um fünfzehn Jahre älteren Manne saß und eifrig auf ihn einsprach. Und doch gab es sich wieder auch so ganz natürlich. Der schmächtige Mann, mit den müden, zuckenden Mienen, schien des ruhigen Zuspruchs so bedürftig, und das blühende Mädchen sprach so verständig und dabei so warmherzig. Schon ihre sanfte, tiefe Stimme that ihm wohl.

„Papa hat, offen gestanden, diesen Besuch gar nicht gern gesehen. Und, nochmals offen gestanden, ich auch nicht, mein Freund. Und, damit Sie es nur wissen, Fräulein von Gaddern als dritte auch nicht. Aber wir wußten ja alle drei, daß daran nichts zu ändern sei. Nun aber, nun müssen Sie wirklich an Sich denken, ganz Sich selbst leben. Es kommt ja im Grunde nur auf den Entschluß an. Gastlichkeit ist eine schöne Sache, aber auch sie kann gefährlich werden. Schließen Sie also einmal die gastlichen Hallen des Schlosses."

Er hatte ruhig zugehört, mit einem folgsamen Ausdruck, dann und wann, wie zustimmend, ganz leise den Kopf neigend. Nun aber erwiderte er doch: „Ja, ja, Sie meinen es gut. Aber es geht ja nicht. Ich erwarte ja Graf Drehna zur Auerhahnbalz, und dann kommt —"

„Es soll aber niemand kommen, mein Freund! Schreiben Sie den guten Leuten doch einfach ab!"

„Das geht nicht so, wie Sie denken, liebe Ella." Er lächelte trübe. „Ich kann Drehna doch nicht vor den Kopf stoßen. Und dann ist Rennen in Villau, und die Husaren aus Merseburg haben sich schon lange angesagt. Was würden sie von mir denken?!"

Die Abspannung in seinem Gesicht ließ schon nach, die Wangen strafften sich wieder und gewannen Farbe. Er streckte Ella die Hand hin, und als sie zögernd die ihre hineinlegte, sagte er herzlich: „Ich danke Ihnen, ja, wirklich, vielen, vielen Dank, Sie Liebe, Gute! Aber was Sie wollen, ist einfach unmöglich. Dann jedoch, in vier Wochen etwa, dann will ich einmal Ihrem Rath folgen und gründlich ausspannen, — gründlich!—"

Sie ließ bereits den Kopf sinken. „In vier Wochen werden Sie wieder anderes vorhaben, und alles bleibt beim Alten."

„Ich verspreche es Ihnen."

„Versprechen Sie mir nichts! Was werden Sie denn schließlich Ausspannen nennen? — Eine Reise nach Baden-Baden, eine Hetztour nach Berlin oder Paris!"

Er hielt ihre Hand noch immer umspannt. Nun zog sie sie langsam zurück. Wohl eine Minute saßen sie sich schweigend, ohne sich anzuschauen, gegenüber. Es schien fast, als habe er ihre letzten Worte überhört.

Dann glitt er plötzlich mit der Hand über die Stirn, und, einen neuen Gedanken aufnehmend, sagte er in ganz verändertem Tonfall: „Wann kommt der Papa wohl zurück, Fräulein Ella?"

Sie zuckte leicht zusammen. „Nicht vor zwei Stunden, Herr Baron!" entgegnete sie. Es war plötzlich wie etwas Fremdes zwischen ihnen.

Er zog die Uhr. „Dann kann ich doch nicht warten."

„Darf ich etwas bestellen? Oder soll Papa heut Nachmittag hinauf kommen?"

„Nein, nein! Und bestellen, — das läßt sich nicht gut bestellen." Er stand wieder auf und lehnte sich an den breiten Lindenstamm.

„Dann kommt Papa also zu Ihnen."

Er überlegte noch einen Augenblick. Es war sichtlich nichts Angenehmes, was ihn beschäftigte. Er zog die Unterlippe zwischen die Zähne, und seine Stirn krauste sich. Dann sagte er aufathmend, wie ein Mensch, der mit einem hastigen Entschluß etwas Peinliches von sich abwälzt: „Eigentlich, — vielleicht wären gerade Sie die richtige Interpretin meiner Bitte bei dem Papa! Ja, wirklich, Fräulein Ella, — wenn Sie mir einen rechten Gefallen thun wollen!"

„Selbstverständlich!" fiel sie eifrig ein.

Nun zögerte er doch noch eine Weile Es wurde ihm nicht ganz leicht, die rechten Worte zu finden

„Also, Fräulein Ella, es hat da neulich eine kleine, nun eigentlich eine recht unbedeutende Auseinandersetzung, einen etwas zugespitzten Wortwechsel zwischen Ihrem lieben Papa und meinem Bruder gegeben. Ich war nicht Zeuge des Gesprächs, kenne es nur aus dem Munde meines Bruders. Ja, ich weiß wirklich nicht, auf wessen Seite die Schuld war, wenn überhaupt von einer Schuld die Rede sein kann. Mein Bruder ist ja eine etwas heftige Natur und von stark ausgeprägter Eigenart, ich will ihn nicht entschuldigen. Aber er, — er war ganz außer sich." Der Baron schöpfte tief Athem. Es war, als werde ihm das Sprechen schwer. Dann fuhr er fort: „Nun, sehen Sie, liebe Freundin, nun ist es mir so sehr, so überaus fatal, daß dieser Mißklang zwischen die beiden Männer gekommen ist. Ich möchte die Sache gern ausgleichen, irgendwie, ich weiß nur selbst nicht den rechten Weg. Fritz ist doch mein Bruder, und Ihren Papa schätze und verehre ich so sehr —! Ja, — kurz und gut, Fräulein Ella, deshalb wollte ich mit Ihrem Papa sprechen. Ich hoffe, er wird gern die Hand zu einem Ausgleich reichen."

Sie nickte lebhaft: „Gewiß, Papa ist ja stets ein Freund des Friedens. Er hat mir übrigens von der Geschichte erzählt. Auch ihm war sie fatal."

„Desto besser, desto besser!" Er nahm eifrig das Wort wieder an sich. „Ich wußte es ja, er ist ein so verständiger Mann. Und es wird nicht schwer sein, es genügt ja ein Wort, eine Zeile des Bedauerns, nicht direct natürlich, sondern durch mich als Mittelsperson!"

Ueber Ella's Gesicht breitete sich ein Schatten. Nun stand auch sie auf. „Ich habe wohl mißverstanden? Papa soll —? Aber das ist ja doch ganz unmöglich."

„Nehmen Sie die Sache nicht so tragisch, theuerste Ella. Ein kleines Wort, ein passendes Scherzwort meinetwegen, und mein Bruder ist gewiß zufrieden gestellt." Er sagte es fast ängstlich, bittend und doch auch wieder unsicher.

Einen Augenblick schaute sie ihm starr ins Gesicht, mit großen erstaunten, erschreckten Augen. „Nein," sprach sie dann. „Nein! Das hieße die Rollen vertauschen; wenn an jemand, so ist es an Ihrem Herrn Bruder, die Hand zuerst zu einem Ausgleich zu reichen. Er hat Papa provocirt. So gut, so herzensgut Papa ist, von seinem Recht läßt er sich keinen Deut abhandeln, gottlob! Und ich sollte ihm zureden? Nein! Nein, Herr Baron, das erwarten Sie nicht von mir!"

Er war vom Baum fortgetreten, näher zu ihr heran, und stützte sich nun schwer auf die Lehne eines Gartenstuhls. „Und wenn ich Sie bitte, Ella, recht herzlich bitte?"

Sie schüttelte leise, aber bestimmt den Kopf. „Nein, Herr Baron. Es wäre vergeblich, ich würde es aber auch nicht thun. Ich bin viel zu stolz auf Papa, als daß ich ihm etwas zumuthen sollte, das — das einfach unwürdig wäre."

„Fritz ist mein Bruder."

Sie antwortete nicht. Sie schüttelte nur noch einmal den Kopf.

„Ella!"

Keine Antwort.

Er seufzte leise. Eine Secunde blieb er noch stehen in erwartungsvoller, leicht vorgebeugter Haltung, die Augen bittend auf sie gerichtet. Dann zog er umständlich die Handschuhe an und griff nach dem Hut. Es lag immer noch ein gewisses hinhaltendes Zögern in all diesen langsamen Bewegungen.

Und als er sich nun empfahl und ihr die Hand zum Abschied reichte, fragte er noch einmal: „Wirklich nicht, Ella? Auch nicht mir zu liebe?"

Ihre Rechte bebte leise, als sie sie in die seine legte, und um ihre Lippen zuckte es schmerzlich. Aber sie erwiderte nichts, als: „Nein, es kann nicht sein, es darf nicht sein!" Und während sie dies bestimmt sprach, senkte sie ihren Blick. Er brauchte nicht zu sehen, wie schwer ihr das Nein wurde.

So ging er.

Wie fast stets, wenn er schied, schritt sie fast bis zur Gartenpforte neben ihm her. Hier zog er noch einmal den Hut, sie erwiderte den Gruß durch ein etwas förmliches Neigen des Kopfes.

Dann fiel das Gitterthor zu.

So waren sie noch nie, — noch niemals auseinander gegangen.

Und sie stand starr, erschrocken und schaute ihm nach, wie er mit seinen müden Schritten dicht am Gartenzaun entlang ging. Erst als er hinter den Fliederbüschen verschwand, wandte sie sich mit einem schmerzlichen Aufseufzen ihrem Platz unter der Linde wieder zu.

Daß er ihr, daß er dem Vater das zumuthen konnte! Er mit seinem feinen Empfinden, das sie immer so hoch an ihm geschätzt hatte! Welch anderer Geist hatte heut aus ihm gesprochen, welch fremder Einfluß!

Sie schüttelte sinnend den Kopf, und dann blickte sie eine Weile fast regungslos auf den Platz, wo er gesessen hatte.

Da hörte sie plötzlich vom Thore her noch einmal seine Stimme und ihren Namen: „Fräulein Ella, Ella!"

Eine jähe Röthe überströmte ihr Gesicht in Schreck und Freude zugleich.

Und wie sie sich umwandte, sah sie ihn drüben stehen, die Arme auf das Gitter gelehnt. Auch sein Antlitz war geröthet. Er mochte schnell zurückgeeilt sein. Und noch einmal wiederholte er: „Fräulein Ella!" Es klang wie Bitte und Abbitte zugleich.

Sie war schon am Thor.

„Ich mußte umkehren," sagte er mit hastendem Athem. „Ich fühlte, Sie waren böse auf mich, Ella. Und das darf nicht sein, nie sein! Nur die Hand wollte ich Ihnen noch einmal geben, — bitte, — bitte!" —

Nun hatte sie mit einem Mal ihr sonniges, ruhiges, sicheres Lächeln wieder. Und sie legte ihre Rechte in die seine. Es war so ganz anders als vorhin. Aber es war doch auch ganz anders als früher.

„Ich bin nicht böse," sprach sie leise.

Einen Augenblick noch hielt er ihre Hand umspannt und sah ihr tief in die Augen. „Nun ist's gut, ich bin wieder froh!" Es kam nur wie ein Hauch über seine Lippen.

Und ihre Hände lösten sich. Er trat zurück und grüßte noch einmal zu ihr hinüber. Dann schritt er quer über die Straße. Dort blieb er stehen und winkte ihr wieder zu, und sie nickte zurück. Und zum dritten Male noch tauschten sie einen Gruß, als er schon drüben an der nächsten Biegung des Weges angelangt war. —

Ella erzählte dem Vater nichts von der Bitte, die der Baron an sie gerichtet hatte. Wozu auch, die Angelegenheit war für sie erledigt. Als sie sich bei Tisch gegenübersaßen, berichtete sie nur kurz von seinem Besuch, daß er Papa's Erdbeeren köstlich gefunden habe, — wozu der alte Herr ein wenig schmunzelte, — und daß auf dem Schloß schon wieder Besuch erwartet würde, worüber er brummend sein ärztliches Mißfallen äußerte. Aber er ging mit einem „Wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen — schade!" auch hierüber hinweg, um der Tochter von einem Briefe des Bruders zu erzählen, der äußerst zufrieden und sehr drollig über die „Baronin-Mutter" geschrieben hatte. „Muß übrigens eine Kernfrau sein, trotz ihrer Eigenheiten. Was in unserem Pflaune Gutes steckt, stammt sicher von ihr. Und er ist doch ein liebes Kerlchen trotz seiner, — na, — seiner Schwächen. O jerum, Kind, da hast Du aber eben einen schönen Compot-Fleck gemacht! Und morgen drehst Du das Tischtuch um und behauptest, ich sei der Sünder gewesen!"

Als der Doctor am Spätnachmittag von einigen Besuchen, die er zu Fuß im Dorfe selbst gemacht, heimkehrte, brachte er einen Gast mit.

Ella saß im Gartenzimmer am Flügel, dem werthvollsten Stück der ganzen Hauseinrichtung, und sang. Die beiden Herren blieben unter dem Lindenbaum stehen; der Alte sich mit beiden Händen auf seinen derben Krückenstock stützend, leicht vornüber gebeugt, auf dem Gesicht ein frohes Vaterlächeln; Hauptmann von Hellbach lehnte sich mit heißen Wangen an den Baum, ebendort, wo heute Morgen der Freiherr von Pflaune gestanden.

Nun verstummte der Gesang, die Begleitung tönte mit einem langen Accord aus.

Der Doctor ließ den Stock zur Erde fallen, klatschte kräftiglichst in die Hände und rief ein lautes: „Alle Wetter, Ella, bravissimo!" Hellbach drückte den Kopf fester gegen den Stamm und spähte erwartungsvoll zum Fenster.

Aber da trat Ella schon auf die Veranda heraus.

„Kind, ein armer Reisender bittet um eine Tasse Kaffee! Sei barmherzig und gieb ein Böhnchen mehr heraus. Ich dulde ja gern, daß Du mich beknappst, aber unser Haus soll nicht in üblen Geruch schlechten Mocca's kommen. Und eine Zeltinger oder zwei laß kühl legen, — nein, Liebster, keine Widerrede! Sie müssen zum Abend bleiben! —"

Hellbach war vorgetreten und hatte Ella die Hand geküßt. „Störe ich auch wirklich nicht, gnädigstes Fräulein?" fragte er. Und gleich fügte er hinzu: „Wie schön haben Sie gesungen, wie wunderschön —"

„Dalli, dalli, Kind! Mein Durst ist riesengroß," rief der Doctor dazwischen. „Und erbarme Dich, hartherzige Creatur, rücke mit Deinem Letztgebackenem heraus. Es hat zwar einen Klitschstreifen, aber wir wollen darüber hinwegsehen. Hier, unter der Linde, Kind, trinken wir, natürlich! Kommen Sie, theuerster Capitano, setzen Sie Sich Warum in aller Welt haben Sie Ihren verehrten Herrn Vater nicht mitgebracht?"

Der Hauptmann gab nur kurz und knapp Auskunft. Er war befangen, zerstreut. Er merkte es selbst, und es verdroß ihn, daß er sich nicht besser zu beherrschen vermochte. Und der Doctor, offenbar in der besten Laune, sprach unausgesetzt auf ihn ein. Nun fing er gar selbst an, von seinem neulichen „kleinen Rencontre" mit dem Oberstlieutenant zu erzählen, völlig harmlos, die Sache als Bagatelle behandelnd. „Was er sich nur eigentlich dachte, der Pflaune? Weiß Gott, Capitano, ich geh' doch wahrhaftig jedem Streit auf zehn Meilen aus dem Wege, wo ich nur kann. Aber anekeln laß ich mich nicht, fällt mir gar nicht ein! Na, er wird's wohl gemerkt haben, und das schadet ihm nichts. Und wenn er's nicht genug gemerkt haben sollte, dann mag's ihm unser Freund, sein Bruder, mein' ich, stecken!"

„Er hat es gemerkt, und er wird es Ihnen nachtragen, Herr Doctor, seien Sie versichert: er vergißt nichts."

„Desto besser! Dann wird er sich in Zukunft etwas mehr in Acht nehmen, mich alten Mann anzuecken. Puh . . . ich mag solche Menschen nicht, die immer thun, als ob sie einen moralischen Ladestock verschluckt hätten. — Na endlich, Ella! Gegrüßt seist Du, Maid, mit dem duftenden Trank der Levante!"

Ella erschien, von der alten Dienerin gefolgt, auf der Veranda. Hellbach sprang auf, ihr das Gedeck abzunehmen, das sie in den Händen trug. Aber sie wehrte leise ab.

„Na Kind, er geht! Dein Kaffee nämlich," der Doctor hatte prüfend die Tasse zu den Lippen geführt. „Etwas nach homöopathischen Grundsätzen, System der kleinsten Dosen, aber sonst ganz genießbar. Capitano, hier den Kuchen empfehle ich Ihrem Wohlwollen. Darin ist die Ella Meisterin. Vortrefflich, nicht wahr? Hast Du dem Baron heut auch ein Krümelchen spendirt, Kind?"

„Nein," gab sie kurz zurück. Sie fühlte, ohne aufzusehen, wie Hellbach's Blick auf ihr ruhte.

„Schade! Solchen Kuchen kann der Küchen-Chef oben nicht fabriciren, und wenn die gute Gaddern sich und ihn auf den Kopf stellt. Und Pflaune ißt so gern Süßigkeiten, die Naschkatze."

Der Doctor mußte die Kosten der Unterhaltung fast allein bestreiten. Von rechts und links erhielt er nur kurze Antworten. Aber er ließ sich nicht stören.

„Sehen Sie, Capitano, mit Männern, die das Süße nicht verachten, ist immer gut auskommen. Wenn ich ein Mädel wäre, ich wählte danach meinen Zukünftigen. Warum lachen Sie so spöttisch? Bitte recht sehr, ich will damit durchaus nicht sagen, daß solche ‚süße' Mannesleute immer Weiber sein müssen. Nein, . . . aber sie haben sich ein Stück kindlichen Geschmacks ins Mannesalter hinübergerettet. Uebrigens waren alle großen Gourmets Freunde des Süßen: Brillat-Savarin, Friedrich der Große, Graf Münster, Gambetta . . . Na, und nun denken Sie Sich 'mal Ihren Selbstherrscher da unten, den Oberstlieutenant, vor einem Stück Torte oder einer Bavaroise oder einem Ananas-Auflauf! Das saure Gesicht möcht' ich sehen, wenn er honoris causa einbeißen muß! . . .

Großer Zeus, ich hab' da noch einen Kietzer im Keller, anno 76er, selbstgekeltert, den Ella sogar zum Kochen für zu sauer hält. Den möcht' ich dem Oberstlieutenant 'mal vorsetzen." —

Der alte Herr schlürfte sein Täßchen aus und lehnte sich behaglich zurück. „'s ist doch ein wunderliches Brüderpaar, die beiden Pflaunes. So grundverschieden, daß man glauben möchte, es sei gar nichts Gemeinsames an ihnen . . ."

„Finden Sie das wirklich?" Fast zum ersten Male sprach Hellbach sichtlich interessirt. „Ich finde sie nur äußerlich unähnlich, im Kern ihres Wesens schlummern sicher manche nahverwandte Züge."

„Ganz verleugnet sich ja die Erbschaft der Eltern wohl niemals. Aber hier, lieber Freund, hier ist doch weit, weit mehr Trennendes, als Verwandtes . . ."

„Vor allem sind beide Streber, sie streben nur nach verschiedenen Richtungen, auf anderen Wegen, zu anderen Zielen."

„Zugegeben! Aber, — du lieber Gott, — schließlich sind wir ja alle Streber und sollen es sein. Und Sie selbst betonen ja das Unterschiedliche: die anderen Wege, die anderen Ziele. Ein harmloseres Streberthum, wie das unseres Trunbergers, giebt's doch wohl auch kaum, und ein liebenswürdigeres sicher nicht, so ganz auf seine Kosten, vor allem auf die seiner Gesundheit. Wunderlich genug übrigens: Da schreibt mir mein Junge aus Berlin heut von der Dritten im Bunde, von der Schwester der beiden, und auch er nennt sie eine Streberin. Und auch sie ist es wieder in anderer Weise, auf anderen Wegen, nach anderen Zielen, wenn ich den Jungen recht verstehe: sie will unter der haute finance die erste Geige spielen, die besten Toiletten haben, das größte Haus machen. ‚Jedes Thierlein hat eben sein Plaisirlein'."

Ella hatte sich erhoben.

„Wo willst Du hin, Kind?" fragte der alte Herr.

„Ich wollte ein paar Erdbeeren zur Bowle holen."

„Sehr lobesam. Aber wart' 'mal, Ella . . . Herr von Hellbach soll Dir helfen. Was, Capitano? Ich hab' so wie so noch zehn Minuten am Schreibtisch zu thun, ein paar dumme Fieber-Curven zu vergleichen. Besser werden sie davon auch nicht, — die Fieber-Patienten nämlich. Hier, lieber Herr Hauptmann, nehmen Sie dies Untertäßchen mit. Von den kleinbeerigen hinten am Zaun, Ella. Und bitte, Herrschaften, nur recht reife; immer ‚eins ins Kröpfchen, zwei ins Töpfchen'."

Nun schritten sie beide neben einander der Erdbeer-Plantage zu. Beide in dem Gefühl, daß die nächste Viertelstunde ihnen eine Entscheidung bringen werde. Beide fertig mit ihrem Entschluß.

Und beide sehnten diese klärende Entscheidung herbei und suchten sie nun doch noch um Secunden, um Minuten hinauszuschieben.

„Hier, bitte!" sagte das junge Mädchen endlich wortkarg und deutete auf ein grünberanktes Beet, aus dem die kleinen rothen Beeren zu hunderten herausschimmerten.

Sie trat dabei zugleich auf die andere Seite. Sie mochte nicht neben ihm niederknieen.

Er bückte sich gehorsam. Er sammelte auch wirklich einige Früchte, — mühsam, denn es flimmerte ihm vor den Augen.

Und dann geschah gerade, was sie hatte vermeiden wollen, indem sie auf die andere Seite des Beetes trat. Nicht seine Absicht war es, der Zufall fügte es, daß ihre Wange ein-, — zweimal fast die seine berührte, während der seine Duft ihres Haares ihn streifte.

„Gnädiges Fräulein, Fräulein Ella — —" sprach er endlich. Und beide richteten sich empor und sahen sich in die Augen.

Er mit einem Ausdruck flehender Liebe. Sie in bittender Abwehr . . .

Der kleine Teller in seiner Rechten klirrte zu Boden. Er mußte zufällig auf einen Stein gefallen sein, denn er brach in Scherben.

Hellbach achtete nicht darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtliches.

Christbäumchen für ein junges Ehepaar. — Zum ersten Mal soll das Weihnachtsfest im neuen Haushalt begangen werden. Noch bedarf es keines großen Christbaumes, an dem, zwischen Kerzen und Tannengrün, Bonbons und Confect prangen, denn es fehlen strahlende Kinderaugen, naschhafte Kindermäulchen.

Der Baum aber, als Mittelpunkt des Gabentisches, darf ein Stück der Wald-Poesie mit sich tragen, die er lassen mußte, um Weihnachtsduft und Weihnachtsfreude in das junge Heim zu bringen.

Eine mäßig hohe, etwa einen Meter im Geviert große Kiste (die Größe derselben richtet sich nach der Höhe des Bäumchens) wird außen mit Baumrinde benagelt, sodaß nichts von der Holzwand sichtbar bleibt, und dann mit Erde oder Sand bis zum Rand gefüllt, worauf das Tannenbäumchen im Mittelpunkt sicher und tief eingesenkt wird. Um den Waldboden darzustellen, bedeckt man die Erde mit frischem Moos und mit Flechten; Pflanzen, die man entweder mit dem Blumentopf einsenkt oder, wenn die Kiste mit Zink ausgefüttert wurde, in die Erde selbst einsetzen kann, wie Farrenkraut, Epheu und Schlinggewächse, bedecken den Moosboden oder hängen über die Außenwand des Kistchens herab. Will man das kleine Wald-Idyll besonders poetisch gestalten, so senkt man auch frische Maiglöckchen, blühende Cyclamen oder dichte Büsche duftender Veilchen ein.

Der Christbaum selbst sollte als Schmuck nur Kerzen tragen, doch kann man das Bäumchen auch mit „Schnee" (d. i. mit Brillant-Staub bestreute Watte) bedecken; die Spitze krönt ein funkelnder Stern. Bleibt das Bäumchen dagegen grün, so zieht man funkelnde Lametta-Fäden von Zweig zu Zweig. Reizend nehmen sich kleine Waldvögel aus, die, in der bekannten Manier aus Carton und Seidenpapier hergestellt, fertig käuflich sind, ebenso bunte Schmetterlinge aus Papier und glänzende Käfer, auch ein kleines Vogelnest aus Moos, in dem bunte Eierchen liegen, fügt sich dem Rahmen des Waldbildchens trefflich ein. Ueber das Moos werden Thautropfen aus Glas gestreut, wie sie in allen Blumenfabriken erhältlich sind.

Selbstverständlich kann auch der Waldboden mit allem bevölkert werden, was die Thierwelt oder das Märchenreich unter Busch und Grün wimmeln läßt. Häschen treiben ihr Wesen im Moos, oder kleine Zwerge aus Thon mit spitzen Mützen und grauen Bärten lugen zwischen Farrenkraut und Epheu hervor. An zierlichen Nippes giebt es so vieles, was in den Waldzauber paßt, und später im Zimmer der Hausfrau auf Etagèren und Borden Platz finden kann. W. Meynau.

Christbaum-Reif. — Als Ersatz für die feuergefährliche Watte, welche man als „Schnee" auf die Weihnachtsbäume legt, und auch für den „unverbrennbaren Christbaum-Schnee", der sich der Kleidung so lästig anhängt, imitire ich täuschend ähnlichen Reif am Christbaum auf folgende Weise: Zwei Tage vor dem Aufputzen lasse ich die Tanne in den Untersatz schlagen; dann koche ich viel Leim recht dünnflüssig in Wasser und bestreiche, von der Spitze des Baumes beginnend, mit den Händen jedes Aestchen mit Leim. Eine zweite Person streut auf jeden in dieser Weise befeuchteten Ast reichlich gewöhnliches Kochsalz; ist der Baum bis zum letzten Zweig bestreut, so läßt man ihn unberührt trocknen; zum Schluß wird noch Eisflimmer über den Baum gesiebt. Erwine W.

Watte-Püppchen für den Weihnachtsbaum. — Seit der Weihnachtsbaum nicht mehr ausschließlich mit Aepfeln, Nüssen und Wachslichtern geschmückt wird, findet neben allerlei Süßigkeiten auch manch scherzhaftes Anhängsel Platz an seinen grünen Zweigen. Höchst originell sind die niedlichen, 10 cm großen Watte-Püppchen, — Männlein und Weiblein in farbigen Kleidern aus Krepp-Papier. Der kleine Soldat legt militärisch grüßend die Hand an den Dreimaster, die Gestalt der geputzten „Landfrau" verschwindet halb hinter einem Riesenfächer aus Papier. M. S.

Kalender mit Malerei.

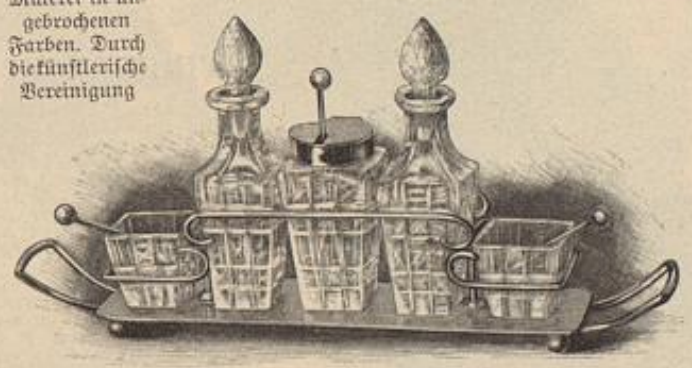
Kalender mit Malerei. — Der kleine Kalender zum Aufstellen ist eine in letzter Stunde noch auszuführende Weihnachtsarbeit, für die Lederpappe, Cigarrenkisten-Holz oder weiße Holztäfelchen in 13 cm Länge zu 4 cm Breite Verwendung finden. An Stelle der Charniere verbinden schmale, der Rückseite aufzuklebende Lederpapier-Streifen die oben und unten abgeschrägten Platten. Der Pinsel zaubert mit etwas Farbe, beliebig auch mit dem Brennstift für die Contouren, den kerzengeschmückten Christbaum auf die Fläche, sowie ein Engelein, das fromme Wünsche auf die neue Jahrestafel schreibt. Glückspilze, heimkehrende Schwalben und ein „Grüß' Gott 1898" vollenden das Bild, das an unserem Modell mit Aquarell-Farben ausgeführt wurde; die Glückspilze sind mit rother, die Lichte mit weißer Email-Farbe aufgesetzt; einzelne Goldlichter kommen auf die Engels-Fittiche und die Tannenzweige. Die Rückseiten der Tafeln tragen die einzelnen Blätter eines Kalenders. E. F.

Menage aus plattirtem Silber. — Das schmale, längliche Tablet aus plattirtem Silber trägt die verschiedenen Behälter für Essig, Oel und Senf, Pfeffer und Salz, — letztere mit kleinem Löffel versehen, — aus feinstem geschliffenen Krystallglas. Das Senfdöschen schließt ein in Charnieren beweglicher altsilberner Deckel. Der Frau des Hauses dürfte ein so hübsches Tischgeräth, das zum Schmuck der Tafel beiträgt, als Weihnachtsgeschenk doppelte Freude bereiten. (Siehe Bezugsquellen.) M. S.

Bouillon-Tasse. — Als passendes Weihnachtsgeschenk für ältere oder gebrechliche Personen dürfte eine zweihenkelige Bouillon-Tasse willkommen sein, die auf einer versilberten, runden Platte ruht. Das die Tasse umschließende Gestell aus starkem Silberdraht dient zugleich dem kleinen silbernen Eßlöffel als Halter. A. H.

Likör-Service mit Email-Malerei. — Die Freude an der Farbe giebt sich augenblicklich in hervorragender Weise auch in den Tafelgeräthen kund; so zeigt das zierliche, auf einer 20 cm im Quadrat großen Spiegelfläche mit Altsilber-Rand stehende Likör-Service aus grünem Glas eine reiche Verzierung in Email-Malerei in ungebrochenen Farben. Durch die künstlerische Vereinigung von Roth, Grün, Gelb, Blau und Weiß fügen sich Flasche und Gläser jedem anderen Service ein, zumal auch die eleganten Formen dem nicht entgegen sind. Bei dem annehmbaren Preise (32 Mk.) dürfte sich das Likör-Service zu einer willkommenen Weihnachtsgabe eignen. E. F.

Bouillon-Tasse.


Menage aus plattirtem Silber.

Likör-Service mit Email-Malerei.

Häusliche Weihnachts-Bäckerei. — Elisen-Lebkuchen. 5 Eier werden mit 500 g braunem Zucker (Kochzucker) $^1/_2$ Stunde gerührt, dann fügt man $^1/_2$ geriebene Muscatnuß, 10 g Zimmt, 50 g fein geschnittene Pomeranzen-Schale und eine Citronenschale und zuletzt 500 g fein geriebene Mandeln hinzu, streicht die Masse auf Oblaten und bäckt sie. Statt der Oblaten kann man auch mit Speck bestrichenes Schreibpapier nehmen; man setze den Teig auf die gefettete Seite, das Papier löst sich gleich, nachdem die Kuchen aus dem Ofen kommen, leicht ab. Danach bestreicht man die Kuchen noch warm mit folgendem Guß: 1 Eiweiß (zu Schnee geschlagen) wird mit dem Saft der vorher abgeschälten Citrone und 125 g Puderzucker $^1/_4$ Stunde stark gerührt, bis alles ganz steif ist. Oben auf den leicht übergestrichenen Guß streut man die bekannten bunten Zuckerkörnchen und trocknet ihn dann im Ofen. Cl. H.

Watte-Püppchen für den Weihnachtsbaum.

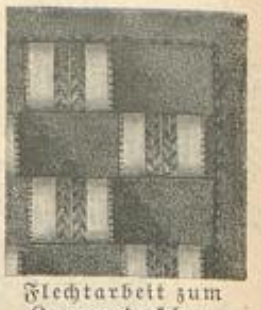
Weiße Nürnberger Pfeffernüsse. — $^1/_2$ kg feinen Zucker rührt man mit vier ganzen Eiern, der abgeriebenen Schale von einer Citrone, etwas Rosen- oder Orangenblüthen-Wasser schaumig, giebt 15 g in Milch aufgelöste Pottasche hinzu und mischt die Masse mit $^1/_2$ kg feinem Mehl zu einem bündigen Teige. Hiervon formt man kleine Kügelchen, bäckt sie in mäßig heißem Ofen auf einem mit Mehl bestreuten Blech und überzieht sie mit Eiweiß-Glasur. M. S.

Haselnuß-Pralinés. — 60 g geschälte und fein gehackte Haselnüsse werden mit etwas geschmolzenem Zucker auf dem Feuer unter beständigem Rühren geröstet und dann mit einer gleichen Menge Zuckerteig vermischt. Dieser wird aus 250 g zum vierten Grade eingekochtem und mit 3 bis 4 Eßlöffeln süßer Sahne nochmals aufgekochtem Zucker bereitet und, nachdem er erkaltet, mit Hülfe eines Spatels zu einem dicken Teig bearbeitet. Die kleinen, aus dieser Masse geformten Kugeln wendet man in einem aus 250 g Vanille-Chocolade mit geläutertem Zucker bereiteten dicken Brei um, hebt sie einzeln mit einer Gabel heraus und läßt sie auf einem kalten Backblech vollständig fest werden. A. H.

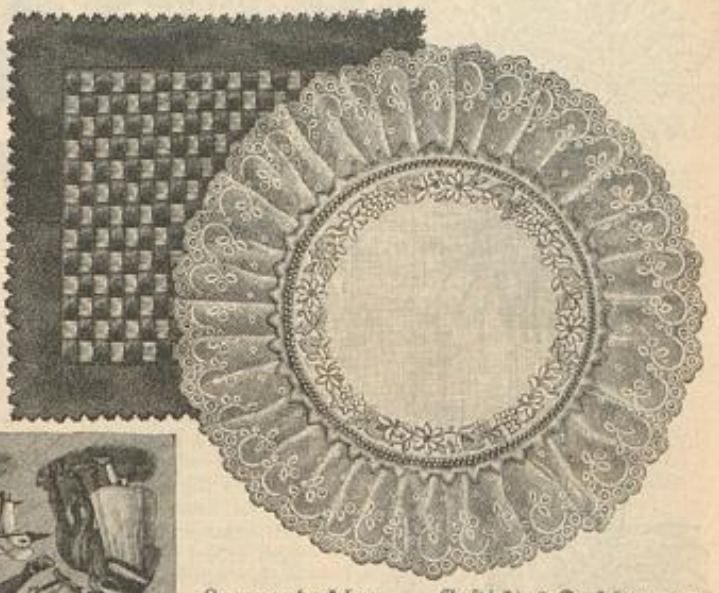
Wandschoner mit Malerei.

Kleine Weihnachts-Arbeiten.

Entsprechend der kurzen, bis zum Feste noch bleibenden Zeit, sind unsere heutigen Vorlagen sämmtlich schnell und einfach anzufertigen. — **Wandschoner mit Malerei.** — Auf hellgrauem Wachstuch sind mit Oelfarben große Ranken der so decorativen Sonnenblume ausgeführt; ein leichtes Rococo-Ornament in bräunlichen Tönen mit goldenen Lichtern umschließt rahmenartig die Blumen, die gelb schattirt, mit schwarzbraunem Kelch und graugrünen Blättern sich klar von dem hellen Grunde loslösen. Eine passende Waschtisch-Garnitur veranschaulichen die Abb. 72-74 der technischen Nummer. — **Lampendeckchen. Flechtarbeit.** — In der Art der Fröbel'schen „Flechtblätter" stellen unsere Kleinsten das niedliche Deckchen her. Den 25 cm im Quadrat großen Grund ergiebt in Zäckchen ausgeschlagenes, farbiges Tuch; an diesem berechnet man ringsum einen 4 cm breiten Rand und schneidet den Fond querüber in knapp $^3/_4$ cm breite Streifen ein. Es geschieht dies am besten mit scharfem Messer und mit Hülfe eines Lineals auf einer Unterlage aus Holz. Durch die erhaltenen Spangen flicht die Kinderhand zierlich gemustertes, schmales Seidenbändchen, dessen Enden auf der Rückseite zugleich mit einer Gaze-Unterlage dicht neben dem Fond festgesteppt werden. Satin- oder Seidenfutter vollendet das Deckchen. — **Bedruckte Filzplatte für Spielteppiche.** — 45 zu 60 cm großen Filzplatten sind in bunten Farben allerlei Figuren aus Märchen und Kinder-Reimen aufgedruckt, die den Conturen nach ausgeschnitten und mit Stielstich einem Tuch- oder Friesgrunde in gefälligem Arrangement aufgenäht werden sollen. Man rechnet für einen Spielteppich, der auch noch Leinenfutter erhalten kann, etwa 100 bis 150 cm Länge zu 75 bis 100 cm Höhe. — **Bilder-Rahmen im Empire-Geschmack.** — An dem 24 cm hohen, 21 cm breiten Rahmen besteht der mit Stickerei verzierte Theil aus grünem Leder, während der vorspringende Leisten-Abschluß und die Rückseite mit weißem Leder bezogen sind. Die Ausführung der Stickerei, deren Muster unschwer nach der Darstellung aufgezeichnet werden kann, entspricht jener der Buchhülle, Abb. 15 und 25 im Hauptblatte. Passend zum Rahmen giebt es Schreibmappen und Löscher, sodaß sich eine ganze Schreibtisch-Garnitur zusammenstellen läßt. — **Korbständer für Backwerk, Obst, Confituren** ꝛc. — Die mit gestickten Deckchen geschmückten, beweglichen Teller des 90 cm hohen Korbständers sollen Backwerk, Obst, Confituren ꝛc. aufnehmen; der Ständer findet dann neben dem Theetisch seinen Platz. Wie die Einzeldarstellung einer Decke zeigt, verziert den Außenrand ein feines Börtchen, das mit weißer Seide und etwas Goldfaden in Platt- und Stielstich zu sticken ist; den mit Languetten-Bogen in zwei Größen abschließenden Rand garnirt leicht eingereiht eine 8 cm breite Spitze, — Imitation von Valenciennes, — von der 125 cm erforderlich sind. Schleifenschmuck aus 6 cm breitem rosa Bande. — **Staubtuch-Korb mit gesticktem Lambrequin.** — Den 35 cm hohen Korb aus vergoldeten Stäben und hellem Bastgeflecht stattet ein auf bismarckbraunem Tuch mit weißer Sattler-Seide und etwas Goldfaden gesticktes Lambrequin aus, das zu 18 cm mittlerer und 7 cm Seitenhöhe 20 cm obere Breite mißt. Die spitzenartig wirkende Ausführung erklärt die naturgroße Darstellung, auf der nur der 2 cm breite Languetten-Rand fehlt. Die schmalen Rändchen bestehen aus Einzelstichen, die doppelter japanischer Goldfaden, aufgenäht mit gelbseidenen Ueberfangstichen, contourirt. Leichter Platt- und Stielstich bildet die Mittelfigur, Kreuznaht die seitlichen Figuren; gespannte Faden, zum Theil noch durch kleine Stiche überfangen oder durch Spinnen bereichert, zieren den Grund. Dem oberen Rande des Lambrequins steht eine 1 cm breite Blende aus braunem Seidenplüsch vor; den Ansatz deckt eine Rüsche aus fahlröthlichem Tuch, für die ein 2 cm breiter Streifen an beiden Seiten in schmale Zungen einzuschneiden ist, deren jede zweite mit einem Stich nach innen befestigt wird. Schleifen aus weißem und röthlichem Tuch; die ausgezackten Theile messen je $6^1/_2$ cm mittlere Länge und an ihrem geraden, später einzufaltenden Rande 3 cm Breite; ein Rosettchen aus dunkelgelbem Tuch ziert die Mitte. — **Arbeitskörbchen mit Stoffverzierung.** — Durch die hübsche Ausstattung mit indischer Seide wird das einfache Binsenkörbchen eine Zierde für den Arbeitstisch. Den 19 cm im Durchschnitt großen Boden bekleidet, über eine Carton-Platte gespannt, farbig gemusterte Seide; dagegen verziert den Boden und oberen Korbrand eine einfarbige, $2^1/_2$ cm breite Rüsche, für die ein reichlich doppelt so breiter Stoffstreifen zusammengebrochen, — die Schnittränder treten auf der Rückseite leicht übereinander, — und in der Mitte eingereiht wird. Ein 11 cm breiter Streifen, wieder aus dem gemustertem Stoff, ist schließlich durch die Stäbe der $8^1/_2$ cm hohen Korbwand zu leiten. — **Wandschränkchen mit Nagelarbeit.** — Aus weißem Holz fertig käuflich, beizt man das 66 cm hohe Schränkchen braun oder, nach englischer Art, moosgrün oder mahagoni-roth. Die Thür hat eine Füllung aus Kathedral-Glas erhalten, die obere Nische einen Vorhang aus Seide, die der Pinsel mit Gold-Ornamenten verzierte. Rückwand, Thürrahmen und Schiebekasten sind mit runden und eckigen Goldnägeln beschlagen, während die geschweiften Träger ein Zackenbörtchen und Sterne in Schnitzarbeit zeigen. M. St.



Flechtarbeit zum Lampendeckchen.

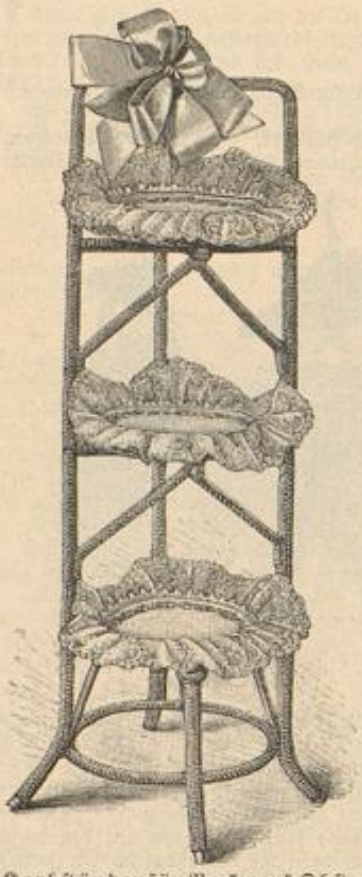


Lampendeckchen. Naturgroße Flechtarbeit oben stehend.

Gesticktes Deckchen zum Korbständer für Backwerk, Obst ꝛc.

Bedruckte Filzplatte für Spielteppiche.

Bilder-Rahmen im Empire-Geschmack.



Korbständer für Backwerk, Obst ꝛc. Einzelnes Deckchen rechts stehend.

Gesticktes Lambrequin zum Staubtuch-Korb.

Staubtuch-Korb mit gesticktem Lambrequin. Stickerei nebenstehend.

Arbeitskorb mit Stoffverzierung.

Wandschränkchen mit Nagelarbeit.

Bezugsquellen.

Kalender: Frl. v. Buddenbrock, W, Eisenacherstr. 70. Liör-Service: P. Raddatz, W, Leipzigerstr. 23. Menage, Tasse: E. Kayser, W, Leipzigerstr. 124. Watte-Püppchen, Christbaum-Schmuck: J. F. Schwarzlose Söhne, SW, Markgrafenstr. 29. Lichthalter: Albert Hauptvogel & Co., Dresden, Ostra-Allee 3. Lampendeckchen: C. Voß, W, Kurfürstenstr. 114. Filzplatte, Rahmen, Staubtuch-Korb: E. Schmidt, W, Friedrichstr. 78. Korbständer: Geschw. Rehm, W, Leipzigerstr. 129. Arbeitskorb: Busse's Liberty-Haus, SW, Markgrafenstr. 62. Schrank: C. Krebs, W, Steinmetzstr. 50.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Knesebeckstr. 76.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den litterarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Große, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.